Digitized by Google

Digitized by Google

MENTEM ALIT ET EXCOLIT

K.K. HOFBIBLIOTHEK
ÖSTERR. NATIONALBIBLIOTHEK

48.Q.36

48. Q. 36.

Digitized by Google

Allgemeine synchronistische

Weltgeschichte,

oder

Zeitungen aus der alten Welt.

Mit

Landcharten und Register.

Vierter Theil.

Von

Theodosius dem Großen, bis auf Carl dem Großen,

oder

vom Jahr der Welt 4362 bis 4751, oder vom Jahre Christi 379, bis zum Jahr Christi 768.

Herausgegeben

von einer

Gesellschaft deutscher Gelehrten.

Mit Königl. Preußischen und Churfürstl. Brandenburgischen allergnädigsten Privilegium.

Berlin und Halle, 1780.

Digitized by Google

Zeitungen
aus
der alten Welt,
des vierten Theils
erstes Quartal.

Vom
1. Januar 1779, bis 1. April 1779.
Stück 1 bis 25.

Digitized by Google

KAISERLICHE KÖNIGLICHE
WIEN
HOFBIBLIOTHEK

Digitized by Google

Allgemeine synchronistische

Weltgeschichte,

oder

Zeitungen aus der alten Welt.

Jahr der Welt 4362.

Nach Christi Geburt 379.

Aus Rom.

Da nicht nur die Gothen und viele zu ihnen gestossene Hunnen und Alanen, sondern auch die Quaden und die Sarmaten in den Waffen sind, überdem aber die Alemannen, und noch andere deutsche Völker, sich zum Kriege rüsten; so hats unser Kaiser Gratianus vor nöthig gehalten, zur Abwendung, der, dem gesamten Reiche drohenden Gefahr, noch einen Gehülfen

hülfen in der Regierung anzunehmen, und darzu, (am 19. Januar) den jungen Theodosius erkohren; denselben feyerlichst zum Kaiser ausgerufen; ihm auch, nicht nur die Länder, die der Kaiser Valens ehedem beherrschet hat, sondern überdem auch noch den größten Theil der Präfekturâ Illyricianâ, zur Beherrschung übergeben.

Abermalen ist demnach, das so weite römische Reich unter dreyer Herren Bothmäßigkeit vertheilet, nemlich unter der Bothmäßigkeit des Gratianus; seines Bruders Valentinianus, und des neuerwählten Kaisers Theodosius. Dieser Vertheilung ohnerachtet, wird jedoch das ganze Reich, noch immerfort als nur ein einziges angesehen, und wenn denn nur die Eintracht unter diesen Herren von Dauer ist; so werden hoffentlich die vielen Feinde, die jetzt des Reiches Untergang zur Absicht haben, dieselbe immer nicht erreichen, sondern sämtlich noch besieget werden.

Weit übrigens aber unser, nun erst zwanzigjährige Kaiser Gratianus, nicht etwan einen seiner Anverwandten, sondern ihn, den Theodosius, zum Kaiserthum erhoben hat; so müssen wir billig seinen Edelmuth hier preisen, und so muß ein jeder auch das eingestehen, daß er wohl nimmer einen Menschen hätte finden können, der mehr als dieser hier, der hohen Würde fähig wäre.

Denn dieser Theodosius ist eben der, der schon zu Valentinianus, des ersten, Zeit, als Jüngling sich so klug und tapfer hielt, daß er die Quaden und Sarmaten schlug: hat also der Welt es schon gezeigt, welch ein guter Held er sey, und hat auch sonsten sich in allen Dingen so betragen, daß jedermann von ihm mit Ruhm und Ehrfurcht spricht. Er hat indessen, da sein vortrefflicher Vater durch schändliche Menschen verlästert, und deshalb denn auch getödtet wurde, sich nach Spanien geflüchtet, und da, um allen Verdacht und aller Lästerung zu entgehn, bis noch im vorigen Jahre, in der tiefsten Stille, und großer Einsamkeit gelebet.

Seine so große Fähigkeiten, und sein unschuldvoller Wandel, sind indessen den Augen unsers Gratianus nicht verborgen blieben, und er hat ihn derowegen, im vorigen Jahre allbereits, aus seiner Einsamkeit zu sich berufen, bald auch so viel Hoheit und Stärke der Seelen, auch Erfahrung in den Kriegeshändeln bey ihm wahrgenommen, daß er ihn, wie schon gesagt, aus eigenem freien Entschlusse allen andern vorgezogen, und zur Mitregentenschaft erhoben hat.

*) Wenn wir im dritten Theile dieses Werks, p. 588 angemerket, daß der Kaiser Valens alle, deren Namen sich mit dem Buchstaben Theod angefangen, habe tödten lassen, und nun dennoch dieser Theodosius am Leben ist; so müssen unsre Leser bedenken, daß jene Hinrichtungen, nur in den Ländern des Valens, also nicht in Spanien, u. s. w. vorgefallen sind. Wenn indessen jetzt wirklich nun ein Mann des Kaiser Valens Thron betritt, der, wie die Vorherverkündigungen lauten, die Buchstaben, Theod, zu Anfangsbuchstaben seines Nahmens hat; so scheint nun freilich wohl die Wahrsagerkunst etwas sehr richtiges zu seyn. Aber die Sache nur genauer erwogen, so sieht man eigentlich nicht das, daß

daß die Wahrsager die Zukunft durchschauet, sondern das, daß sie unterweilen für die Zukunft eben so gewirket haben, als jeder kluge Kopf für selbige wirken kann.

Denn hatten diese Herren den dereinstigen Nachfolger mit jenen Buchstaben schon bezeichnet, und hatte Valens so viele Männer deshalb richten lassen; so war das sicherlich, dem Gratianus auch zu Ohren kommen, oder kam ihm doch anjetzt zu Ohren, da er den erledigten Thron des Valens besetzen wollte. Und dachte er, da er dies jetzt wollte, an die Weissagungen, so dacht er auch sehr leicht an diesen Theodosius, und mußte, da er einen guten tapfern Mann zum Kaiser wählen wollte, diesen nun vor andern darzu wählen, da nicht nur seine Thaten, sondern auch jene Wahrsager, ihn bereits darzu empfohlen hatten. Nicht also, weil diese vermeintliche Propheten die Zukunft schon vorher gewußt, sondern, weil Gratian der Propheten Ausspruch wußte, auch bey der Wahl beständig etwas wagen mußte, bey dieser Wahl nun aber, dem Schicksale zu folgen, und also destoweniger zu wagen glaubte, darum wurde Theodosius nun Kaiser. Denn, auch ohne Aberglauben wählen wir, wo wir aus mehrern, gleich unsichern Fällen, einen wählen sollen, wie z. E. beym Trumph angehen im Kartenspiel, den Fall, und die Farbe am liebsten, die ein Ohngefähr, ein Zufall, oder auch andrer Menschen Wink, vor andern uns zur Wahl empfehlen. Und wer derowegen andern Menschen klüglich rathen und gut winken kann, der kann, ohn ein Prophet zu seyn, gar leicht als ein Prophet erscheinen.

Die Herren Wahrsager zu des Valens Zeiten, waren in der That auch völlig im Stande, die treflichsten Winke hier zu geben. Denn Valens hatte keinen Sohn, und er hatte sein Reich, vom Valentinian I. empfangen, der zur Zeit ihrer Wahrsagung noch lebte. Nach des Valens Tode wars also vermuthlich, daß Valentinian I. das Reich des Valens, als ein, an ihn zurückgefallenes Reich betrachten, und da er es selbsten nicht beherrschen mogte, einem, seiner besten Günstlinge verleihen würde. Eben damals aber lebte in dem Reiche des Valens, ein gewisser Theodorus, in des Valentinianus Reiche aber, der Held Theodosius, der Vater nemlich von dem nun erwählten Kaiser. Und dieser Theodosius war damalen noch, ein Liebling des Valentinianus, auch, wie jener Theodorus, vor andern im Reiche angesehen und berühmt. Ja Theodorus, der des Valens Geheimschreiber war, verschwor sich wirklich schon wider den Valens, und machte alle Anstalten, um sich zum Kaiserthum zu erheben.

Im Fall also, daß Valens starb, oder ermordet wurde, wars da nicht wahrscheinlich, daß entweder Theodorus, das Reich an sich reißen, oder daß Theodosius es vom Valentinian I. geschenkt erhalten dürfte? Zwischen den Theodorus und Theodosius theilten sich offenbar, die hier möglichen Vermuthungen, und weil die Herren Zauberer und Hexenmeister dieses sehr wohl sahen, so saheт sie auch alleine nur die Buchstaben Theod nicht, aber die fernern Buchstaben os, oder or. Einige freylich sahen auch diese letztern, und sagtens also, weil sie ihren Vermuthungen und den schon vorhandenen Verschwörungsanstalten des Theodorus zu viel trauten, gerad heraus: „Theodorus sey von den Göttern zum Kaiser bestimmt“! Aber, so bald diese Herren die Grenzen ihrer Einsicht zu weit ausdehnen wollten, so bald wurden sie auch als Lügner und Betrüger, nicht aber als Propheten erfunden. Denn Valens nahm den Herrn Geheimschreiber

Theodorus, beym Kopf, und tödtete ihn, so, daß man nun genugsam sahe, wie welt der Herren Prophetengeist gegangen war. — Wird übrigens von dem Theodosius hier rühmlich gesprochen; so erinnern wir die Leser, von ihm, noch nicht ein Urtheil zu fällen. Die Folge seiner Thaten wirds nemlich zeigen, entweder, daß er nur gut geschienen, oder daß sein großes Glück ihn sehr verschlimmert habe.

Ein späteres aus Rom.

Gleich nach der Erhebung des Theodosius zur Kaiserwürde, ist unser Gratianus, nach Mayland, und von da nach Trier, welches er sich zu seiner Residenz erwählt zu haben scheinet, abgegangen, und hat durch seine schnelle Ankunft in den dortigen Gegenden, die Germanier, die seine Staaten mit abermaligen Einfällen bedroheten, so in Furcht gesetzt, daß sie nun daran nicht sonderlich mehr denken. Der neu erwählte Kaiser Theodosius, ist während dessen aber, den Sarmaten und den Quaden zu Leibe gegangen, und hat erst sie, nachher aber auch die verschiedenen Schaaren gothischer Völker auf das Haupt geschlagen, so, daß sie sich über die Donau ziehen müssen, und daß er nun seine Winterquartiere sehr ruhig in Thessalonich nehmen können.

*) Umständlich hat kein Geschichtschreiber die Vorfälle dieses und der folgenden Jahre beschrieben. Theodosius wird aber als ein steter Sieger geschildert, und wenn das Wahrheit ist, so müssen die Verwüstungen, die die Gothen angerichtet haben sollen, und von denen viele Schriftsteller reden, schon in diesem Jahre, oder noch vor demselben vorgefallen seyn, weil sonst der große Sieger dieselben würd gehindert haben. Und eben darum wollen wir dieselben, mit den Worten des Kirchenvaters Gregorius Nazianzenus, unter diesem Jahr erzählen.

„Welche Unglücksfälle," sagt derselbe, „haben wir nicht gesehen und gehöret! Ganze Länder sind mit Feuer und Schwerdt verwüstet; viele Tausende von allerley Stand und Alter, sind grausamlich getödtet; die Flüsse sind vom Blute gefärbet, und der Erdboden ist mit Leichen bedeckt. Lasset uns aber diese Unglücksfälle, nicht der Zaghaftigkeit unsrer Soldaten, sondern unsern Sünden und der arianischen Ketzerey zuschreiben, denn diese sind die einzige Ursachen von diesem erschrecklichen Verderben!"

Nach Christi Geburt 380.

Aus Rom.

Der Kaiser Theodosius liegt zu Thessalonich gefährlich krank, und hat sich, weil er sein Ende kommen sieht, von einem athanasianischen Bischofe taufen lassen. Zum Glück für die Provinzen, die er beherrschet, ist

ist denn aber der Kaiser Gratianus, mit ausserordentlicher Eilfertigkeit, aus Trier, nach Pannonien gegangen, und hat sich, mit einer beträchtlichen Macht, den Gothen entgegen gestellet, die sich, während des schweren Krankenlagers des Kaisers Theodosius, abermalen versammlet gehabt, und mit neuem Muthe belebet, über die Donau haben setzen wollen.

Der vortreffliche Kaiser hat denn auch, bey dieser seiner rühmlichen Eilfertigkeit, es nicht allein bewenden lassen, sondern zugleich auch so gute Maaßregeln zu nehmen gewußt, daß den Gothen der Muth entfallen, dadurch aber die Vergießung des Menschenbluts gewehret, und nun mit denselben ein Frieden unterzeichnet ist, der den schrecklichen Verwüstungen der Länder, endlich einmal ein Ende machen wird.

Aus Persien.

Wir haben unsern großen König Sapores II. durch einen natürlichen Tod verloren, und die Krone unsers Reichs dem Artaxerxes II. auf das Haupt gesetzt. *)

*) War Artaxerxes ein Sohn, oder ein Anverwandter des Sapores, oder war ers nicht, das ist unbekannt.

Ein anderes aus Rom.

In Mayland ist der jetzige Bischof Ambrosius, der der Lehre des Athanasius von ganzem Herzen ergeben, und beym Kaiser Gratianus sehr in Gnaden ist, von selbigem, im vorigen Jahre schon ersuchet worden: — in einer eignen Schrift es zu erweisen, daß Jesus Christus wirklich sey, ein wahrer unerschaffener Gott; daß auch der heilige Geist dies sey, und daß sowohl die sich irren, die den heiligen Geist für nichts, als nur für eine Kraft der Gottheit halten, als auch die, die ihn als ein Geschöpf des Vaters und des Sohns betrachten, die auch Christum nur als ein, vom Vater erschaffnes Wesen, ansehen wollen.

Dieser, für die Gottheit Jesu und des Geistes, eifernde Bischof, hat demnach, was er hier leisten sollen, bereits aufs förmlichste geleistet; eine eigentliche Abhandlung über diese Gegenstände schriftlich aufgesetzt, und sie dem Kaiser vorgelegt, durch selbige auch so viel nun schon bewirket, daß der Kaiser, von der Gottheit dieser zween Personen auf das völligste überzeugt, sie nicht nur für sich selbst aufs festeste glaubet, sondern auch in einem eigenen Gesetze, allen Unterthanen seines Reiches, den nemlichen Glauben anbefohlen, und zugleich die Gewissens-Freyheit aufgehoben hat, die er, gleich nach des Valens Tode, den verschiedenen christlichen Religions-Parthien zugestand. Er verbiethet zu dem Ende auch, in dem gedachten Gesetze, alle Predigten, und alle Zusammenkünfte derer, die nicht diese Gottheit, in eben dem Grade glauben, in dem sie der Bischof Ambrosius, und das Concilium zu Nicäa bestimmet haben. *)

*) Eben dieser Kaiser verordnet auch anjetzt: — „keine Christin ferner zum Schauspielerleben zu zwingen, wenn schon dieselbe von Schauspielern gebohren wäre, sezt jedoch

jedoch hinzu: — „würden diese aber nicht ein christlich Leben führen, so sollten sie zur Strafe, auf Lebens Zeit, Schauspielerinnen seyn“! — Gott weiß, uns schwindelt hier unser Sinn und unser Verstand. Denn wahrlich so viel Worte dieses Gesetzes, so viel Erweise der Entehrungen Jesu und seiner Lehre, in dem Glauben, und in dem Wandel der Christen dieser Zeit!

Noch ein anderes aus Rom.

So gefährlich auch die Krankheit des Kaisers Theodosius gewesen ist; so glücklich ist er doch von selbiger genesen, und so vortheilhaft ist auch diese seine Genesung, für die Provinzen des Morgenlandes.

Denn kaum hat sich der Kaiser Gratianus, im festen Vertrauen auf den, mit den Barbaren geschlossenen Frieden, aus Pannonien wieder nach Trier verfüget, als auch diese Treulosen, von neuem über die Donau gegangen sind, und die Provinzen des Theodosius mit neuer Wuth angefallen und verwüstet haben. Jetzt steht indessen dieser Held schon wieder, vor der Spitze seines Heeres, und wird, da ihn ja immer noch ein stetes Glück begleitet hat, auch hier wohl glücklich seyn.

Noch ein späteres aus Rom.

Der Kaiser Theodosius hat einen sehr vollkommnen Sieg über die Gothen *) erfochten, und ist, da er von ihnen vors erste nichts zu fürchten hat, nach Constantinopel, seiner Residenz, nun abgegangen.

*) Die Gothen, hatten mehrere Fürsten über sich, waren auch in mehrere Stämme und Völkerschaften getheilet. Sie handelten also nicht immer einmüthiglich, wurden aber eben deswegen auch, niemalen insgesammt, besieget, und konnten, wenn ein Theil von ihnen geschlagen war, eben so gut wieder im Felde erscheine.., als z. E. unsre Deutschen im Felde erscheinen können, wenn schon dieselben wo geschlagen werden. Denn werden z. E. Oesterreicher geschlagen; so sind noch sächsische, noch fränkische, noch brandenburgische u. s. w. Truppen, die allesamt Deutschen sind, und die immer wieder auf den Kampfplatz treten können.

Nach Christi Geburt 381.

Aus Constantinopel.

Schon seit der Regierung unsers Kaisers Theodosius, noch mehr aber, seit dem triumphirenden Einzuge, den er hier gehalten hat, sind die Bürger unsers Orts, in nicht geringer Bewegung, in Hader und in Zwiespalt gegen, und unter einander. Denn wie unsere vormalige Kaiser, den Arianern ganz und gar ergeben waren, und wie deswegen auch der ansehnlichste und größte Theil unsrer Bürger,

Digitized by Google

Bürger, ſich zu dieſer Religions-Parthie bekannte, ſo iſt dieſer unſer Kaiſer den Athanaſianern ergeben; giebt Geſetze über Geſetze, zum beſten dieſer Religions-Parthie; führt in eigener Perſon einen athanaſianiſchen Biſchof, in die vornehmſte unſrer arianiſchen Kirchen hierſelbſt ein, und ſagt ſogar in einem ſeiner Geſetze:

„Wir wollen, daß alle Völker, die wir beherrſchen, in demſelben Gottesdienſte leben ſollen, welchen der heilige Apoſtel Petrus den Römern überliefert hat, und aus dem Gottesdienſte zu erſehen iſt, der ſeit der Zeit in Rom beobachtet worden, auch vom jetzigen Papſt Damaſus in Rom, eben ſowohl, als von dem Papſte Petrus in Alexandria, welche Männer, von apoſtoliſcher Heiligkeit ſind, genehmiget wird, und das zum Grunde ſetzt, daß wir, nach der Vorſchrift der Apoſtel, eine Gottheit des Vaters, des Sohnes, und des heiligen Geiſtes, von gleicher Majeſtät und gottſeliger Dreyeinigkeit glauben müſſen!“

„Welche derowegen dieſer Vorſchrift folgen, die befehlen wir, catholiſche Chriſten zu nennen; alle übrigen aber halten wir, vor Thoren und vor unſinnige Leute. Wir befehlen auch, daß man dieſen nicht mit den ehrvollen Nahmen der Chriſten, ſondern mit dem ehrloſen Nahmen der Ketzer belege, und daß ſie ſich nicht unterſtehen ſollen, ihre Verſammlungshäuſer, Kirchen zu nennen, kündigens ihnen überdem auch an, daß nicht nur Gottes Zorn vom Himmel über ſie entbrennen wird, ſondern daß auch wir, dem Wohlgefallen Gottes zufolge, allerley Strafen wider ſie verordnen wollen, damit ſie für ihre Thorheit gezüchtigt werden!“

Er hat denn auch ein allgemeines Concilium, aller chriſtlichen Biſchöfe, hier in Conſtantinopel angeſetzet; wird ſicherlich auf dieſem allgemeinen Concilium, die Lehre des Athanaſius, der er ſo ſehr ergeben iſt, von neuem beſtätigen, die Lehre des Arius aber von neuem verdammen laſſen, und dann vermuthlich auch mit aller Schärfe, gegen alle die verfahren, die den Ausſprüchen dieſer allgemeinen Kirchen-Verſammlung, ſich nicht werden unterwerfen wollen.

Ein anderes aus Conſtantinopel.

Die von dem Kaiſer hieher berufenen Biſchöfe aller Lande, haben wirklich, wie ehedem das Concilium zu Nicäa, die Lehren des Arius verdammet, die Lehren des Athanaſius aber genehmiget. Und da nun auſſer dieſen zween Religions-Partheyen, noch ungemein viel andere ſind, wider welche die verſammleten Biſchöfe jetzt ebenfalls das Verdammungs-Urtheil ausgeſprochen haben; ſo iſt ein kaiſerlicher Befehl erſchienen, nach welchem, nicht nur die Arianer, ſondern überhaupt auch alle übrige, von dem Concilium verdammten Religions-Partheyen, ſich forthin nicht unterſtehen ſollen, Zuſammenkünfte anzuſtellen, Kirchen zu beſitzen, und öffentlich zu predigen.

Dieſer Befehl ſoll nun auch, nach allen Provinzen abgeſandt, und dabey den Stadthaltern und Obrigkeiten anbefohlen werden, ohne Anſtand, alle Kirchen den catholiſchen Chriſten einzuräumen, und ſie den übrigen Sectirern und Ketzern, von welcher Art ſie auch ſeyn, ohn ferneres Bedenken zu nehmen.

Nach Christi Geburt 382.

Aus Rom.

Da das Betteln so überhand genommen hat, daß unzählige sich drauf legen, und nun, da sie nicht so reiche Allmosen, als sie wohl wünschen, empfahen, aus Bettlern Diebe werden; so hat der Kaiser Gratianus Befehl gegeben, alle Bettler anzugreifen, und alle von ihnen, die noch arbeiten können, zu schweren Arbeiten anzuhalten. Auserdem aber hat derselbe, aus gutem Eifer für das Christenthum, nicht nur den heydnischen Priestern, und selbst den vestalischen Jungfrauen, ihre Freyheiten, und die großen Vorzüge genommen, die sie bisher gehabt, sondern auch die bisherige Gewohnheit, zur Zeit des Osterfestes einige Missethäter freyzugeben bestätiget, dabey aber festgesetzt; — „daß kein Verbrecher wider die Majestät, (s. Th. III. p. 329.) kein Mörder, kein Ehebrecher, kein Räuber, kein Blutschänder, Zauberer und falscher Münzer, dieser Wohlthat solle theilhaftig werden!“

Aus Constantinopel.

Unser Kaiser Theodosius hat die Gothen, deren abermalen verschiedene in die Provinzen unsers Reiches eingedrungen waren, so glücklich besieget, daß ihnen die Lust, zu fernern feindseligen Unternehmungen vergangen ist; daß sie demnach den Frieden nachgesuchet, und sich den Befehlen unsers Kaisers unterworfen haben. *) Derselbe hat indessen, da sie aus ihren ehemaligen Wohnsitzen von andern Völkern, seit vielen Jahren schon verjaget sind, mit ihrem Zustand ein billiges Mitleiden gehabt; ihnen, in Mösien und in Thracien, die nöthigen Wohnsitze angewiesen, und sie vornemlich dadurch nun, sich sehr geneigt gemacht, daß er an 20000 der besten Leute von ihnen ausgesuchet, dieselben als Soldaten in seinen Sold genommen, nicht aber unter seine Legionen vertheilet, sondern in einem besondern Corps gelassen, und ihnen auch keine andere, als gothische Befehlshaber gegeben hat.

*) Diese Unterwerfung ist wohl so sonderlich nicht. Die Gothen erhielten nemlich die gedachten Länder, lebten unter ihren Fürsten, und bewirkten, da sie zahlreich und kriegerisch waren, da sie nun auch auf den Beystand, der 20000, im Dienst stehenden bewaffneten Gothen, beständig rechnen konnten, den Untergang des Reiches.

Noch ein anderes eben daher.

Wie unser Theodosius, den Streit der Christen, über die ewige Gottheit Christi und des Geistes beygeleget hat, und über diesen Glaubenspunkt gar keinen Zweifel wissen will; so will er auch in andern Punkten, weder Zweifel noch Verschiedenheit in der Kirche Christi wissen, und verlangt, daß alle und jede Chri-

sten,

Digitized by Google

sten, nicht nur in den eigentlichen Glaubenssachen, sondern sogar auch in den äussern Gewohnheiten und Gebräuchen, sich nach der römischen Kirche richten sollen, die er nun einmal schon für die Mutterkirche angenommen hat. Und diesem seinem ernsten Willen gemäß, sagt er in einem seiner Gesetze:

„Er wolle Inquisitoren angeordnet wissen, die über alle Abweichungen erkennen sollten, auch wolle er, daß ein jeder, der einen andern findet oder kennet, welcher einer andern, als der catholischen (und damit meynet er, die, von den römischen Bischöfen, und von den allgemeinen Concilien genehmgehaltene) Lehre Beyfall gäbe, befugt seyn solle, denselben anzuklagen, und daß solche Anklage, ihm, dem Ankläger, an seiner Ehre, und an seinem guten Rufe durchaus nicht schaden solle!“ Er sagt auch ferner noch in diesem seinem Gesetze: — „daß er schon die, des Todes schuldig erachte, und auch mit dem Tode bestrafen wolle, die nicht das Osterfest, auf den nemlichen Tag feyern würden, auf welchen ihn die römische Kirche zu feyern pflege. *)

*) Ueber diesen Tag der Feyer des Osterfestes, war in der Kirche Christi lange schon mit großer Heftigkeit gestritten worden, und ein Theil feyerte diesen Tag früher, ein andrer aber um einige Tage später. Nun also gerade diesen, und nicht einen andern Tag, bey Todesstrafe zu gebiethen, das war in der That die Sache auf das höchste getrieben, ist aber alleine nicht hinreichend, unsern Lesern, von dem Kaiser Theodosius, einen hinlänglichen Begriff zu machen.

Wir müssens nemlich sagen: Theodosius gab zwar alle diese, und noch andere, diesen ähnliche Gesetze, aber er gab sie, ohne daß er, auf die Befolgung derselben hätte halten sollen. Er ließ in fast allen Dingen, allen Menschen ihren Glauben, und nahm er hin und wieder die Kirchen in den Städten denen Ketzern weg, verboth er ihnen auch die Zusammenkünfte in den Städten, nun so giengen diese Ketzer auf dem Felde und in den Dörfern zusammen. Ja er, der ein so eifriger Christ seyn wollte, er hatte einige Heyden am Hofe, und in den vornehmsten Bedienungen; er gab auch denen Juden, in Sachen, die die Religion anglengen, ein eigenes Gericht, dessen Glieder Juden waren, und die da Macht hatten, jeden Juden, der der jüdischen Religion nicht angemessen wandelte, in den Bann zu thun, oder sonst nach ihrem Befinden zu bestrafen.

Gewissermaßen also, ist dieser Herr ein Räthsel, da sein Verhalten so ausnehmend widersinnig ist, und sollen wirs sagen, was uns hier dünkt; so sagen wir, uns dünkt, er war von Natur so empfindsam gebauet, daß er Gotte, allen Menschen, und allen Gefühlen des Rechts genügen wollte, war aber, weil er nur unter dem Geräusch der Waffen seine Taze durchgelebet hatte, zu kurzsichtig, als daß er, Wahrheit und Recht, in allen Fällen richtig hätte entscheiden können. Er folgte also, mit zu großer Leichtigkeit, den ersten Eindrücken, die sein empfindsames Herz, mit einiger Lebhaftigkeit empfand; sah dann freylich wohl, daß er zu übereilt demselben gefolget hätte, und suchte dann, so gut als er nur konnte, den Fortgang seiner Fehler, ohnbeschadet seiner Ehre zu hemmen.

Denn so geartet, fällt er der Lehre des Athanasius, vermuthlich ohne eigene, ihm ohnedem, wie andern Layen, nicht

recht mögliche Prüfung bey; eifert dieserwegen für die Ehre Jesu; geht in seinem Eifer bis zur Verletzung des Menschenrechtes fort, fühlt nachher, daß er dies Recht verletzet habe; mag sich aber durch Zurücknahme der Gesetze nicht entehren; mag auch wohl durch selbige, die athanasianische Geistlichen nicht kränken: läßt also Gesetze, und Irrthum ungehindert wie sie sind; erneuret zwar die Gesetze immer wieder, erneuret sie aber, nicht um sie befolgt zu sehen, sondern um von sich selbst, vor der athanasianischen Geistlichkeit, den Verdacht des Irrthums zu entfernen, und thut dies um so leichter, da die Gesetze selbst, der Welt nicht merklich schaden, indem er auf ihre Befolgung gar nicht dringet.

Gefällt indessen diese Erklärung, des widersinnig scheinenden Verhaltens dieses Kaisers, unsern Lesern nicht; so gefällt ihnen vielleicht das, was wir von den Bischöfen Ambrosius zu Mayland, und von dem Gregorius Nazianzenus zu Constantinopel, zur Aufklärung dieser Sache sagen können.

Ambrosius war nemlich ein Eiferer für die catholische oder athanasianische Lehre, die seit ihrem ersten Ursprunge, in Italien geherrschet hatte, und in der er unterrichtet war. Eben dieser Ambrosius war überdem aber, erst ein berühmter Advocat, nachmalen ein Stadthalter, unter des Gratianus Vater gewesen; hatte damalen schon einen guten Ruf, und ein großes Ansehen sich erworben; war nun aber Bischof zu Mayland geworden, wo der unmündige Kaiser Valentinian II. seinen Hofstaat hatte, der vom Ambrosius, als seinem Vormunde, sich lenken ließ, und wo demnach Ambrosius, nicht nur als Bischof, sondern gleichsam auch als Regent unendlich viel vermochte.

Gratianus will nun aber bald dies, bald das, in den Staaten des unmündigen Valentinianus bewirken. Er sieht, Ambrosius lenkt in Mayland und am Hofe, alles über die Maaße leicht, der Mann scheint ihm auch überdem ein frommer und gelehrter Mann, und er, mit dem Stolze unbekannt, sucht also, durch dieses Mannes Liebe und Willfährigkeit, nicht aber durch Pochen und Trotzen, in dem Reiche seines Bruders, die Sachen zu lenken.

Weil er denn also des Ambrosius Liebe für sich so sucht; desselben Glauben auch, für den allein nur wahren hält; so drückt er, ihm zur Gefälligkeit, die Heiden und die Ketzer, und das alles sieht nun Theodosius, der so gern, des Ambrosius Zuneigung erhalten, und dadurch in gutem Vernehmen mit dem Gratianus, seinen Wohlthäter, bleiben will: und was soll Theodosius nun machen? Er muß gewiß, zum besten der catholischen Kirche, nun sehr viel verordnen, und er setzt sich sicherlich, bey diesem Ambrosius, auf dem so viel beruhet, um so mehr in Gunst, je härter die Gesetze sind, die er gegen die Ketzer nun ergehen läßt.

Gregorius Nazianzenus ist indessen, seit 379 allbereits der Bischof von Constantinopel; ist als ein sehr frommer und redlicher Mann, in aller Welt bekandt; verabscheuet aber den Gewissenszwang; schreibt selbst, obschon er ein Athanasianer ist, gegen solchen Zwang, und genießet überdem auch noch des Theodosius Gunst und Werthschätzung. — Treibt also Ambrosius auf der einen Seite zum Zwange, so treibt Gregorius auf der andern Seite zur Gelindigkeit, und so ist denn des Theodosius Betragen, so unbegreiflich wohl nicht.

Nach

Nach Christi Geburt 383.

Aus Constantinopel.

Der Kaiser hat seinen, erst sechsjährigen Prinzen, Ariadius, mit großer Feyerlichkeit zum Kaiser erkläret, und also, im Fall, daß er selbst nun plötzlich stürbe, für die Nachfolge auf dem Throne, so viel als möglich ist, gesorget.

Aus Rom.

Ein gewisser Maximus, (von dem fast keiner weiß, was er bisher gewesen, und woher er entsprossen ist, hat sich in Brittannien zum Kaiser aufgeworfen, und ist mit einer beträchtlichen Anzahl Volks, nach Gallien herüber gegangen, um den Kaiser Gratianus, seines Thrones zu entsetzen, und ihn seiner Provinzen zu berauben. Der gute Kaiser hat also, da er eben gegen einige Germanier im Felde gelegen, diese seine Feinde, auf das schleunigste verlassen müssen, um dem Cronenräuber entgegen zu gehen, der auch schon in Gallien, den stärksten Zulauf finden soll.

Ein späteres aus Rom.

In der Nachbarschaft der Stadt Paris, ist das Heer des Kaisers Gratianus, auf das Heer des Aufrührers Maximus gestoßen, und hat schändlicher und höchst treuloserweise, da es zum Angriff gehen sollen, seinen guten und ganz vortrefflichen Fürsten verlassen, und sich sogar auf die Seite seines Gegners gewandt! *) Der unglückliche, und so verlassene Gratianus, hat sich derowegen, mit etwan nur 300 Reutern, die er vor treu gehalten, auf die Flucht begeben müssen, ist auch glücklich bis Lion gekommen, daselbst aber, von einem seiner Befehlshaber und vorzüglichsten Freunde, bey einem Gastmaale meuchelmörderisch überfallen und getödtet worden, so daß der Rebelle Maximus, nun, fast ohne Schwerdtschlag Sieger ist, und sich des ganzen Galliens, auch Spaniens bemächtigen kann.

*) Dieser Vorfall, und auch schon die erste Anhänglichkeit der Britten an den Maximus, zeigen deutlich, daß, wenn dieser Maximus wirklich auch ein ungerechter und gewissenloser Mann gewesen ist, er doch in der That, ein, im höchsten Grade schlauer Mann gewesen seyn müsse. Denn Gratianus war doch wirklich ein sehr liebenswürdiger Regent, von dem man nicht sagen kann, daß er seine Unterthanen, im geringsten weiter bedränget hätte, als höchstens in einigen Fällen der Religion, in denen aber doch die Bedrängniß, immer sehr gering nur war. Und daß nun der Soldat solch einen guten Herrn verläßt, und solch einen unbekannten Herrn sich unterwirft, das setzet Einschmeichelungen dieses letztern Herrn voraus, die ohne sonderbare Geschicklichkeit desselben, nicht wohl möglich sind.

„Gratian beförderte die Ausländer, und das erbitterte seine Truppen! “ —

Dies wird als ein Grund ihrer Treulosigkeit angegeben, aber er scheint uns so schwach zu seyn, daß, wenn nicht die feinsten Kunstgriffe des Maximus hier mit gewirket hätten, solche Untreue nimmer hätt erfolgen können.

Uebrigens wurde Gratian nur 24 Jahr, und etliche Monathe alt; starb ohne Kinder, und ward mit Recht, seiner Gutherzigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit und Thätigkeit wegen, von Heyden und von Christen beweint. Er stirbt denn auch, nach andern, nicht eben durch die Hand eines Freundes von ihm, sondern durch die Hand eines Freundes des Rebellen Maximus, und zwar auf folgende Art.

Maximus weiß, daß Gratianus seine Gemahlin zärtlich liebet; bewegt also den Andragathius, seinen Freund, daß der sich in einer verdeckten Sänfte setzen, sich dem Gratian entgegen tragen lassen, und vor sich auch den Ruf verbreiten muß: — „die Gemahlin des Gratianus sey in der Sänfte, und komme zu ihrem Gemahl!“ Gratianus eilet also zur Sänfte, läßt sich ohne alle Bedeckung, über einen Fluß setzen, um die Gemahlin, noch jenseits zu empfangen, findet daselbst aber den Andragathius in der Sänfte, der ihm denn so fort das Herz durchbohret.

Uebrigens aber hörte der Bischof Ambrosius, nicht so bald, daß Gratian ermordet sey; als er auch dreist genug nach Gallien zum Maximus hinreiset, und im Namen des Kaisers Valentinianus II. den Leichnam des Ermordeten fordert. Maximus schlägt ihm aber diese Forderung ab, und bey der Gelegenheit, wird uns der Character des Ambrosius noch etwas sichtbarer.

Denn, da er in Gallien bey dem Rebellen ist, da eilen die Bischöfe aller Gegenden, an den Hof des Maximus; machen ihm ihre Aufwartung; wünschen ihm zu seinem Siege Glück; und erheben ihn, zur Unehre ihres Amtes, mit den größten Lobsprüchen, um durch seine Gnad und Wohlgewogenheit, ihr eignes Glück, wo nicht zu vermehren, so doch zu erhalten. Er, unser Bischof, Ambrosius, begegnet aber diesen siegreichen, und fast angebeteten Fürsten, nicht anders, als einen Missethäter, mit der deutlichsten Verachtung; schilt ihn darüber, daß er seine Hände, mit dem Blute seines Landesherrn besudelt habe, auch durch die fortdaurende Hinrichtungen, der treuen Anhänger dieses seines Herrn, sie noch fernerhin mit Blut besudele, und ermahnt ihn dieserhalb zur Kirchenbuße.

Der Kaiser Maximus hält ihm denn auch, diese seine große Dreistigkeit, aufs völligste zu gute; zeigt uns also auf das allerdeutlichste, welch eine sonderbare Gewalt, dieser Kirchenvater über die Herzen aller Menschen haben mußte, und wir können also an dem, was wir kurz zuvor gesagt, noch mindern Zweifel haben.

Denn beherrschte dieser Kirchenvater, sogar des Maximus Gemüth; so beherrschte er gewiß noch mehr, die Gemüther der Mayländer, und das Gemüth des jungen Valentinians, dessen eigentlicher Vormund und Reichsverweser, ein gewisser Probus war, ein Mann, der lange schon mit diesem Ambrosius in großer Freundschaft lebete, und durch den also der Kirchenvater, ohn daß er selbsten Vormund war, als Vormund herrschen konnte. — Seine Zuneigung durft also, dem Gratian so wenig, als dem Theodosius, eine Sache von Gleichgültigkeit verbleiben.

Wenn übrigens aber die Bischöfe so häufig zu dem Maximus jetzt kommen, und diesem Rebellen so schändlich anjetzt schmeicheln; so geschieht das hauptsächlich auch darum, damit dieser Maximus, die atha-

athanasianische Lehre, welcher die Abendländer jederzeit ergeben waren, eben so beschütze, als Gratianus sie beschützete. Und zu diesem Gesuche haben sie um so mehr nun Anreizung, da Justina, die verwittwete Kaiserin, und Mutter Valentinians II. in Mayland, den Arianern ergeben ist, und, da sie beym Sohne viel vermag, die Arianische Lehre zu verbreiten, die athanasianische aber, ganz zu unterdrücken sucht.

In der That aber sinds, elende Seelen, die Lehrsätze vor Grundfesten der Kirche Christi halten, die, die Kirche Christi, auf ewig gegründet, und selbst gegen die Macht der Höllen, genug befestiget zu seyn behaupten, und denn doch, bey dem geringsten Sturme, den ein Weib auf diese Kirche waget, derselben Umsturz, dermaßen ängstlich befürchten, daß sie, um diese Kirche zu beschützen, sogar mit Königsmördern Freundschaft machen, und unschuldig vergossenes Menschenblut, ja Blut der besten Fürsten, im mindesten nicht achten. Sind das die Kinder des Rechtes und des Lichtes; sind das die Jünger und Nachfolger Jesu Christi; so möchten wirs doch wissen, welches denn die Feinde und die Entehrer Jesu, die Kinder der Ungerechtigkeit, des Frevels und der Finsterniß seyn sollen.

Constantinopel.

Gleich bey der ersten Nachricht von dem unglücklichen Ende des guten Kaisers Gratianus, war unser Theodosius im Begriff, mit einem mächtigen Heere, aus seinen Staaten aufzubrechen, und sich über den Maximus zu werfen, noch ehe er sich des Reiches, des Kaisers Valentianus II. wie jenes Reichs, das Gratian besaß, bemächtigen könnte. Dieser Aufbruch seines Heeres, wird nun aber unterbleiben, denn Maximus hat so fort erklären lassen, daß er nicht die geringste Absicht, auf die Staaten des Kaisers Valentinianus hege; daß er denselben, in dem ruhigen Besitze seiner Länder lassen, und sich selbst, an Spanien, an Gallien, und an Brittannien begnügen wolle. Unser Theodosius hält demnach dafür, daß, da Gratianus doch nicht wiederum ins Leben zurückzubringen ist, ein neuer Krieg umsonst seyn würde; läßt also die Gedanken, gegen den Maximus zu Felde zu gehen, fahren, und erkennt denselben, in den Staaten des ehemaligen Kaisers Gratian, für seinen Reichs-Gehülfen.

Aus dem Persischen.

Artaxerxes II. ist, nach einer nur vierjährigen überaus friedlichen Regierung, gestorben, und da hat nun Sapores III. unsern Thron betreten. Derselbe ist denn auch geneigt, im Frieden, so wie sein Vorfahr zu regieren, und wird durch eine Gesandschaft nach Constantinopel, an den dortigen Kaiser, das gute Vernehmen zwischen unserm und zwischen den constantinopolitanischen Hof, nun zu erneuren, und zu befestigen suchen.

Nach

Nach Christi Geburt 384 — 386. (*)

*) In dem morgenländischen Reiche giebt 1. Theodosius verschiedene Gesetze wider den Götzendienst, den er zwar, wie der Inhalt der Gesetze lautet, ganz abstellen will, der aber demohnerachtet, noch in vielen Gegenden des Reiche, in seiner Kraft verbleibet. Hierauf wird, 2. aber eine Verschwörung wider des Theodosius Leben entdeckt, und Theodosius ist entschlossen genug, den Verschwornen zu vergeben, auch alle Nachforschungen ihretwegen zu verbiethen.

Er sieht denn aber, auch 3. in diesen Jahren, Gesandten aus Persien zu sich kommen, und läßt sich ihre Vorschläge so gefallen, daß zwischen ihm und den Persern, der Friede und ein gutes Vernehmen bleibet; besieget endlich 4. einige Völker, Gothunnen, auch Greuthunger genannt, die über die Donau in sein Gebieth eindringen wollen, und wahrscheinlich Gothen und Hunnen sind, die sich nun bereits zu einem Volk verbunden haben.

In dem abendländischen Reiche des Valentinianus, gewinnt Justina, die Mutter Valentinians, je älter dieser ihr Sohn nun wird, desto mehr auch durch denselben, einen Antheil an der Regierung, und schützt dieserwegen, weil sie selbst eine Arianerin ist, die Arianer, ohn daß Ambrosius dies hindern könnte, da die Liebe und Achtung gegen eine leibliche Mutter, in dem, von Natur vortrefflich gesonnenen Fürsten; vor der Achtung und Zuneigung, die er gegen den Ambrosius heget, ungleich stärker ist.

In dem Reiche des Maximus verwüsten aber die Picten und Scoten das römische Gebieth in England, ohn daß Maximus es wehre, der Brittannien fast wenig achtet, und insgeheim schon darauf denket, die Staaten des Valentinianus anzugreifen, zu dem Ende auch sich allbereits zum Kriege rüstet.

Anmerk. Oben haben wirs bereits gesagt, daß Maximus aus Brittannien mit vielen Britten nach Gallien herüber gieng, und da müssen wir nun noch sagen, was einige sagen, wie es mit diesen Britten gegangen sey.

„Diese Britten," sagen sie, „ließen sich nun, da Maximus, der Herr von Gallien blieb, die Gegenden Galliens, die ehedem Armorica hießen, jetzt aber zur Provinz Bretagne gerechnet werden, so wohl gefallen, daß sie daselbst zu wohnen wünschten, wirklich auch vom Maximus die Erlaubniß hierzu erhielten, also die alten Bewohner vertrieben, sich selbst dort niederließen, und dem Lande daselbst, den Namen, Brittannia, (jetzt Bretagne) gaben." — Dies kann nun freylich wohl geschehen seyn, aber der Nahme dieser Provinz, hat auch von den Britten entstehen können, die erst in der Mitte des fünften Jahrhunderts, sich daselbst niederließen.

Bey dieser Gelegenheit erzählt man aber ferner noch: — „Diese Britten des Maximus hätten nun in diesem Lande, nach Vertreibung der alten Bewohner, keine Weiber gehabt, sich also an einen engländischen Fürsten gewandt, und denselben, um engländische Frauenspersonen gebethen. Der Fürst hätte sich denn auch derselben Bitte, außerordentlich wohl gefallen lassen, und sogleich seine eigene Prinzeßin Ursula, nebst noch 11000 Jungfern zu Schiffe gebracht,

Digitized by Google

bracht, um sie diesen, seinen ehemaligen Landesleuten, nach Gallien zuzuführen.

Unglücklicher Weise wären aber alle diese Jungfrauen, vom Sturme verschlagen, den Seeräubern in die Hände gefallen, und da diese böse Leute gegen sie, in unkeuscher Lust entbrannt; so hätten sie dieselben entehren wollen. Die Jungfrauen wären indessen nebst der Ursula so keusch, und in dem Grade heilig gewesen, daß derselben keine einzige den Barbaren zu Willen gelebet, sondern den Tod und die Sclaverey für sich erwählet hätten, sämtlich also Märtyrer geworden wären. "

Ehedem hat man nun diesen Vorfall festiglich geglaubt, und in den Kirchen, unter den übrigen Heiligen, beständig auch der heiligen Ursula, und der 11000 Jungfrauen, als Märtyrinnen gedacht, so gar in Cöln am Rhein, eine noch jetzt stehende Kirche, dieser Ursula und den 11000 Jungfrauen zur Ehre, erbauet, und derselben Gebeine in vergoldeten Schränken sorgfältigst aufbewahret. Man hat indessen den Glauben an diesem Vorfalle, zur jetzigen Zeit, sowohl in der römisch-catholischen, als in den protestantischen Kirchen fahren lassen, da man eingesehen, daß dies ganze Vorgeben eine leere Fabel sey, die ihren Ursprung daher bekommen, weil man in den Verzeichnissen der Märtyrer die Worte und Buchstaben gefunden: „S. S. Ursula cum Undecimilla V. M. — Das heißt: „Ursula und Undecimilla, Jungfrauen, die den Märtyrer-Tod erduldet haben. " Weil indessen undecim elfe, und mille tausend heißet; so hat man aus Undecimilla, elftausend Jungfrauen gemacht, und allemal am 21. October ihren Gedächtnißtag recht feyerlichst begangen.

Nicht nur darum, weil dieser heiligen Jungfrauen, und überhaupt dieser Fabel oft Erwähnung geschiehet, sondern auch darum, weil man hier ein recht frappantes Beyspiel von der großen Möglichkeit des Irrthums hat, haben wir hiervon nicht schweigen dürfen.

Nach Christi Geburt 387.

Constantinopel.

Da es einmal schon so Sitte ist, daß die Kaiser alle fünf, und noch mehr, alle zehen Jahre, den Antrittstag ihrer Regierung, mit der größt' möglichsten Feyerlichkeit begehen; der Prinz Arcadius aber, nun fünf Jahr bereits der Mitregente ist; so will unser Theodosius, daß dieses Prinzen Jahrs-Tag mit großer Pracht gefeyret werde. Weil er indessen, dem römischen Herkommen gemäß, bey dieser Gelegenheit die ansehnlichsten Geschenke machen, auch jedem Soldaten 5 Goldstücken (waren, das Goldstück à 3 Rthlr. 18 Gr. gerechnet, beynahe 19 Rthlr.) schenken muß; so hat er es für nöthig befunden, eine außerordentliche Steuer in allen seinen Landen auszuschreiben.

Dem guten Fürsten ists denn aber bey dieser Feyerlichkeit, ohnstreitig wohl mehr um die Freude anderer, als um seine eigene zu thun, und daß er sehr voll von Menschenliebe sey, daß sehn wir nicht nur aus jenem Verschonen, mit welchem er die wieder ihn Verschworenen behandelt, sondern auch aus dem Gesetze, welches er anjetzt nach allen Provinzen seines Reichs gesandt, und in welchem er verordnet hat: — „daß nicht nur einige, sondern, daß alle, die in den Gefängnissen liegen, und nicht eben die schwersten Verbrechen auf sich haben, noch vor dem Osterfeste losgelassen werden sollen„! — Und dies ist denn doch wirkliche Menschenliebe, die ihn hier treibet, und voll derselben, sagt er auch ferner noch: — „Er wünsche es, daß er noch mehr als dieses thun, ja, daß er denen Todten selbst das Leben wieder geben könnte! *)

*) Jenes Verschonen, und dieses Gesetz, nebst den angeführten Ausdrücken, mußten freylich denen, die den Theodosius nicht weiter kannten, unverwerfliche Zeugnisse seines guten Herzens scheinen. Man vergleiche aber die Folge, so wird man sehen: Theodosius verschlimmerte sich, oder aber er heuchelte, beym Verschonen, aus Furcht vor Aufruhr, bey der Menge der Verschworenen, bey dem Gesetze aber, um desto williger Steuren zu erhalten.

Ein anderes aus Constantinopel.

Alle Unterthanen des Reichs haben, aus Liebe zu dem Kaiser, in großer Stille die ausserordentliche Steuren aufgebracht, die er zur Feyer der fünfjährigen Regierung seines Prinzen Arcadius gefordert hat. Die Bürger zu Antiochia aber, sind darüber wie ganz rasend worden; haben diese Steuren nicht erlegen wollen; bey ihrem Bischofe Flavianus, drauf gedrungen, daß er, zur Aufhebung dieser Steuer, die sie als ungerecht betrachtet, sein Ansehn und seine Macht verwenden solle, und sogar wie wüthende Menschen, den kaiserlichen Befehlshaber ihrer Stadt auf öffentlicher Straße so ergrimmet angefallen, daß seine Wache genug zu thun gehabt, ihn vor ihrer Wuth zu retten, und in Sicherheit zu bringen.

Mit diesem Unfuge aber nicht zufrieden, haben sie sofort auch ihre Hände an die Bildsäulen des Kaisers, und der Personen des kaiserlichen Hauses geleget; sie durch die Straßen ihrer Stadt geschleifet; die schimpflichsten Reden gegen den Kaiser, gegen seinen Vater, seine Gemahlin, und seine Prinzen ausgestoßen, und endlich auch die Bildsäulen selbst, fast allesamt in ihrer Wuth zerschlagen. Sie würden wahrscheinlich auch in dieser ihrer Wuth, noch ungleich mehrere Ausschweifungen begangen haben, wenn nicht eiligst einige Soldaten sich zusammen gethan, auf diese wilden Menschen mit ihren Pfeilen geschossen, und dadurch sie in Furcht gejaget, und ganz zerstreuet hätten. Zum Unglücke ist denn aber mit dieser Zerstreuung, und ersten Wiederherstellung der äußern Ruhe, die Sache selbst noch gar nicht abgethan, und die Bürger dieser Stadt sind nun beforglich genug, dem gänzlichen Verderben nahe.

Denn

Denn der Befehlshaber in derselben, hat bereits verschiedene von diesen unruhigen Leuten, durch seine Soldaten aufgehoben, sie gefangen legen, und zum Theile, auf den Schauplätzen von den wilden Thieren zerreissen, zum Theile aber, lebendig verbrennen lassen, und dabey auch der Kinder nicht einmal geschonet, die aus Leichtsinn und aus Unverstand, mit den Alten im Gemenge, die Bildsäulen beschimpfet, und Schmähungen wider den Kaiser ausgestossen haben. Unzählige Einwohner haben sich derowegen aus der Stadt nun fortgemacht, liegen in Wüsteneyen, in Waldungen, und in finstern Höhlen verborgen, sollen aber in die Stadt zurück, um da verhöret und gerichtet zu werden, dürften also, wenn sie erscheinen, ihr Leben, wenn sie aber nicht erscheinen, ihre Haab und Güter verliehren. *)

*) Man denke sich diese Vorfälle lebendig; so sieht man abermals den elenden Zustand der damaligen Christenheit. — Wie kann nemlich ein christlich Volk, (und christlich war dies rebellische Volk, weil es sich an den christlichen Bischof wendet, und weil es auch, wie die Folge lehret, den Christen Chrysostomus, auch die christlichen Einsiedler zu Lehrern und zu Tröstern vor Gerichte hat) um einer mäßigen Steuer willen, gegen einen, allen Anschein nach, sehr guten Herrn, ja, (wie auch die Folge lehrt,) gegen seinen großen Wohlthäter so ganz unsinnig handeln? — Ein Volk, das nach Christi Lehre, selbst gegen den Tyrannen wohlgesinnt seyn soll, kann das gegen solchen Herrn so seyn, wenn ihm die Pflichten des Christenthums, als das Hauptstück der Religion geprediget werden?

Wie kann auch, wenn Bischöfe als Diener Jesu, der weltlichen Obrigkeit, Schooß und Zinse zu entrichten, dem Volke gebiethen, und wenn sie sich nicht selbst über die Kaiser eine Macht anmaßen, ein christlich Volk zu seinem Bischofe Zuflucht nehmen, und von demselben Schutz gegen seinen Fürsten fordern?

Der Bischof Flavianus ist ein so sanfter, und ein so furchtsamer Mann, daß er, da er hernach zum Kaiser eilet, vor demselben auch erscheinet, und für sein Volk bitten will, ganz Thränenvoll vor demselben stehen bleibet, und als ein armer Sünder stille schweigt, ja, daß er, da der Kaiser ihm entgegen geht, und seine Strenge rechtfertigen will, den Kaiser völlig rechtfertiget, und sich gar nicht erdreustet, die offenbarlich übertriebene Strenge desselben zu tadeln. — Wie kann also das Volk, so gar von solchem sanften Manne, Schutz gegen den Kaiser begehren, wenn nicht vormalige Bischöfe, diesem Volke, eine fast ungebundene und über alles gehende Macht der Geistlichkeit gelehret, und auch schon sonst geäußert haben?

Wie kann der christliche Kaiser Theodosius, noch Schauplätze dulden, und für dieselben wilde Thiere halten? Wie kann er seine Brüder, wenn sie auch Missethäter sind, den Thieren vorwerfen lassen, und sichs gedenken, daß es den christlichen Augen etwas belustigendes seyn müsse, Menschen von Thieren zerfleischt zu sehen? Wie kann er die Lehre Jesu kennen, und doch das Christenvolk, zu solcher unseligen Augenlust noch leiten, ja auch nur leiten lassen? Wie kann er so lange schon herrschen, und noch irgendwo Befehlshaber finden, die ohne sein Geboth, den Unterthan, und sogar auch Kinder verbrennen, und von Thieren zerreißen lassen? Wie kann er auch als ein Christ, so etwas gebiethen, und

Digitized by Google

mit einer so ungebundnen Macht, Befehlshaber in die Provinzen senden? Wie dieselben unbestraft lassen, wenn sie eine solche Macht sich selbsten nehmen? — Man sehe die folgende Artikul aus Constantinopel, und man wird die Fragen nicht nur vermehren, sondern obige auch noch besser gegründet finden.

Ein spätéres aus Constantinopel.

Weil unser Theodosius fast keiner Stadt so gewogen gewesen, als der Stadt Antiochia, und weil er in der That auch gesonnen war, sein Hoflager auf einige Zeit dahin zu verlegen, zu dem Ende auch zwey schöne Paläste für sich daselbst erbauen ließ; so ist er bey der Nachricht, von dem daselbst entstandenen Tumult, über die Bürger dieses Ortes dermaßen entrüstet worden, daß ers bey sich im Ernste schon beschlossen gehabt, alles, was Othem hat, in dieser Stadt zu vertilgen, und sie selbst, in einen Aschenhaufen zu verwandeln.

Er soll denn auch, weil er seinen Vater, und seine Gemahlin, die ihm vor einiger Zeit gestorben ist, aufs zärtlichste geliebet, und innigst verehret hat, das am allerheftigsten empfinden, daß die gedachten Bürger die Bildsäulen dieser Todten, die ihm so werth und wichtig sind, so sehr beschimpfet haben. Und ob er gleich, von jenem erstern Entschlusse, der allerdings zu grausam und unmenschlich war, nun wieder abgekommen; *) so bleibt er dennoch fest entschlossen, die strengste Rache hier zu nehmen.

Er hat denn auch, diesem seinem Entschlusse gemäß, jetzt allbereits verordnet, die öffentlichen Bäder, und alle Schauplätze dieser Stadt zu verschließen; hats verbothen, den Armen daselbst, noch fernerhin das tägliche Allmosen am Brod zu geben; hat überdem auch noch den Bürgern und der Stadt, die Bürger- und die Stadtgerechtigkeit genommen; jene vor Bauren, diese aber vor ein Dorf erkläret, und Stadt und Einwohner, der Stadt Laodicäa geschenket, die nun Gericht über sie halten, Auflagen auf sie machen, und Dienste von ihnen fordern kann.

Nicht genug aber diese höchst ansehnliche Stadt, die sonst die Königin des Morgenlandes war, im allgemeinen dergestalt erniedriget und bestraft zu haben, so sendet er noch überdem, den Ellebichus und den Cäsarius, zween sehr vornehme Staatsbedienten, ohnverzüglich dahin, und giebt ihnen die gemessensten Befehle, auch die unbegränzteste Vollmacht mit, die vorgefallenen Unruhen auf das genaueste zu untersuchen, und die Verbrecher auf das nachdrücklichste zu bestrafen. Die Bevollmächtigten sind indessen die gerechtesten Männer, die den Ruhm vor sich haben, daß sie mit Jedermann, nur so stets handeln, als sie selbst es wünschen, daß man mit ihnen handeln möge, und da ist ja denn noch Hoffnung da, daß sie, wenn schon sie sich nicht blenden und bestechen lassen, denn doch noch suchen werden, die Vergehungen dieser Stadt, nach Möglichkeit zu entschuldigen, und dadurch denn, zum Heil der Stadt, des Kaisers Zorn zu legen.

*) Ein Mönch hat hier, wie man erzählt, den edlen Muth, und die wahrhafte Ehre, des

des Kaisers Entschluß zu ändern. Denn er redt den Kaiser an, und sagt: — „um der Zernichtung jener todten Bilder willen, willst du zürnen: was soll denn Gott wohl thun, wenn du ihm seine lebendigen Bilder so vernichten willst?“ — Heyl also diesem guten Manne, wenn er hier dergestalten sprach, aber Schande für die übrige Geistlichkeit, Schande für den Kaiser, und Schande für das ganze constantinopolitanische Hofgesinde, wenn dieser Mann der einzige war, der dieses sprach, und wenn er dies erst sprechen mußte, eh jener Vorsatz sterben konnte.

Rom.

Mit ganz ausnehmender Eilfertigkeit ist der Kaiser Maximus über die Alpen gegangen, hat Mayland und andere festen Plätze Italiens, die sich nichts weniger als seinen Besuch vermuthet, mit seinen Truppen in Besitz genommen, und unsern Kaiser Valentinian genöthiget, sich mit den Seinigen nach Thessalonich zu flüchten. Ihm steht denn auch, da kein Heer gegen ihn zusammen gezogen werden können, beynahe das ganze Reich dieses unsers Valentinianus, offen, und der, nun sehr bedrängte Fürst, muß seine Zuflucht zu dem Kaiser Theodosius jetzt nehmen, und erwarten, ob der geneigt seyn wird, ihn gegen den Maximus zu helfen. Denn augenscheinlich will dieser, sich mit seinen bisherigen Besitzungen ferner nicht begnügen, sondern nun, auch noch vom Valentinian Eroberung machen.

Constantinopel.

Durch die starken Fürbitten des Bischofs Flavianus von Antiochia, und der Einsiedler, die dort in aller Stille leben, hat endlich unser Kaiser Theodosius der gedachten Stadt verziehen; ihr alle ihre Rechte und Vorzüge wieder geschenkt, und die höchst bedrängten Bürger dieses Ortes, gleichsam aus dem Tode wiederum in das Leben zurückgebracht. Traurig aber, ja von Herzen traurig ist's, wie es bisher in der gedachten unglücklichen Stadt gegangen ist, und für ihren Unfug, haben wahrhaftig die Bürger in ihr, viel zu viel schon leiden müssen.

Denn der Todesangst hier nicht zu gedenken, die diese armen Leute, gleich bey der ersten reifern Erwägung ihres Vergehens, und bey der ersten Nachricht von des Kaisers höchstgewaltigen Zorn, natürlich wohl empfinden mußten; auch des Schreckens und des Zagens nicht zu gedenken, das sich eben dieser Leute, da bereits bemächtigen müssen, da ihr Stadthalter viele von ihnen vor seinen Richtstuhl gefordert; sie in Ketten gehalten, und zum Tode geführet hat; so hörens bald nachher die Unglücklichen, daß der Kaiser ihnen und ihrer Stadt, die bisherigen Rechte, und die bisher empfahenen Wohlthaten schon genommen habe; daß er den Ellebichus und Cäsarius zu ihnen sende, und daß er diesen Männern die ungebundenste Gewalt, zur Bestrafung der Schuldigen gegeben habe: trauen also dem Ausgange der Sache wenig gutes zu, fliehen bey Großen und Kleinen aus der Stadt, und denken, sie wollen der, über ihren Häuptern nun schon schwebenden Rache, bey Zeiten noch entrinnen.

Der Befehlshaber ihres Ortes, und auch Chrysostomus, der eine ihrer Lehrer, schla-

gen sich indessen hier ins Mittel; suchen gegen der armen Leute tödtliche Besorgnisse, die besten Hoffnungen hervor; beruhigen mit denselben, ihre bebende Herzen, und bringen sie wirklich auch dahin, daß sie, theils wieder zurücke kehren, theils auch, der noch nicht vollzogenen Flucht vergessen, und einmüthiglich, unter den stärksten Bezeugungen ihrer Reue, und ihrer gänzlichen Unterwürfigkeit, den Abgeordneten entgegen eilen. Die armen Menschen sehn denn auch, daß die zween Bevollmächtigten, dies ihr renmüthiges Bezeugen, sich ungemein gefallen lassen, daß sie die wohlwollendsten Blick, auf sie richten, und gehen derowegen mit unaussprechlicher Freude, nebst den Bevollmächtigten in die Stadt zurücke; geniessen dieser ihrer freudigen Empfindungen auch am folgenden Tage annoch, da sie vor der Bevollmächtigten Richterstuhle treten müssen, und sich daselbst aufs glimpflichste behandelt sehen.

Denn da fragen die Bevollmächtigten, gleich den leutseligsten Männern, nach allen Umständen des vorgefallenen Tumultes; hören mit großer Aufmerksamkeit auf alles, was die Sprecher des Volks, zur Entschuldigung desselben, oder doch zur Verminderung des dabey begangenen Verbrechens, sagen, und vergießen selbst auch viele Thränen des Mitleids und der Erbarmung, da die Sprecher das, seit der Zeit schon ausgestandene Elend schildern, und demüthigst um Gnade und Verschonung, ihres, genugsam schon bestraften Volkes bitten. Ein jeder glaubt also, daß diese Bevollmächtigten sich zum Mitleid neigen. Ein jeder geht demnach, da das Verhör vorüber ist, mit den seligsten Hoffnungen erfüllet, in sein Haus, und erwartet ohne sonderliche Furcht, den Urtheilsspruch des folgenden Tages. Aber diese Erwartung täuscht die unglücklichen Bürger. Sie erleben den andern Tag; sie erleben ihn indessen mit tödtender Angst, und unter blassen Todesschrecken.

Denn die, am vorigen Tage, so weichherzig scheinende Bevollmächtigten des Kaisers, lassen noch in der Nacht, unglaublich viele, die sie insgeheim sich haben anzeigen lassen, aus ihren Betten holen; beladen sie mit Ketten, und stellen sie nun des Tages darauf, vor ihrem Richterstuhle hin; verhören einen jeden von denselben besonders; richten augenblicklich auch diejenigen hin, die sich als Mitschuldige bey dem Tumult bekennen; foltern aber die allesamt aufs schrecklichste, die sich nicht schuldig wissen wollen, und hören, weder auf das Geschrey der Unglücklichen, die da leiden, noch auf die Fürbitten, die andere ihretwegen, vor dem Richterstuhl verschwenden.

Wie denn am vorigen Tage auch, den Richtern, die Thränen aus den Augen rinnen, so sehen die armen Leute, an dem heutigen Tage, daß derselben Augen gänzlich trocken sind, und hören aus ihrem Munde, die erschreckliche Drohungen: „daß sie alle Bürger niederhauen; daß selbst der Weiber und der Kinder nicht geschonet werden, ja daß die Stadt im Feuer daraufgehen solle, wofern sie fortfahren würden für die Schuldigen zu bitten, und wofern man nicht alle und jede, die nur den mindesten Antheil an dem Tumult gehabt, so fort anzeigen würde!“

Sie

Sie sehn denn auch, daß zwar einige Mütter sich zu den Füßen dieser Richter werfen, und sich in Thränen badend, um die Erhaltung des Lebens ihrer Kinder, mit der rührensten Zärtlichkeit bemühen, daß aber auch dies nichts fruchtet, und daß ihrer zween Richter-Herzen undurchdringlicher als Stein und Eisen sind. Sie alle ahnden derowegen nichts, als nur den Tod, und hätten sicherlich, ihn größtentheils auch fühlen müssen, wenn nicht die vielen Einsiedler der dortigen Gegenden, vom erbarmenden Gefühl gedrungen, in die Stadt hinein geeilet wären, sich den unerbittlichen Richtern dargestellet, und durch ihre Vorstellungen, so viel wenigstens erhalten hätten, daß sie mit ihrem peinlichen Verfahren inne halten, und es erlauben wollten, eine Vorstellung an den Kaiser abzusenden, um neue Verhaltungsbefehle von ihm einzuziehen.

Denn nur durch diese Vorstellungen, die von den Einsiedlern aufgesetzet, den Kaiser übergeben worden, und, (wie andere wollen) noch mehr durch die Fürbitten des alten antiochenischen Bischofs Flavianus, der ebenfalls hier angekommen ist, hat sich der Kaiser nun endlich doch besänftigen lassen, und will, wie schon gesagt, den ganzen Vorfall nun vergeben, auch den Bürgern und der Stadt, alle ihre Rechte und alle bisherige Wohlthaten, nach wie vor, genießen lassen.

*) Der sanfte, oder furchtsame Mann, der Bischof Flavianus, geht gleich nach dem Tumult, zum Kaiser, um für sein Volk zu bitten. Alters wegen reiset er aber so langsam, daß die Bittschrift der Einsiedler noch ehe als er, nach Constantinopel kommt, wo er sich, wie wir oben schon erzählet haben, gewiß nicht so beträgt, als sich ein Ambrosius etwan betragen haben würde.

Während seiner Reise thut indessen der vortreffliche Chrysostomus, in allen diesen Vorfällen, durch Tröstungen bey dem Volke, und durch Ermahnung zum Verschonen, bey den Bevollmächtigten, sein möglichstes; aber die Bevollmächtigten sind unbeweglich und unempfindlich, wie kein Barbar seyn kann. Der gute, fromme Mann, ist überdem ein Redner, in dem Grade, daß selbst unsre heutige, sehr berühmte Canzelredner, sich eine Ehre daraus machen, beredt, wie er zu seyn, und seine Reden dringen noch jetzt, dem, der sie lieset, tief, sehr tief in die Seele ein, dennoch aber wirken sie bey den Bevollmächtigten so wenig: ist das nicht Härte des Herzens, die zum Erstaunen ist? Ist's möglich, daß man diese Leute als solche schildern kann, die nichts an andern thun, was sie nicht für sich selbst auch wünschen sollten?

Tausend Galgen, und Räder und Scheiterhaufen, dünkt uns, verdienen bevollmächtigte Minister, die, besonders bey reumüthig erkannten Vergehungen eines Volkes, die Neigung oder das Herz nicht haben, für dieses Volk bey dem entrüsteten Fürsten, selbst mit Gefahr ihres eigenen Lebens, nicht bloß einmal, sondern wiederholend, und wenigstens wie Abraham, vor Sodom und Gomorrha zu bitten. Des christlichen Nahmens, ist wahrhaftig auch der Fürst nicht werth, der, um eines erlittenen Schimpfes willen, solche Minister dulden, wählen, und nicht vielmehr verabscheun und bestrafen kann. — Vor dem Christenthum der damaligen Zeit also, vor dem bewahr uns Ueber Herre Gott! —

Ein

Ein anderes aus Constantinopel.

Bey Hofe ist die Nachricht eingegangen, daß der Kaiser Maximus, in die Staaten des Kaisers Valentinianus des II. aus bloßer Eroberungssucht, eingefallen sey; viele festen Plätze Italiens bereits erobert; den Kaiser auch aus Mayland schon vertrieben, und ihn genöthiget habe, sich, nebst seiner Mutter und seinen Schwestern, nach Thessalonich zu flüchten. Zugleich mit dieser traurigen Bothschaft, sind aber auch Abgesandte des unglücklichen Kaisers hieher gekommen, und dieselben bitten im Nahmen ihres Herrn, daß unser Kaiser sich sein erbarmen, und ihn mit der Macht, die er hat, in dem Besitze seines Reiches zu erhalten suche.

Dies will denn auch unser Theodosius nun thun, und er ziehet derowegen einen ansehnlichen Theil seiner Macht, zur Hülfe des unterdrückten Kaisers schon zusammen, eilet selbst auch zu ihm hin, um mit ihm gemeinschaftlich, die bestmöglichsten Verfügungen gegen den Maximus zu treffen. Vollkommen ist er indessen, mit dem Kaiser Valentinianus eben nicht zufrieden, und daß darum nicht, weil derselbe sich von seiner Mutter Justina zu sehr nun leiten lässet, und um ihretwillen die Athanasianer drückt, den Arianern aber günstig ist. Er meynts denn auch, und hats dem Valentinianus auch gemeldet, daß alles Unglück, welches ihn jetzt drückt, blos daher rühre, und daß auch Gott und Jesus vom Himmel herab, vornemlich dieserhalb ihn strafen, daß es dem Maximus aber wohlergehe, weil er die Gottheit Christi und des heiligen Geistes glaubet, auch auf die, sehr vieles hält, die eben dieses Glaubens sind. *)

*) Aus diesen Aeußerungen ists zu sehen, wie man das Wohlgefallen Gottes, mit dem Glauben an Lehrsätzen, mehr als mit dem guten Wandel verbunden, also mehr auf orthodoxe Meynungen, als auf orthodoxe Thaten hingesehen habe. Denn Valentinian II. führ ein unsträfliches Leben, und wird, seiner guten Gesinnungen wegen, von Heyden und Christen, also glaubwürdig genug, gerühmet, dennoch aber soll Gott ihn strafen, blos, weil er den Arianern glaubt. Maximus ist indessen ein Mörder seines Landesherrn, und ein Mörder derer, die diesem ihrem Herrn mit Treue dienen, demohnerachtet aber soll der liebe Gott ihm seinen Segen geben, bloß weil er den Athanasianern seinen Glauben schenkt. Und was ist denn im Grunde wohl der beyden Herren Schuld, und auch derselben Werth hierbey?

Gedacht: Ambrosius war heftig, der arianische Bischof aber sanft; so läßt sich der sanfte Valentinian von dem sanften Arianer, nicht aber von dem heftigen Athanasianer leiten, der heftige Maximus aber, traut nicht den sanften und furchtsamen, sondern dem dreisten Manne alles zu. Beyde Kaiser also waren und wurden, was die ansehnlichsten oder mehresten Bischöfe, der einen, oder der andern Parthie, die ihnen die bekandtesten waren, natürlich genug aus ihnen machen mußten. Sie selbst prüften diese Lehren, aus den eigentlichen Quellen, eben so wenig, als unsre Layen sie daraus zu prüfen pflegen: und also um der Bischöfe willen, sollte der Herr unser Gott, die Fürsten und die Völker, für verdienstvoll, und für verdienstlos achten, und nicht vielmehr um ihrer Gesinnung willen.

Nach

Nach Christi Geburt 388.

Aus Constantinopel.

Der Kaiser hat sich wirklich schon mit seinem Heere*) in Bewegung gesetzt, und ist selbst auch nach Thessalonich, zu dem Kaiser Valentinianus hingegangen. Wenns ihm indessen möglich ist, so wird er, durch friedliche Vorschläge, den anmaßlichen Kaiser Maximus, aus den Besitzungen des Valentinianus zu entfernen, und also die Vergiessung des Menschenblutes, auch jetzo noch zu hindern suchen.

*) 20000 Gothen, dienten vor diesem Feldzuge albereits dem Theodosius, jetzt aber verstärkte dieser Kaiser, mit diesem kriegerischen Volk, das Heer, und dadurch wurde, wie die Folge lehrt, das Corps Gothischer Truppen so stark, daß es alle andere Truppen überwog, und daß endlich auf die Gothen, so das Glück als das Unglück des Kaisers beruhete.

Aus Rom.

Mit so vielem Uebermuthe der anmaßliche Kaiser Maximus, alle friedliebenden Vorschläge des Kaisers Theodosius, und auch unsers Valentinianus, verworfen hat, mit eben so viel Demüthigungen hat er nun sein Reich und auch sein Leben verlohren. Denn so siegreich er auch sonsten war, und so unüberwindlich auch er, und sein Heer der Welt und ihm anschienen; so ist doch dies sein Heer in zween, bald auf einander erfolgten Schlachten, in die Flucht geschlagen worden, und so hat auch er, für seine eigene Person, sich nach Aquileja flüchten, daselbsten aber die große Erniedrigung erleben müssen, daß, da dieser Ort im Sturm erobert worden, man ihn, in Ketten geworfen, und so mit Ketten beladen, zu dem Sieger hingeführet hat, dem er so sehr getrotzet, und vor dem er nun, als ein mit Schaam bedeckter Missethäter, sich beugen müssen.

Er hat in der That aber, so große Schaam und Reue seiner begangenen Uebelthaten wegen, vor diesem Sieger bey sich merken lassen, daß derselbe zu seiner Verschonung schon geneigt gewesen ist, und daß also die Feldherren desselben, da sie diese Neigung bemerket, nur haben eilen müssen, ihm den Kopf vor die Füße zu legen, damit nicht ein ausdrückliches Verboth ihres Herrch sie daran hindere. Er ist derowegen nun schon aus der Welt geschaft, und sein Sohn, der in Gallien, zur Verhütung aller Einfälle der Germanier, mit einiger Macht noch stehet, soll nun unverzüglich auch, durch die Truppen der siegreichen Kaiser, die dahin nun gehen, von dort vertrieben werden.

Aus Persien.

Nach einer, etwas mehr als fünfjährigen Regierung, ist unser friedliebende König, Sapores III. auf seinem Bette gestorben, und da ist nun Varanes IV, des verstorbenen Sohn, zur Regierung gelanget.

Constantinopel.

Auf eine falsche Nachricht, daß unser Kaiser Theodosius, von dem Maximus geschlagen und erleget sey, haben unsre Arianer, die ihnen, von den Athanasianern entrissene Kirchen, eigenmächtig wieder in Besitz genommen, ja sogar den athanasianischen bischöflichen Pallast angesteckt, und in Asche geleget. Jetzt läuft indessen die Nachricht hierselbst ein, daß Maximus überwunden, gefangen genommen und hingerichtet, Theodosius aber der Sieger sey, und da ist nun die Bestürzung der Arianer, wie leicht zu denken ist, nicht geringe. Sie alle zittern nun vor der Rache, die der Kaiser, ihres Unfugs wegen, nehmen wird, und fürchtens, daß es mit ihnen eben also nun gehen dürfte, als es mit den Bürgern Antiochiens gegangen ist.

Zu ihrem einzigen Troste ist indessen, der junge Kaiser Arcadius, nicht mit seinem Vater in das Feld gegangen, sondern hier in der Stadt verblieben, und derselbe trägt nun Mitleiden mit den so sehr bestürzten Leuten, hat es auch über sich genommen, den Vater zu besänftigen, und die gänzliche Verzeihung dieses Unfugs bey ihm auszuwirken. Er ist denn freylich auch der beste Mittler, der sich hier gedenken läßt, doch soll es uns nun wundern, ob unser Theodosius, der starken Liebe, die er zu diesem seinen Sohne träget, oder aber den Empfindungen seines Zorns, am mehrsten folgen wird.

Nach Christi Geburt 389.

Aus Rom.

Auch Victor, der Sohn des Maximus, der in Gallien noch herrschete, ist von den Feldherrn des Theodosius überwunden, gefangen genommen, und hingerichtet, Gallien also erobert, und das römische Reich nun wiederum beruhiget worden.

Zum Ruhme des großen Kaisers Theodosius müssen wir's indessen auch sagen: „er hat eine allgemeine Verzeihung ausgerufen, und allen Freunden und Anhängern des Maximus die Versicherung gegeben, daß ihnen ihre bisherige Anhänglichkeit an denselben, weder an ihren Gütern, noch an ihren Ehrenstellen, und an ihrem Leben schaden solle, und er hat überdem auch

Digitized by Google

auch noch, das ganze Gebieth des Maximus, dem Kaiser Valentinianus überlassen, also von seinen Siegen, nicht für sich, sondern alleine nur für diesen unsern Kaiser Vortheil stiften mögen. *)

*) Wahr ists, die Fürsten pflegen unterweilen, den Fürsten, dem sie helfen, zu berauben, und Theodosius war von dieser Räuberey entfernt. Daß dieses aber eine so preiswürdige That hier sey, als sie von vielen geschildert wird, das sehn wir eben nicht, und schwerlich gehörte da viel Tugend zu, dem Valentinian das Reich zu lassen, welches ihm, von wegen seines Vaters und Bruders, mit so vollem Recht gebührete, und schwerlich ists auch eine sonderbare Sache, wenn man den Bruder des Mannes nicht beraubet, der uns so sehr beglücket hat, als Gratianus diesen Theodosius beglückete, da er ihn zum Kaiserthum erhob. Eben jetzt vermählt sich auch Theodosius, weil er Wittwer ist, mit einer Schwester des Valentinianus II. Er müßt also, von allen und jeden Gefühlen der Freundschaft und des Rechts, auch nicht das mindeste empfunden haben, wenn er auch hier nun noch, nach dieses Herren Reich hätt streben wollen.

Daß er auch den Anhängern des Maximus verzeihet, ist gewiß nicht Großmuth, sondern Pflicht und Schuldigkeit, nicht nur nach dem Gesetze der Menschenliebe, sondern sogar nach äußern, und blos bürgerlichen Gesetzen. Denn er, Theodosius, er hatte selbst, nach dem Tode des Gratianus, den Maximus als Kaiser anerkannt. Er hatte es derowegen selbst erlaubet, ja den Galliern, Spaniern und Britten, es zur Pflicht gemacht, den Maximus als Kaiser anzusehen, und ihm zu dienen. Er konnt also, nach keinem bürgerlichen Gesetze diesen ihren Dienst als eine Rebellion bestrafen. Wollt er auch hier Rache üben, so traf diese Rache die lieben Bischöfe vor andern.

Constantinopel.

Um des jungen Kaisers Arcadius willen, hat unser Theodosius, den Unfug, den die Arianer hier begiengen, ganz verziehen, sonst aber wider sie, und wider alle andere Ketzer, neue und sehr scharfe Gesetze gegeben, vornemlich auch verordnet, daß über die Wahrheiten der Religion, in der Folge, öffentlich gar nicht mehr gestritten werden soll.

Wie indessen in unserm Constantinopel, die Arianer gegen die Athanasianer sich sträflich genug betragen haben, und straflos blieben sind; so haben auch die Athanasianer zu Callinicum, in Mesopotamien, gegen die Juden und gegen die Heiden, sich nicht weniger sträflich aufgeführet, und werden ebenfalls nun ohne Strafe bleiben. Denn da sie der Juden Synagoge daselbsten angezündet, und in einen Aschenhaufen verwandelt, auch einen heydnischen Tempel ganz zerstöret haben, da hat anfangs zwar der Kaiser, die Wiederaufbauung der Synagoge, und die sonstige nachdrücklichste Bestrafung, der hierbey verschuldeten Athanasianer, gebothen, sein Geboth aber bald zurück genommen, da sich der Mayländische Bischof Ambrosius, mit großem Ernst dagegen gesetzet, und dem Kaiser die Strafbarkeit dieses seines Gebo-

thes, von der Canzel herab, auf das nachdrücklichste geschildert hat. *)

*) Hier erscheint der Kirchenvater Ambrosius schon wiederum in seinem Eifer, und in der Macht, die er hat, der Menschen Herzen zu lenken. Der athanasianische Bischof zu Callinicum ists nemlich, der die Einäscherung der Synagoge veranstaltet, und Theodosius legt ihm dieserhalb die Strafe auf, daß er auf seine eigene Kosten, diese Synagoge wieder bauen soll! Das tadelt aber Ambrosius, und das meynt der Mann, das sey ein unerlaubter Gewissenszwang, den der Kaiser jenem Bischof anthun wolle. Er schreibt derowegen auch an den Kaiser, und da der Kaiser dennoch dabey bleibt, daß der Bischof die Synagoge aufbauen soll; so wartet ers ab, bis der Kaiser in die Kirche kommt, donnert nun in der Kirche gegen diesen Herrn so gewaltsam los, und droht ihm, Kirchenbann und Gottes Zorn, so schrecklich in das Herz hinein, daß der in Angst versetzte Herr, so sehr auch seine Minister und Kriegsbedienten ihm zum Gegentheile rathen, dennoch dem Ambrosius gehorchet, und jenen Bischof, von der Wiederaufbauung der Synagoge entbindet. Man sieht also, welch ein Geist, sowohl den Bischof, als den Kaiser treib, und man kann nun dasjenige noch gründlicher prüfen, was wir oben bereits verschiedentlich, von dem Charakter dieser zween Männer angeführet haben. (— s. auch folgenden Artik.)

Aus Rom.

Der Kaiser Theodosius hat sich, etwan 3 Monate lang bey uns hier aufgehalten, und durch seine Gegenwart hat die Religion der Christen unter uns, unglaublich viel gewonnen. Denn da immer noch unzählige unter uns, besonders aber die Herren des Rathes, dem Heidenthum anhingen, und die Tempel der Götzen aufs fleißigste besuchten; so ist nun unter uns fast niemand mehr, der dies noch ferner thäte. Und zu dieser großen Veränderung hat sie, nicht etwan ein Zwang, sondern lediglich das leutselige Wesen des Kaisers, und seine hierbewiesene Ehrfurcht gegen den Gottesdienst der Christen bewogen. Dadurch nemlich zur Verehrung und Werthschätzung dieses Herrn gereizet, haben sie den Wahrheiten der Religion, mit ruhigerm Gemüthe näher nachgedacht; die Eitelkeit ihres bisherigen Gottesdienstes leicht erkannt, und also sich, aus eignem Triebe, mit unsern christlichen Gemeinden auf das genaueste verbunden.

*) Hiersieht man wie wahr es ist, was wir sonst schon angeführet haben, daß das Heidenthum, zur Zeit des großen Constantins, auch in Rom noch sehr im Ansehn blieben sey. Denn nach der Geschichte, wurde erst anjetzt dasselbe recht eigentlich geschwächet. Nach eben der Geschichte hielten auch, kurz vorher, ehe Theodosius nach Rom hinkam, die Herren des Raths, um die Erlaubniß an, den Altar der Siegesgöttin in ihren Versammlungsort wieder hinzusetzen, den Gratianus von dort hinweg genommen hatte, auch der Rechte und Freyheiten, die ehedem die heidnischen Priester gehabt, von neuem zu genießen. Nach des Constantinus Zeiten war also noch immerfort, eine große Anhänglichkeit an das Heydenthum, in Rom geblieben.

Nachdem aber Theodosius nur eine kurze Zeit in Rom gewesen ist, nachdem heißt

heißt es, wandte sich ganz Rom zum Christenthume, und der Kirchenvater Hieronymus sagt von dieser Zeit: — „Das Capitol, das sonst so häufig besuchet wurde, ist jetzt in eine Wüste verwandelt; die andern Tempel sind mit Staub bedeckt, und mit Spinnewesen angefüllet; die ganze Stadt drängt sich zu den Gräbern der Märtyrer, und das Volk siehet, wenn es vor den Tempeln der Götzen vorüber gehet, es mit Freuden an, daß sie den Einfall drohen, und daß die alten Götter Roms nun bald, unter dem Schutte dieser Tempel, liegen werden.“

Daß dieses aber so ganz richtig nicht gesprochen ist, das lehret die Folge, da wir bald, eine noch sehr große Ergebenheit der Römer an die falschen Gottheiten sehen werden. Daß indessen eine große Veränderung in Rom jetzt vorgefallen sey, das ist wohl nicht so ganz zu leugnen, das beweiset aber auch, wie widersinnig die Menschen handeln, und wie sehr sie sich von äußern Dingen leiten lassen. Denn Petrus und Paulus, und wie die Kirchengeschichte will, viel tausend fromme heilige Männer, bewohnten oder besuchen, seit Jahrhunderten bereits dies Rom; leben als ächte Christen in denselben; predigen also in demselben, nicht nur in den Kirchen und in den gottesdienstlichen Häusern, sondern auch, so gut als Theodosius, in ihrem ganzen tugendhaften Wandel, und Rom, besonders aber die Weisen in Rom, bekehren sich zum Christenthume nicht. Theodosius kommt indessen jetzt dahin; lebt etwan nur drey Monate in demselben; lebt wirklich auch in vielem Gewirre der Eitelkeit daselbst, und bloß darum, weil er daselbst nun lebt, blos darum sieht man Rom bekehret: das ist doch wahrlich sonderbar genug! Das zeigt denn doch, daß Menschen, aus den schlechtesten Gründen, ungleich öfter, als aus edlen Gründen handeln. Das zeigt doch immer wohl, daß Schmeicheley und Gefälligkeit gegen den Kaiser, ungleich mehr, als Kenntniß und Liebe der Wahrheit, auch jetzt in Rom, das Christenthum gepflanzet habe.

Constantinopel.

Nun wird ja endlich wohl das Heydenthum vom Erdkreis der Erden Abschied nehmen, denn nicht nur in Rom, sondern auch in Alexandria, und überhaupt im ganzen Lande Egyptens, sieht es mit den Tempeln der Götzen, und mit dem Dienst, den man ihnen bisher noch leistete, höchst elend aus. In Rom verläßt nemlich fast jederman freywillig seinen Götzendienst, in Alexandria und in Egypten aber, haben die Christen, die Götzentempel und Götzenbilder zerstöhret, und da fällt alles Volk dem Christenthum nun zu. *)

*) In Alexandria steht ein alter Tempel, und Theophilus, der Bischof der Alexandrier, erhält vom Theodosius die Erlaubniß, aus demselben eine christliche Kirche zu machen. Indem er aber dieses thut, und an dem Tempel bauet; so entdeckt er sehr unzüchtige Bilder; stellt dieselben öffentlich zur Schau, und sucht dadurch den Gottesdienst der Heyden, als recht abscheulich vorzustellen.

Das verdrüßt nun aber die Heiden, und Heide und Christ gerathen dieserwegen dergestalt in Zorn und Wuth, daß sie zu den Waffen greifen, und sich, so gut sie können, schlagen, und ermorden.

Theodosius ist indessen ein Christ, und dieserwegen sind die Soldaten desselben,

Digitized by Google

die in Alexandria liegen, ihrem christlichen Befehlshaber desto folgsamer; vereinigen sich mit den Christen, und nöthigen die Heyden, zum Weichen und zur Flucht in den größten, festesten, und prächtigsten ihrer Tempel, in den Tempel des vermeintlichen Gottes Serapis. In diesem Tempel sehn sie denn aber, können sie ohnmöglich immer bleiben; sie sehn denn auch, wie so vergeblich ihr fernerer Widerstand seyn werde, fürchten überdem, daß des Kaisers und der Christen Zorn, für sie die traurigsten Folgen haben dürfte; verlassen also diesen Tempel, und flüchten sich, so gut sie können, der eine auf diesem, der andere auf jenem Wege, nach diesem, oder aber nach jenem Orte hin.

Die Christen behalten derowegen in dieser großen Stadt die Oberhand, und dem Theodosius gefällt auch das, was hier der christliche Bischof, der Bürger und der Soldat gethan. Er lobt derselben christlichen Eifer; empfiehlt dem Bischofe, die Zerstörung aller andern Götzentempel, und entflammt dadurch der Christen Eifer dergestalt, daß sie die Götzenbilder aus den Tempel nehmen; sie durch die Straßen der Städte schleifen, endlich sie verbrennen, oder doch einschmelzen, und die Tempel überhaupt der Erde gleichen.

Die armen Heyden stehn indessen, weinen und schreyen über diese Entehrung und Zernichtung ihrer Heiligthümer, und glauben, nun werde die Erde ihre Früchte nicht mehr geben, und nun werden die entehrten Götter, allen Segen von dem Lande nehmen. Doch von dem, was sie hier denken, von dem geschieht gerad das Gegentheil. Das folgende Jahr wird das fruchtbarste Jahr, dessen sie sich nur erinnern können, und da sehn sie derowegen, daß ihre Meynung von ihren Göttern schwerlich könne die richtige seyn. Da fallen sie sogleich nun auch vom Götzendienste ab, und wenden sich zum Christenthume. — So ists, so wird uns diese Religionsveränderung erzählet, und ist nun diese Erzählung wahr: was sollen wir dann wiederum von diesen Christen sagen?

Jahrhunderte leben nun schon Christen unter den Heyden in Alexandria. Durch unleugbare Wunder, wandten sich die ersten Christen von dem Götzendienste ab: wie wars also möglich, wie konnten nun, nach Jahrhunderten, noch so viel eifrige Heiden in dieser Stadt hier seyn, wenn die Christen in einem heiligen Leben wandelten?

Wirkt nur das Christenthum, wahrhaftig edle Thaten; bessert nur das Christenthum, den innern Menschen; so mußte bey ächten Christen, Thun und Lassen, gegen das Thun und Lassen der Heiden, in Jahrhunderten wenigstens, wie Licht von der Finsternis abstechen; so konnte kein Mensch, das Heidenthum anjetzt noch lieben; so mußte jedermann das Christenthum nun lieben, und die Geschichte sagt doch nichts hiervon.

Streit also, über Lehrsätze; eitles Vertrauen, auf Taufe, Abendmahl, und Verdienste Christi und der Märtyrer, das, nur das war, bey dem unheiligsten Leben, das Christenthum, und das konnte freylich nicht die Heyden bekehren.

Nach

Nach Christi Geburt 390.

Aus Constantinopel.

Unser Kaiser Theodosius ist noch immer in Italien, und gegenwärtig in Mayland, wo er Kirchenbuße thut, nachdem er sich an die Einwohner der Stadt Thessalonich auf das schwereste versündiget, der Bischof Ambrosius aber, ihn aus der Kirche gewiesen, und bis er seine Buße vollbracht, aus der gesamten christlichen Gemeinde herausgestossen hat.

Weil nemlich der kaiserliche Befehlshaber in Thessalonich, einen Kutscher ins Gefängniß wirft, der eine vornehme Dame, mit Gewalt entehren wollen, dieser Befehlshaber auch den Menschen, da es die Bürger fordern, nicht so gleich auf freyen Füßen stellt; so fallen sie diesen Befehlshaber an, ermorden ihn, und entrüsten also den Kaiser dergestalt, daß er den Tod aller derer, die an dieser Mordthat Antheil genommen, bey sich in allen Ernst beschließt, und sogleich Befehl ertheilet, nach allen Schuldigen zu forschen.

Er ist denn aber in Mayland, und daselbsten ist Ambrosius nebst noch andern fremden Bischöfen, die der Kaiser dahin gerufen hat, so gutherzig, oder doch so dreist, daß er so gleich für die Verschuldeten bittet, von dem Kaiser auch die Versicherung erhält: daß ihnen ihr Vergehen vergeben werden solle.

Zu dieser Versicherung, können indessen die Minister und die Befehlshaber des Kaisers nicht schweigen. Sie sehn, daß, wenn jene Frevler straflos bleiben, bald noch mehr Städte, so wie diese, frevlen werden, und daß dann an keinem Orte, die Befehlshaber des Kaisers, ihres Lebens werden sicher seyn. Sie dringen also mit ihren Gegenvorstellungen dergestalten in den Kaiser, daß sein Zorn nun abermalen auf das gewaltigste entbrennet; daß er so gleich Befehle giebt, einige Truppen nach Thessalonich zu senden, und daß diese Truppen, die so fort auch dahin gehen, den erhaltenen Befehlen gemäß, in die Stadt reinziehen; die, eben zu der Zeit, auf dem Schauplatze, bey großen Lustspielen, in vermeynter Sicherheit sitzenden Bürger überfallen, und ohne Unterschied des Standes und des Alters, der Schuld und der Unschuld, nicht nur der wirklich einheimischen, sondern sogar auch der fremden und auswärtigen Zuschauer, noch mehr als 7000 an der Zahl, in Stücken hauen.

Und da dieses nun der eifrige Bischof Ambrosius erfähret; so schreibt er augenblicklich auch an den Kaiser, der eben dazumal, auf einige Tage, außerhalb der Stadt Mayland ist; stellt ihm sein, hierunter begangenes Verbrechen, und die Nichthaltung seines Versprechens, nachdrücklichst vor Augen, und kündigt ihm es an, daß er dafür in den

Bann

Bann gethan sey, daß ihm auch, vermöge der Kraft der Schlüssel des Himmelreichs, der Himmel wie die Kirche, verschlossen bleiben solle, bis daß er, gleich andern büßenden Verbrechern, alle und jede Bußübungen würd beobachtet haben.

Wie es indessen scheinet, denket unser Theodosius: — er sey denn doch ein Kaiser und des Landes Herr! Er kehrt sich also an diesen Drohungen nur wenig; geht nach Mayland zurücke, und will daselbst, ohn erst beym Bischof anzufragen, geradenweges in die Kirche gehen. Da sieht ihn aber der Bischof, und da läuft er ihm sogleich entgegen; weiset ihn beherzt von den Schwellen der Kirche zurück, und kündigt ihm es an, daß er die Kirche zu betreten, ganz und gar nicht würdig sey. Er thut dies alles auch mit so viel Kraft und Würde, daß sich der Kaiser gegen ihn nicht setzet; daß er die härtesten Verweise sehr gelassen hört; mit Thränen in den Augen, von der Kirche weg, nach seinen Pallast kehret, auch von der Stunde an, sich als ein Büßender nun hält, um sein so groß Verghn aufs beste zu versöhnen.

*) Hier hat man abermalige Züge, die den Character der thessalonischen Christen, (denn für sündigende Heyden, hath Ambrosius wohl nicht) so wie den Charakter des Kaisers Theodosius, und des Bischofs Ambrosius sehr merklich zeichnen. Wie abscheulich, und wie rühmlich, wie verzeihlich und wie unverzeihlich hier nun aber diese Züge waren, das dürfen wir wohl nicht entwickeln, da vermuthlich jeder Leser von selbst sich dies entwickeln wird. Von den Bußübungen der damaligen Zeit, müssen wir indessen folgendes hier sagen:

Die, die zu dieser Zeit, von den Bischöfen in den Bann gethan wurden, die mußten, je nachdem ihr Verbrechen, in den Augen des Bischofs groß, oder klein erschien, längere oder kürzere Zeit, zuerst barfuß, und in zerrissenen Kleidern, in den Thüren der Kirche stehen, und zu denen, die in die Kirche giengen, demüthig und flehentlichst sagen: — „Betet doch für mich, der ich ein so großer Sünder bin!“

Hatten sie dieses aber eine Weile hindurch gethan, und erbarmte sich der Bischof über sie, nun so kamen sie einen Schritt weiter, nemlich in eben der traurigen Kleidung und Stellung, in die Kirche hinein, doch entfernt von andern, und anfangs, nur an die Thüre, einige Zeit nachher aber, bis vor den Predigtstuhl, vor welchem sie niederknien, und das Sündenbekenntniß anhören mußten, welches der Bischof, in ihrem Namen laut herbethete.

War denn aber dies Sündenbekenntniß, jedesmal nach gehaltener Predigt, hergebethet; so rief der Küster: ite missa est! — („geht nach Hause, die Predigt ist zu Ende!“) und dann mußten diese Büssenden aus der Kirche, so, daß sie nicht gewürdiget wurden, die Austheilung des Abendmahls mit anzusehn.

Nach und nach aber, wenn die armen Sünder lange genug, zu des Bischofs Füssen, in öffentlicher Kirche, auf ihren Knien hatten liegen müssen, erlaubte man ihnen, der Austheilung des Abendmahls mit beyzuwohnen, aber nicht dasselbe für sich selbst, zu nehmen, und das währete wiederum so lange, bis der Bischof die Vergebung genug gebüßt zu seyn erachtete, und bis er endlich feyerlichst die Sünden vergab; die Büßenden weder als Glieder der Christenheit anzusehn geboth, und ihnen auch das Abendmahl

mal nicht mehr verweigerte. — Der Kaiser brachte 8 Monate unter den Augen des Ambrosius mit diesen Bußübungen zu, und büßete der Kaiser so lange, so büßeten andere, oft mehrere Jahre lang. Ein Ansehn gabs denn auch dem Bischofe immerdar, wenn so die Mächtigen der Erde, gleich den elendesten Erdenwürmern gekrümmt, und um Erbarmen flehend, eine lange Zeit zu ihren Füßen lagen.

Nach Christi Geburt 391.

Aus Constantinopel.

Unser Theodosius ist, nachdem er wieder in die Gemeinschaft mit der christlichen Kirche aufgenommen worden, zu uns zurückgekehret, und wendet nun allen Fleiß daran, um durch manche geschärfte Verordnungen, den, noch hin und wieder herrschenden Götzendienst, aufs gänzlichste auszurotten, auch alle christliche Secterer und Ketzer, auf das möglichste zu unterdrücken.

Aus Rom.

Da unser Kaiser Valentinian II. nun zwanzig Jahr zurück geleget hat, auch zur Regierung seines Reichs genugsam schon gebildet ist; so wird der Kaiser Theodosius in die Angelegenheiten dieses Reiches, so sonderlich sich nicht mehr mischen; ist deshalb allbereits nach seiner eignen Residenz zurückgegangen, und läßt nun unserm Herrn die freysten Hände. Derselbe ist denn gegenwärtig aber nach Gallien gezogen, und eilet den Franken entgegen, die abermalen wider uns in Waffen sind.

Nach Christi Geburt 392.

Aus Rom.

Arbogast, ein geborner Franke, sonst aber ein Mann, der sich bis zur obersten Feldherrn-Würde emporgehoben, auch unserm kaiserlichen Hause, mit sonderbarer Treue gedienet hat, ist, mit seinem hohen Glücke nicht zufrieden, dahin verfallen, daß er, fast mehr als unser Valentinian seyn wollen,

Digitized by Google

alle Aemter und Bedienungen nach seinem Wohlgefallen vergeben, und endlich gar den guten Herrn mit Gift vergeben hat, da selbiger ihm hierin wehren, und ihn seines Amts entsetzen wollen.

Wir haben also durch ihn, den besten und gütigsten Fürsten, in der besten Blüthe seiner Jahre verlohren, und nun einen gewissen Eugenius zu unserm Kaiser, der eigentlich ein Lehrer der Beredsamkeit sonst war, vom Arbogast aber, zu der wichtigen Stelle eines Geheimschreibers des Kaisers erhoben wurde, und nun, durch dieses Verräthers Vermittelung, sogar auch auf den Thron erhoben ist. Auf demselben führt indessen niemand anders, als nur Arbogast das Scepter, und unter diesen Männern werden unsre Heyden abermals mit neuen Hoffnungen für ihre Religion und Götzendienst belebt. Denn ob gleich Eugenius sich äußerlich zum Christenthum bekennt, so ist er doch, sowohl als Arbogast, den Heyden gewogen; so werden derselben Priester auch, die Freyheiten und Vorrechte, (die ihnen Valentinian II. so sehr sie ihn darum auch bathen, schlechterdings nicht wiedergeben wollte) nun wohl wieder erhalten, und so prophezeihen derselben Augurs nun auch schon, das größte Glück für den Eugenius, und versicherns ihm, daß er dereinsten noch, das Ganze des römischen Reichs beherrschen werde.

Auf alle diese Wahrsagungen aber wenig achtend, lassen wir unser Augenmerk auf den großen Theodosius gerichtet seyn, und glauben noch nicht, daß er, zur der Ermordung des guten Fürsten gänzlich schweigen, und die Kronenräuber, ihres Raubes werde so genießen lassen. Wahr ist's indessen; er ließ auch ehedem den Gratian ermordet werden, und da sogar der Bischof Ambrosius, den anmaßlichen Kaiser, als seinen rechtmäßigen Herrn betrachten kann; so ist es möglich genug, daß nun auch Theodosius dies thue.

Constantinopel.

Bey unserm Theodosius ist die Nachricht, von dem Tode des Kaisers Valentinianus, und von der Thronbesteigung eines gewissen Eugenius eingelaufen, zugleich aber sind auch Bothschafter von dem Eugenius, bey ihm hier angelanget, die ihn fragen müssen, ob er diese Thronbesteigung genehmigen, oder ob er sich dagegen setzen wolle? Und weil denn unser Kaiser Theodosius bekanntlich genug ein Christ, und überdem ein Freund und Verehrer der christlichen Bischöfe ist; so hat der anmaßliche Kaiser Eugenius wohlbedächtlich, verschiedene Bischöfe, zugleich mit den Bothschaftern hieher gehn lassen, und durch diese vornemlich das gesucht, daß der Kaiser seine Thronbesteigung genehmige, und nach dieser Herren Rath, des Menschenblutes schonen möge.

Dem Anschein nach, hat denn der Kaiser wirklich auch den Anrathungen der Bischöfe nachgegeben, die Bothschafter unter vielen Ehrenbezeugungen empfangen, und sie mit großen Geschenken überhäufet, wieder von sich gelassen. In der That hat er aber keine Lust zu diesem Vorfalle zu schweigen; sondern ist entschlossen, gegen die Kronenräuber zu Felde

zu

Digitized by Google

zu gehen, weiß es aber jetzt noch nicht, ob er selbigz rade zu, den Krieg wider sie erklären, oder ob er damit warten soll, bis Eugenius von selbst dies thue.

In Egypten ist indessen ein gewisser Einsiedler, mit Namen Johannes, und der Mann hat die Gabe der Weissagung. Unser Theodosius hat derowegen Bothen an ihn abgesandt, um ihn nach Hofe zu berufen, oder doch, falls er dessen sich weigerte, ihn zu befragen: — was hier in dieser Angelegenheit das beste sey?*) Und je nachdem nun dieser Prophet zum Kaiser kommen, oder doch ihm rathen wird, je nachdem wird denn der Kaiser auch, dem Kronenräuber den Krieg erklären, oder ihn in Ruhe herrschen lassen, und die Zeit abwarten, da er von ihm dürft angegriffen werden.

*) Unsre Leser müssen ja nicht denken, daß der Glaube an Propheten und an Mirakul, in der christlichen Kirche je gefehlet habe. Kein Unsinn ist vielmehr so groß, der nicht früh genug, und lange genug, selbst von den Bischöfen wär gelehret worden, und sollten wir all das rasende Zeug erzählen, was diese Männer ihren Gemeinden gepredigt haben; so müßten wir ganze Bücher davon schreiben. Nicht die Tugend, die Jesus empfohl, sondern die Gewalt der Kirchendiener, die Nothwendigkeit, den Aussprüchen der Concilien zu glauben, und die Wunderkraft der Märtyrer und ihrer Reliquien, dies allein wurde gepredigt, und wer davon mehr Kenntniß haben will, der lese, die vitas Patrum.

Nach Christi Geburt. 393.

Aus Constantinopel.

Die Abgeordneten des Theodosius, die den Johannes in Egypten haben aufsuchen müssen, sind wieder zurückgekommen, haben den Mann gefunden, und mit ihm gesprochen, ihn aber nicht bewegen können, bisher an unsers Kaisers Hof zu kommen. Prophezeihet hat er indessen, und zwar so, daß der Kaiser sehr mit ihm zufrieden ist, und nun sich schon zum Kriege rüstet, da er denselben, nach des Propheten Rath, nicht abwarten, sondern selbst anfahen soll.

Der gedachte Prophet hat denn auch gemeynet: „der Erfolg dieses Krieges werde seyn: „daß unser Theodosius den Eugenius, doch nicht ohne Blutvergießen, überwinden, und daß zwar er selbst als Sieger in Italien sterben, jedoch aber seinen Sohn zum Nachfolger in Italien, und in den Abendländern hinterlassen werde. — Diese Prophezeihung ist demnach, bis auf das Sterben in Italien, erfreulich genug, vielleicht aber kann, auch dieser Theil derselben, noch geändert werden, und es scheint, als suche dieses auch der Kaiser.

Digitized by Google

Denn er geht nunmehr, von vielen Bischöfen, Geistlichen und Layen begleitet, aufs fleißigste in unsre Kirchen, und bethet unabläßig in denselben, daß Gott ihm seinen Feldzug segnen wolle. Er ermuntert überdem auch andere zu solchem Gebethe, und hofft's denn wohl, daß Gott sich dadurch dürfte bewegen lassen, sein Leben ihm noch etwas zu verlängern, besonders jetzt, da er nun abermalen neue Gesetze gegen alle Ketzer giebt; auf den rechten Glauben jetzt recht eifrigst hält, und also allem Ansehn nach, um des lieben Gottes Reich, sich mehr, als je ein Fürst, verdient zu machen suchet.

Weil indessen, wenn dieses nun auch nicht geschehe, und wenn nun ja sein Tod beschlossen wäre, das abendländische Reich doch einem Sohn von ihm verheißen ist; so hat er seinen jüngsten Sohn Honorius, anjetzo schon zum Kaiser ausgerufen, und wird also den beyden Söhnen, die er hat, das Ganze des Reichs, das er nun bald besitzen soll, in gleichen Theilen hinterlassen. *)

*) Mögten doch unsre jungen Leser für sich selbst das thun, was wir, zur Vermeidung einer zu großen Weitläuftigkeit, hier nicht thun dürfen! Mögten sie doch die einzelnen Thaten der Christen und der Heyden überhaupt, und auch der einzelnen Personen insonderheit, gehörig neben einander stellen, und sich daraus ein recht lebhaftes Bild, von der unglaublich scheinenden, doch wirklichen Schwäche der Menschen bilden!

Denn, z. E. um hier von vielen Dingen nur eines einzigen zu erwähnen; so greift z. E. der Kaiser Theodosius anjetzo zu den Waffen, und die Welt, ja er selbst glaubt es: er thue dies, um des Valentinianus II. Blut zu rächen, und um den Götzendienst zu hindern, der nun schon wiederum ein neues Leben bey sich spüren läßt. Im Grunde aber, ists im Grunde wohl Wahrheit, daß die Triebfedern zu diesem Kriege diese, und nicht andere sind? Wir zweifeln sehr daran, und uns dünkt, wir sagen auch hier mit Recht: — Nur all zu gerne macht der Mensch seine eigene Sache, zur Sache des Höchsten, und überredet sich, für Gott und für das Menschenrecht zu sorgen, wo er in der That für sich, und für sein eitles Herz nur sorgt.

Denn ists nicht wahr, bey dem Maximus saß Theodosius so gänzlich stille, und suchte nicht das Blut des Gratians zu rächen. Da hieß es aber, der Friede, den er hielt, den hielte er um Gottes willen; da war also der Friede, Gottes Sache, und da saß Theodosius als Christ blos darum stille, damit der Menschen Blut nicht mögt vergossen werden.

Jetzt indessen, jetzt will er dieses Blut vergießen, und was ist denn jetzt der Krieg? Er ist jetzt eben das, was zuvor der Frieden war. Er ist nur Gottes Sache, denn des Valentinianus Blut muß doch gerächet werden, und dem Heydenthum ist ebenfalls zu wehren. — So wars, so schien des Theodosius Verhalten, in allen beyden Fällen sehr gerecht, und war's denn dieses?

Uns dünkt, da Gratianus stirbt, da ist noch Valentinian II. als Erbe da, und was soll nun wohl Theodosius, noch ehe ihn die Noth und Selbsterhaltung darzu zwingen, in diesem Falle fechten, da er für sich noch nichts erobern kann? Er bleibet also daheime, und denkt nun im geringsten nicht an Rächung des unschuldig vergossenen Bluts.

Jetzt

Jetzt ist indessen Valentinian ermordet; jetzt ist kein näherer Erbe des abendländischen Reichs, als er, und seine Söhne; jetzt wird derowegen die eitle Haabsucht in ihm rege; jetzt beschließt er also den Krieg, und bildet sich und andern es doch ein, ihn treibe nur die Gottesfurcht, da ihn doch immer nur die Eitelkeit getrieben hat, und auch noch jetzo treibet. So blendet indessen fast jeder Mensch sich selbst, und so werden unsre Leser, wenn sie selbst nur etwas denken, noch andere, und noch ungleich mehrere Zeugnisse der menschlichen Schwäche finden.

Sonst aber können unsre Leser auch noch merken, daß man auch jetzo noch die Taufe gern verschob, und daß eben deswegen Valentinianus II, ohne Taufe aus der Welt fortgieng, demohnerachtet aber von dem Bischofe Ambrosius selig gepriesen wurde. — Der Mann muß derowegen die Taufe eben nicht vor unentbehrlich halten.

Nach Christi Geburt 394.

Aus Constantinopel.

Durch die Krankheit, und durch den darauf erfolgten Tod der Kaiserin, ist unser Theodosius, länger, als ers gewünscht, aus dem Felde zurückgehalten worden, und erst am 15. May, mit einem sehr zahlreichen Heere gegen den Eugenius gegangen. Während seiner Abwesenheit wird indessen, sein ältester Prinz Arcadius, das Regiment hier führen, doch, weil er noch zu jung zur eigenen Regierung ist, unter der Aufsicht des Rufinus, eines, allem Ansehn nach, vorzüglich frommen, und in den Geschäften des Reichs, ungemein erfahrnen Mannes.

Aus Rom.

Nicht so leicht als wirs wohl dachten, sondern allererst auf langes und wiederholtes Bitten unsers Raths, und der heydnischen Geistlichkeit, hat der anmaßliche Kaiser Eugenius, den öffentlichen heydnischen Gottesdienst nun wieder freygegeben; die Tempel auszubessern, und die alten Opfer wieder anzustellen, erlaubet, auch den heydnischen Priestern, alle ihre ehemalige Vorrechte und Freyheiten von neuem verliehen. *) Er selbst muß auch, dem Ansehn nach, zur heydnischen Religion sich wieder neigen, denn auf einigen seiner Fahnen siehet man das Bild des Götzen Herkules. Man wird denn aber bald genug es sehen, wie wenig oder viel dasselbe, ihm zum Siege helfen wird.

Denn nun ist wirklich schon der große Kaiser Theodosius in vollem Zuge gegen ihn, und sein Heer ist zahlreich genug, und wohl geübet, wird auch von einem Herrn angeführt, der sonsten immerfort gesieget hat, also

Digitized by Google

auch hier wohl siegen, und endlich wiederum das Ganze unsers Reichs, beherrschen wird.

*) Man sieht auch hieraus, wie wenig aufrichtig die Bekehrung des Raths zum Christenthum gewesen, der wir oben, zur Zeit der Anwesenheit des Theodosius in Rom, erwähnet haben, und die von dem Kirchen-Vater Hieronymus, als so allgemein, und als so ächt beschrieben wird.

Ein spätéres aus Rom.

Zwischen den Heeren des Eugenius, und des Theodosius, ists zu einer großen Schlacht gekommen, und in derselben hat Theodosius gesieget, ist Eugenius aber, nicht nur geschlagen, sondern auch von einem Haufen seiner eigenen Soldaten gefangen genommen, und dem Sieger lebendig überliefert worden. Hat denn auch der große Sieger, an den unglücklichen Gefangenen seine eigene Hand nicht legen, und ihn nicht tödten mögen; so haben doch die Soldaten dies gethan, die ihn gefangen gehalten, so bald sie es gesehen, daß sich des Siegers Herz zum Mitleid neige, und daß sie die Begnadigung desselben zu vermuthen hätten. Weil denn aber so gleich nach diesem unglücklichen Ende des Rebellen, auch der treulose Arbogast sich selbst entleibet, die sämtlichen Truppen der Entleibeten aber, sich dem Theodosius ergeben haben; so ist nun wieder unser abendländisch Reich, mit dem morgenländischen, auf das glücklichste verbunden. —

Constantinopel.

Der junge Kaiser Honorius, hat aufs eiligste zu seinem Vater, dem Kaiser Theodosius, nach Mayland gehen müssen, und wird daselbst zum Herrn der sämtlichen Abendländer eingesetzet werden. Höchst glücklicher Weise ist nemlich der anmaßliche Kaiser Eugenius geschlagen, und von seinen eigenen Soldaten gefangen genommen, auch enthauptet worden, sein gesamtes Heer aber hat sich unserm Kaiser unterworfen, so bald er nur eine allgemeine Begnadigung für alle die ausrufen lassen, die es mit dem Eugenius gehalten haben. *)

*) Ambrosius nahm sich hier der Anhänger des Eugenius an; sprach für sie; und that darin freylich das, was einem Menschenfreunde zu thun gebühret, aber in der That auch das, was er um sein selbst willen zu thun verbunden war, denn er selbst hatte, der Furcht nachgegeben, und den Eugenius als seinen Herrn und Kaiser anerkannt. Theodosius hätt indessen auch hier, gegen alle, so gar bürgerliche Rechte handeln würden, wenn er die Anhänger bestrafet hätte; denn er selbst hatte, im Anfange der Empörung, den Eugenius als einen wirklichen Kaiser behandelt. Fühlte er auch seinen Tod, oder besorgte er ihn nur; so war er, als ein nur etwas bedachtsamer Herr, seiner noch unmündigen Kinder wegen verpflichtet, alle fernere Unruhe zu hindern, und sich aller Welt, durch Begnadigungen gefällig zu erweisen.

Wir wissens indessen zur Genüge, daß man diesen Herrn sehr oft, als sehr voll Sanftmuth schildert, aber uns will diese Sanftmuth eben nicht in unsre Augen leuchten. Denn Sanftmuth soll es seyn, wenn er

Digitized by Google

er des Maximus und auch des Eugenius, sich so sehr jammern läßt, daß die Soldaten nur zufahren, und diese Rebellen sogleich enthaupten müssen: und ist denn dies, das erste, ja ists das letzte mal zu denken?

Wir denken uns dies eben nicht. Wir glauben, der Herr verstellte sich in beyden Fällen, und wir behaupten, daß, wenn ihm die Erhaltung der zween Rebellen ein Ernst gewesen wäre, der Soldat nicht zweymal hinter einander ganz ohnbestraft dieselben würd ermordet haben.

Nach Christi Geburt 395.

Aus Rom.

Am 17. des Monats Januarius, ist unser große Kaiser Theodosius, zu Mayland, an der Wassersucht gestorben, und hat, wie er schon vorher sein großes Reich, unter seine zween Söhne vertheilt gehabt, also noch kurz vor seinem Ende, in einem eigenen Testamente, diese Theilung bestätiget,*) Es herrschet derowegen der Kaiser Arcadius, als der älteste Sohn des Verstorbenen, in den sämtlichen Morgenländern, der Kaiser Honorius aber, als der jüngste Sohn desselben, in allen Abendländern, jeder unumschränkt, doch, der zu großen Jugend wegen, vorjetzo noch, unter der Aufsicht sehr geäbter und (wenigstens dem Anschein nach) sehr redlicher Männer. Arcadius nemlich, unter der Aufsicht eines gewissen Rufinus, unser Honorius aber, unter der Aufsicht, und nach dem Rathe eines gewissen Stilicho, der zwar ein geborner Vandale ist, aber sich so wohl verhalten, und so empor geschwungen hat, daß er sogar mit einer Bruders-Tochter des verstorbenen Kaisers vermählet ist.

*) Dies ist die so berühmte Theilung des ungeheurig großen römischen Reichs, das seinem Verfall nun immer näher und näher kam, und von nun an waren, griechische oder constantinopolitanische, und auch römische oder morgenländische, und abendländische Kaiser. Obschon denn auch, seit den Zeiten Diocletians, das römische Reich von mehreren zugleich beherrschet wurde; so traf es sich doch immer wieder, daß theils die Beherrscher desselben, sich als wirkliche Mitbeherrscher, eines und eben desselben Reichs betrachteten, daß theils auch, das Ganze immer wieder, unter nur einem Herrn vereiniget wurde. Beydes aber hörte nun, von dieser Zeit an, auf, und also sieht man auch, nur diese Theilung des Theodosius als die eigentliche und einzige an.

Bey dieser Theilung ist indessen noch zu merken, daß schon Gratianus, die Präfektur am Illyriens, zum Vortheile des Theodosius theilete, und demselben Mace-

Macedonien, Epirus, Thessalien, Griechenland oder Achaja, auch Dardanien, Mösien, und Dacien überlies, und daß eben also auch jetzt, das Reich unter diese Brüder getheilet wurde.

Aus Constantinopel.

Wir haben unsern großen Kaiser Theodosius *) verlohren, da er am 17. Januar dieses Jahres zu Mayland, an der Wassersucht gestorben, doch noch am Tage vor der unglücklichen Nacht, so munter gewesen ist, daß er bey den Lustspielen, die er zu Mayland halten lassen, zugegen seyn können. Er hat indessen, noch bey gesunden Tagen, die Thronfolge festgesetzet; dem Arcadius, seinem ältesten Sohne, dies unser morgenländisch, dem Honorius, seinem jüngsten Sohne aber, das abendländische Reich vermacht. Weil indessen beyde noch zu jung und unerfahren sind, so hat er selbst Minister erwählet, die jetzt an ihrer statt das Ruder führen sollen, den Rufinus nemlich für unsern Arcadius, den Stilicho aber für den Honorius.

*) Einem, von der Wassersucht befallenen 50 bis 60 jährigen Herren, kann man, ohne Prophet zu seyn, besonders, wenn man den Grad dieser Krankheit, die Geschicklichkeit seiner Aerzte, und seine Lebensart schon kennet, mit ziemlicher Gewisheit, den Tod ankündigen. Ist man aber auch nur einmal erst in solchem Rufe, daß man ein Prophete sey, und sagt man dann etwas, auch nur als ungewiß vorher; so ist die abergläubische Welt, wenn dies nun auch erfolgt, gefällig genug, unsere Vermuthungen, zu sichern Behauptungen zu machen, uns aber zu Propheten.

Von diesem Kaiser haben wir übrigens so viel schon geredet, daß unsre Leser dadurch in den Stand gesetzet sind, zu prüfen, ob er die großen Lobsprüche, die ihm gewöhnlich beygelegt werden, verdiene oder nicht. Achten unsre Leser auch auf die Folge, und auf das, was von dem Rufinus, Stilicho und andern Vertrauten dieses Herren erzählet werden wird; so werden sie bekennen müssen, nicht nur: daß des Christennamens höchst unwürdige Männer, am Hofe dieses Kaisers gewesen sind, sondern, daß auch dieser Kaiser, entweder nicht Verstand oder nicht Tugend genug gehabt haben müsse, die Geister zu prüfen. Denn in Seelen, die in so hohem Grade ruchlos sind, als wenigstens Rufin dies war, in Dingen, die das Heil so vieler Millionen Menschen betreffen, sein ganz Vertrauen setzen, das kann, bey einer so langen Regierungszeit, wahrhaftig nicht der edle, für der Menschen Heil besorgte, und verständige Fürst, sondern das kann immer nur der unbedachtsame; und eitle Herr, der nur auf Schmeicheleyen sieht, der nur dem Anschein folget, und keine Blicke in die Seelen wirft.

Ein späteres aus Constantinopel.

Unser Rufinus, ist mit großer Eilfertigkeit nach Antiochia gereiset, auch mit eben so vieler Eile von dort zurückgekehret, und hat zwar in Antiochia, nicht aber hier bey uns, den Zweck erreichet.

Mehr als zu deutlich läßt ers nemlich sich nun merken, daß er mit der hohen Ehre, die er hier genießet, noch lange nicht zufrieden, nach

nach noch viel höhern Dingen strebet; daß er in den Abendländern eben das seyn will, was er in unserm Morgenlande ist; daß Stilicho noch unter ihm seyn soll; daß er, wie er den Kaiser Arcadius beherrschet, also auch den Honorius beherrschen mögte, und daß er derowegen, im ganzen römischen Reich, allein nur herrschen will.

Zur Erreichung dieses seines Zweckes, den er so deutlich von sich merken lässet, sieht er aber, hindert ihn vornemlich Stilicho, der, so wie er, sich ebenfalls zum einzigen Herrn erheben will, und da glaubt er, werde er am besten thun, wenn er den jungen Kaiser Arcadius, zu seinem Schwiegersohne mache, und ihn mit seiner Tochter vermähle. Er will also diese seine Tochter dem Kaiser zur Ehe empfehlen, und meynt, wär er nur erst des Kaisers Schwiegervater, so würde auch der Kaiser ihn gar bald zu seinem Mitregenten erklären, und regiere er nur erst als Mitregent und Kaiser, so würd er auch mit mehrerm Schein des Rechtes, und mit besserem Erfolge, sich in die Regierung des Honorius einmischen, dadurch seinen Nebenbuhler, Stilicho, zu Grunde richten, und sich der Herrschaft über das Gemüth, auch über das Reich des Honorius, so wie des Arcadius, am leichtesten bemächtigen können.

Zur Vereitlung seiner Absicht kommt denn aber, gerade zu der Zeit, da er dem Kaiser seine Tochter zur Ehe empfiehlet, ein Großvaterbruder zu dem Kaiser, und klagt über den Befehlshaber Lucianus in Antiochia; hat zwar keinen Grund über diesen sehr gerechten Mann, der ihm in einem ungerechten Gesuch, nicht willfahren will, zu klagen; klagt dennoch aber so, daß ihm der Kaiser glaubet, über den Stadthalter sich sehr unzufrieden zeiget, und seinetwegen dem Rufinus einen Vorwurf macht, weil eben er, Rufin es ist, der diesem Lucianus, gegen den Empfang sehr schöner Summen, zu dem gedachten Befehlshaberamt erhoben hat.

Rufinus will also vor großen Verdruß fast bersten, da eben jetzt der Kaiser nicht so ganz mit ihm zufrieden ist; will gern denselben alsofort zufrieden stellen, und reiset derowegen, in der allergrößten Eil nach Antiochia; läßt da den guten und redlichen Lucian, ganz ohnverhört, mit bleyernen, an Stricken befestigten Kugeln, zu tode schlagen, und giebt, da er den Unwillen der Antiochier hier sieht, um derselben Geschrey und Klage zu hindern, zur Erbauung eines bedeckten Spazierganges, der unglaublich prächtig werden soll, die gemessensten Befehle, kehrt hierauf aber in möglichster Geschwindigkeit hieher zurück, und will dem Kaiser es nun zeigen, wie so aufmerksam er sey, um, was ihm mißfällig ist, aufs schleunigste zu ändern.

Indem er aber fern vom Hofe und dort auf seiner Reise ist, läßt sichs Eutropius, ein Verschnittener am Hofe des Kaisers, auf das höchste angelegen seyn, die Eudoxia, eine außerordentliche Schönheit, und eine Tochter des Bauto, eines bey der Arme stehenden sehr vornehmen Befehlshabers, mit dem Kaiser bekannt zu machen; bringt es in der That auch so weit, daß sie dem jungen Herrn gefällt; daß er sich sofort mit ihr vermählet, und daß Rufinus derowegen, aller seiner

Eilfertigkeit, und seiner ungerechten, gegen den Lucianus bewiesenen Härte ohnerachtet, seines Zwecks verfehlen muß, auch an Mitregentenschaft nun gar nicht mehr gedenken kann.

Aus Rom.

Unser junge Kaiser Honorius ist noch immerfort in Mayland, und wird vor beständig seine Residenz dort haben. Desselben vornehmster Minister, Stilicho, ist indessen nach Gallien gegangen, weil verschiedene Germanier uns schon wiederum mit ihren Einfällen drohen, und durch Furcht davon zu schrecken sind. Wär dieses aber nicht, so hätten wir vielleicht auf einer andern Seite nun schon Krieg, und zwar mit dem Arcadius, dem Bruder unsers Honorius, oder vielmehr mit dem Rufinus, dem ersten Minister desselben.

Er, unser Stilicho, will nemlich es behaupten, der große Kaiser Theodosius, habe nur ihn zum Verweser der zween Reiche eingesetzet, und keinesweges den Rufinus neben ihm. Er will also, in dem Namen des Arcadius sowohl, als im Namen des Honorius, das Ruder führen, und das will ihm Rufinus nicht gestatten. Hätt er derowegen die Hände jetzo frey; so würfe er vielleicht sich über den Rufinus her, und der würde dann an seinem Theile auch nicht säumen, Macht gegen Macht zu setzen, und also einen Krieg, im innern unsers Reichs entzünden.

Constantinopel.

Mit einemmale wird unser morgenländisch Reich von verschiedenen Schaaren der Hunnen und der Gothen angefallen, und selbst Alarich, der sonst an der Spitze seiner Gothen, unter unserm Theodosius, für uns so tapfer fochte, selbst der ist mit diesen seinen Gothen wider uns, und an dem allen hat ganz zuverlässig niemand schuld, als Rufinus, der abscheulichste Mensch, und der gefährlichste Minister. *)

Weil ihn nemlich unser Kaiser Arcadius, nicht wie ers gewünscht, zu seinem Schwiegervater, und zum Mitregenten hat erheben wollen, so will er auch ihn, diesen Herrn, nicht mehr zum Kaiser haben; hat dieserwegen jene wilde Völker aufgebracht, und will, falls er durch sie, sich nicht zur obersten Gewalt erheben kann, viel lieber unser Reich zu Grunde richten, als der Rache ganz entsagen, die sein gekränkter Stolz begehret.

Weil denn auch, seit dem Zuge unsers Theodosius, die ansehnlichste Macht unsers morgenländischen Reiches noch immer in Illyrien, nicht aber in unsern anderweitigen Provinzen stehet; dieselbe auch von dem Stilicho, dem Reichsverweser des Honorius, noch nicht zurückgesendet ist; so ist der schnelle Einbuch, so unzähliger Schaaren kriegerischer Völker gefährlich genug, und so verwüsten sie denn auch, ohn allen Widerstand, alle und jede Gegenden, zu welchen sie gelangen, und Rufinus hat den Schein, als könne er ihnen jetzt nicht wehren.

Er ruft indessen, im Namen unsers Kaisers, die Truppen unsers Reichs von dem Stilicho

Stilicho zurück, um, wie er vorgiebt, mit-
telst derselben die Barbaren zu vertreiben, wie
aber gewiß genug wohl ist, um sowohl den
Stilicho, der gegen die Germanier zu fech-
ten hat, zu schwächen, und zu Grund zu rich-
ten, als auch um sich selbst, an der Spitze die-
ser Truppen, mit den Barbaren zu verbinden,
und so das morgen- und das abendländische
Reich, den beyden Kaisern zu entreißen, und
auf sich selbst zu bringen.

*) Auf dem Zuge des Theodosius gegen
dem Eugenius, rief Theodosius, außer den
20000 Gothen, die er lange schon im Dienst
genommen hatte, weil sie ihm bisher getreu
verblieben waren, noch mehrere Gothen, und
unter andern auch den Alarich. Als
Alarich aber sahe, daß die Macht des
Reiches des Arcadius, hauptsächlich in den
Gothen bestunde, so wagte ers, in dieses
Reich zu fallen, und das um so mehr, weil
er die Feindschaft des Rufinus und des
Stilicho sahe, also nicht eben vermuthete,
daß Stilicho mit dem Rufinus, sich wi-
der ihm verbinden würde. Er mogte auch
glauben, daß die andern Gothen, die un-
ter der Anführung des Gainas, dem Ar-
cadius getreu verblieben, bey der ersten
Gelegenheit zu ihm übergehen würden, und
überdem unterlies auch wohl Rufinus, die-
sem Alarich und seinen Gothen, die Hülfs-
gelder auszuzahlen, die ihnen Theodosius
versprochen hatte. Rufinus sah dies al-
les aber gern, und glaubte, Alarich, und
alle übrige Heerführer der Hunnen und
Gothen, würden endlich, da er ihnen An-
schläge gab, und ihnen wenig Einhalt that,
ihn lieb gewinnen, und zum Kaiserthum
erheben.

Aus Rom.

Es ist zwar wahr, daß unser Stilicho
fast eben so gierig nach Reichthümern; eben
so ungerecht in seinen Urtheilssprüchen; auch
eben so ehrsüchtig und herrschbegierig, als der
Verweser des morgenländischen Reichs, der
schändliche Mensch Rufinus ist. Aber es
ist daneben doch auch wahr, daß er bey der
Nachricht von den fürchterlichen Einbrüchen
der Gothen und der Hunnen in das römi-
sche Gebieth, sich, als ein zur Regierung tüch-
tiger Mann bewiesen hat, und sein Glück
und seine Ehre, nicht so wie Rufin, auf
den Untergang der Länder und Provinzen bauet.

Denn mit der größten Geschicklichkeit hat
er, so bald er von diesen Einbrüchen gehöret,
mit den Germaniern die alten Bündnisse
erneuret, Gallien in Ruh und Sicherheit
versetzt, und sich mit seinem Heere auf das
eiligste nach unserm Italien, und durch das-
selbe, nach Dalmatien gewandt. Er wird
also den gedachten Barbaren, die bereits das
ganze Pannonien und Mösien, ja Ma-
cedonien und Griechenland überschwemmet,
auch alles auf das grausameste verheeret und
verwüstet haben, eh sie es sich versehen, im
Angesichte stehen, und hoffentlich die unglück-
seligen Bewohner dieser Lande, die unter ih-
nen, so gewaltig seufzen müssen, nun bald
aus ihrer Noth befreyen.

Aus Constantinopel.

Nun ists noch mehr, als sonst zu sehen,
daß unser Rufinus die abscheulichsten An-

schläge gefaßt gehabt, daß er sich selbst zur Kaiserwürde hat erheben wollen, und daß nur er es ist, der die ungeheuren Schaaren gothischer und hunnischer Völker in das Reich gezogen hat, um entweder alles zu Grund zu richten, oder sich, bey dem noch jungen Fürsten, unentbehrlich zu machen, und den zu nöthigen, daß er in der großen Bedrängniß seiner Lande, ihn mit der völligsten kaiserlichen Macht und Gewalt bekleide, auch die morgenländischen Truppen, von dem Stilicho zurücke fordere, sie ihm übergebe, und ihn damit nicht nur gegen den Stilicho genugsam mächtig mache, sondern auch in den Zustand setze, daß er diesen seinen Nebenbuhler gänzlich unterdrücken könne.

Denn da die gedachten Barbaren, sogar bis an die Thore unsrer Stadt anrücken, da gehet er zu ihnen hinaus, wird von ihnen mit der größten Hochachtung empfangen, und sagt zwar, er wolle für unsre Wohlfahrt daselbst Unterhandlung pflegen, giebt dort draussen aber in der That nur Anweisungen, wie die Barbaren sich verhalten sollen, und macht sich dadurch, daß dieselben, wie es scheint, durch seine Vermittelung, von hier gehen, in den Augen des Kaisers, noch ungleich wichtiger. Er treibt denn auch den Kaiser an, die Truppen von dem Stilicho zurück zu rufen, und eben, da dieser Stilicho bereits in Dalmatien im Angesichte der Barbaren steht, und sie besiegen könnte, eben da muß derselbe die Truppen fahren lassen, und sie zu uns senden, damit die Barbaren dem Stilicho zu mächtig werden, ihm, unsern Rufinus, aber desto mehr gewogen bleiben.

Und da nun wirklich auch die Truppen von dem Stilicho, hieher kommen, so gehet er denselben mit unserm Kaiser, entgegen; nimmt aber eine große Summe Geldes, auch ein kaiserlich Purpurkleid, und einen kaiserlichen Hauptschmuck mit sich dahin, und will, da er sich auf verschiedene, von ihm bereits bestochene Generals-Personen verläßt, vor der Spitze dieser Truppen, den jungen Kaiser, um seine Erhebung zur Mitregentenschaft bitten, wann aber dies sein Bitten ihm nichts fruchten sollte, mittelst der gedachten Generale, die Truppen mit Gelde bestechen, und sich selbst also zum Kaiserthum erheben.

Sein Nebenbuhler Stilicho ist ihm indessen viel zu klug. Er siehts genug, was er von ihm zu fürchten hat, giebt also, da er die Truppen von sich läßt, dem Gainas, einem gebornen Gothen, und ansehnlichen Befehlshaber bey denselben, den obersten Befehl, und überredet ihn, da er sein guter Freund schon ist, mit leichter Mühe, den Rufinus aus dem Wege zu räumen, und dadurch ihn, so wie das Reich in Sicherheit zu setzen.

Dieser Gainas kommt also mit den gedachten Truppen, im Angesichte des Kaisers und des Rufinus in unsrer Nachbarschaft hier an; läßt gleich diese Truppen, den Kaiser mit großem Freudengeschrey empfangen, sofort aber den Rufinus umringen, auch vor den Augen so des Kaisers als des Heeres in Stücken hauen.

Und da findet man denn ein Diadem, (d. h. ein kaiserlicher Hauptschmuck,) ein kaiserlich Purpurkleid, und das ungemein viele Geld,

Digitized by Google

Geld, das diesem Bösewicht zu seiner Absicht dienen sollen. Da klaret sich demnach die Absicht, die er gehabt, noch näher auf. Da ist also der Kaiser selbst, mit seinem Tode wohl zufrieden, und da nehmen endlich auch die Truppen das Haupt desselben; stecken es auf einen Spieß; tragen es hier ganz öffentlich in unsrer Stadt umher, und haben dabey nun einen ganz vortrefflichen Gewinst, den ihnen jedermann von Herzen gönnet, und so viel er kann, vermehret.

Er, der abscheuliche Mensch, hatte sich nemlich allen Arten der Ungerechtigkeit und der Erpressungen ergeben, und konnte, so sehr er auch Reichthümer häufete, derselben doch immer nicht genug bekommen. Er preßte und bedrängte also die sämtlichen Unterthanen des Reiches dergestalt, daß er vornemlich auch seines Geizes wegen, überall berüchtiget, und überall verhasset war, und das wissen nun diese unsere Soldaten. Sie nehmen derowegen, neben seinem, auf einen Spieß gesteckten Kopf, die rechte Hand desselben, die sie ebenfalls ihm abgehauen haben; reichen diese Haus bey Haus den Leuten hin, und bitten; „daß man doch für den armen Rufin, der an den Bettelstab gerathen sey, in diese seine Hand ein Almosen lege!“ Das gefällt denn aber unsern Bürgern über die Maaße, und jeder legt also mit Freuden, die besten Scherflein, die er hat, in diese Hand hinein, und die Soldaten sehn, wie sehr begreiflich ist, hierbey recht fröhlich aus. *) — (s. Rom.)

*) Man denke sich doch alles dieses, und man forsche doch, welche edle Gefühle man hier in allen diesen Christen finde! Ein Rufinus freylich, der aus bloßer Ehrsucht, Millionen Menschen, durch wilde Krieger in das größte Unglück stürzt, verdient das schrecklichste Geschick. Aber eine Obrigkeit, die eine schadenfrohe, und an Blutdurst gränzende Freude, in den Herzen der Unterthanen, so dulden und so ernähren kann, die handelt wahrlich nicht nach Christi Lehre, und zeigt es klar genug, daß sie, so wie der Unterthan, von Christi Sinn nichts habe.

Rom.

Unbegreiflich ists, wie der Kaiser Arcadius, die morgenländischen Truppen von unserm Stilicho, zu sich nach Constantinopel rufen können, gerade zu der Zeit, da Stilicho den Barbaren im Gesicht gestanden, und dieselben, wenn er die Truppen bey sich behalten dürfen, aufs völligste besieget haben würde. Es ist denn doch das Land, welches diese Menschen auf das schrecklichste verwüsten, des gedachten Kaisers Land, und er hätt also, die Truppen, die er hat, wohl nimmer besser brauchen können, als zur Besiegung dieser Völker, die nun, von dem adriatischen Meere, bis an Constantinopel heran, noch mehr als zuvor, die Städte und die Dörfer plündern, die Tempel berauben und zerstöhren, die Männer mit dem Schwerdt erwürgen, die Weiber aber schänden, und sie, falls sie sich nicht in Wäldern und in Hohlen verbergen können, nebst ihren Kindern, bey Tausenden in die Sclaverey einführen. Denn

nun, nun jene Truppen abberufen sind, nun hat sich unser Stilicho, da ohnedem das Land, das so verwüstet wird, nicht unsers Kaisers ist, zu uns zurückgewandt, und nun fahren also die gedachten Barbaren, in ihrer grausamen Wuth, ohn alle Hinderung und Furcht noch weiter fort.

Nach Christi Geburt 396.

Aus Rom.

Unser Stilicho ist mit einer beträchtlichen Macht, übers Meer nach Griechenland gegangen, und wird die Gothen, die unter ihrem Oberanführer Alarich, in großer Sicherheit, alles daselbst berauben und verheerem, eh sie es sich versehen, überfallen. Denn ob zwar Griechenland, so wie die übrigen von den Gothen besetzte Provinzen, nicht unsers Honorius, sondern des Arcadius Provinzen sind; so sorget unser Stilicho denn doch für sie, und thut dies, wie er sagt, nicht nur aus Mitleiden gegen die unglücklichen Bewohner derselben, sondern auch, weil der verstorbene Kaiser die Wohlfahrt beyder Reiche ihm befohlen haben soll. *)

*) Stilicho ist wie Rufinus, ein herrschsüchtiger und höchst ungerechter Mensch. Weil er indessen nicht ein verwüstetes, sondern ein blühendes Reich beherrschen will, sich auch klug und mächtig genug dünket, um diesen seinen Wunsch befriedigen zu können, so sucht er jetzt die Beschützung der Provinzen eben so sehr, als Rufin derselben Verwüstung suchet, da er seine Schwäche, und des Stilicho Stärke, an Klugheit und an Muth, wohl kannte, und dagegen sich auf keine andere Art zu helfen wußte.

Constantinopel.

An die Stelle des ermordeten Rufinus, ist Eutropius, ein Verschnittener, der bishero Obercammerherr gewesen ist, zum Verweser des Reichs verordnet, und einen ähnlichern Nachfolger, konnte der abscheuliche Rufin wohl nimmer haben.

Denn er, dieser Eutropius, ist ein Mensch, der, obschon er sich von einem elenden Sclaven bis zum obersten Minister erhoben siehet, seiner Ehrbegierde nun dennoch keine Grenzen setzt; der ganz unumschränkt zu herrschen sucht, und nichts als seinen Willen, zum Gesetze macht. Derselbe hat denn auch den jungen Kaiser so bereits in seiner Gewalt, daß er alles thut, was dieser sein Minister will, und daß er derowegen auch, mit dem Alarich, dem Haupte der Barbaren, die unser Reich so jämmerlich verwüstet haben, einen Frieden geschlossen; ihm die Niederlas-

sung

Digitized by Google

ganz allen seinen Schaaren in unsern Provinzen zugestanden, und dem Stilicho, der zur Vertreibung derselben von Rom nach Griechenland herübergegangen war, den Rückzug anbefohlen, ihn hier auch öffentlich für einen Feind des morgenländischen Reichs erkläret, auch alle seine Güter, die er hier besaß, schon eingezogen hat.

Augenscheinlich will also, der treulose Minister, durch den Alarich und durch dessen, aus einer großen Gefahr befreyete Truppen, sich seinen Anhang stärken; sich, bey dem kurzsichtigen Kaiser, als denjenigen, der die Gothen alleine nur zur Ruhe bringen, und darin erhalten könne, unentbehrlich machen, zugleich aber auch, diese Gothen dermaßen sich verbinden, daß er mit der Zeit, von ihnen unterstützt, eben die ehrsüchtigen Endzwecke, die sein Vorgänger Rufin gehabt, gegen den Stilicho und gegen das abendländische Reich vollführen könne.

Aus Rom.

Die Gothen sind von unserm Stilicho, in verschiedenen kleinern Haufen überfallen und niedergehauen worden, hierauf aber, unter ihrem Anführer Alarich, zu einem schon mächtigern Heere versammlet, und gänzlich eingeschlossen gewesen, hätten also vor Hunger sterben, oder sich ergeben müssen, wenn nicht der Kaiser Arcadius, unsern Stilicho, vor einen Feind des morgenländischen Reichs erkläret; ihm den ungesäumten Rückzug aus den morgenländischen Provinzen anbefohlen, und so viel Meuchelmörder gegen ihn gebrauchet hätte, daß derselbe zu seiner eigenen Sicherheit, sich auf das schleunigste zurücke ziehen, und die Gothen also, unbeschadet, entwischen lassen müssen.

Eben diese Gothen sind nun aber für Freunde des morgenländischen Reichs erkläret, und sollen des Schutzes des Kaisers genießen, da währenb dessen Stilicho, der sich als dieses Reiches Freund bewies, *) als ein Feind desselben angesehen wird, und alle seine schönen Güter, die er schon zur Zeit des Theodosius in jenem morgenländischen Reich besaß, ihm nunmehr weggenommen, und dem Fiskus zugeschlagen sind.

*) Stilicho schien freylich für den Wohlstand des morgenländischen Reichs, als ein redlicher Mann besorgt zu seyn, aber er selbst verheerete jetzt die Provinzen, in welche er kam, und es scheint, als habe er selbst mit den Gothen Unterhandlung gepfleget, um sie mit sich zu verbinden, und durch sie gestärkt, den Arcadius über den Hals zu fallen. Eben dadurch nöthigte er aber den Arcadius, zu einem Freundschaftsbunde, mit diesen Barbaren, und bewog denselben, ihn vor einen Feind seines Reiches zu erklären.

Constantinopel.

Die über große Freude, die wir bey der Hinrichtung des Rufinus von uns merken lassen, wird uns immer mehr und mehr vergället, denn sein Nachfolger Eutropius ist wenigstens so arg, als er, falls er nicht noch ungleich ärger ist.

Durch

Digitized by Google

Durch ihn nemlich geschahe es, daß Eudoxia des Arcadius Gemahlin wurde. Durch diese Eudoxia stieg er also bis zur höchsten Macht und Würde heran, und durch sie so sehr geschützet und geehret, thut er nun ganz ungescheut, was ihm in jedem Stück beliebet, und bestraft mit Gefängniß, mit Landesverweisung, mit Verlust der Güter, ja mit Verlust des Lebens, alle und jede, die ihm in irgend einem Stück mißfällig werden. Er hält denn auch, wie ehedem ein Tiberius, oder wie sonst ein anderer Tyrann nur immer mag gehalten haben, die Ankläger in den größten Ehren; spähet durch dieselben die reichsten und die ehrlichsten Männer, mit großer Sorgfalt aus, und entfernt durch Verweisungen und durchs Schwerdt dieselben von dem Throne, damit nur er allein demselben nahe sey.

Der schwache Fürst, der läßt denn auch, dies immerhin geschehen; hört nicht die Seufzer derer, die sein böser Minister so zu Grund gerichtet hat, und noch zu Grunde richten will, sondern begnüget sich daran, daß er ein Eiferer für die reine Lehre ist, daß er die schärfesten Gesetze wider die Heiden und wider die Ketzer giebt, *) und daß er auch Befehl ertheilet, „genau nun nachzuforschen, ob auch irgend eine Bedienung, mit einem ketzerischen oder heydnischen Mann besetzet sey, und selbigen sofort aus ihr zu stoßen!“ — Heyden und Ketzer kann er also gar nicht dulden, aber solche Christen duldet er, als unser Eutropius hier ist. **)

*) Es ist völlig ekelhaft, so wiederholte scharfe Verordnungen wider die Heiden und wider die Ketzer zu sehen, und es zu lesen: — „daß die Kaiser die Tempel der Heyden haben zerstöhren lassen“, demohnerachtet aber, immer noch in allen Landen solche Tempel zu finden, und den Götzendienst noch immerfort im Flor zu sehen.

Man erkennt hieraus, daß die Fürsten dazumal sehr viel gebothen, daß die Unterthanen aber sehr wenig gehorsamet haben, und daß überhaupt also, die Regierung dieser Zeiten schlecht genug bestellt gewesen sey.

**) Auch Eutropius ist ein unverwerflicher Zeuge, von der unverantwortlichen Leichtsinnigkeit, oder Schwäche, mit welcher Theodosius sich seine Bedienten wählete. Denn Theodosius, erhob diesen Böswicht so sehr, daß er zur Zeit seines Todes, am Ende des Januars, bis zum April, so viel bereits vermogte, daß sein Herr, der Kaiser Arcadius, die Eudoxia zur Ehe nahm, die er ihm vorgeschlagen hatte; daß er auch damals schon den Rufin zu stürzen suchte, und daß er im November allbereits, der oberste Minister wurde. Dies alles nemlich zeuget deutlich genug, von einem gar gewaltigen Ansehen, in welchem dieser Mensch, beym Theodosius bereits gestanden haben muß. Eben dieser Mensch war es aber auch, dem dieser Theodosius, die ihm, sehr wichtige Gesandschaft an den heiligen Johannes auftrug, und auch diese Gesandschaft zeiget, von dem schon damaligen großen Ansehen, in welchem er beym Kaiser gestanden. Man höre aber nur einige einzelne Thaten dieses Böswichts, und sage: ob ein, in solchem Grade böser Mensch, trotz aller Heucheley, bey einem, zur Prüfung der Gemüther pflichtmäßig gestimmten Herrn, sich gar nicht sollt verrathen haben!

Er dient von Kindesbeinen an, als Sclave, verschiedenen Herren, und endlich

lich den Abundantius, einem sehr erfahrnen Generale, der ihn an den Hof des Kaisers bringet, und also auch den ersten Grund zu seinem Glücke leget. Jetzt also, da er glücklich ist, und da er sieht, daß Arcadius sehr wohl thun würde, wenn er in den Geschäften des Reichs, den alten erfahrnen Abundantius zu Rathe zöge, jetzt geht er, und verlästert diesen unschuldigen Mann, seinen Wohlthäter, bey dem schwachen Fürsten dergestalt, daß er ihn feste nehmen, seiner vielen Güter berauben, und hierauf nach Sidon verweisen läßt, ihm, dem Eutropius aber diese Güter schenket.

Neben dem Abundantius ist denn auch ein noch anderer berühmter und verdienter General, Namens Timasius, in Constantinopel, und weil derselbe, eben so wie jener, dem jungen Kaisen füglich rathen könnte; so will Eutropius auch diesen stürzen. Er sieht indessen, daß er nicht selbsten jedesmal der Ankläger werden dürfe, und daß es gut seyn würde, wenn der stärkste Anschein, die Klagen bestätigte. Er erkauft also einen gewissen Bargus, einen vertrauten Freund des Timasius, und bringt ihn dahin, daß er des Timasius Hand nachmalet, eine, gegen den Kaiser verrätherische Schrift, aufsetzet, mit dieser Schrift zum Kaiser eilet, und demselben sagt: — „Sein Freund Timasius sey des Kaisers Feind und Verräther!“ daß denn der Kaiser auch, dieser Anklage um so mehr nun glaubet, je mehr ers weiß, daß dieser Bargus, ein sehr bekandter Freund des Timasius, in diesem Falle aber, desselben Kläger ist.

Ganz Constantinopel hält indessen, den Timasius in Ehren, und schreyt, daß es unbillig sey, einen so verdienten Mann, auf die bloße Anzeige, eines unstreitig undankbaren, und sonst auch erweislich liederlichen Mannes, um Ehre, um Gut, und ums Leben zu bringen!“ — und Eutropius, der dies Geschrey so hört, will nun einmal sich sehr gerecht und unpartheyisch zeigen.

Er bringt also in den Kaiser, daß der Kaiser selbst, den Mann verhören müsse, bringts auch dahin, daß der Kaiser dieses will, blendet aber in diesem allen, so den Kaiser, als das Volk. Denn bald veranstaltet ers ganz ins geheim also, daß sich der Kaiser aus dem Verhör entfernet, und die Untersuchung andern Männern in die Hände giebet, die denn, wie er, der Böswicht, es wünscht, den sehr unschuldigen Mann, vor schuldig finden; ihn seiner schönen Güter vor verlustig erklären; nach der wüstesten Gegend in Afrika verweisen; und es dem Volke glaubend machen müssen, daß dieser Mann dies alles wohl verdienet habe.

Damit indessen ein so treuloser Mensch, als Bargus ist, nicht fernerhin am Leben bleiben, und ihn selbst einmal verrathen könne; so lauret unser Eutropius den Zeitpunkt ab, da die Frau des Bargus, mit diesem ihrem Ehemanne uneins wird; trägt in dieser Zeit dem Bargus, als ob er ihn recht ehren wollte, einige rühmliche Geschäfte in Asien zur Ausrichtung auf, und überredet während seiner Abwesenheit, die erbosste Frau desselben, daß sie gewisse verrätherische Briefe, mit welchen er sie wohl versorget, nehmen, sie dem Kaiser geben, und sagen muß: — „Sie hätte dieselben unter den Papieren ihres Ehemanns gefunden!“

Der Kaiser nimmt denn auch diese ihre Aussage gar nicht ungern an; wartet bis der Beklagte aus Asien zurücke kehret; läßt sofort ihn greifen, und wirklich auch als einen des Hochverrathes schuldigen Mann hinrichten, so, daß er durch die Hand eben des Böse-

wichts nun sterben muß, durch die er sich zum ärgsten Bösewicht erkaufen lassen.

Damit indessen noch nicht zufrieden, daß dieser Bargus, und vor demselben Timasius durch ihn gestürzet sind, will er, der fluchwürdige Minister, als ein wahrer Eiferer für die Sicherheit seines Fürsten, nun auch die Gemahlin des Timasius verbannet wissen. Diese Frau entweichet aber seiner Wuth, und flehet, noch ehe sie fest genommen werden kann, in eine Kirche, ist also, wie sie das meynet, vor ihm gesichert genug. Denn die Kirchen sind zu dieser Zeit nun schon die besten Zufluchtsörter für die Missethäter, und die Bischöfe schließen mit den Schlüsseln des Himmelreichs, denen allen den Himmel zu, und binden sie mit ewigen Ketten zur höllischen Finsterniß, der sich unterstehe, aus diesen Zufluchtsörtern, die Verbrecher heraus zu holen.

Eutropius frägt indessen nicht nach den Schlüsseln des Himmels, nicht nach den Ketten der Hölle. Er giebt im Namen seines Fürsten ein Gesetz: — „daß forthin die Kirchen keine Zufluchtsörter weder für blos angeklagte, noch weniger für überführte Verbrecher seyn sollen!“ läßt also, zum großen Verdrusse der ganzen Christenheit, die arme Sünderin, aus der Kirche holen, und zeigts demnach, welch eine ungebundene Gewalt, er über einen Fürsten, der sonst die Geistlichkeit recht sehr in Ehren hält, bereits in Händen habe, und mit welcher Verwegenheit er sich, ohne daß eine wahre Noth ihn darzu bringet, über alle Urtheile der Menschen hinweg setzen, auch der ganzen Christenheit den größten Anstoß geben kann.

Denn was dieses, in den Augen der Christen, vor ein schreckliches Verbrechen war, das siehet man z. E. besonders am Stilicho, und aus den Urtheilen, die jetzt ganz Constantinopel fället.

Als nemlich im eben diesem Jahre, Stilicho, einen Missethäter aus einer Kirche mit Gewalt fortführen läßt; so beuget er sich, so stolz er auch sonsten ist, dieses vermeintlichen Frevels wegen, unter die gewaltige Hand des Bischofes Ambrosius, der deshalb auf ihn schilt, und benget sich so sehr unter dieselbe, daß er wirklich öffentliche Kirchenbuße thut. Und sobald nur Eutropius das obige Gesetz ergehen läßt, so bald meint auch die ganze Christenheit: „nun könne Gott nicht anders, nun müsse er den Eutropius auch strafen!“ — Aus beyden Fällen sieht man derowegen, wie dazumal der Christenglaube, in Ansehung dieses Punktes ängstlich war. Eben daraus aber sieht man auch, die große Frechheit des Eutropius, und sollte, ein, im hohen Alter noch so frecher Mensch, in seinen jüngern Jahren sich von seiner Frechheit nie was haben merken lassen? Kann also solch ein Mensch, nach Prüfung und nach kluger Wahl, vom Theodosius so sehr erhoben seyn?

Nach

Nach Christi Geburt 397.

Aus Rom.

Zwischen unserm und dem morgenländischen Reiche, kommts, allem Ansehn nach, zum Bruche, denn unser Stilicho, will nicht nur immer noch der allgemeine Verweser dieser zween Reiche seyn, sondern auch deswegen sich nun rächen, daß er in den morgenländischen Provinzen, als ein Feind des Reiches ausgeschrien ist, und daß man überdem seine dortigen Güter ihm abgenommen hat. Uebrigens aber ist der mayländische Bischof Ambrosius gestorben, und der Mann hatte in der That, wie über andrer Menschen Herzen, also auch über das Herz unsers Stilicho eine so große Gewalt, daß dieser, sobald er nur von des Mannes Krankheit hörete, in allen Kirchen, um seine Wiedergenesung bitten ließ; und daß er nunmehr auch den Tod desselben, als ein nicht geringes Unglück für das Reich und für die Kirche beweinet.

Aus Constantinopel.

Daß unser morgenländisch Reich, mit dem abendländischen noch nicht in Krieg verwickelt ist, das haben wir der Staatskunst unsers Eutropius zu danken, der dem Stilicho, auf eine andere Weise außerordentlich viel zu schaffen macht, und dadurch ihn nun nöthiget, daß er das Schwerdt gegen uns nicht ziehen kann, so gern er auch schon längst dies mögte.

Unser Eutropius hat nemlich den Gildo, den Stadthalter von Afrika dahin gebracht, daß er sich mit seinen Truppen, und mit seinen Provinzen, vom abendländischen Reiche trennen, und unserm Reiche unterwerfen will; daß also Stilicho, der Verweser des gedachten abendländischen Reiches, sein Auge nun auf Afrika wenden, und die dortigen Provinzen erst erobern muß, eh er an uns gedenken kann, und daß er auch, wenn er eine ansehnliche Macht dahin nun senden will, theils von unserer Macht die nachdrücklichsten Angriffe in Italien befürchten muß, theils auch nicht recht sicher ist, daß sich, die nach Afrika gesandte Macht, nicht mit dem Gildo verbinde, und seinen Verlust dadurch noch größer mache.

Aus Rom.

Gildo, der Stadthalter in Afrika, hat sich von dem Gehorsam gegen unsern Kaiser Honorius losgesagt, auch seine Truppen und alle dortige Provinzen für den Kaiser Arcadius geneigt gemacht. Diese afrikanische Provinzen sind indessen die Kornkammer für unser abendländisch Reich, so wie Egypten dieses für das morgenländische ist:

und da wird nun die Bedrängniß unter uns, die wir auf Korn von dort, die sicherste Rechnung machten, nicht geringe; da muß auch unser Stilicho alle seine anderweitige Absichten schlechterdings nun fahren lassen, und vor allen Dingen eine Flotte nach Gallien und Spanien absenden, um daselbst Getraide für uns zu kaufen, damit wir hier nicht gar noch Hungers sterben.

Nach Christi Geburt 398.

Aus Rom.

Noch zur rechten Zeit, und ehe noch der Hunger, der uns schon merklich drückete, aufs höchste steigen konnte, hat die Flotte, die unser Stilicho nach Gallien und Spanien sandte, uns Korn gebracht. Und nun ist auch Mascezel, ein Bruder des Gildo, der an desselben Empörung keinen Antheil nehmen mögen, nach Afrika gegangen, um den Gildo zu paaren zu treiben.

Weil denn Gildo auch, diesem seinem Bruder, nach dem Leben getrachtet, dessen Söhne aber, da er, ihr Vater, aus Afrika entflohen gewesen, sofort getödtet, und ihre Leiber den wilden Thieren vorgeworfen hat; so ist unser Stilicho bey diesem Mascezel wohl sicher genug, und hätt ihn immer, mit einer ungleich stärkern Macht nach Afrika absenden können, wenn er nicht sehr sonderbar gedächte.

Er denkt nemlich, schicke er eine sehr große Macht nach Afrika; so werde Gildo vor derselben erschrecken; nicht gern stehen bleiben und sich schlagen, sondern sich aus einer Gegend in die andere ziehen, die verlassenen Gegenden aber verwüsten, und auf diese Art den Krieg auf viele Jahre zu verlängern suchen. Er sendet derowegen nur sehr wenig Truppen (nach einigen nur 5000, gegen 70000, die Gildo auf den Beinen hatte) nach Afrika, und hofft, daß Gildo diese kleine Zahl verachten, mit großer Zuversicht derselben entgegen gehen, und durch ihre Tapferkeit alsdann besieget werden soll.

Ein anderes aus Rom.

Was unser Stilicho gedacht, das ist geschehen; Gildo ist, gegen die geringe Macht, die er wider sich im Felde stehen sehen, mit allzu großer Zuversicht, herangerückt; hat aber einen solchen Widerstand, und eine solche Tapferkeit bey den Truppen des Mascezel gefunden, daß er nach einem erstaunlichen Verluste, die Flucht ergreifen müssen. *) Auf dieser seiner Flucht ist er indessen eingeholet, gefangen genommen, und gefesselt worden,

Digitized by Google

worden, würde auch den schmerzlichsten Tod zum Lohn erhalten haben, wenn er nicht Mittel gefunden, sich selbsten zu erwürgen. Er ist indessen nun dahin, der treulose, und sonst auch sehr barbarische Mensch, der Schätze und der Güter aber, die er zusammengebracht, sollen so unglaublich viele seyn, daß der Schatzmeister von Afrika sie unmöglich alle übersehen und verwalten kann, daß demnach ein neuer Schatzmeister, bloß für den Nachlaß dieses Mannes, jetzt erwählet werden muß.

*) Wir setzen hier, als geschehen, dasjenige an, was wirklich wohl geschehen ist, müssen aber der Träumereyen auch erwähnen, die bey dieser Gelegenheit in der Geschichte aufbehalten sind. Masezel ist nemlich ein sehr frommer Mann, und weil er dieses ist; so hat er fromme Einsiedler in seinem Lager, mit denen er recht fleißig bethet, und deshalb erscheinet ihm der heilige Ambrosius, der ihm den Sieg verkündiget. Er singt und bethet also immer mehr und mehr; sieht endlich den Gildo kommen; rückt ihm beherzt entgegen; geht selbst an einen Fahnenträger des Gildo heran; sticht den durch seinen Arm, so, daß desselben Fahne sinkt, und macht dadurch, daß alle glauben, der Fahnenträger ergebe sich; daß also des Gildo ganzes Heer, sogleich das selbe thut, mithin denn auch kein Blut vergossen, Ambrosius aber, der dies alles wirkt, recht sehr verherlicht wird. —

Nach Christi Geburt 399.

Aus Constantinopel.

Vermuthlich wohl, weil Afrika so schnell vom Stilicho besieget ist, und weil nunmehr die Furcht, die Schwerdter in die Scheide hält, scheint jetzt das gute Vernehmen, zwischen unserm, und dem römischen Hofe, von neuem wieder hergestellt zu seyn. Die zween vornehmsten Minister beyder Höfe werden indessen, sich im Herzen niemals günstig werden, und sicherlich auf jede Gelegenheit, begierig warten, um einander zu schaden, und sich selbst noch mehr empor zu heben. *)

*) Eutropius war eben kein Soldat, und scheuete sich demnach vor dem Stilicho, der allerdings dies war. Er scheuete sich aber auch, vermuthlich wohl, vor dem Gainas, dem Freunde des Stilicho, und dem Oberanführer derjenigen Gothen, die dem Arcadius dieneten. Er suchte deswegen nicht sowohl Krieg, als Frieden.

Aus Rom.

Seit dem Abzuge des Maximus aus Brittannien, sind die Bewohner dieser Insul, fast in einem fort, von den Picten und Scoten (in Schottland) auch von den

Sachsen (die damals an den Küsten Deutschlands, England gegen über wohneten) angefallen und sehr bedränget worden. Zu ihrer Hülfe und Sicherstellung hat denn auch, wegen der anderweitigen steten Unruhen, die seit der Zeit in unserm Reiche vorgefallen sind, keine beträchtliche Macht dahin geführet werden können, und da ist's also, für unsern Stilicho ein wahrer Ruhm, daß er den unglücklichen Bewohnern dieser Insul, nunmehr helfen will, und eine beträchtliche Macht, zu dieser Hülfe, und zur Erhaltung der allgemeinen Ruhe dorthin sendet.

Abscheulich aber ist's, daß er den Mascezel, der sich durch die Besiegung des Gildo so sehr um ihn, und um das Reich verdient gemacht, bey seiner Rückkunft aus Afrika so schlecht belohnet hat. Denn er hat diesen so verdienten Mann, mit allen äußern Zeichen der Freundschaft hier empfangen; ihn dadurch über die Maaße sicher gemacht; denselben auch in seinem Gefolge bey sich behalten; dann aber, ehe sichs ein Mensch versehen, auf einer Brücke, von seinen Trabanten greifen, und lachenden Muthes in das Wasser werfen, und ersäufen lassen.

Hat denn auch dieser Mascezel, (wie damals der Laye und der Priester meynte) dergleichen Ende dadurch wohl verdienet, daß er in Afrika, verschiedene Anhänger des Gildo, aus den Kirchen, in die sie sich geflüchtet gehabt, herausnehmen lassen, und muß ihr dieserwegen Gottes Strafe schlechterdings wohl treffen; so ist und bleibt es doch gewiß, daß er dieselbe, aus keinen Händen weniger, als aus diesen Händen hätt empfahen müssen, und daß Stilicho, ihn darum nur getödtet hat, weil ers nicht leiden kann, daß außer ihm noch jemand sey, der sehr verdienstvoll scheinet. *)

*) Wenn Stilicho gegen das morgenländische Reich jetzt ruhig bleibet; so geschieht dies wohl, theils weil Afrika noch nicht so ganz beruhiget ist, und daselbst die Truppen noch verbleiben müssen; theils weil denen Britten muß geholfen werden; theils weil (nach einigen) sich deutsche Völker regen; theils endlich, weil Gainas in dem Morgenlande, schon von sich selbst, oder auch vom Stilicho darzu getrieben, wie die Folge lehret, Unruh stiftet.

Aus Persien.

Nach einer eilfjährigen Regierung, haben wir unsern König Varanes IV. durch den Tod verlohren, und gegenwärtig den Isdegerdes, einen ganz vortrefflich denkenden Herrn, auf unserm Throne.

Constantinopel.

Ein gewisser Tribigild, ein Befehlshaber einiger in Phrygien, in Besatzung stehenden Gothen, hat sich öffentlich empöret, und verwüstet die dortige Provinz auf das schrecklichste. Um ihm indessen Einhalt zu thun, hat unser Eutropius einen gewissen Leo gegen ihm gesandt; doch der Mann ist so unerfahren in den Geschäften des Krieges, oder auch so furchtsam vor den Gothen, daß er ihnen immer keinen Einhalt thut, und daß dieserwegen Tribigild, sich immer mehr und mehr

mehr verstärken kann: wirs also nicht wenig schon befürchten müssen, daß er sich, sogar auch übers Meer nun machen, unsre Stadt brennen, und Thracien verwüste, ja daß wohl gar die übrigen, in unserm Dienste stehenden Gothen, mit ihm, sich wider uns verbinden. *)

*) Dem Arcadius dieneten, wie dem Theodosius, sehr viele Gothen, und die lagen in verschiedenen Provinzen zerstreuet. Einige, unter dem Alarich in Illyrien; andere, unter dem Gainas, in Thracien; noch andere unter dem Tribigild in Phrygien, u. s. w. Der Gothen waren überhaupt auch so sehr viele, in den kaiserlichen Kriegesdiensten, daß die andern Truppen gegen sie fast nichts vermogten. Ueberdem hatte es aber kein Mensch jetzt besser, als die Bischöfe, die durch ihre Bann-Strahlen alle Welt erschrecketen, und durch ihre unermeßlichen Reichthümer, alle fähige Köpfe reizeten, um etwas in der Welt zu werden, nicht im Felde, sondern in der Kirche zu dienen. Unter dem Heere und im Cabinette, fand man derowegen wenig große Geister.

Ein späteres aus Constantinopel.

Die zween Gothen, Gainas und Tribigild, haben ihre Sachen vortrefflich, wenigstens sehr klüglich eingefädelt, und auch glücklich ausgeführet. Denn sie sind, wie sie es gewünscht, zu mehrerer Macht und höherm Ansehn nun heran gestiegen, wir aber sind durch sie, von dem abscheulichen Minister Eutropius befreyet, und sehns zu unsrer Freude, daß er den längst verdienten Lohn nunmehr empfangen hat.

Weil nemlich, der stolze Minister, sich gegen jedermann so gar gewaltig brüstet; so werden Gainas und Tribigild darüber mit einander eins, daß sie gemeinschaftlich den stolzen Menschen stürzen wollen, und Tribigild muß derowegen, sich in Asien empören, Gainas aber muß, weil Leo, der zuerst den Aufstand dämpfen soll, darzu nicht tüchtig ist, bald selbst nach Asien herüber gehen, um diesen Tribigild, gegen den er sich, wie in rechtem Ernste böse stellt, zu Grund zu richten.

Da stellt er aber, wie er die ganze Zeit hindurch, mit diesem Tribigild fast alles abgeredet hat, mit ihm nun ferner alles also an, daß Tribigild nie Schaden leidet; daß selbiger sich immer mehr und mehr verstärken kann, und daß denn er, dieser Gainas, dem Kaiser die Gefahr, die von des Tribigildes List und Stärke unsern Landen drohet, gewaltiglich vergrößern; ihm auch mit gutem Schein, den Rath ertheilen kann; „gegen demselben die Güte vielmehr, als die Waffen zu gebrauchen, und nicht das ganze Reich, in die äußerste Gefahr zu stürzen!“

Da bringen aber auch beynah zu gleicher Zeit, die Nachrichten aus Persien, die vermuthlich aber, nur vom Gainas ihren Ursprung nehmen, das mit sich: daß Isdegerd, der neue persische Monarch, auf Krieg gegen unser Reich gedenke, und da hält demnach der Kaiser es vor gut, des Gainas Rath zu folgen; läßt also dem Tribigild vom Frieden sagen, und sich denn auch, die sämtlichen Bedingungen, die er ihm setzt, gefallen. Die vornehmste dieser Bedingungen ist denn aber: — „daß Eutropius der unerträglich stolze Minister, der alleine schuld an aller

Unruh

Unruh wäre, gegriffen, und dem Tribigild überliefert werden müsse!“ und da soll demnach der stolze Mensch sofort gegriffen, und dem Tribigild auch überliefert werden.

Eben der Bösewicht aber, der den Unglücklichen alle Zufluchtsörter in den Kirchen entriß, eben derselbe flehet nun zitternd und bebend vor Furcht und Angst, für seine eigene Person in eine Kirche. Und er, der sonst so brave und fromme Bischof Chrysostomus, kann, da doch ein kaiserlich Gesetz, dergleichen Zufluchts- und Sicherheits-Oerter nicht mehr dulden will, so gar zum Besten dieses Bösewichts, für dies Gesetz noch eifern; sich den Soldaten, die ihn aus der Kirche führen sollen, widersetzen; in eigener Person zum Kaiser gehn; vor demselben die Kirchen, als Zufluchtsörter vertheidigen, und den Kaiser wirklich auch dahin bereden, daß er den bösen Menschen dergleichen Schutz will angedeihen lassen, und die Soldaten derowegen ihn nun nicht von dannen führen dürfen.

Ueber den so schnellen Wechsel des Glücks, den man bey diesem Minister hier so deutlich siehet, erstaunt denn aber unsre ganze Stadt, und weil fast keiner in ihr ist, der nicht aus dem Unfalle desselben die herzlichste Freude schöpfen sollte; so eilet auch ein jeder in diese Kirche, um den so sehr gestürzten Mann zu sehen, und um bey seiner Schaam und Schande, Freud und Herzenslust zu fühlen. Da tritt denn aber der große Redner, der gedachte Bischof Chrysostomus, in dieser Kirche auf; redet auf das vortrefflichste von der Eitelkeit aller irrdischen Hoheit, und rührt dadurch, alle seine Zuhörer, bis zu den Thränen des Mitleids und des Erbarmens, über diesen so mächtigen und frevelvollen Sünder. Er braucht denn diese Rührung sogleich auch darzu noch, daß er sie ermahnet, gemeinschaftlich zum Kaiser zu gehen, und um die Wiederaufnehmung des verstoßnen Ministers flehentlichst zu bitten. *)

Das ist indessen umsonst, daß er hierzu ermahnet, und der einmal nun gestürzte Mensch, bleibt gestürzet wie er ist, flieht jedoch, so heimlich als er kann, aus dieser Kirche, um sich, in irgend einen Winkel der Erden, aufs möglichste zu verbergen. Zu sehr aber allen Menschen, von Person bekandt, wird er auf seiner Flucht ertappt; und da wird er aller Würden und Ehrenämter unwürdig und verlustig erkläret; da werden seine Bildnisse zerbrochen; da wird sein Name, aus allen öffentlichen Verzeichnissen und Inschriften auslöschet; ja da wird er selbst auch hingerichtet, und unser morgenländisch Reich also, zur großen Ehre des Gainas und des Tribigilds, von dem ärgsten Bösewicht befreyet.

*) Chrysostomus, ein uns wirklich ehrenwerther Mann, ließ hier gewißlich wohl, nicht eben seine Tugend, sondern seine Schwäche sehen. Europius war nemlich sein Beförderer zum Bischof thun in Constantinopel gewesen, und da regte sich denn wohl die Dankbegierde stärker in ihm, als es die Gerechtigkeitsliebe forderte. Solche Schwächen verzeihet man indessen gern, da die gebörige Stärke in dergleichen Fällen, beynahe übermenschlich ist.

Als denn auch die Leute, sich so haufenweise in die große Kirche drängen, um den bebenden Minister zu sehen, da dieser kriechet wie ein

ein Wurm, unter den Altar herunter, liegt also unter den Füßen des Chrysostomus, der über die Eitelkeit nun prediget, und die stärksten Exempel dieser Eitelkeit, in dieser Kirche hier vor Augen hat.

Denn zuvor, war der gestürzte Minister, nie anders, als in dem glänzendsten Aufzuge erschienen. Läufer hatten immerfort auf den Straßen vor ihm her, ihm Platz gemacht, und alle vornehme Herren hatten ihm zu aller Zeit begleitet. Fackeln hatten beständig ihm zur Seiten gebrannt, und musikalische Instrumente waren neben ihm ertönet. Sein Pallast war unaufhörlich von den edelsten Männern, wie belagert gewesen, und ein ganzes Corps, der besten Köche, hatte für seine, stets offene Tafel, unabläſſig sorgen müssen. Chrysostomus hatte ihn denn auch gewarnet, der Minister aber, als völlig seines Glücks gesichert, hatte sich niemals wollen warnen lassen, und plötzlich liegt er nun, wie der elendeste Wurm zu des Bischofes Füßen im Staube: das war ja Eitelkeit genug.

Sonst ist noch zu merken, daß auch in diesem Jahre, der Götzendienst bey Todesstrafe, im Abend- und im Morgenlande verbothen, und befohlen wird: — „alle Götzentempel niederzureißen, und die Baumaterialien von denselben, zur Ausbesserung der Mauren in den Städten, der Straßen, der Brücken und der öffentlichen Gebäude zu gebrauchen!“ daß demohnerachtet aber noch sehr viel Götzentempel stehen bleiben, und den Götzen auch noch immerfort gedienet wird.

Anmerk. Abermals am Ende eines Jahrhunderts, wollen wir jetzt die vornehmsten Schriftsteller nennen, die in demselben gelebet, und sich berühmt gemacht haben. Es waren:

Eusebius, Eumenius, Praxagoras, Eunapius, Palladius, Jamblichus, Donatus, der Sprachlehrer; und die Bischöfe dieses Namens, Arius und Athanasius. Themistius, Maternus, Julianus der Kaiser, Libanius, Ammianus Marcellinus, Gregorius Nazianzenus, Hieronymus, Ambrosius, Ausonius, Symmachus, Sextius Aurelius Victor, Vegetius und Chrysostomus.

Nach Christi Geburt 400.

Aus Constantinopel.

Nicht etwan, um unser Reich von den Bedrückungen des Eutropius zu befreyen, sondern alleine nur, um ihrem Hasse gegen diesen Minister, auch ihrem eigenen Ehrgeize zu genügen, haben, wie wir nun sehr deutlich sehen, die zween Gothen, Gainas und auch Tribigild, sich mit einander verbunden gehabt, und den gedachten Eutropius gestürzet. Denn gleich den wildesten Barbaren, haben sie, da wir meyneten, es wär mit ihnen nunmehr Frieden, unsere Provinzen in Asien durchplündert, und unsern Arcadius genöthiget, ihnen, einige der wichtigsten und besten

Männer, die ihnen vor andern zuwider sind, in ihre Hände zu liefern; auch eine gänzliche Verzeihung ihres bisherigen Betragens zu geloben, ja überdem auch noch den Gainas, zum obersten Anführer des gesamten Heeres zu Pferde und zu Fuß zu machen.

Diese Gothen haben jetzt also fast alle Macht in ihrer Hand; sind nun in dieser Residenz; entfernen aus derselben nach und nach, die bisherige Besatzung, legen aber ihre Gothen hier nur ein, und haben allem Ansehn nach, solche Anschläge wider uns und unser Reich, die für dasselbe auf das äußerste gefährlich sind. Sie würden sicher auch, die ihnen überlieferten Männer, nun schon hingerichtet haben, wenn nicht unser Chrysostomus so sehr, und so dringend für sie gebethen, und es bewirket hätte, daß ihres Lebens noch geschonet worden. Demohnerachtet aber sind dieselben, weil Männer vom Verdienst und vom Gewicht, diesen Gothen sehr zuwider sind, von ihnen nach Epirus, in das Elend gesandt.

Aus Rom.

Alarich, der sich seit den letzten Verwüstungen, die er in den morgenländischen Provinzen angerichtet hatte, gänzlich ruhig hielt, ist nun, in Gemeinschaft mit einem gewissen Radagaisus, einem hunnischen Fürsten, mit einemmale in unser Pannonien, auch in Italien eingefallen, und richtet daselbst die nämlichen Verwüstungen an, die er ehedem im morgenländischen Reiche angerichtet hat. Der seltsame Mensch läßt sichs nun auch träumen, und sagt es dreist und öffentlich: „daß es ihm vorherverkündigt sey, daß er dies unser Rom noch einst erobern, und in Flammen setzen werde!“ und will nun den Versuch hierzu anjetzo machen. *)

*) Wie Stilicho den Gainas, gegen das morgenländische Reich empört zu haben scheinet; so scheint Arcadius den Alarich gegen das abendländische Reich empört zu haben. Dieser Alarich war nemlich, seit den Niederlagen, und von ihn verübten Verheerungen, im Jahr 396, als Oberhaupt der Gothen und der Hunnen, die in Illyrien waren, sehr ruhig blieben, griff nun aber mit einemmale zu den Waffen, und da die Geschichte, den Bewegungsgrund davon, nicht deutlich meldet; so ist, der eben angeführte Grund, nicht eben auf das völligste gewiß. Die Geschichte meldet aber auch das uns nicht, wie dieser erste Einbruch des Alarichs in Italien abgelaufen sey. Sie meldet nur, daß sich Alarich zurückgezogen habe, ohne zu melden warum? und daß er im Jahr 402 von neuem eingebrochen sey.

Aus Constantinopel.

Wir haben die Gothen, die hier in Besatzung waren, etwan 7000 an der Zahl, in Stücken gehauen; und bald nachher ist auch Gainas, der oberste Feldherr derselben, von einem andern unsrer Feldherren geschlagen, und erleget worden.

Der treulose und herrschsüchtige Barbar, nimmt sichs nemlich vor, das Reich an sich zu reißen, und geht zu dem Ende, nachdem er seinen hier liegenden Gothen zur Erregung

eines

Digitized by Google

eines allgemeinen Aufstandes, auf einen gewissen Tag, die nöthigsten Anweisungen gegeben, zu den andern, in unserm Thracien stehenden Gothen hin; versammlet dieselben, als ob er sie nur mustern wolle; zieht aber mit ihnen, auf diese unsre Stadt, und will an dem Tage, an welchem der abgeredete Aufruhr in derselben festgesetzet ist, vor unsern Thoren seyn; mit seinen Gothen in diese Stadt eindringen, und denn alles in ihr, nach seinem Wunsch einrichten.

Noch zeitig genug erfahren aber unsre Bürger die sträfliche Absicht, die der Barbar hier hat. Sie greifen also ohnverzüglich zu dem Schwerdte, und hauen die mehresten der hier befindlichen Gothen in Stücken, verfolgen aber die andern, die sich in eine Kirche flüchten, bis zu dieser Kirche hin, und werfen das Dach von derselben herunter, ängstigen auch mit Steinen und mit Pfeilen, die Gothen in ihr lange Zeit, legen endlich aber Feuer an dieselbe, und verbrennen sie nebst allen, die in diesem Zufluchtsorte sind.

Er indessen, der hierüber nicht wenig entrüstete Mensch, samlet nun noch mehrere seiner Gothen zu Hause, verwüstet mit ihnen das ganze Thracien, und will auf unsere Stadt andringen, um seiner Gothen Tod an uns zu rächen. Ihm eilet aber ein anderer unserer Feldherren sehr beherzt entgegen, schlägt seine Gothen, erleget auch ihn selbst, und befreyt uns derowegen, noch zur rechten Zeit, von diesem treulosen und sehr barbarischen Menschen.

) Gainas ist ein arianischer Christ, Chrysostomus aber ein athanasianischer, und da nun Gainas für sich und seine Gothen, die auch arianische Christen sind, in Constantinopel eine Kirche haben will) so setzt sich Chrysostomus aufs heftigste dagegen, und beruset sich auf kaiserliche Gesetze, vermöge deren, die Arianer keine Kirche in Constantinopel haben sollen. Er also, der, da er den Eutropius schützen will, sich in kirchlichen Sachen, an des Kaisers Gesetze gar nicht bindet, er bindet sich in eben diesen Sachen sehr genau daran, so bald ein Arianer, und besonders des Eutropius Feind es ist, der wider diese Gesetze etwas suchet.

Gainas will denn auch, jene ihm überlieferten Männer, herzlich gerne tödten, und kann dies auch, aber er schonet ihres Lebens, blos, weil Chrysostomus ihn darum bittet, und er, Gainas, sich von ihm bewegen läßt. Jetzt bittet Gainas aber um eine Kirche, und will nun den Chrysostomus sehr gern bewegen, den jener Eutropius so leicht bewegen konnte, doch unser Chrysostomus kann nicht beweget werden.

Der Kaiser ist es auch, der es den Bürgern in Constantinopel förmlich erlaubet, die Kirche, in der sich die Gothen flüchten, abzudecken, die darin befindlichen, zum Theile wohl sehr unschuldigen Gothen todt zu werfen, und mit Pfeilen todt zu schiessen, ja nebst der Kirche zu verbrennen: und eben der Chrysostomus, der sonst vor dem Kaiser, für das Kirchenrecht so eifrig sprechen kann, eben der spricht hier kein Wort dafür; bittet auch bey seiner Gemeinde für die vielen Gothen nicht, da er vorhero doch für den einzigen Eutropius, so kraftvoll bittet.

Jenes erstere Verhalten gegen den Eutropius, haben wir nun freylich, nach Möglichkeit entschuldiget, dieses Verhalten

aber wird schwerlich Entschuldigung finden, und Chrysostomus, der sonst sehr gute Mann, muß, wenn er dies sein Verhalten je erwogen, sich vor sich selbst recht sehr geschämet haben. Wir indessen, wir sehn hier wiederum, die Lehrsätze nur in Kraft, die Tugend aber todt, und unter Lehrsätzen ganz begraben.

Es ist übrigens unbedeutend, daß des Gainas Tod noch anders erzählet wird, und daß er, nebst vielen seiner Gothen, über die Donau soll geflohen, daselbsten aber von einem Könige der Hunnen, darum seyn getödtet worden, weil der König von solchem kriegerischen Manne geglaubt, daß derselbe auch unter ihm nicht ruhig leben, sondern Meuterey anrichten, und sich zum Oberhaupte machen würde.

Nach Christi Geburt 401.

Aus Rom.

Die Gothen, die unter dem Alarich, unsre Provinzen so verwüsteten, sind aus denselben (vielleicht durch des Stilicho Gegenanstalten gezwungen, vielleicht durch friedliche Unterhandlungen darzu bewogen) nach ihren vorigen Wohnsitzen zurückgegangen, und sonst hat unser Kaiser Honorius sein gutes Herz, uns dadurch sehen lassen, daß er allen Unterthanen, alle Staats-Schulden, die noch von den Zeiten vor seiner Regierung herkommen, gänzlich nun erlassen hat.

Aus Constantinopel.

Eudoxia, die Gemahlinn unsers Kaisers Arcadius, ist von einem Prinzen entbunden worden, der den Namen Theodosius erhalten hat. Eben diese Dame wird nun also, da sie den Kaiser beerbet, ihre Macht und Ansehn noch viel höher bringen, aber besorglich genug, in ihrem Stolz und Uebermuth, den sie so sehr schon sehen lassen, noch ungleich mehr nun wachsen.

Nach Christi Geburt. 402 u. 403.

Aus Rom.

Alarich ist abermal mit einer ungeheuren Menge Gothen und Hunnen in unsern Provinzen gewesen, auch so weit vorgedrungen, daß unser Honorius sich nach Ravenna flüchten müssen. Jezt indessen, ist dieser kühne Krieger, von unserm Stilicho auf das Haupt geschlagen und aus unserm Gebieth getrie-

trieben worden, und jetzt haben wir auch den Kaiser hier in unsern Mauren, der der Menschheit und dem Christenthum zur Ehre, nun endlich einmal die blutigen Fechterspiele, die immer noch hierselbst gehalten wurden, gänzlich abgeschaffet hat. *)

*) Die Krieges-Vorfälle dieser Jahre sind sehr ungewiß, und nach einigen hat Stilicho mit dem Alarich Frieden gemacht, so, daß er demselben gewisse Jahrglieder verheißen; Alarich aber ihm versprochen hat, sobald als es möglich wäre, mit ihm gegen das morgenländische Reich zu ziehen. Also nur zum Erweise der Geschäftigkeit des Alarichs und des Stilicho, sind diese Jahre in etwas erheblich. Sie sind aber auch darum erheblich genug, weil in ihnen allererst die blutigen Fechterspiele abgestellet wurden.

Die christlichen Kaiser nämlich, die bis anhero geherrschet, hatten, (wie man zu ihrer Entschuldigung zu sagen pflegt) aus bloßer Gefälligkeit, gegen das verwöhnte Volk, die, in allen größern Städten bisher gewöhnlichen Lustspiele, also auch die Fechterspiele immer noch erlaubet, ja unterweilen selbst diese Spiele angestellet, und sie mit angesehen. Weil eben diese Kaiser aber, nicht so gefällig waren, daß sie den Völkern die verschiedenen Arten des Glaubens vergönnet hätten; so ist uns diese ihre Nachsicht ein offenbarer Beweis, von ihren nur elenden Religions-Begriffen, nicht aber von ihrer Gutherzigkeit, die ohnedem, in diesem Falle, gewiß nicht christlich ist, und auf sehr seltsame Art entschuldiget wird.

Denn ists erlaubt, aus Gefälligkeit gegen ein verwöhntes Volk, in Fechterspielen, der Menschen Blut ohn Ursach zu vergießen, und durch solche Vergießungen, die menschlichen Gefühle in dem Volke zu schwächen; so wissen wir nicht, warum es nicht vielmehr erlaubt seyn sollte, aus Gefälligkeit gegen ein verwöhntes heidnisches Volk, den Göttern zu opfern, und dadurch ihre Seelen zur Götterfurcht zu lenken. Dies letztere verdammen indessen unsre Lehrer; billig sollten sie daher das erstere nicht entschuldigen wollen.

Aus Constantinopel.

Die Kaiserin Eudoxia, die immerfort, anstatt und nach Art des Eutropius die Geschäfte unsers Reichs besorgt, hat nahe an der Kirche, an welcher unser Chrysostomus Bischof ist, ihre Bildsäule setzen lassen, und weil der fromme Bischof hierwider gar gewaltig eifert, und besonders das nicht leiden will, daß um diese Bildsäule herum, Spiele gehalten werden, gesprungen und getanzet wird; so läßt sie ihrem Gemahl nun keine Ruhe, sondern dringt in ihn, daß er den Chrysostomus des Landes verweise.

Nach Christi Geburt 404.

Aus Rom.

Honorius hat unsere Stadt nun wiederum verlassen, und ist nach Ravenna gegangen, welches von nun an, seine Residenz seyn soll.

Constantinopel.

Chrysostomus ist verwiesen, aber an dem nemlichen Tage, an dem er sich entfernen müssen, ist ein Feuer in der Kirche, an der er gestanden, ausgebrochen, und hat nicht nur diese Kirche, sondern auch den prächtigen Pallast, in dem sich unser Rath versammlete, in Asche geleget. Viele meynen derowegen, dies Feuer sey eine Strafe von Gott, über das unschuldige Leiden des frommen Mannes. Andre aber meynen, die Freunde dieses Mannes haben dieses Feuer angeleget, um den Glauben an solche Strafe von Gott, in den Leuten zu erregen, und dadurch einen allgemeinen Haß gegen die Eudoxia zu bewirken. Vielleicht aber hat Eudoxia selbst, zu diesem Feuer Anstalt machen lassen, um die vornehmsten Freunde des Bischofs, als Urheber des Feuers anklagen, vor Gerichte fordern, und züchtigen zu können. Dies alles geschiehet wenigstens jetzt wirklich schon, und man foltert nun so manchen Freund des Bischofes auf das härteste, damit man das Bekenntniß der Schuld aus ihm erpressen möge.

*) Dies Schicksal des Chrysostomus ist ein warnendes Beyspiel für die Geistlichen, die nur gar zu leicht, Personen vom Stande, bey etwanigen Anscheinen der Tugend, über alle Maaße öffentlich zu rühmen pflegen.

Denn sie, diese Dame, ist eine orthodoxe Christin; treibt ihren Gemahl darzu, daß er verschiedene Götzentempel zerstöhret, und bauet selbst auch für die Rechtgläubigen, d. h. für die Athanasianer, eine sehr schöne Kirche.

Unser Chrysostomus also, rechtgläubig wie sie, schaut auf alle diese ihre Werke, wird über die Dame und über derselben Gottseligkeit entzückt, und geräth dergestalt in ein heiliges Feuer, daß er dieselbe öffentlich; — „eine Stütze der Armen; eine Beschützerin der Heiligen, ja eine Mutter der Kirche, nennt.„ — Was soll er nun also von dieser Dame sagen, da sie Lustspiele, dicht an den Kirchen halten läßt; da ihr Bild und die Ehre ihres Namens, ihr viel lieber, als der Menschen Andacht und die Ehre Gottes ist; ja, da sie, die so sehr gepriesene Beschützerin der Heiligen, ihn selbst, den gewiß nicht unheiligen Mann, aus seinem Bischofthum verjaget, und seine Freunde so sehr foltert?

Schämen mußte er sich natürlich wohl, und schämen müssen sich auch die, die ihm hierinnen ähnlich sind. Denn strenge Wahrheit, und nicht was übertrieben ist, oder von Schmeicheley und Uebereilung zeigt, gehöret auf die Canzel, und in den Mund eines Mannes hin, dem jeder auf sein Wort schon glauben, und dessen Rath er gerne folgen soll.

Anmerk.

Digitized by Google

Anmerkung.

Bey dem Johannes Chrysostomus, der unstreitig wohl der Beste, ja fast mögten wir sagen, der Einzige, gute Bischof dieser Zeiten war, wollen wir hier noch dieses sagen;

Die Christenheit war hier, zu dieses Mannes Zeiten, so verderbt, daß wohin man auch sein Aug nur wendet, man überall nur Ruchlosigkeit, Frevel, Schandthat und Unsinn findet, der wahrlich zum Erstaunen ist.

Der Hof des Kaisers war nemlich, üppig und wollüstig, und die Regierung tyrannisch. Die bösesten Minister führeten das Ruder, fraßen der Wittwen und der Waisen Brodt; drückten die Länder durch Auflagen; und erlaubtens ihren Freunden und Schmeichlern, Ungerechtigkeiten aller Art zu üben.

Der gemeine Christ bethete zwar den Vater Jesu Christi, aber auch, wenn dies Gebeth nicht half, bald diesen, bald jenen Heiligen, und endlich gar die alten Götter an. Er wußte nichts von der heylsamen Lehre Jesu, aber Fabeln von Mirakuln, die dieser Bischof hier, und jener Bischof oder Märtyrer dort, geübet haben sollte, die wuste er, und auf die setzte er sein einziges Vertrauen. Da auch die Priester nichts, als solche Wunderdinge, nebst Streitigkeiten über Lehrformen, und die große Kraft der Binde- und der Löseschlüssel, auch der Allmosen eifrigst predigten, so glaubte der gemeine Christ an tausend Fabeln, so lächerlich und abgeschmackt sie immer waren; so glaubt' er aber Sätze, deren Sinn und Wahrheit er, noch weniger als einer seiner Priester, kennen konnte; so beugte er auch seinen Nacken, unter eines jeden Priesters Joch, und so suchte er denn auch, entweder von Allmosen, das die Priester reichten, zu leben, oder selbst Allmosen zu geben, und dadurch sich den Himmel zu erkaufen. Tugend, wahre Gottes- und wahre Menschenliebe, alles war, in diesen unseligen Zeiten, (wie man das, nicht nur aus den Vorfällen der damals lebenden Menschen, sondern auch aus den deutlichsten Zeugnissen des Chrysostomus, des Salvianus, und anderer, unwiedersprechlich siehet,) so unbekannte Sachen, daß so gar die Priester und die Bischöfe, alle die verhöhneten und verfolgten, die sich der herrschenden Laster der Ungerechtigkeit, der Ueppigkeit und Wollust enthielten, und in einem heiligen Leben wandelten. „Seht, „ sprach man dazumalen, wenn man einen tugendhaften Mann wo sahe, „seht da den andern Elias! oder den andern Johannes, dem Vorläufer Christi! oder den heiligen Petrus, u. s. w.“

Mehr aber als der Hof, die Regierung und der gemeine Christ, war die Geistlichkeit, die hohe wie die niedrige verdorben, Kinder des Teufels waren die Hirten des Volks, und wahrlich nicht Kinder unsers Gottes, Jünger, und Nachfolger unsers Jesu.

Durch Geldsummen, durch die niederträchtigsten Ränke, ja oft, durch frevle Gewalt, durch Mord und Blutvergießen, drängten sie sich in geistliche Aemter ein, und waren sie in denselben, so ertheilten sie freylich wohl den Hungrigen ein Almosen, aber sie ertheilten es, um desto scheinbarer die Begü-

terten

terten zu berauben, und derselben Vermögen an die Kirchen vermacht zu sehen.

Im Ehestande lebten sie denn auch so sonderlich eben nicht, destomehr aber lebten sie mit Huren, die sie so gar in ihren Häusern bey sich hielten, und, (wir lügen nicht, sondern wir sagens nur nach, was die wahre Geschichte saget,) sie legten sich recht darauf, die Weiber zu sahen, und von ihrer Milde Reichthum über Reichthum einzuziehen.

Bis ins Schlafzimmer gingen sie nemlich, den vornehmen Damen, immer unter dem Schein der Gottseligkeit, (oder auch als Arzeneyververständige) ganz ungescheuet nach, und wenn sie ihren Segen über solche Damen sprachen, so waren diese Damen abergläubisch genug erzogen, diesen Segen als etwas wichtiges und übermenschliches zu achten, und für denselben, Geld, Kleinodien, und alles kostbare Hausgeräthe hinzugeben, das solchen geistlichen Herren in die Augen fiel. War denn auch die eine und die andere Dame, weniger zum Wohlthun geneigt, so schadete das den Geistlichen doch nicht. Denn der Schaam hatten sie, so sehr bereits entsaget, daß sie selbst das alles forderten, was ihren Augen irgendwo gefiel, und daß sie ihren Wohlthätern den Himmel eben so zuversichtlich verhießen, als keck und kühnlich sie, die Hölle dem anwiesen, der auf so heiliger Leute Bitte und Begehr nicht achtete.

Zu einer so unglückseligen Zeit, lebt nun also Johannes, der im Herzen gute Mann, und da er nun Bischof in Constantinopel ist, vermöge dieser Würde auch die oberste Aufsicht, über die Geistlichen in Asien und Thracien hat; so wendet er mit edlem Eifer allen Fleiß daran, die Geistlichkeit zu bessern, macht aber dadurch sich die Geistlichen zu seinen Feinden, und wird durch sie sowohl, als durch seine, oft am unrechten Orte angebrachte Heftigkeit, gar sehr verfolget.

Indem nemlich die ganze hohe und niedrige Geistlichkeit seines Patriarchats, über seine strenge Reformen schreyet, und ihn, als einen Mann, der den Bischöfen, den Knechten und wahren Jüngern Jesu, ihre Rechte und Freyheiten nehmen wolle, in das Ketzer-Register setzet; so ist Severian, ein Bischof aus Palästina, als Gast in Constantinopel, hat mit sich einige Dutzend oder Schocke, wohl ausgearbeiteter Predigten, nach Constantinopel gebracht, und predigt nun daselbst, wie vor und neben ihm, noch andre Priester pflegten, aus bloßem Ehr- und Geldgeize, dergestalten oft, und schön, daß er den Endzweck, den er hat, erreichet, sich beym Hofe und bey allen Vornehmen, Liebe und Bewunderung, vornemlich auch recht große Geschenke erwirbt, und das Ansehen des Chrysostomus nun schwächet, den man sonst für den besten Redner hält.

Ist denn auch Johannes sanft genug, daß er den Severian hierinn nicht wehret, und ihn, nicht nur nicht aus Constantinopel weiset, sondern sogar, während dessen, daß er seine Kirchen-Sprengel bereiset, für sich predigen lässet: so ist er doch über alle Maaße heftig, gegen die Ueppigkeit des Hofes, besonders der Kaiserinn und des Eutropius; donnert auf der Kanzel unaufhörlich dagegen los; sagt, wenn die Kaiserinn etwas eitles unter-

unternimmt: —„Unsre Isabel rast schon wieder!“ und wenn sie ihn bedrohen läßt: — „Herodias rast, und fordert das Haupt Johannis, u. s. w. —“

Stellt denn auch Eutrop die häufigsten Lustspiele an, und ergötzet sich das Volk an selbigen; so eifert er, auch gegen diesen Minister, und gegen das Volk, thut sogar auch die in Bann, die zu den Lustspielen sich verfügen, und macht schon hierdurch sich, unglaublich viele Feinde.

In Constantinopel sind denn aber auch sehr viele Arianer, und Gainas, der Gothe, will eine Kirche für sie haben, greift auch zum Schwerdt, falls Johannes sein Begehren hintertreibt. Da lader unser Johannes also, einen noch neuen Haß auf sich, indem nun Plünderung und Verheerung der Provinzen erfolgt, und Gainas, was er thut, dem Johannes zur Last anrechnet, der ihm und seinen Gothen keine Kirche gönnen will.

Severianus ist indessen immer noch in Constantinopel, und eifert Johannes zur Verminderung seiner bisherigen Achtung und Liebe; so heuchelt und schmeichelt Severian zur Vermehrung der seinigen, und so kommt denn bald ein neuer Umstand hier hinzu, der zuletzt zum gänzlichen Verderben des guten Johannes gereichet.

In Egypten leben nemlich sehr viel Mönche, in so großer Unwissenheit, daß, weil die Bibel oft von Augen, Ohren, Händen und Füßen Gottes redet, sie diesem unsern Gotte auch dergleichen Glieder in der That zuschreiben, auch einmal sich haufenweise in Alexandria einfinden, und den dortigen Patriarchen Theophilus, mit dem Tode drohn, da derselbe, Gott, als einen Geist, und ohne Körper abgeschildert und gepredigt hat. Der unwürdige Patriarch geräth denn auch, bey dem Anblicke so vieler, von vermeintlicher heiligen Wuth entflammten Mönche, dergestalt in Furcht, daß er, um sein Leben nur zu retten, sich nach ihnen bequemet; zu ihnen sagt: — „in euch sehe ich das Angesicht Gottes!„ und ihnen auch, da sie es fordern, die Versicherung giebt, daß er forthin, die körperliche Gestalt Gottes glauben, ja sogar die Schriften des Origenes verdammen wolle, die, vor allen andern Schriften, die Körperlichkeit Gottes bestreiten.

Eben dieser nichtswürdige Patriarch, Theophilus, hat aber auch einen unversöhnlichen Haß, auf vier seiner Bischöfe geworfen, und darum geworfen, weil sie seinen unglaublich großen Uebelthaten nicht Beyfall geben, unter andern auch, einige falsche Zeugnisse, und ein falsches Testament, welches alles er, zu seinem Vortheile von ihnen gefordert, nicht geben, und unterzeichnen wollen. Er weiß denn auch, daß diese vier Bischöfe, die Schriften des Origenes in Ehren halten, sucht also sie zu kränken; verdammt dieserwegen die guten Schriften des Origenes als ketzerisch; begegnet den Bischöfen, die sich deshalb bey ihm beschweren, mit Maulschellen; verdammt sie eben so, wie den Origenes, nebst allen Anhängern desselben, und bringt dadurch die albernen Mönche, gegen alle Origenisten in heilige Wuth; nöthiget also denn auch die Verdammten, daß

ſie, da ſie mit Sicherheit nun nicht mehr leben können, nach Conſtantinopel gehn, und da, zuförderſt den Johannes Chryſoſtomus um Schutz anflehen müſſen.

Johannes läßt ſich denn auch der armen Leute jammern; ſorgt als Freund und Bruder für ihren Unterhalt, und ſchreibt an den Theophilus, um ſeine Härte gegen dieſe Leute zu mildern.

Der Böſewicht Theophilus, haßt indeſſen lange ſchon den guten Johannes, der ſich der Tugend eben ſo befleißiget, als er ſelbſten ſich, in allen Arten der ſchändlichſten Laſter wälzet, und glaubt nun auch, ſein patriarchaliſch Anſehn ſey dadurch gekränkt, daß Johannes die Beſchlüſſe, die er gefaßt, nicht blindlings loben will, und daß er die, in ſeinen Schutz aufnehmen können, die er, kraft ſeiner patriarchaliſchen Gewalt, aus der Gemeinde Gottes ausgeſtoßen hat. Er hetzt alſo die gottloſen Biſchöfe aller Lande, noch mehr aber die Biſchöfe des Johannes, ſo ſehr wider dieſen gutherzigen Patriarchen auf, daß ein Concilium angeordnet, und auf demſelben der gute Johannes, unter dem Vorwande, abgeſetzet wird, daß er ſowohl die Geiſtlichkeit, als auch die weltliche Obrigkeit beleidiget habe.

Weil er nemlich den Geiſtlichen ihre Huren genommen; weil er Prieſter, die in Ehebruch betroffen, und andere, die Mordthaten begangen, ihrer Aemter entſetzet; überdem auch noch die Erkaufung geiſtlicher Würden gehindert; die wohllüſtigſten Schmauſereyen derſelben abgeſtellet; und ihren Räubereyen ein Ziel geſetzet hat, u. ſ. w. ſo hat er die Diener Chriſti, und alſo Chriſtum ſelbſten angegriffen, und iſt demnach um ſo mehr ein Ketzer, da er auch den Communikanten gerathen, gleich nach dem Genuß des Abendmahls, ein wenig Waſſer zu trinken, oder ein Bislein Brodts zu eſſen, damit von dem Leibe und Blute Chriſti, mit dem Speichel, nichts zur Erden falle. Weil er aber auch wider die Ueppigkeit des Hofes gepredigt hat; ſo iſt er des Hochverraths ſchuldig, und ſoll und muß demnach ins Elend wandern.

Sind indeſſen die mehreſten Biſchöfe wider dieſen Mann geſonnen, und ſind würklich auch hohe und niedrige Layen, mit ihm, ſeines Eifers wegen, wenig zufrieden; ſo jammerts nun dennoch ſo den Layen, als einigen wenigen Geiſtlichen, daß ein ſo trefflicher Mann, ins Elend wandern ſoll. Sie halten ihn alſo, in der Kirche eingeſperret; und ſind im Begrif, die Soldaten, die ihn mit Gewalt aus ihr entreiſſen ſollen, mit blutigen Köpfen von der Kirche zurück zu treiben. Das ſieht denn aber der gutdenkende Johannes, und derſelbe will denn auch, daß um ſeinetwillen der Menſchen Blut nicht fließe. Er wirft ſich alſo, aus freyem Entſchluſſe, den kaiſerlichen Soldaten in die Hände, und wird hierauf zu Schiffe gebracht, um aus Conſtantinopel entfernt, und weit von dieſer Stadt, verbannt zu werden.

In der folgenden Nacht entſteht denn aber ein gewaltiges Erdbeben in der Stadt, und das erſchüttert nun die Gemüther dergeſtalt, daß faſt alle Menſchen meynen: Gott vom Himmel drohe der Stadt mit dem fürchterlichſten Untergang, um dieſes ſeines frommen

Digitized by Google

men Dieners willen. Hohe und Niedere wünschen sich also, in diesem Augenblicke ihres Schreckens, den unschuldigen Mann zurück, nur Severian, diese Schlange, die der gute Johannes selbst, zur Größe erzogen hat, predigt immer noch wider ihn, und behauptet: „Johannes, der der Bischöfe Gewalt und Ansehn, (Frevel hätt er sagen sollen,) so sehr eingeschränket wissen wollen, sey stolz, Gott aber widerstehe den Stolzen, und hätte nun auch diesen Mann, nach seinem weisen Rath gestürzt.“

Die Kaiserinn indessen, fühlt so viel Angst und Quaal in sich, daß sie ihrem Gemahl zu Füßen fällt, und durch ihr Flehn auch das bey ihm bewirkt, daß er dem verwiesenen Manne eiligst nachjagen läßt, um ihn nach Constantinopel zurück zu rufen, und dadurch Gottes Zorn sowohl, als die sich äußernde Wuth des Volks, in Zeiten noch zu stillen.

Kaum ist denn aber dem Verwiesenen nachgesandt, so sieht man auch das Volk der Stadt, in Kähne steigen, dem guten Mann entgegen fahren, und endlich auch mit ihm zurückkehren. Die Luft ertönt alsdann vom freudigen Jubel-Geschrey, und mit unzähligen Fackeln führt man ihn, wie im Triumph in seinen Pallast ein, wohin sogar die Kaiserinn ihre Kammer-Herren schickt, ihm Glück zu seiner Rückkehr wünschen, und daß betheuren läßt: „daß sie an seinem vorigen Schicksal keinen weitern Antheil, außer dem, genommen, daß sie ihn bedauret, und inbrünstig zu Gott geschrieen hätte, daß er solch einen frommen Mann, mit seinem Trost erfüllen, und bald wiederum zu seiner Würde helfen wolle.“

Johannes, ist nun also im Jahr 403 in seinem patriarchalischen Posten wieder eingesetzet, sieht aber, daß der Stadthalter von Constantinopel, um die Kaiserinn zu schmeicheln, ihr zu Ehren, eine silberne Bildsäule, nahe bey der Kirche errichtet, und daß das Volk um selbige herum recht freudigst tanzet, daß auch der Stadthalter, der, (es ist unbegreiflich, nach der Geschichte aber wahr,) ein Heyde ist, allerley Lustbarkeiten veranstaltet, und dadurch die stärksten Reizungen, zur mannigfaltigsten Ausschweifung im Angesicht der Kirche giebet. Er ziehet derowegen öffentlich gegen diesen Unfug los; straft in seinen heiligen Reden, die Kaiserinn, den Minister, und das Volk; sagt: — „Herodias tanzt schon wieder um des Johannis Kopf: „ und machts, daß sich die Kaiserinn, mit allen andern, die sich beleidiget finden, verbinden, daß sie ein neues Concilium berufen, daß sie dasselbe aus Anhängern des Theophilus, und Feinden des Johannes bestehen lassen, und daß dadurch also das Absetzungs- und Verweisungs-Urtheil, dieses Eiferers, leicht genug bewirket wird.

Die nichtswürdigen Priester, die hier des guten Mannes Unglück bauen, suchen indessen nicht bloß die Verweisung, sondern sogar den Tod des rechtschaffnen Mannes, dingen also Meuchelmörder, sind aber nicht glücklich in diesem ihrem Bemühn, denn Johannes ist vorsichtig, hält sich eingeschlossen, und erscheint auch nicht in der mör-

berischen Versammlung der Bischöfe, obschon sie wiederholend ihn dahin beruſen.

Sie begnügen sich derowegen, ihn zu verdammen, und seines Amtes zu entsetzen, und haben auch den, vom Johannes beleidigten heidnischen Stadthalter zum Freunde, und der nimmt, da er der Kaiserinn Gesinnung kennt, sofort 400 Soldaten, geht mit ihnen bey der Nacht, vor Ostern, in die Kirche, (in die Chrysostomus sich hinbegeben hat, um, nach damaligem Gebrauch, in dieser Nacht, an 3000 Christen zu taufen,) und prügelt und hauet in der Kirche, auf die Täuflinge, so wie auf die Priester, und auf die übrige Christen, wüthend ein; läßt den Leuten, besonders den Damen, in der Kirche, Kleider, Ohrgehenke, und andern Schmuck entreissen, und schleppt den Johannes, nebst einigen seiner ihm ergebenen Priester, in das Gefängniß, worauf er denn im Jahr 404, den 20 Junius, aus Constantinopel in das Elend wandern muß.

Dieses abermalige Elend ist also dasjenige, dessen wir oben im Text gedachten. Zu demselben wollte auch der Kaiser, anfangs gar nicht gern sein Jawort geben, denn er wußte es genug, daß der gute Mann solch eine Strafe nicht verdienet hatte. Die schändlichen Priester aber bestürmen den schwachen Fürsten auf das unermüdetste; meynen, was Recht und Unrecht wäre, daß müßten sie viel besser als der Kaiser wissen; machens ihm zur Sünde, ihren reiferm Urtheil nicht zu folgen, und sprechen, so wie ehedem der Jude sprach: — „Sein Blut sey über uns?“ — Also, welch herrschend Christenthum?

Constantinopel.

Die Kaiserin Eudoxia, hat ihren grausamen Sieg, über unsern Bischof Chrysostomus, nicht lange überlebet, denn sie ist gar kurze Zeit darauf, im Kindbette gestorben. Und wer nun ihre übermüthige, auch herrschsüchtige Gemüthsart kennet, der kann sichs leicht gedenken, daß dieser ihr Tod, hier eben nicht beweinet wird.

Ueber unsern Johannes müssen wir indessen auch noch ferner weinen, denn der Mann lebt immer noch verwiesen von hier, zu Cucusus in Armenien, und hat auf seiner Pilgrimschaft dahin, mit Krankheit, und sonderlich auch, mit allerley Schmach und Schande, die ihm von den Bischöfen und Geistlichen der Oerter, die er berühret, reichlich wiederfahren ist, nicht wenig kämpfen müssen. Noch mehr als er selbst, müssen aber die hier kämpfen, die unter uns, des guten Mannes Freunde und Verehrer sind, die ihn, weil er ohn Ursach fortgejaget ist, noch immerfort als ihren Seelenhirten anzusehen pflegen, und dieserhalb, zu seinem Nachfolger in dem bischöflichen Amt, sich schlechterdings nicht halten wollen.

Diese alle, werden nemlich, von dem jetzigen Bischofe dieses Ortes, dem Arsacius, einem Manne, der auch nicht die geringste Gabe zu einem solchen Amte hat, auf das heftigste verfolgt, indem ers nun schon meynet, daß selbige durch Schärfe, und nicht etwan durch sanftes Zureden, in den Schooß seiner Kirche zurück zu führen sind. Auf seine

Veran-

Veranstaltung werden derowegen, alle Verehrer des guten Mannes, die man nun Johanniten nennt, als die ärgesten Ketzer, ihrer Ehrenämter entsetzt, ihrer Güter beraubt, des Landes verwiesen, ja sogar in nicht geringer Zahl, als Missethäter schaarenweise hingerichtet.

Nach Christi Geburt 405.

Aus Rom.

Hier muß fast jedermann Soldate werden, und unser Stilicho muß, aus fast allen Provinzen die Truppen zusammen ziehen, um gegen den Radagaisus, einen Könige der Hunnen, zu Felde zu gehen, der mit 200000 (einige sagen 400000) seiner Hunnen, und mit denselben vermischter Gothen*) in unser Italien einbrechen will. Er ist ein sehr eifriger Heyde, opfert täglich seinen Götzen, und hat denselben, wenn er siegen würde, alles römische Christenblut zu opfern gelobet. Die derowegen unter uns, die dem Götzendienste noch ergeben sind, schreyen gar gewaltig wider unser Christenthum, und wollen, bey diesem fürchterlichen Einbruche, die Hand des Jupiters ganz deutlich sehen. Sie behaupten: er werde nun die Verabsäumung seines Dienstes, gar nachdrücklich an uns rächen, und sie meynens fest und sicherlich, daß, weil dieser Jupiter, und weil auch alle andere Götter, von uns gewichen wären, und sich zu den Barbaren hingewendet hätten, nun auch nichts sicherer als unser Untergang, und die Zerstöhrung unsers Roms seyn könne, indem ein jeder, der diese mächtigen Götter verließe, mit allem Rechte, auch von den Göttern wiederum verlassen würde.

*) Die Gothen mußten die Hunnen in ihre Länder lassen. Unzählige Gothen flohen nun zwar vor den Hunnen, aber theils kamen, wie das immer also gehet, einige Hunnen ihnen nach; theils giengen einige Gothen wieder zu den Hunnen zurück; theils waren auch einige Gothen zurück geblieben, und da wurden also einige Gothen und einige Hunnen mit einander bekannt, vermischet, und in Freundschaft verbunden.

Aus Constantinopel.

In Isaurien haben, die, zur Räuberey so sehr geneigten Bewohner, sich in großen Schaaren zusammen gethan; sind das ganze kleinere Asien, von den Küsten des schwarzen Meeres, bis an die Grenzen des persischen Reichs, durchzogen; haben das platte Land, die offenen Flecken und Städte durchplündert,

Digitized by Google

und sogar auch übers Meer herüber, die Insul Cyprus besuchet, und die Leute daselbst beraubet, endlich aber, mit unsäglicher Beute beladen, sich wiederum in ihre gebürgigte Wohnsitze unbeschädiget zurückgezogen.

Rom.

Die Hunnen und Gothen, unter der Anführung des Radagaisus, sind von unserm Stilicho überfallen, bey vielen Tausenden in Stücken gehauen, und darauf in einigen engen Pässen so sehr eingeschlossen worden, daß ihr Anführer, da er keinen Ausweg für seine Schaaren finden können, nur für sich selbst solch einen Ausweg suchen müssen, um auf demselben sein Leben zu erretten. Derselbe hat denn wirklich auch für seine Person, einen Ausweg gefunden, aber er ist auf der Flucht ergriffen, vor unserm Stilicho gebracht, auch sofort von ihm getödtet worden. Und da haben nun die eingeschlossenen Schaaren seiner Leute, da sie ihr oberster Führer, in voller Verzweiflung verlassen gehabt, sich sämtlich ergeben, und sind nun zum Theil als Sclaven verkaufet, zum Theil aber unter unsre Legionen gesteckt. Ihrer ist indessen eine so unglaubliche Menge, daß der Sieger, weil er sie nicht lange futtern können, sie spott wohlfeil hat verkaufen müssen. *) Die angeblich erzürnten Götter haben also ihre Rache an uns gar schlecht bewiesen, auch ihrem eifrigen Verehrer einen gewiß nicht angenehmen Lohn gegeben.

*) Diese unglücklichen Leute, waren so sehr verhungert, daß sie, wie die Geschichte will, ihr Unglück nicht lange fühleten, sondern insgesamt in kurzer Zeit, vor allzu großer Entkräftung in das Grab rein mußten.

Nach Christi Geburt 406.

Aus Rom.

Unser Stilicho, der immer noch sein Auge auf das morgenländische Reich gerichtet halten soll, und in demselben, wie man meynt, nur allzu gerne eben so, wie hier unserm Reich, das Ruder führen, oder sich wohl gar, bis auf den Thron erheben mögte, sieht sich in einem fort, an der Ausführung dieser seiner Absicht gehindert, und hat, da er so eben erst mit den fürchterlichen Hunnen fertig worden ist, noch fürchterlichere Feinde, wider sich. Denn die Alanen, die Vandalen und die Sueven (alles germanische Völker, deren Wohnsitze und Grenzen, wie bey wandernden Völkern natürlich ist, nicht genau bestimmt werden können) sind im Begriff, in Gallien einzudringen. Dies Gallien ist indessen, da Rodagaisus unser Reich ansiel, von dem größten

Digitized by Google

gröſten Theil der Truppen, entblöſſet worden, und da würden also die gedachten Barbaren, einen leichten Eingang finden, wenn nicht unser Stilicho die Macht, die er gegen das morgenländische Reich, so gern gebrauchen möchte, zum Theile wenigstens, sofort nach Gallien nun sollte gehen lassen.

*) Schon da, da Stilicho die Germanier verlassen, und dem Alarich zu Leibe gehen mußte, schon da nahm er fast alle Truppen aus Britannien, Spanien, Gallien, und den Grenzen Germaniens mit sich fort. Alle diese Länder waren nun also fast wehrlos geworden, und das machte die Barbaren rege, diese Länder anzufallen, reizete auch wohl die Britten, zu dem, was sogleich von ihnen gemeldet werden wird.

Dem Stilicho wird indessen schuld gegeben, daß er nicht nur auf das morgenländische, sondern zugleich auch auf das abendländische Reich sein Auge gerichtet habe, und entschlossen gewesen sey, sich in beyden zum Herrn zu machen. Ihm wird also auch schuld gegeben, daß er selbst diese Barbaren zum Zuge nach Gallien ermuntert, und dabey gehoffet habe: — in den hierdurch entstehenden groſen Unruhen, sein Ansehen unter den Soldaten, bis zur Empörung gegen den Honorius zu erhöhen, dann aber solche barbarische, und im Kriegs-Handwerke minder geübte Völker, noch immer früh genug zu Paaren zu treiben. — Gewiß sind indessen diese Beschuldigungen nicht. Auf das morgenländische Reich hatte er aber wirklich sein Auge gerichtet, und wollte wirklich wohl sich selbst in selbigem auf dem Throne sehen. — Der Einbruch der Barbaren geschahe erst am 31. December.

Nach Christi Geburt 407.

Aus Rom.

Die barbarischen germanischen Völker, haben sich durch einige Franken, die ihnen den Durchzug nach Gallien wehren wollen, unter der Anführung ihrer Fürsten Gobegisel und Gunderich, hindurch geschlagen, die Städte Mayns, Worms, Speyer, Straßburg, Rheims, Amiens, Tournai, Arras, und Terrouane, geplündert, auch in Asche gelegt, und breiten sich in dem ganzen Gallien schon aus, da noch immer keine hinreichende Macht von uns, gegen sie ins Feld gestellet ist.

Ein anderes aus Rom.

Da die barbarischen Völker Germaniens, von einem Lande in das andere ziehen, und auf ihren Zügen, so viel Städte und Länder verheeren, ohn daß ihnen, (weil Stilicho

Stilicho vielleicht selbst Verzögerung wünschte) früh genug von unserm Kaiser gewehret werden könnte; so haben die Britten, da sie nicht wissen, ob nicht einige dieser Barbaren, endlich auch übers Meer zu ihnen herüber kommen, und auch ihre Länder und Städte so verwüsten dürften, sich gewissermaßen wider uns empöret, und nach und nach, in fast nur wenig Tagen, zween Männer zu ihren Kaisern ausgerufen, nun aber, da diese ihnen nicht so recht gefallen wollen, und sie dieselben ermordet haben, einen dritten Mann zum Kaiser erwählet, und denselben mit ihrer besten Mannschaft, sogleich nach Gallien gesandt, um daselbst Eroberungen zu machen, und die Barbaren zu vertreiben.

Dieser Mensch, der gegenwärtig anmaßliche Kaiser, ist nun freylich wohl, von nur sehr niedriger Geburt, er heißt aber Constantinus, und giebt also durch seinen Namen, nicht nur den Britten, sondern auch den Galliern die besten Vorbedeutungen, indem sie allesamt jetzt meynen, daß so wie Constantin der Große, ehedem, in Britannien zuerst sich Kaiser nannte, nachmalen aber, das Ganze des römischen Reichs sich unterwürfig machte, also auch dieser nun das nämliche thun werde.

Die Gallier laufen auch, von der Stunde an, in welcher er daselbst gelandet ist, von allen Orten und in großen Schaaren ihm entgegen, stärken also seine Macht, und machen ihn den Barbaren ziemlich fürchterlich. Nicht minder fürchterlich wird er aber uns, und unserm Reiche, da, wenn ihm nicht bey Zeiten Widerstand geschiehet, das ganze Gallien auf seine Seite treten dürfte. Und da ist demnach sogleich nun unser Sarus, ein sehr erfahrner General, mit einer beträchtlichen Macht nach Gallien gegangen, um diesen Held, in dem Laufe seiner Siege auf das kräftigste zu hindern. *)

*) Daß Stilicho nicht selbst zu Felde gehet, und nicht ellender Truppen nach Gallien fortsendet, geschiehet, vielleicht aus Furcht vor dem Alarich, der zwar, wie einige wollen, mit ihm in Bündniß stehet, der aber treulos werden, und das entblößte Reich anfallen kann. Vielleicht aber geschiehet es, weil er die Gefahr von der Seite Galliens so groß nicht achtet, und auch jetzo noch, viel lieber gegen den schwachen Arcadius, als gegen die Barbaren, und den Constantinus ziehen will. Gieng er auch gegen den Arcadius, und war er daselbst so glücklich, daß er sich auf den Thron erheben könnte; so war Honorius, der in Gallien so sehr bedränget wurde, nicht im Stande, ihm zu wehren, und des Constantinus Glück konnt ihm derowegen, so lange es nicht recht merklich war, so sonderlich wohl nicht entgegen seyn.

Constantinopel.

Unsere Geistlichkeit bestätigt es mit ihrem Wandel, daß wilde Bestien sich so grausam nicht verfolgen, als Christen, und sonderlich derselben Priester, die sich einmal erst entzweyet haben. Denn den edlen Mann, unsern ehemaligen Bischof Johannes Chrysostomus, der bisher zu Cucusus, mit vieler Krankheit kämpfen müssen, der aber unter allen Leiden, dennoch immerdar zu

Cucusus,

Cucusus, mit vieler Krankheit kämpfen müssen, der dennoch aber unter allen Leiden immerdar zu Cucusus geprediget, auch die Allmosen, die er erhalten, mit den Armen immerfort getheilet hat, den haben sie, auch in so weiter Entfernung, nicht im Leben dulden können, sondern mittelst der Befehle, die sie bey Hofe ausgewirket, durch ein Commando Soldaten, nach den traurigsten Gegenden des Pontus Eurinus schleppen lassen. Ja sie haben, welches ganz abscheulich ist, die barbarischen Soldaten, mit vielem Gelde darzu erkaufet, daß sie dem alten, kranken, und abgelebten Mann, auf seinem Zuge dorthin, auch nicht die mindeste Ruhe und Bequemlichkeit vergönnet, sondern ihn, am liebsten, während des stärksten Regens, oder auch in der stärksten Sonnenhitze, weiter fortgeschleppet, und dadurch so entnervet haben, daß er noch unterwegens, seinen frommen Geist, hat von sich geben müssen.

Ein anderes aus Rom.

Sarus hat zweymal schon, die Feldherren des anmaßlichen Kaisers Constantinus geschlagen, auch den Kaiser selbst, in der Stadt Valence auf das engeste belagert. Zu unserm nicht geringen Befremden, kommt dieser Sieger aber, ohn weiter etwas ausgerichtet zu haben, mit seinem Heere zurück; hat seine Belagerung fahren lassen, und dem Constantin das ganze Gallien nun preiß gegeben. *)

*) Auch diese Vorgänge sind, wie viele andere hier, sehr ungewiß, und nur die Folge lehrt es immer, was von denselben wahr seyn kann.

Nach Christi Geburt 408.

Constantinopel.

Unser Kaiser Arcadius ist gestorben, und hat sein Leben nur auf 31 Jahr gebracht. Sollten wirs sagen, daß er ein lasterhaftes Herz gehabt; so würden wir die Sache übertreiben, und das eben so gewiß, als wenn wir eine wahre Tugend von ihm rühmen wollten. In der That war er, ein schwacher Fürst, und hätt er gute Räthe gehabt, so würde er zu allen guten Verfügungen, eben so gewiß sein Ja gesaget haben, als ers zu so manchen bösen Verfügungen sagte, da seine bösen Räthe, zu selbigen sein Jawort forderten.

Verlohren hat derowegen unser Reich, wohl wenig oder nichts an ihm, und wir wünschen nur, daß Theodosius II. sein allererst 8jähriger Sohn, der nun an seiner

Statt den Thron betreten hat, von rechtschaffenen Männern geleitet, dereinsten durch sich selbst, das Reich beherrschen möge! *)

*) Einige wollen, Arcadius habe im Testament, den persischen König Isdegerdes, zum Vormunde seines Sohnes verordnet, und dieser gute Fürst habe diese Vormundschaft wirklich auch mit Ruhm geführet. Andere wollen dieses aber nicht, und wenn sie gleich mit Recht dies leugnen sollten; so ists doch sicherlich sehr sonderbar, wenn sie hier sagen: — „es war wider alle Staats-Kunst, die Perser in die Regierung des Reiches einzumischen!“ Denn Arcadius, war der auch wohl ein Staatsverständiger?

Aus Rom.

In Gallien hat der anmaßliche Kaiser Constantinus, Friede und Ruhe wieder hergestellet, da er sämtliche Barbaren, die in dasselbe eingedrungen waren, besieget, und so gedemüthiget hat, daß sie sich unterwerfen, und Ruhe und Gehorsam angeloben müssen. Weil sie indessen, als seine Unterthanen, in diesem Reiche nun verbleiben; so wird er auch durch sie, so sehr gestärket, daß er sofort auch Spanien erobern, und dasselbe seiner Herrschaft unterwerfen will.

Ein anderes aus Rom.

Arcadius, der Kaiser des morgenländischen Reichs, ist todt, und da mögte nun unser Kaiser Honorius, so wie auch Stilicho, aufs unverzüglichste dahin, um in des jungen Theodosius Namen, während seiner Minderjährigkeit, die vormundschaftliche Regierung einzurichten. Auf der einen Seite hindert indessen Constantinus, auf der andern Seite aber der kriegerische Alarich, den Einen wie die Andern, an diesem ihren Zuge. Denn wie Constantin, besonders durch seinen Sohn, der zuvor ein Mönch gewesen ist, das ganze Spanien nun ebenfalls erobert hat; so steht auch Alarich nun schon, mit ungeheuren Schaaren wider uns im Felde, und fordert große Summen Geldes, wenn er ruhig bleiben, und seine Leute wieder nach Illyrien und Pannonien, in ihre bisherige Quartiere führen soll. Auf beyden Seiten also, wär die Gefahr hier groß, wenn gegen das morgenländische Reich etwas gewaltthätiges unternommen werden sollte. Denn Constantinus dürft alsdann noch weiter um sich greifen, und Alarich dürft ebenfalls, wenn er die geforderten Summen erst erhalten hat, noch ungleich weiter gehen, und unser abendländisch Reich für sich begehren.

Noch ein anderes aus Rom.

Dem Alarich sind, weil Stilicho darzu gerathen hat, 5000 Pfund Goldes bezahlet worden, und dafür will er nun mit unserm Kaiser nach Gallien, gegen den Constantinus ziehen. Er, unser Stilicho, will indessen mit einem Theile unsrer Macht, nach Constantinopel gehen, und daselbst, im Namen unsers Kaisers, die Angelegenheiten des morgenländischen Reichs in Ordnung bringen.

Ein

Aus Constantinopel.

Ein gewisser Anthemus führt jetzt, im Namen unsers jungen Kaisers Theodosius II. das Ruder, und zu unserm Glück, ist dieser Anthemus, in aller Absicht sehr geschickt hierzu, zugleich auch mit den besten Gesinnungen so erfüllt, daß wir mit seiner Reichsverwaltung vollkommen wohl zufrieden sind.

Aus Rom.

Aufs plötzlichste sehn wir jetzt den Reichsverweser Stilicho gestürzt, und ihn und seinen Sohn, auf Befehl unsers Kaisers Honorius, enthauptet. Ueber sein Verbrechen sind die Reden und die Meynungen sehr verschieden, und, nach einigen, hat er dieses Ende, an dem Kaiser, mehr als zu wohl verdienet, nach andern aber nicht.

So viel ist indessen wohl gewiß, er hat, während seiner Ministerschaft, die Bedienungen und das Recht vor Geld verkauft, für sich unmäßige Reichthümer gehäufet, und dabey sich nicht geschcuet, die Unterthanen des Reichs, auf mannigfaltige Art zu drücken. Er hat demnach, so geschäftig, so einsichtsvoll, und so tapfer er auch sonsten war, den Tod schon längst verdienet, wenn schon es falsch seyn sollte, daß er zuerst das morgenländische, und nachher auch das abendländische Reich, auf sich und seinen Sohn hat bringen wollen, und daß er dieserwegen auch, die Barbaren nach Gallien gerufen, den Alarich aber durch unser Geld zu seinen Freund erkaufet habe.

Unrecht ists inzwischen immer, daß nicht nur er, sondern daß zugleich auch sein Sohn, und die vornehmsten seiner Freunde hingerichtet sind, ehe man sie im geringsten verhöret, und gerichtlich überführt gehabt. Unrecht scheints denn auch, daß gerade Olympius der Mann gewesen, der dem unglücklichen Minister, die angeführete verrätherische Absichten gegen das Reich, vor dem Kaiser schuld gegeben, und denselben dergestalten wider ihn entrüstet hat. Denn eben dieser Olympius, hat all sein Glück, und daß er bey dem Kaiser so viel gilt, dem Stilicho allein zu danken, sollt also mit solcher Undankbarkeit wohl nicht ihm hier gelohnet haben.

Er scheint indessen, ein überaus frommer Mann zu seyn, und ist er dieses, wie er's scheint, so kanns auch seyn, daß nichts als die pflichtmäßige Liebe gegen seinen Landesherrn, ihn zu der gedachten Anzeige getrieben, und daß er diese für wichtiger, als die Dankbarkeit gehalten hat.

Noch ein anderes aus Rom.

Kaum haben unsere, in den Städten hin und her, vertheilt stehende Truppen es erfahren, daß Stilicho gefallen, und nebst seinen vornehmsten Anhängern hingerichtet sey; so haben sie auch, weil er mit dem Gothen Alarich in geheimer Verbindung gestanden haben soll, alle, neben ihnen im Heere dienende Gothen, mit dem Schwerdte angefallen, und größtentheils ermordet. Ihrer etwan 30000 haben sich indessen noch glücklich genug mit der Flucht gerettet; sind

Digitized by Google

hierauf zum Alarich geflohen, und habens gemacht, daß nun dieser sich mit dem Ataulph, seinen Schwäher (der das Haupt der Gothen in Pannonien ist) verbunden hat, und mit starken Schritten, diesem unserm Rom entgegen eilet, um der vielen Gothen Blut, das so sehr ohn alles Recht vergessen ist, an uns und unser Reich zu rächen.

Noch ein anderes aus Rom.

Wir sind vom Alarich fest eingeschlossen, und nicht wenig geängstet worden, da unser Kaiser Honorius von einem gütlichen Vergleiche mit demselben gar nichts wissen wollen. Jetzt indessen, sind wir wiederum von aller Furcht befreyet, denn nun hat unser Honorius, sich zu einem Vergleiche verstanden, und nun ist der Barbar von uns auch wieder abgezogen. Seinen Abzug haben wir indessen schimpflich und theuer genug erkaufet, indem wir ihm, 5000 Pfund Gold, 30000 Pfund Silber, 4000 seidene Kleider (Seide war theuer wie Gold) 3000 in Purpur gefärbte Häute, und 3000 Pfund Pfeffer, theils eingehändiget haben, theils noch einhändigen müssen.

Nicht allein aber durch diesen, für uns so schimpflich und Handel, sondern auch auf eine noch andere Art, ist die Ehre unsers Namens, die sonst die beste Stütze unsers Reiches war, gar sehr geschwächet worden. Denn dergestalt von den Barbaren gedränget, hat unser Honorius, gegen den Constantin in Gallien, auch nicht das mindeste unternehmen können, er aber, dieser Aufrührer, hat es während dieser Unruhen sicher wagen dürfen, Gesandten an unsern Honorius zu senden; ihm die gemachten Eroberungen in Spanien und in Gallien bekannt zu machen, und die Anerkennung der angemaßten kaiserlichen Macht und Würde von ihm zu begehren. Unser Honorius hat denn auch, weil er sich nicht mehrere Feinde machen dürfen, dies alles genehmiget, und den Constantin als seinen Nebenkaiser jetzt wirklich anerkannt.

*) Während der Belagerung Roms, ermordeten die Römer des Stilicho Frau, weil sie ohne Grund argwöhnten, daß sie mit dem Alarich im Verständniß sey. — Rechnet man also, alle diese Grausamkeiten, die theils vom Kaiser und dessen Räthen, theils von den römischen Soldaten, gegen die Gothen verübet, vom Honorius auch nicht bestrafet wurden, zusammen; so sieht man wiederum, wie traurig es um das Menschenrecht und um die Menschenliebe, unter diesen Christen stunde.

Um das Gold und Silber, für den Alarich zu erhalten, nahm man nun verschiedene, noch vorhandene Kostbarkeiten der Götzentempel, schmelzte sie ein, und wog sie dem Alarich in die Hände. Er war ein Christ, und lies demnach dies alles, gern geschehen, die Heyden weinten aber sehr hierbey, und sprachen: — „Das werden unsere Götter ganz gewiß bestrafen!“ meynten auch in der Folge, der Götterstrafe deutlich zu schauen, da sie Rom geplündert und in Brand gesteckt sahen. Sie wurden in der That auch eben so gute Propheten, als viele andere, die in ähnlichen Fällen, ähnliche Dinge vorherzusagen pflegten, und auch noch jetzo pflegen.

Nach

Nach Christi Geburt 409.

Aus Rom.

Alarich steht schon wieder vor den Thoren unserer Stadt, weil unser Kaiser, den, im vorigen Jahr, mit ihm geschlossenen Vergleich nicht ganz erfüllen will. Er ist denn auch, nicht nur vor sich schon mächtig genug, sondern er ists vornemlich auch durch unsre Sclaven, *) deren bey 40000, von hier entlaufen und zu ihm geflohen sind. Allem Anschein nach, werden wir derowegen ein Opfer seiner Wuth, denn auch 6000 unsrer Truppen, die unser Honorius zur Verstärkung der Besatzung unsrer Stadt abgehen lassen, sind von ihm, theils niedergehauen, theils aber gefangen genommen, so daß wir uns wohl schwerlich gegen ihn nun werden halten können.

*) Auch das christliche Rom, hat so wie das christliche Constantinopel, und die ganze Christenwelt, noch Sclaven. — Kennt also die Welt das Christenthum? Kennt sie die allgemeine Bruderliebe? Ersticken also nicht die Streitigkeiten und die steten Prozessen über Glaubens-Sachen, das wichtigste in dem Gesetz des Herrn, die allgemeine Bruderliebe?

Ein anderes aus Rom.

Olympius, der fast eben das bey unserm Kaiser war, was Stilicho zuvor gewesen, ist, weil einige Hofleute ihn sehr angeschuldiget haben, aller Würden und Ehrenämter beraubet, und ein gewisser Jovius, der bisherige Stadthalter unsers Italiens, ist nun an seiner Stelle, zum obersten Minister erhoben.

Eben dieser Jovius ist indessen in den vormaligen Zeiten, ein besonderer Freund des Alarichs gewesen, und da ist es sonderbar genug, daß ihm unser Honorius anjetzt so gänzlich trauet, ihn, vor allen andern zur gütlichen Unterhandlung mit dem Alarich gebraucht, und überdem die vornehmsten Feldherrn- auch Minister-Stellen, mit solchen Männern nun besetzet, die dieses Jovius Freunde und Geschöpfe sind, also vermuthlich auch nach, seinem Wink sich immer richten werden, ja wohl gar darnach sich werden richten müssen.

Denn wahrscheinlich sind, nur auf dieses Jovius Betrieb, die Truppen des Kaisers aufrührisch worden, und haben die Verweisung einiger ihrer Feldherrn und einiger Minister, gefordert. Wahrscheinlich hat auch der Kaiser, nur auf dieses Jovius Betrieb, den Truppen hierinnen zu Willen gelebet, und Feldherrn und Minister, von seinem Hofe und von dem Heere entfernet. Schwerlich werden also die, die jetzt durch diesen Mann dergleichen wichtige Stellen bekleiden, für sich ein besseres Geschick erwarten können, falls sie nicht durch die genauste Folgsamkeit, die Gunst desselben zu bewahren suchen.

Noch ein spätéres aus Rom.

Wir haben einer kleinen Ruhe genossen, da der Gothen Heerführer, Alarich, von allen Feindseligkeiten abgelassen, und mit dem Kaiser um Frieden gehandelt hat. Seine Forderungen sind indessen so gewesen, daß der Kaiser, sie nicht nur nicht bewilligen wollen, sondern ihrentwegen auch, dermaßen sich entrüstet hat, daß er nun geschworen! — mit dem Alarich in Ewigkeit nicht Frieden zu machen! Dem zufolge ist also dieser Alarich nun wieder drauf bedacht, dies unser Rom in seine Gewalt zu bringen, hält uns auch bereits aufs engste belagert, und da mag der Allerhöchste, vor dieses Barbaren Wuth uns schützen, wenn er die Stadt erobern sollte! *)

*) Jovius unterstützt zuerst die Forderungen des Alarichs, bey seinem Kaiser Honorius, und diese Forderungen sind: — „Honorius solle Pannonien und Noricum, auch Dalmatien, den Gothen überlassen, und ihnen eine jährliche Summe Geldes zahlen „ — Er, Alarich, und auch Jovius, sagen hierbey auch: — „Das könne der Kaiser immer thun; denn gerade diese Provinzen würden unaufhörlich, theils von Germanien, theils von andern Gothischen und Hunnischen Völkern angefallen; der Kaiser müß' also sehr starke Besatzungen in diesen Ländern halten, und diese Besatzungen, die kosteten ihm vielmehr, als Alarich begehre, der denn auch diese Länder, gegen jeden Angrif sicher stellen wollte. „

Weil diese Vorschläge aber dem Honorius zu schimpflich schienen; so will er sie durchaus nicht bewilligen, und Jovius denkt nun: — rathe er noch ferner darzu; so werde der Kaiser darauf fallen, daß er, wie es auch war, des Alarichs Vortheil suche. „ — Er ändert also sein Betragen, und will nun, da Alarich gleich darauf, viel glimpflichere Forderungen macht, daß sein Kaiser auch diese glimpflicheren Vorschläge von sich weise.

Der Kaiser thut denn wirklich auch, was sein treuloser Minister will, und obschon der Gothe ernste Neigung zum Frieden hat, und deswegen einige Bischöfe an ihn schickt, die ihn bitten müssen: — „den Umständen nachzugeben, seine Schwäche zu bedenken, und es zu hindern, daß die Hauptstadt der Welt nicht gar zerstöhret werde; “ so bleibt Honorius doch immer noch auf seinem Sinn, und schwört, wie angeführet ist, so daß Alarich nun weiter keine Wahl, als die Belagerung dieser Hauptstadt vor sich findet.

Indem er aber diese Stadt belagert hält; so kommen Abgeordnete aus ihr, zu ihm ins Lager, und wollen mit ihrer Menge und Tapferkeit, dem Alarich eine Furcht einjagen. Er indessen, mit der Furcht sehr unbekannt, erwidert: — „Je dicter und fester das Heu stünde, desto besser ließe es sich mähen “; und fordert ohne Ausnahme alles Gold, alles Silber, alles Hausgeräth und alle Sclaven, von dieser uralten mörderischen Stadt für sich.

Die Abgeordneten fragen also: „was denn sie, auf diese Art, für sich behielten? „ und da versetzet er: — „das Leben!“ — und sendet hiermit diese Herren zurück. Rom will sich also wehren; und da es dies im Ernste will, so gelobt es, sogar mit Zustimmung des römischen Bischofs Innocentius, einigen Etruriern, die sich rühmen, durch Beschwörungen, und durch die alten Götter, den Alarich überwinden

zu

Digitized by Google

zu thunen, die Wiederherstellung des Götzendienstes, und lässet sie nun den Alarich, im Namen der Götter, beschwören.

Aus Constantinopel.

Von hier gehen aufs eiligste einige Truppen nach Italien, um dem Kaiser Honorius zu helfen, dessen Länder und Hauptstadt Rom, von dem Gothen Alarich und desselben Schwäher Ataulph, angefallen und belagert werden.

Aus Rom.

Mag man doch den Alarich, einen Barbaren schelten, wie man will, er ist demohnerachtet menschlich und gutherzig genug, und hat zwar unser Rom erobert, aber es gewißlich nicht geplündert, nicht zerstöhret.

Da ihm nemlich seine wiederholte friedfertige Vorschläge nicht gelingen wollen, rückt er an unser Rom heran; läßt uns seine glimpflichen Vorschläge, nebst der unüberwindlichen Hartnäckigkeit des Kaisers, vor Augen stellen, und fordert uns auf, uns gutwillig zu ergeben. Wir indessen, unsern Honorius verpflichtet, weigern uns, wie unsre Pflicht es fordert, ihn in unsre Stadt zu lassen, und da greift er sofort das eine, unsrer Festungswerke hierselbst an, erobert es, beynah im Augenblicke, und bekömmt dadurch die Magazine in die Hände, die wir darinnen haben, so daß wir eilen, und ihm die Thore eröffnen müssen, noch ehe uns der Hunger dazu treibet.

Da zieht er aber sehr geruhig, und im mindesten nicht mit der Wildheit eines Barbaren, in diese unsre Stadt hinein; ruft uns zusammen, stellt uns unsern bisherigen Stadthalter Attalus, als unsern nunmehrigen Herrn und Kaiser vor, und fordert weiter nichts von uns, als daß wir demselben den Eid der Treue schwören, dem Gehorsame gegen den Kaiser Honorius aber entsagen.

Da wir denn auch dies, weil wirs wohl müssen, sogleich auch thun; da beschädiget er in der That, auch keinen einzigen unser Bürger; läßt den Attalus hierselbst als unsern Kaiser; ist zufrieden, daß ihn derselbe zum obersten Feldherrn ernennet, und geht mit seinem Heere von hier, um zuerst in Ligurien, und dann in allen übrigen Provinzen, so Stadt als Land, zum Gehorsam gegen diesen neuen Kaiser zu bewegen.

Nicht also für sich, sondern für einen andern, hat er diese Eroberung gemacht, und auch für uns ist er nunmehr besorgt, indem er einige von seinen Truppen, dem neuen Kaiser übergeben hat, damit er sie nach Afrika hingehen lasse, und diese Kornkammer unsrer Stadt, ohne die wir Hungers sterben müßten, noch ehe der Kaiser Honorius sich daselbsten stärkt, in seinen Besitz bekomme.

Ein anderes aus Rom.

Unser Attalus hat bereits einige Truppen nach Afrika gesandt, und ist mit einigen andern, in eigener Person nach Ravenna gezogen, um den Kaiser Honorius daselbsten zu belagern.

In

Digitized by Google

In Spanien hat sich indessen Gerontius, der Stadthalter des Constantinus empöret, doch nicht sich selbst, sondern einen gewissen Maximus, zum Kaiser ausgerufen. Und da sind nun die Vandalen, die Alanen, und die Sueven in Gallien mit einemmale wieder rege, wollen ebenfalls dem Constantin nicht mehr gehorchen, und greifen zu den Waffen, um in diesem Lande, einzig und alleine nur den Herrn zu spielen.

Nach Christi Geburt. 410.

Aus Rom.

In Afrika stehts, für unsern Kaiser Attalus, und auch für unser Rom sehr übel aus, denn Heraclianus, des Honorius Befehlshaber daselbst, hat nun zu zween malen schon, die Truppen, die dort landen sollten, in Stücken gehauen, auch alle Küsten und Häfen des Landes, sehr genau besetzt. Er ängstiget uns demnach durch Hunger, der von Tage zu Tage mächtiger wird, und uns, wenn ihm nicht schleunig sollte abgeholfen werden, nothwendig noch zu Grunde richten muß.

An diesem allem ist indessen, hauptsächlich unser Kaiser Attalus nur schuld, weil er den Rath des Alarichs verworfen, und nicht den Gothen Drumas, sondern andere unerfahrnere Befehlshaber nach Afrika gesendet hat, die sich dergestalten niederhauen lassen, da doch Alarich, für den Drumas gleichsam gut gesaget, und es von ihm versichert hat, daß er der tüchtigste zu dieser Unternehmung wäre.

Außerdem hat aber, dieser unser Kaiser, seine Sache, auch mit dem Honorius zu weit getrieben, und da er ihn in Ravenna belagert gehalten, sogar den Antrag: „daß ihn Honorius für seinen Mitregenten ansehn wolle“ von der Hand gewiesen, denselben auch nichts weiteres, als nur sein Leben lassen wollen. Und da ist denn, gerade zu der Zeit, eine ansehnliche Hülfe aus dem morgenländischen Reiche, zu dem gedachten Kaiser Honorius gestoßen, die den Unwillen desselben, über die harten Forderungen unsers Attalus, ausnehmend vermehret, ihn auch dergestalt mit neuem Muth belebet hat, daß er die sämtlichen Friedensunterhandlungen, die unsern Hunger am besten würden geendiget haben, abbrechen lassen, und von einem Vergleich nun gar nichts wissen will.

Ein anderes aus Rom.

Wir halten abermalen unsere Thore verschlossen, und unsre Mauren wohl besetzet, denn

Digitized by Google

denn Alarich ist wiederum, mit seiner Macht vor selbigen gerückt, nachdem er unsern Kaiser Attalus abgesetzet hat, und uns schon wiederum zur Huldigung eines andern Mannes zwingen will.

Weil nemlich unsre Hungersnoth hier wächst, und Attalus, den Drumas, blos weil er ein Gothe ist, verachtet, und noch immer nicht gegen Afrika gebrauchen will; so kommt Alarich, nachdem er ganze Provinzen Italiens, dem Attalus, mit großem Glücke unterwürfig gemachet, mit demselben in Rimini zusammen; unterredet sich daselbst mit ihm, und nimmt ihm, da er seinen Eigensinn, in der Wahl eines Feldherrn für Afrika, auch seine sonstige Schwäche genugsam siehet, seinen kaiserlichen Schmuck, sendet denselben dem Kaiser Honorius zu, und will mit ihm, in Güte sich vergleichen.

Honorius ist denn wirklich auch zu solchem Vergleich geneigt, nimmt aber unbedachtsamer weise, den Sarus, auch einen Gothen, aber einen erklärten Feind des Alarichs, in seinen Schutz, und Alarich sieht das, da es während der Vergleichsunterhandlungen geschiehet, als ein Zeichen der Treulosigkeit des Kaisers an; will derowegen nichts weiteres von einem Vergleiche wissen, und ängstiget nun dies unser Rom, da wir, sowohl dem Attalus, als auch dem Honorius verpflichtet sind, und dieserhalb uns nicht für ihn erklären wollen. *)

*) Wie bey den Unterhandlungen des Attalus mit dem Honorius, der schändliche Mensch Jovius seines Herrn nur spottet; dem Attalus auch räth: — „ihm nichts als nur das Leben zu lassen, ja sogar ihn dergestalten zu verstümmeln, daß er nicht Kinder zeugen könnte!“ — So räth dieser treulose Mensch, der endlich gar zum Attalus übergehet, dem Alarich nun an: — „daß er den Attalus des Throns entsetzen soll!“ sagt auch: — „Attalus stelle dem Alarich nach dem Leben!“ und befördert diesemnach den Fall des Attalus. Alarich treibt indessen mit der Kaiserwürde Roms, ein recht merkliches Gespötte. Denn als heut, entsetzt er den Attalus, und schickt dem Honorius den Purpur zu; als morgen aber, wird er über den Honorius entrüstet, und erhebt den Attalus nun wieder, vor den Augen des Heers, zur Kaiserwürde. Des Tages drauf entsetzt er indessen diesen Attalus aufs neue der gedachten Würde, und thut dies alles, ohne daß ihm jemand wehre, und so, daß jeder es nun siehet, er kann mit dem, sonst so mächtigen römischen Reich, jetzt völlig nach Belieben handeln.

Noch ein anderes aus Rom.

Der 24ste des Monaths August, war für uns ein Tag des Schreckens und der unaussprechlichsten Bekümmernisse, denn an demselben brach Alarich in unser Rom, und da gings an ein Rauben und an ein Plündern, welches 3 (nach andern 6) Tage lang, in einem währete, indem dieser Krieger alle Reichthümer unsrer Stadt, seinen Truppen zugesprochen hatte. Es wurden dabey auch nicht Häuser, nicht Kramladen, nicht Kirchen, nicht Tempel verschonet, sondern alles wurde hier durchsucht, und alles beraubt, endlich aber wurde die Stadt selbst, an unzähli-

gen Orten angesteckt, in Asche und in Schutt verwandelt. *)

Obschon es auch, zum etwanigen Ruhme dieses Alarichs, die völligste Wahrheit ist, daß er seinen Leuten, alleine nur die Plünderung erlaubet, alles Morden unbewaffneter Menschen aber aufs nachdrücklichste verbothen gehabt, und besonders die Kirchen, als Zufluchtsörter verschonet wissen wollen: so wußten doch nicht alle unsre Bürger dies Geboth, und so waren demohnerachtet auch so manche Gothen wild und unbändig genug, daß sie verschiedentlich auch mordeten, und daß wir derowegen, diese Tage hindurch, in steter Todesangst hier leben mußten.

Jetzt sehen wir indessen den Schutt unserer Häuser, unserer Kirchen und Palläste thränend an, da inzwischen der Sieger, mit großer Beute beladen, auch von dem gefangenen Attalus, und von der ebenfalls gefangenen Placidia, der Schwester unsers Honorius, begleitet, diesen Schutthaufen verlassen, und nach noch fernerm Raube, in Campanien und Lucanien hineingegangen ist, wissens auch nicht, was der Allmächtige aus uns und unserm Reich noch machen wird. Der Heide spottet indessen unsers Christenthums, weil er die Rache seiner Götter hier recht deutlich sehen will, und wirklich ist nun auch die Weissagung genug erfüllt, die dieser Alarich schon lange Zeit zuvor, von sich hat hören lassen, daß er noch einstens unser Rom erobern und zerstöhren würde.

*) Da Rom bald wieder prachtvoll abgeschildert wird, so ist der Brand wohl nimmer allgemein gewesen. Und da, wenn alle Krieger drohen, und wenn alle Menschen, allen Kriegern etwas prophezeyhen, nothwendig wohl so Drohung als Prophezeyhung endlich einmal in diesem und in jenem Falle in Erfüllung gehen muß, so ist auch das hier zu bemerken, was Th. III. und II. über dergleichen Weissagungen allbereits gesaget ist.

Noch ein anderes aus Rom.

Während dessen, daß der Gothe Alarich unser Rom so ängstigte und zu Grunde richtete, erschien der anmaßliche Kaiser Constantinus, mit einem beträchtlichen Heere, in unserm Italien, eilte gerade auf Ravenna los, und gab vor: — „er käme unserm Honorius zur Hülfe, und wollte mit demselben, der besten Maaßreguln wegen, in Ravenna sich besprechen!“

Alle Welt, und auch unser Honorius glaubte dieses auch, und man sah also dem Treulosen, mit großer Zuversicht entgegen, und hofte nun durch ihn, sich an dem Alarich zu rächen.

Dies Hoffen war denn aber, wie der Erfolg gelehrt, ohn allen Grund, denn wirklich hat Constantin, mit dem einem unsrer Feldherrn, ein geheimes Verständniß gehabt, und unser Honorius und seine Truppen waren wirklich schon verrathen, so daß es ein großes Glück noch war, daß diese Verrätherey noch früh genug entdeckt wurde.

Denn da wurde der verrätherische Feldherr noch zeitig genug ergriffen, und hingerichtet; da wurden auch bey dem Heere unsers Honorius, die besten Anstalten, nicht wie zuvor,

Digitized by Google

zuvor, zum freundschaftlichen Empfange des Constantins, sondern zum förmlichen Angriffe auf sein Heer gemacht, und da flohe dann, der, von seiner Hoffnung verlassene Mann, aus unserm Italien nach Gallien zurück; sichts nun aber, zu seinem großen Schmerze, deutlich genug, daß dieser sein verrätherischer Zug, ihm selbst, auf das unwiderbringlichste geschadet hat.

Denn eben da, da er diesen Zug unternommen, eben da haben, die Vandalen, die Alanen und die Sueven, in dem, von Truppen entblößten Gallien, die Waffen ergriffen, um sich über die Eingebohrnen des Landes zum Herrn zu machen. Und obgleich diese Eingebohrnen, hier ebenfalls das Schwerdt zur Hand genommen, und sich aufs muthigste vertheidiget, die gedachten Barbaren wirklich auch fast überwältiget haben; so ist denn doch bey allen diesen Unruhen, so manche schöne Stadt in Gallien, auf das schrecklichste verwüstet worden, und so sind überdem auch die Barbaren, da sie in Gallien nicht ihren Zweck erreichen können, nach Spanien gegangen, und haben daselbst, nach mannigfaltigen Blutvergiessen und großen Verwüstungen, wirklich nun die Oberhand behalten, so, daß Spanien, für den Constantin, nun ganz verlohren, das herrliche Gallien aber außerordentlich verwüstet ist.

Weil indessen Gerontius, ein rebellischer Stadthalter des Constantinus, diese Barbaren und derselben Muth gesehen; so hat er, zum Vortheil des Maximus, den er in Spanien als Kaiser ausgerufen hat, mit den Barbaren sich verglichen; ja verbunden, und ist nun mit einer so starken Macht in Gallien hereingegangen, daß er den Constantin, in Arles allbereits belagert halten kann, und daß Constantinus derowegen so gut als ganz verlohren ist.

Denn da unser Honorius desselben Treulosigkeit so deutlich gesehen, da will er sogleich auch den Constantius, den vorzüglichsten unsrer Generale,, mit einer beträchtlichen Macht, gegen den Constantin nach Gallien senden. Und wenn schon also Gerontius, jetzt wider ihn nicht wäre, oder ihn nicht ganz besiegen sollte, so wird doch dieser Constantius wider ihn nun seyn, und ihn, in den verwirrten Umständen, in denen er sich gegenwärtig findet, früh genug zu Grunde richten.

Nach Christi Geburt 411.

Aus Rom.

Jetzt könnten wir es auch wohl sagen: es habe unser Gott, am Alarich nun Rache geübet, denn er ist, nachdem er Samnium, Lucanien, Campanien, und überhaupt das ganze Italien, von hier an, bis zur

Küste, durchplündern lassen, zu Rhegium, in eine Krankheit gefallen, und nach wenigen Tagen an derselben gestorben. Er hat also von allen seinen Siegen und Verwüstungen fast nicht den mindesten Vortheil gehabt, und seine weitgehende Aussichten, sind ihm mit einemmale nun vereitelt worden,

Von Rhegium aus, gedacht er nemlich, nach Sicilien, und von Sicilien nach Afrika hinüber zu gehen, um den tapfern Heraclian daselbst zu schlagen, und Ehre und Beute zu erjagen. Wie aber zuerst ein Schiffbruch, den die Flotte, die ihn und seine Leute übersetzen sollen, gelitten, und nachmalen auch der Tod, diese Absicht ihm vereitelt haben; so wird alleine der Erfolg uns lehren, ob Ataulph, den diese Gothen nun zu ihrem Oberhaupt erwählet haben, die nemlichen Absichten hegen und vollführen, oder ob er zurücke kehren, und uns nun wiederum besuchen wird.

Anmerkung.

Die Gothen waren Christen, gleichwohl heißt es: — Sie fürchteten: die Römer mögten über kurz oder lang, den Leichnam Alarichs aus der Erde graben und ihn beschimpfen. Sie leiteten also einen Fluß, aus seinem gewöhnlichen Gange; gruben in demselben den Leichnam ein; liessen hierauf das Wasser wieder in das Bette des Flusses, und ermordeten die Sclaven, die sie bey der Arbeit gebrauchet hatten, damit keiner von ihnen, die Gegend des Grabmals zeigen könnte. Da denk man also wiederum, worinnen diese Menschen wohl ihr Christenthum gesetzet haben?

Es gehört ja allerdings zur Geschichte, zu sehen, wie Menschen sind, und wo sieht man dies so gut, als in Sachen der Religion, in denen das Verhalten der Menschen gegen Gott, gegen andere, und gegen sich, neben einander erscheint? Niemand wird es also vor unschicklich halten, wenn wir hin und wieder uns bemühen, die Menschen, auch von dieser Seite, kenntbar zu machen, und wenn wir zu dem Ende, nicht nur jene schändliche Treulosigkeiten und wilde Begierden, der wahren und der anmaslichen Kaiser, so wie ihrer Feldherrn und Minister, die sämtlich Christen waren, angeführet haben, sondern auch noch folgendes hier sagen.

Wie der gemeine Christ oder Laye, so war auch der Bischof, der Priester, und der Mönch fast gröstentheils geartet. Sie alle setzten, nicht im Thun, sondern hauptsächlich nur im Glauben, das Wesen der Religion, und die Hoffnung zur Theilhaftigwerdung der göttlichen Gnade. Sie alle glaubten, sie thäten recht und wohl daran, wenn sie die bis auf das Blut verfolgeten, die nicht aufs völligste des nämlichen Glaubens waren.

Die athanasianische Parthie, hatte z. E. zur jetzigen Zeit, die Kaiser an ihrer Spitze, und da drängte und verfolgte sie, nicht nur die Heiden und die Juden, sondern auch alle die Christen, die nicht völlig das nämliche glaubten, und Bischöfe, z. E. Theophilus, auch Cyrillus, die nicht werth waren, daß sie die Erde trug, die glaubten, vor Gott gerecht und werth zu seyn, wenn sie nur gewisse Lehrsätze vertheidigten, und die Gegner derselben rechtschaffen peinigten.

Augu-

Digitized by Google

Augustinus war um diese Zeit, so viel wir sehen, der frömmeste Bischof, unter diesen Rechtgläubigen. Demohnerachtet aber schreibt er, da z. E. die Rede von den Donatisten ist, die in Afrika, jetzt abermalen auf das härteste verfolget werden, folgendes:

„Durch die Härte gegen Irrgläubige, würden viele vom ewigen Verderben errettet, weil ohne rechten Glauben kein Mensch selig werden könnte. Er säh es derowegen mit unbeschreiblicher Freude an, daß diese Härte, so viele Tausende wieder in den rechten Schafstall führete, und es würde eine wahre Sünde, wider die Kirche Christi seyn, wenn man die Irrgläubigen nicht zum rechten Glauben zwänge. Christus und die Apostel hätten zwar keine äußere Gewalt gebraucht, aber sie hätten auch keine gehabt, und jetzt müsse die Kirche, da sie rechtgläubige und mächtige Kaiser an der Spitzen hätte, derselben Macht auch brauchen, damit der Weinberg des Herren nicht durch wilde Säue verwüstet würde, und überdem hieß es auch: — „„nöthiget sie hereinzukommen.““

Dacht nun so der beste unter den Bischöfen; so begreifens unsre Leser leicht genug, in welcher Lage sich die Christenwelt befand, und wie viel abscheulich Böses, die Geistlichen anjetzt verüben konnten, da die Welt durch die Kaiser, die Kaiser aber durch die Bischöfe regieret wurden.

Ein gemeiner Mönch in Constantinopel z. E. bittet einmal den Kaiser Theodosius II. um etwas, das derselbe ihm nicht gewehret, und da unterstehet sich der Mönch, schon dieserhalb, den Kaiser in den Bann zu thun. Der Kaiser wird denn auch, wie vom Donner gerühret, kann weder essen, noch trinken, noch schlafen, und hat, obgleich der Bischof sagt: — „Ein bloßer Mönch habe nicht das Recht so etwas zu thun!“ nicht ehe Trost in seiner Seelen, ehe nicht der Mönch den Bann zurücke nimmt. — So mächtig also ist anjetzt der Mönch, und noch vielmehr der Bischof und der Priester; so schüchtern ist anjetzt der Kaiser, und noch mehr das Volk: — wie solle demnach nicht jeder es begreifen, was jetzo wohl die Geistlichkeit begonn, die jetzt so mächtig, aber auch so lasterhaft schon war, daß unsere Leser erschrecken würden, wenn wir sie noch näher mit ihnen bekannt machen, und ihre Uebelthaten erzählen sollten.

Wir würden indessen Unrecht thun, wenn wir nur den Christen, und nicht auch den Heiden, und den Juden dieser Zeit, die nämlichen mörderischen Gesinnungen beylegen sollten. Sie waren wirklich, wie die Christen, die blindesten Eiferer für Lehrsätze geworden, und obschon ihrem Eifer, jetzt der Nachdruck fehlete; so blickte er denn doch, aus so manchen Thaten, mehr als zu sehr hervor.

Denn so lassen sichs z. E. die Juden jetzt geüsten, an ihrem Hamans-Feste, das Bild des Hamans, nicht wie gewöhnlich an einem Galgen, sondern zum Spotte der Christen, an ein Kreuz zu schlagen. Ja sie greifen gar einmal einen Christen, und nagein den lebendig an des Hamans statt ans Kreuz. Sie zeigen also genug, welches Geistes Kinder sie jetzt sind, und sind aus

blinden Eifer, selbst auch schuld daran, daß sie nun von den Christen wieder, sehr viel leiden müssen.

Mitten unter ihren Leiden tritt denn aber, auf der Insul Creta, auf welcher sie sehr zahlreich sind, ein gewisser Moses unter ihnen auf, und sagt: — „er sey der Prophet wie Moses, den Gott, aus den Juden, zu erwecken verheissen hätte, und er wolle sie gerade übers Meer nach dem gelobten Lande führen.

Die leichtgläubigen Leute verlassen also Haus und Hof, und Haab und Guth, und gehn auf einen Felsen nah am Meere, auf welchen ihr Prophet sie hinberufet; stürzen sich auch von demselben, mit Weib und mit Kindern in das Meer hinab, denn er, ihr großer Prophet versicherts ihnen: „sie wären das einzige Volk des Höchsten, und der würde sie nicht ersäufen, sondern glücklich bis nach Palästina schwimmen lassen.“ Da indessen der gröste Theil von ihnen sogleich zu Grunde gehet; so lassen sich die übrigen noch schrecken; der Prophet aber ist nicht mehr zu sehen, und der betrogene Haufe glaubt nun sicherlich, nicht ein Mensch, sondern ein leibhafter Teufel habe ihn so angeführet.

Zur Ehre der Menschheit wärs nun zwar zu wünschen, daß diese Erzählung falsch seyn mögte, wir finden sie aber als wahr erzählt, und ist sie es; so sieht man auch aus ihr, daß der Jude, der sich nicht in Thaten, sondern nur in Glaubenssachen vor gerechter und würdiger als andre Völker achten konnten, in diesem Glauben ebenfalls gemeinet habe, die Gnade Gottes, in dem Grade zu verdienen, daß er seinetwegen, die Kräfte der Natur verrücken, auch alle dermalige Bewohner des gelobten Landes ausrotten und vertilgen, oder wenigstens zu seinen Sclaven machen würde.

Und wenn denn der Heide dieser Zeit, seine Tempel theils verschlossen, theils beraubet, theils zerstöhret sahe, auch alle Unglücksfälle, den Christen allein, zur Schuld anrechnete: so ists ja wohl gewiß, daß wenn er jetzt die Macht darzu gehabt, er sicher auch die Christen würd verfolget haben. Unglücklicher weise herrschte derowegen auf dem Kraise der Erden, zur jetzigen Zeit, nichts weniger als die allgemeine und thätige Menschenliebe, die unser Gott, und Jesus, sein Gesandter, uns empfahl. Unmöglich ist es auch, daß diese allgemeine Menschenliebe je auf Erden herrschen sollte, so lange eines Theils, ein sinnlicher Gottesdienst, die Menschen dann und wann, mit frommen Gefühlen füllet, und durch diese Gefühle, sie zu dem Gedanken leitet, daß sie bereits sehr gute Menschen seyn, und so lange auch noch andern Theils, die Prediger, die Glaubenssachen vor den guten Thätigkeiten treiben, und mit jenen immerfort die Seligkeit verbinden; immer meinen, und immer auch mit allen Eifer lehren: — daß wo die Glaubenssätze, die sie als wahr erkennen, sich nicht finden, daselbsten auch nicht wahre Tugend, nicht wahre gute Werke, nicht wahres Wohlgefallen Gottes sey.

Und leider lehren dies die Priester, auch noch jetzt bey Tausenden; leider machen sie, weil sie verschiedene Glaubenssachen vor unentbehrlich und unendlich wichtig halten, daß ihre Layen, den etwas anders glaubenden Nebenmenschen verdammen, vor ihm, wie

vor

vor der Pest sich scheuen, dadurch desselben Mißtrauen, bald auch desselben Haß gegen sich erregen, und dann denselben, als ihren, und als Gottes Feind nur hassen und verfolgen müssen, nicht aber lieben können, wie Christus es gebothen hat. Sie selbst auch, diese Priester, die so sehr für Glaubenssachen eifern, wahrhaftig sie selbst, sie lieben nie die Irrenden, und wollten sie auf sich nur merken; so würden sie es fühlen, daß das Geboth der allgemeinen Liebe, in ihren Herzen immer in dem Grade schwächer würkt, in welchem der Eifer für Glaubenssätze in denselben mächtiger wird. Sie könntens und solltens derowegen, aus dieser allgemeinen und unleugbaren Erfahrung, zum Segen für die Menschenwelt, schon lernen, daß Gott und daß Jesus, solch einen Eifer niemals fordere, weil Beyde unleugbar die allgemeine Liebe fordern, die unverträgbar mit jenem Eifer ist, und daß eben dieserwegen auch, die Glaubenssachen, die so streitig sind, das Gewicht nicht haben können, welches ihnen angehänget wird, weil bey solchem wirklichen Gewichte, die Verdammniß der Irrenden nothwendig, und also der, die Liebe tödtende heftige Eifer gerecht seyn würde.

Ein anderes aus Rom.

Sobald sich unser Feldherr Constantius, dem Heere des Gerontius in Gallien genähert, sobald hat auch das letztgedachte Heer, seinen Anführer verlassen, sich zu unserm Constantius gewandt, und den Gerontius genöthiget, zuerst in der Flucht, bald nachher aber, in der Entleibung seiner Gemahlin, seiner Kinder, und sein selbst, sein einziges Heil zu suchen.

Obschon denn auch der anmaßliche Kaiser Constantinus, gegen unsern Constantius, im mindesten nicht unthätig gewesen ist, vielmehr, durch einen seiner Feldherrn, ein sehr mächtiges Heer, größtentheils aus deutschen Völkerschaften gezogen, auf die Beine bringen lassen, und dieses Heer, viel stärker als das unsrige, im Angesichte der Stadt Arles, wirklich schon im Felde erschienen ist; so hat dennoch unser Constantius sich nicht gescheuet, mit demselben ein Treffen zu wagen; hat über dasselbe den vollkommensten Sieg erfochten, und belagert nun den Constantinus, den er in Arles eingeschlossen hält.

Uebrigens aber ist auch Maximus, der auf Antrieb des Gerontius, den kaiserlichen Purpur an sich nahm, von seinen eigenen Leuten gefangen genommen, und unserm Feldherrn überliefert worden. Dieser unser Feldherr hat indessen, den nur schwachmüthigen Mann, vor zu unbedeutend gehalten, als daß er ihn hätte in Fesseln legen, oder gar wohl tödten sollen. Er hat ihn also, alleine nur der kaiserlichen Ehrenzeichen beraubet, übrigens aber, als einen gar nicht gefährlichen Menschen, hingehn lassen, wohin es ihm beliebet hat.

*) Gerontius war ein kühner tapferer Mann, und jetzt, da ihn sein Heer verläßt, flieht er, mit nur sehr wenigen Soldaten nach Spanien. In Spanien werden aber, auch diese wenigen Soldaten, treulos gegen ihn, kommen, berennen das Haus in dem er ist, und wollen ihn lebendig gefangen nehmen,

nehmen, um ihn, dem Feldherrn Constantius zu überliefern. Er indessen, zeigt auch hier nun seinen unerschrockenen Muth. Denn er stellt sich, mit nur einem seiner Freunde, der allein noch an ihm hänget, und mit einigen wenigen Sclaven, gegen die übergroße Menge seiner treulosen Soldaten; säbelt an 300 von denselben nieder, und hält sie glücklich von sich zurück. Endlich entfällt denn aber denen Sclaven der Muth, so, daß sie ihren Herrn verlassen, und daß er also, ihr Herr, an seiner Rettung schlechterdings verzweifeln muß. Er kehret derowegen sein Schwerdt nun gegen sich, und gegen die Seinen, die, weil sie ihn nicht überleben wollen, ihn selbst drum bitten, daß er sie tödten soll.

Noch ein anderes aus Rom.

Endlich ist nun auch die feste Stadt Arles, an unsern Feldherrn Constantius übergegangen, und damit ist denn auch der Krieg, mit dem anmaßlichen Kaiser Constantinus geendiget. Ruhe und Frieden herrschen aber demohnerachtet jetzt noch nicht in unserm Reiche, und unser Kaiser Honorius, wird immer noch auf allen Seiten hart bedränget.

Denn auf der einen Seite, ist Ataulph, mit seinen Gothen noch immer in den Waffen, und will nicht wie Alarich nach Afrika, sondern wiederum zurück, und mitten in das Herz Italiens reingehen. Auf der andern Seite aber, hat zu Maynz am Rhein, ein gewisser Jovinus sich erdreuſtet, den kaiserlichen Purpur anzunehmen, und gegen unsern Honorius in das Feld zu ziehen. Unser Constantius muß derewegen seine Waffen, gegen diesen Mann nun kehren, und ist nicht im Stande, die innern Provinzen Italiens, gegen den Ataulph zu decken, hat auch, eben dieses Jovinus wegen, und um denselben zeitig genug entgegen gehn zu können, mit den Bürgern und mit der Besatzung zu Arles, nur gütliche Unterhandlung pflegen, und denselben eidlich versprechen müssen, daß ihnen, ihre Anhänglichkeit an den Constantinus gänzlich verziehen, auch er, der anmaßliche Kaiser Constantinus, so wenig als desselben Sohn Julianus, getödtet werden solle.

Nach Christi Geburt 412.

Aus Rom.

Ataulphus ist mit seinen Gothen, aus unserm, genugsam schon verwüsteten Italien nach Gallien gezogen, und hat sich daselbst mit den anmaßlichen Kaiser Jovinus, wider unsern Honorius verbunden. Dieser unser Honorius hat sich indessen, an die eidliche Versicherung, die sein Feldherr Constantius,

Digitized by Google

stantius, dem anmaßlichen Kaiser Constantin und dessen Sohne geben müssen, im mindesten nicht gebunden, sondern Vater und Sohn hinrichten lassen, obschon der Vater, um seines Lebens desto gewisser versichert zu seyn, sich noch vor der Uebergabe der Stadt Arles, zum christlichen Priester weihen lassen, und seiner also, dieser heiligen Würde wegen, hätt geschonet werden sollen.

Ein anderes aus Rom.

Der Afterkaiser Jovinus, hat seinen Bruder Sebastian zum Mitregenten angenommen, und dieser Schritt von ihm, hat zu unserm Glücke, den Gothen Ataulph dermaßen wider ihn erbittert, daß er nun mit unserm Kaiser Honorius sich aussöhnen will, und ihm zu gut, erst den Sebastian, bald nachher aber den Jovinus selbst, gefangen genommen und hingerichtet, also denn die Empörung dieser Männer, auf das glücklichste gedämpfet hat.

Aus Constantinopel.

Unter unserm Kaiser Theodosius II. und der Staatsverwaltung des Anthemus, geniessen wir eines ununterbrochenen Friedens, und leben insonderheit auch, mit dem persischen Könige Isdegerdes, in einem so guten Vernehmen, daß wir die Hofnung haben, es werde der gedachte Monarch, den, in seinen Staaten, bisher verfolgten Christen, die völlige Religionsfreyheit verstatten, da jetzo unser Theodosius, durch einen, in dieser Absicht an den gedachten Monarchen abgeschickten Bischof, recht angelegentlichst drum bitten läßt. (— s. nachfolg. Art. aus Persien)

Anmerkung.

In diesen Jahren, können unsre Leser merken, wurde auch der Streit mit dem Pelagius rege, der bis auf diese Stunde noch fortdauret, und die natürlichen Kräfte des Menschen betrift, welche durch Adams Fall, nach der orthodoxen Lehre, verlohren, nach pelagianischer Lehre aber, nicht verlohren seyn sollen. — Augustinus war der Mann, der das Unvermögen zum Guten, gegen den Pelagius, so heftig behauptete, daß er sogar die Kinder verdammete, die ohne Taufe stürben, weil ohne Taufe, kein Vermögen zum Guten, wohl aber wirkliche Lust und Kraft zum Bösen, in ihren Seelen wäre. — Pelagius, ist in der That, der Vater unserer heutigen Reformatoren, und wer den großen, auch edlen Geist dieses Mannes etwas kennen will, der lese, wenigstens Semleri Commentarios de statu Christian. Tom. I. p. 318 seq.

Nach Christi Geburt 413.

Aus Rom.

In Gallien stehts abermal mit unsrer Herrschaft mißlich aus, denn eines theils, sind große Schaaren der Franken und der Burgundier, in dasselbe eingedrungen, andern theils aber, zieht Ataulph daselbst sein Schwerdt schon wider gegen uns, und hat auch schon verschiedene feste Städte Galliens uns abgenommen. Seinem Vorgeben nach, ist er denn auch zu diesen abermaligen Feindseligkeiten mehr als zu sehr befugt, weil ihm unser Honorius, das Getraide nicht zukommen lässet, das er ihm, zu der Zeit versprochen, da er sich zur Hinrichtung des Jovinus und des Sebastianus verbindlich gemacht. Wie indessen unser Kaiser Honorius behauptet, so ist dieser Gothe zu nichts weniger als zu solchen Feindseligkeiten berechtiget, und so hat unser Kaiser nur dann allererst, ihn mit Getraide auszuhelfen versprochen, wenn er die gefangene Placidia, würd' ausgeliefert haben, und so hat auch der Gothe, diese Auslieferung gelobet, bis auf diese Stunde aber, die unglückliche Prinzeßin immer noch zurückbehalten.

Ein anderes aus Rom.

Die Franken haben sich an Verwüstung und Ausplünderung einiger Gegenden Galliens begnüget, und sind wieder zu ihren Wohnsitzen zurückgekehret, die Burgundier aber, sind unter der Anführung ihres Fürsten Gondicarius, (auch Guntiarius) bis in Alsatia (jetzt Elsaß) eingedrungen, und haben, da ihnen unser Feldherr Constantius zu Leibe gegangen ist, mit demselben einen gütlichen Vergleich geschlossen, nach welchen sie nun unberuhiget in diesem Lande verbleiben, aber auch treue Freunde und Bundesgenossen unsers Kaisers Honorius seyn sollen. *)

*) Hier ist der Anfang, des, in der Geschichte sehr bekannten burgundischen Reiches, von welchen unsre Leser noch in der Folge hören werden.

Die Burgundier sind indessen, da sie in Gallien einbrechen, nicht Christen, sondern Heiden. Um also, da sie der Römer Gebieth anfallen wollen, dabey recht glücklich zu fahren, so erkundigen sie sich, nach dem Gotte der Römer; hören, daß außer dem Unendlichen, Jesus Christus als Gott, verehret werde, und nehmen derowegen ebenfalls auch Christum, in die Zahl ihrer Götter auf, lassen sich demnach auch taufen, weil sie hören, daß Christus dieses haben wolle, und, — es ist Schande vor Gott und der ehrliebenden Menschen-Welt, — werden nunmehr auch als Christen genannt.

Aus

Aus Persien.

Maruthas, ein christlicher Bischof, der von dem Kaiser Theodosius aus Constantinopel, als Abgesandter, zu unserm König Isdegerdes kommen ist, hat durch sein so kräftiges Gebet zu Gott, diesen unsern guten Herrn, von den großen Kopfschmerzen, mit welchen derselbe lange schon befallen war, und die durch nichts sich legen wollten, aufs glücklichste befreyet. Eben hierdurch hat denn aber der gedachte Bischof, seinen hiesigen christlichen Glaubensgenossen, den außerordentlichsten Dienst geleistet, indem er sich selbst, seinen christlichen Glauben, und alle Verehrer desselben, bey unserm Könige, dergestalt in Gunst und Hochachtung gesetzet hat, daß nun niemand mehr um dieses Glaubens willen verfolget werden darf, und daß demnach die christliche Religion hier abermalen sich recht wurzeln und sehr ungestöhrt verbreiten kann. — (S. folg. Art. aus Pers.)

Aus Rom.

Auch Heraclianus, der Stadthalter unsers Honorius in Afrika, der sonsten sich, mit so großer Treue und Ergebenheit gegen unser Reich bewies, hat sich nun förmlich gegen uns empöret, und ist mit einer erstaunlichen Macht, aus Afrika, hier herüber nach Italien gekommen. So gewiß es aber allem Ansehn nach hier war, daß wir unter dieser übergroßen Macht erliegen würden, so gewiß ists auch, daß dem, sonst immer sehr beherzten und entschlossenen Manne, sobald er, ein nur geringes Heer unsers Honorius, gegen sich im Anmarsche gesehen, auf das plötzlichste der Muth gesunken, ja so sehr gesunken ist, daß er seine gesamte Macht verlassen, sich zu einem Fahrzeuge an die Küste gewendet, und auf demselben sich sofort nach Afrika geflüchtet hat.

Sein ganzes Heer ist derowegen, da es sich von seinem Oberhaupte so verlassen gesehen, anders Sinnes worden; hat sich sofort unserm Kaiser unterworfen, und von demselben auch die völligste Begnadigung erhalten. Ihm, ihrem seltsamen Anführer wird indessen nachgesetzet, und wie er ein erklärter Feind des Reiches ist, so ists nun auch, in einer öffentlichen Verordnung jedem Unterthan erlaubet, ja befohlen worden, ihn, wo er sich nur finden lässet, zu greifen, und todt oder lebendig dem Kaiser, oder seinen Befehlshabern in die Hände zu liefern.

Nach Christi Geburt 414.

Aus Rom.

Mit nicht geringem Widerwillen hören wir, daß sich Ataulphus, mit Placidien, der Schwester unsers Honorius, zu Narbonne in Gallien, auf das feyerlichste vermählet habe, und daß nun also, die Hofnung zur Ausführung unsers Honorius, mit diesem Ataulphus, ganz und gar verschwunden sey. Uebrigens aber ist Heraclianus in Afrika ertappet, und von seinen eigenen Soldaten getödtet worden, so daß von ihm nun ferner nichts zu fürchten ist. *)

*) Schon oft haben wir die Donatisten in Afrika genannt, und da müssen wir, zur Ergänzung ihrer Geschichte, hier noch dieses sagen:

Unaufhörlich hatten diese Leute die catholisch genannte Parthie, mit unmenschlicher Wuth verfolgt, war aber von dieser Parthie nicht weniger verfolget worden, und das besonders in diesen Zeiten der Regierung des Honorius, der schlechterdings die Donatisten zwingen wollte, die catholische Geistlichkeit, und nicht die Donatistische, als die, vom Geiste Gottes ausgerüstete, zu betrachten.

Honorius hatte derowegen die schärfesten Gesetze wider die Donatisten, so wie gegen die Heyden gegeben, und auch in Kraft erhalten. Als denn aber Attalus, der Afterkaiser Roms, ihm Afrika entreißen wollte, so widerrief er die Gesetze wider die Donatisten eben so, als er die Gesetze wider das Heidenthum widerrief, da Alarich die Stadt Rom angriff, und er Heiden und Donatisten, zum Schutze seiner Staaten, zu Soldaten haben wollte.

Sobald indessen die Gothen Alarichs, mit ihm im Frieden waren, und er vor Afrika nichts weiteres zu fürchten hatte, sobald erneuerte er auch wieder, die alten Gesetze, und da wurden nun die Donatisten abermals aufs schrecklichste verfolgt, denn der Kaiser brauchte Geld, und die catholischen Bischöfe liebten es über die Maaße, konnten auch nicht leichter, als auf diese Art für sich erlangen.

Denn nach den Gesetzen strafte man nun, die reichen Donatisten, erst am Gelde, und mit dem Verlust der Güter, nachher aber mit dem Tode, und Kaiser und Priester, theilten sich in Gelder und in Güter. In der Verzweiflung tödteten und verbrannten sich auch einige Donatisten lebendig, aber das rührte selbst Augustinum nicht. Er sagte: es ist besser, daß einige sich verbrennen, als daß sie alle in die Hölle fahren! “ — also, welcher Geist des Christenthums?

Aus Persien.

Unser Isdegerdes hat die Magier, (die Priester der Perser) die an seinem Hofe sind, gezehndet, den Christen aber erlaubet, in allen seinen Staaten, Kirchen und Bethhäuser aufzurichten, wo es ihnen, und wie viele ihnen, zu erbauen gefällig sind.

Weil

Weil er nemlich den christlichen Bischof Maruthas, dessen Gebeth er in seiner Schwachheit so kräftig befunden, *) in ausserordentlichen Ehren hält, auch seinetwegen die Christen ferner nicht verfolgen läßt; so werden die Magier unter sich darüber einig, daß sie, neben dem gewöhnlichen Bethzimmer des Königes, einen aus ihrer Mitte verstecken, und denselben, so oft der König bethet, gleichsam wie vom Himmel herab, und durch ein offenbares Wunder, jedesmalen rufen lassen: — „O du boser, undankbarer Fürst! Ich werde dich von deinem Thron noch jagen, woferne du, den Christen nicht von deinem Hofe schaffen wirst, den du vor meinen Diener hältst!“

Der gute König wird also, je länger dies so währet, desto mehr auch in dem inneren seiner Seele beweget; faßt sich den festen Entschluß, den Bischof fortzuschaffen, und sagt's ihm wirklich auch: „daß er sich fortbegeben solle, und daß der Allerhöchste selbst, oder doch ein Engel, oder ein Bothe von demselben, dies schlechterdings jetzt fordere, und er also gehorchen müsse!“ Der Bischof räth indessen, auf diese Stimme noch einmal zu achten, dann aber, an demjenigen Orte, von welchem diese Stimme erschalle, alles auf das genaueste zu durchsuchen! und da dieses nun geschiehet, da findet man einen Magier, neben dem Bethzimmer, vorsichtiglich und künstlich genug unter der Erde vergraben; sieht also den angeblichen Engel und Bothen von Gott, und in demselben die schändliche Betrügerey der Magier, die nun jedem Zehenden von Ihnen, das Leben kostet, die zugleich aber die Hochachtung gegen den christlichen Bischof, bey dem Monarchen vermehret, auch den Christen überhaupt den größten Vortheil stiftet.

*) Niemand hatte, seit Constantin des Großen Zeiten, mehr Gewalt als die Priester durch ihre Bannstrahlen, und mehr Ehre und Einkommen, als eben diese Priester, durch die vielen Schenkungen, die jeder gutherzige Mensch, und auch jeder Bösewicht den Kirchen gemacher hatte, um durch aller Heiligen Gebeth, dereinst zu Gott zu kommen. Macht, Ehre und Reichthum reizten indessen jeden Menschen, und jeder wollte derowegen am allerliebsten Priester oder Bischof seyn.

Darzu gehörte denn auch, nicht etwan, eine Kenntniß des Christenthums, sondern, es ist völlig wahr, die in der Religion unerfahrensten Männer, ja sogar ungetaufte, und also, noch nicht einmal christliche Männer, wurden, sogar zu Bischöfen erwählet, wenn sie Geld, oder Freunde genug hatten.

Unter den Geistlichen fand man also, allerley Leute, Soldaten, Advokaten, und vornemlich auch Aerzte.

Diese Aerzte kurirten nun aber die Kranken, kurirten sie jedoch, zu ihrem Vortheile, unter Gebeth, und unter Vorzeigung heiliger Reliquien. Durch dergleichen Kuren erlangten sie nemlich das, daß sie selbst in die Schlafzimmer der Damen hereingehen, und, um nicht im Gebeth gestöhrt zu werden, darin allein seyn konnten; daß man auch ihrem Gebethe und den Reliquien die unleugbarste Kraft zuschrieb; mithin die Priester noch mehr ehrete; sie desto reichlicher beschenkete; vor ihren Bann sich noch mehr fürchtete, und alle ihre Fratzen, von unzähligen Mirakuln, noch ungleich fester

glaubete. — Man wird nicht unrecht thun, wenn man dies, auch auf ihn, den Herrn Maruthas deutet. Als Arzt zu kuriren, das sah er wohl, das war schon gut genug, aber so gut wars lang noch nicht, als durch Gebeth die Kur zu unternehmen. Er kurirte derowegen freylich wohl als Arzt, aber er bethete zuvor, und sagte dann: — „Gott, oder Jesus, oder der und der Heilige, hat es mir auf mein Gebeth, entdeckt, du sollst dies oder dies einnehmen; so, oder so dich halten, und dann sollst du genesen!“

Constantinopel.

Pulcheria, die Schwester unsers Kaisers Theodosius II. ist gegenwärtig am Ruder der Geschäfte unsers Reichs, und führt dasselbe, im Namen ihres ebengedachten noch unmündigen Bruders. Eben dieses thut sie indessen, nicht etwan aus Stolz, und aus ungebundener Herrschbegierde, sondern mit großer Zufriedenheit, und nach dem aufrichtigsten Wunsche, aller Rechtschaffenen, ja selbst des vortreflichen Ministers, unsers Anthemius.

Denn sie, diese Prinzeßin, ist ein wahres Muster der Tugend und der Gottseligkeit, auch mit so viel Weisheit, Einsicht, und Klugheit begabet, daß jeder über sie erstaunen, und sie aufs innigste verehren muß, ja daß der vortrefliche Minister Anthemius, aus eigener Bewegung drauf gedrungen hat, daß sie die Verwaltung der Reichsgeschäfte übernehme, indem auch er, ihren Einsichten ungleich mehr als den seinigen trauet, obschon sie allererst im 18. Jahre ihres Alters ist.

Aus Rom.

Der tapfere Constantius, hat den kriegerischen Gothen Ataulphus, auf das glücklichste aus Gallien vertrieben, und ihn genöthiget, sich in Spanien hinein zu ziehen, wo nun die Alanen, die Vandalen und die Sueven, die im Jahr 409 dahin gezogen sind, ihm seinen Aufenthalt nicht wenig streitig machen werden.

Nach Christi Geburt 415.

Aus Rom.

Aus Spanien vernehmen wir, daß Ataulphus, von einem seiner Gothen ermordet ist; daß diese Gothen an seiner Statt, den Sigerich, einen Bruder des Sarus, zu ihrem Oberhaupte erwählet haben, und daß dieser, alle sechs Kinder des Ataulphus, die er noch vor seiner Ehe mit unsrer Placidia, von einer andern Gemahlin gehabt, unmenschlicher weise ermorden lassen, jedoch, nach einer

Digitized by Google

einer nur 7 tägigen Herrlichkeit, von seinen eigenen Leuten ebenmäßig sey ermordet worden, und daß nun, ein gewisser Vallia, das Oberhaupt von diesen Gothen sey.

Constantinopel.

In Alexandria haben die Christen unter ihrem Bischofe Cyrillus, den strafbarsten Unfug betrieben, und nicht nur die Juden, sondern auch den Orestes, den Stadthalter unsers Kaisers, auf das unbilligste behandelt.

Da nemlich, auf Veranstaltung des gedachten Cyrillus, die Christen zu Alexandria, auch des Sonnabends Lustspiele halten, also den Sabbath der Juden, die in dieser Stadt sehr zahlreich sind, wie das die Juden meynen, nur ihnen zum Verdruß, aufs schnödeste entweihen; so schreyen diese Juden gegen die Feyer dieser Spiele heftiglich; so stöhren dieselben auch sehr oft, und so erdreistet sich zuletzt der Bischof dieser Stadt, diese Juden zu bedrohn, ja seine Christen anzufeuren, daß sie die Juden überfallen, ihre Synagen plündern und zerstöhren, die Juden selbsten aber, (mehr als 100000 an der Zahl,) aus der Stadt vertreiben, oder in derselben ganz getrost ermorden sollen.

Durch diese seine Drohungen und Bemühungen also entrüstet, auch in Furcht gesetzt, vereiniget sich dann aber ein ziemlicher Theil dieser Juden, geht mitten in der Nacht, bewaffnet auf die Straßen der Stadt, ruft daselbsten „Feuer!“ und nennt die große christliche Kirche in der Stadt, daß die es sey, die schon in Flammen stehe.

Auf dies ihr Geschrey springt derowegen, wie diese Juden es hier wünschen, fast jeder Christ, aus seinem Bett und Hause, um die herrliche Kirche, die nach dem Geschrey, im Feuer stehen soll, zu retten. Die Juden aber, die sich untereinander, durch verabredete Zeichen, auch in der Finsterniß sehr gut erkennen, die stehen nun in denen Straßen; erwarten in denselben die bestürzten Christen, und stechen und hauen, nicht wenige von ihnen, in dem Gewirr zu Boden. Des andern Tages also, da die meuchelmörderische That, der Juden sichtbar wird, ermuntert der Bischof Cyrillus die christlichen Bürger der Stadt, daß sie hinwiederum die Juden überfallen; derselben Synagogen plündern und zerstöhren; und Jung und Alt von ihnen, die sich nicht sofort hier aus dem Staube machen, und aus der Stadt entfliehen, voller Wuth zu Boden schlagen.

Weil denn aber zu allen diesen tumultuarischen Auftritten, unser Stadthalter Orestes, gar nicht schweigen kann, und er ohnedem auch schon mit dem Bischofe Cyrillus, in keinem sonderlichen Vernehmen lebt: so klagt der eine über den andern hier bey Hofe, und so kommen während dessen, an 500 einsiedlerische Mönche, von den Gebirgen und Einöden, die um Alexandria sind, auf Antrieb des gedachten Cyrillus, in Alexandria hinein; begegnen daselbst den Orestes, der eben auf der Straße fährt; schimpfen auf denselben öffentlich, und gehn in ihrer Wuth so weit, daß sie sogar mit Steinen nach

ihm

ihm werfen, und daß der eine von ihnen, den Stadthalter an seinem Kopfe, dergestalt auch trift, daß er blutrünstig geworfen, wie todt im Wagen niedersinket, und daß, da seine Bedienten, aus Furcht vor den wüthenden Mönchen, von ihm fliehen, einige verständigere Bürger der Stadt, entweder des unglücklichen Stadthalters sich jammern lassen, oder auch des Kaisers Rache befürchten, also den frevelvollen Mönch ergreifen, den Stadthalter aber, der sich bald wieder erholet, nach seinen Pallast führen, und ihm, den Mönch in seine Hände liefern.

Da foltert indessen der Stadthalter diesen frevlen Mönch, vermuthlich um Bekenntnisse wider seinen Feind, den Bischof Cyrillus, von demselben herauszubringen; foltert ihn aber dergestalt, daß er noch während der Folter seinen Geist aufgiebt, und daß demnach die Wuth des Bischofes, so wie des, ihm ergebnen christlichen Pöbels, augenblicklich auch noch hefriget wird.

Denn der Bischof erkläret nun, den zu Tode gefolterten Mönch, vor einen Heiligen; giebt ihm den Namen Thaumasius; (der Wunderbahre) läßt seinen Leichnam feyerlichst in eine Kirche begraben, und empfiehlts dem Volke, die Gebeine desselben, als kostbahre Reliquien eines Märtyrers zu verehren. Ja er erhitzt das Volk zu Alexandria dergestalt, daß es, um den Tod dieses angeblichen Heiligen zu rächen, nicht ehe ruhig wird, ehe es nicht die Hypatia, ein Frauenzimmer, das zwar eine Heidin ist, das dennoch aber seiner außerordentlichen Gelehrsamkeit, Tugend und guten Sitten wegen, bey allen Menschen, vornemlich aber bey dem Stadthalter Orestes, außerordentlich angesehen, und über die Maaße wohl gelitten ist, auf die barbarischste Art mishandelt, und dadurch seinen Zorn sich kühlet.

Denn als dieses, an allen diesen Vorfällen sehr unschuldige Frauenzimmer, auf der Straßen fähret, so fällt der, nach Rache dürstende christliche Pöbel, von einem christlichen Vorleser (Küster) darzu angeführet, derselben Wagen an; reißet sie aus demselben heraus; schleppet sie, taub gegen ihr Flehen, in eine christliche Kirche; reißet ihr in derselben, vor dem Angesichte des Herrn, die Kleider vom Leibe, zerreißt sie selbsten auch in tausend Stücken, und nimmt zuletzt, die sämtlichen zerstümmelten Glieder von ihr zusammen, und brennt sie, an einem andern Orte, außerhalb der Kirchen, zur Asche.

Unerhörtere Grausamkeiten, wird man also schwerlich anderwärts wo finden, und Cyrillus, der dies alles veranstaltet, oder zum mindesten, nicht so wie er gesollt, gemisbilliget und gehindert hat, verdiente sicherlich die allernachdrücklichste Bestrafung. Aber es ist umsonst daran zu denken, und es wird dieserhalb ihm sicherlich, auch nicht ein Haar gekrümmet werden. Denn ungleich mehr, als sonst ein jeder andere Bischof, ist er dem wahren Glauben zugethan, und ein rechter Eiferer für selbigen. Es wird also, das alles was er thut, als blos zur Ehre Gottes, auch zur Ehre des Glaubens unternommen, angesehn, und seine, auch noch so große Vergehungen, werden derowegen, mit seinem brennenden Eifer entschuldiget. Er darf also nur

keck

keck und kühnlich alles unternehmen, so schändlich es auch ist; er mehret allemal, je gröber er wo fälle, desto mehr das Ansehen, das er, als ein eifriger Mann schon hat, und die folgende Zeit wird seinen Namen sicherlich unter allen Heiligen noch prangen sehen.

*) Dieser Cyrillus blieb wirklich strafios, und pranget wirklich auch in dem Register der Heiligen: — welch eine Schande für die Menschlichkeit!

Nach Christi Geburt 416.

Aus Rom.

Mit dem Wallia und seinen Gothen in Spanien, ist ein Vergleich getroffen, vermöge dessen zwischen ihnen, und unserm Kaiser Honorius, alle Feindseligkeiten ein Ende nehmen, und beyde sich gemeinschaftlich dahin bestreben wollen, daß die barbarischen Völker, die sich der Länder Spaniens bemächtiget haben, unterdrücket, und unserm Kaiser unterworfen werden. Zur Erreichung dieses Zweckes sind indessen, beyde Theile darinnen einig, daß sie die gedachten barbarischen Völker, vorjetzo unberuhiget lassen wollen, da sie unter sich selbst im Streite sind, sich selbst also aufs merklichste jetzt schwächen, und eben dadurch, ihre dereinstige Unterjochung unserm Reiche desto leichter machen.

Nach Christi Geburt 417.

Aus Rom.

Der Kaiser hat die wichtigen Dienste, die ihm sein Feldherr Constantius geleistet, dadurch nun belohnet, daß er demselben seine Schwester Placidia, die der Gothe Wallia ihm ausgeliefert hat, zur Gemahlin gegeben, ihn, auch mit allen Reichthümern die Heraclian in Afrika besaß, beschenket hat.

Ein anderes aus Rom.

Einige Franken, die seit vielen Jahren schon, nach unserm Gallien sich sehneten,

und in demselben sich so gerne niederlassen wollten, haben nun endlich die Erlaubniß darzu bekommen; sind ihr zufolge über den Rhein gegangen, und haben sich in dem Gebieth von Tongres, (jetzige Bißthum Lüttich) ruhig niedergesetzt.

Nach Christi Geburt 418.

Aus Rom.

Den Nachrichten, die wir aus Spanien erhalten, zufolge, hat unser Bundesgenosse Wallia, diejenigen von den Vandalen, die sich Sylingi nannten, sämtlich niedergehauen, auch die Alanen, die vorher, über die Vandalen, und über die Sueven daselbst, die Oberhand behalten hatten, dermaßen ins Gedränge gebracht, daß sie sich nach Gallicien ziehen, und daselbst dem Gonderich, dem Fürsten einiger Vandalen, sich haben unterwerfen müssen.

Ein anderes aus Rom.

Wallia, der auch nach seinen Siegen in Spanien, mit unserm Hofe in dem besten Vernehmen lebte, und deshalben, auch in Gallien sich wieder festsetzen durfte, ist, zu nicht geringem Misvergnügen unsers Honorius, zu Toulouse, wo er seine Residenz genommen hatte, gestorben, und hat nun einen gewissen Theuderich, (Theodoricus) zu seinem Nachfolger, auf dessen Gesinnungen gegen uns und unser Reich, nun allerdings sehr viel beruhen wird. *)

*) Seine Gesinnungen erhellen aus der Folge, und sie giengen dahin, sich in Gallien und Spanien, unabhängig von Rom, und mächtig gegen alle andere Völker, als Franken, Burgundier, Sueven und Alanen zu machen. — Ueberhaupt hatte jetzt in Gallien und Spanien, kein einziges dieser Völker, eine gewisse und bestimmte Grenze. Jedes Volk griff immer weiter und weiter um sich, eroberte für sich, heut viel, morgen wieder wenig, und war, bald mit diesem, bald mit jenem Volk, heut in Freundschaft, morgen in Feindschaft, je nachdem der Eigennutz es forderte.

Digitized by Google

Nach Christi Geburt 419.

Rom.

Placidia, die Schwester unsers Honorius und Gemahlin des tapfern Constantius, ist von einem Sohn entbunden worden, der den Namen Valentinian erhalten hat. Uebrigens aber ist unser Honorius, solch ein großer Verehrer der Heiligthümer und der Kirchen, daß er in einem eigenen Gesetze, die Freystädte, die sonst die Kirchen gaben, bis auf 50 Schritte rings um die Kirchen herum, erweitert hat, und den, als einen Kirchenräuber und Gotteschänder bestrafet wissen will, der aus diesem Bezirk, irgend einen Missethäter in Verhaft zu nehmen sich erdreistet.

Nach Christi Geburt. 420.

Aus Persien.

Wir haben unsern guten König Isdegerdes, durch den natürlichen Tod verlohren, und jetzt desselben Sohn Varanes V. auf dem Throne, einen Herrn von ausnehmender Tapferkeit, *) anbey denn auch, einen Eiferer für unsern persischen Gottesdienst, dagegen aber einen Feind der Christen, die durch ihre Hartnäckigkeit, und durch den Uebermuth ihrer Geistlichen, den guten Herrn zu dieser Feindschaft stark genug gereizet haben. **)

*) Von der Tapferkeit dieses Herrn, die so früh schon sichtbar seyn soll, giebt die Geschichte folgenden Erweis.

Isdegerdes, der Vater dieses Varanes, zeuget verschiedene Söhne, dieselben sterben aber alle frühzeitig ab, und das bewegt den Isdegerd, diesen Varanes, in seiner zartesten Kindheit, nach Arabien, in eine Gegend zu senden, die vor andern Gegenden, dem Gerüchte nach, einer gesunden Luft genießet, wenigstens die gesundesten Bewohner hat, um ihn daselbst erziehn zu lassen.

Varanes ist denn auch, da Isdegerdes stirbt, noch immer in dieser Gegend, und da wählen, nach dem Tode jenes Herren, die Großen des persischen Reichs, (die, weil die Magier den Isdegerd, um der geduldeten Christen willen gar nicht lieben, demselben ebenfalls auch nicht gewogen sind,) nicht diesen abwesenden Varanes, sondern einen andern vornehmen Perser, zum Könige, machens also, daß um die Thronfolge ein Streit entstehet, und daß

Digitized by Google

Varanes sich dabey als einen tapfern Mann beweisen kann.

Denn da nun Varanes, den die Araber sehr liebgewonnen haben, von Arabern begleitet und unterstützt, gegen den Nebenbuhler im Felde erscheinet, da thut er denen Persern, die diesen seinen Nebenbuhler begleiten, den Vorschlag: — „in der Mitte beyder Heere, eine Krone hinzulegen, neben der Krone aber zween hungrige Löwen hin zu stellen, und den sodann als König anzusehen, der das Herz haben würde, diesen Löwen entgegen zu gehn, und aus ihrer Mitte, die Krone fortzunehmen!

Die Perser lassen sich denn auch, diesen, von Herzhaftigkeit zeigenden Vorschlag, gern gefallen; legen die Krone Persiens, zwischen zween hungrigen Löwen, vor dem Anarsichte beyder Heere hin; sehens aber, daß ihr erwählter Fürst, nicht Herz genug besitzet, um diese Krone aus der Mitte der Löwen wegzuholen; daß Varanes aber Muth genug darzu besitzt; den zween Löwen sehr beherzt entgegen geht, den einen wie den andern; so grimmig auch beyde ihn anfallen, tod zur Erden streckt, und dann die Krone zu sich nimmt. Sie werden derowegen dem Varanes außerordentlich gewogen; verlassen jenen, dem sie zuvor ergeben sind, und leisten diesem, als dem Tapfersten, den Eid der Treue.

**) Die Art, auf welcher die Christen den Varanes zur Verfolgung ihrer Glaubensgenossen reizen, ist, wie die Geschichte sagt, folgende:

Im persischen Reiche, ist Abdas, ein christlicher Bischof zu Susa, und der sieht, wie sehr das Christenthum in Persien jetzt wächst, und wie der Monarch, auch verschiedene Großen des Reichs, demselben gewogen sind. Er wird also dreist, ja keck und verwegen, und zündet, (vermuthlich zum Signale für die übrigen Christen in Persien, um aller Orten, den ursprünglichen persischen Gottesdienst mit Feuer und mit Schwerdt zu vertilgen,) einen gottesdienstlichen Tempel der Perser an, und brennt denselben auch von Grund aus, ab.

Zu solcher strafbaren Verwegenheit, einer nur geduldeten Religionspartheie, kann indessen das Volk des Landes, und noch weniger der persische Priester schweigen. Volk und Priester schreyen derowegen über Entheiligung ihrer Religion, auch über bevorstehende Strafgerichte des Allerhöchsten, zum Throne: und Varanes, der auf demselben sitzt, ist sanft und gemäßiget genug, daß er dem Abdas seinen Frevel, mit sehr großem Glimpf verweiset, auch weiter nichts von ihm begehret, als daß er den eingeäscherten persischen Tempel, wieder herstellen, und dadurch sein Vergehen büssen soll.

Zu so etwas will indessen der gedachte Abdas, sich auf keinerley Art verstehen, und seine Glaubensgenossen sind ebenmäßig keck, oder doch verblendet genug, daß sie das Verhalten dieses ihres Bischofes mehr billigen, als tadeln und verbessern. Der persische Monarch sieht derowegen, an seinen christlichen Unterthanen, so viel Eigendünkel, Widerspenstigkeit und Neigung zur Unterdrückung der persischen Geistlichkeit und des persischen Gottesdienstes, daß er sich für sehr berechtiget hält, den Abdas hinzurichten, die Kirchen der Christen aber niederzureissen, und alle, die an Christum glauben, aus ihren Ehrenämtern und Bedienungen herauszustossen, sie übrigens aber in den Besitz ihrer Güter, und beym Genuß des Lebens zu lassen. — (s. Constant.)

Dies letztere, sagen aber nicht alle, denn es melden einige, daß man die Christen sogar

sogar geschunden und in Stücken zerrissen habe. Glaublich ist dies auch, denn der Religionshaß ist allemal der wüthendste und die Christen, die zu dieser Zeit so freevelhaft waren, auch da, wo sie die Oberhand hatten, ihre irrende Nebenchristen, mit satanischer Wuth ermordeten, die konnten, in den Augen der Perser, kein besseres Schicksal verdienen. Mit beyden Prügeln, brachten jetzt die christlichen Bischöfe, den anders glaubenden Menschen, ihre vermeintliche Wahrheit bey, und mit dem Tode bestraften sie nun die, die diesen Erweisen gar nicht glauben wollten: welche Behandlung verdienten sie demnach?

Constantinopel.

Aus dem persischen Reiche flüchten gegenwärtig unzählige Christen, in unsere an Persien gränzende Provinzen, ja selbst bis zu uns nach Constantinopel; denn Varanes, der jetzige Beherrscher Persiens, verfolget sie in allen Provinzen des Reiches, nimmt ihnen alle ihre Kirchen, hindert also ihren Gottesdienst, und nöthiget sie dadurch, daß sie sich anderwärts nun niederlassen, und dabey sehr vieles Ungemach erdulden müssen. Unser Theodosius thut indessen sein möglichstes, um diese Unglücklichen zu unterstützen, und will, bey dem persischen Monarchen, dahin wirken, daß er die freye öffentliche Uebung der christlichen Religion, in seinen Staaten abermals erlaube.

Ein anderes aus Constantinopel.

Der König Varanes fordert von unserm Theodosius, die sämtlichen Christen zurück, die sich aus seinen Landen, in die unsrigen geflüchtet haben, will ihnen aber die öffentliche Uebung ihrer Religion auf keinerley Art erlauben. So sehr wir derowegen, mit dem vorigen Könige Isdegerdes, in einem guten Vernehmen lebten, so leicht ist es nun, daß wir mit dem jetzigen Könige, in öffentliche und blutige Zwistigkeit verwickelt werden. Denn unser Theodosius will nicht nur, die zu uns geflüchteten Christen, nicht ausliefern, sondern er meynet auch, Gotte, dem Allerhöchsten, und Christo seinem Sohne, so viel schuldig zu seyn, daß er zum Vortheile dieser bedrängten Gläubigen, die Waffen ergreife, und den Varanes bekriege, falls er nicht aufhöret dieselbigen zu drängen.

Nach Christi Geburt 421.

Constantinopel.

Athenais, ein sehr gelehrtes und sittsames Frauenzimmer aus Athen, hat, da ihre Brüder, sie um ihr Erbtheil gebracht, sich zu unserer Prinzeßin und Reichsverweserin Pulcheria gewandt, und durch dieselbe nun,

ihr Glück so sehr gemacht, daß sie die Gemahlin unsers Kaisers ist.

Daß sie denn auch dies Glück verdienet, und daß unsere Pulcheria, sich in der Beurtheilung ihres Gemüthes, eben nicht geirret hat, das sehen wir vornemlich daraus schon, daß sie ihre ungerechten Brüder, die nun, da sie so glücklich worden ist, zu ihr gekommen sind, und die sie hart genug bestrafen konnte, aufs zärtlichste hier aufgenommen hat, und ihnen ihre Ungerechtigkeit mit Wohlthun nur belohnet.

Weil sie indessen eine gebohrne Heidin war, und auch als eine Heidin hier an unsern Hof ankam; so hat sie, noch vor ihrer Vermählung, dem Heydenthum entsagen, und sich von unserm Bischof taufen lassen müssen. Und dieser hat denn auch, bey dieser Taufe, ihren Namen abgeändert, und ihr den Namen Eudocia gegeben.

Ein anderes aus Constantinopel.

Der vieljährige Frieden, in welchem wir mit den Persern gelebet, hat wirklich nun ein Ende, und Ardaburius, unser oberste Feldherr, bricht bereits mit einem zahlreichen Heere auf, um in die Staaten des persischen Monarchen einzudringen, und nicht nur den Christen, die daselbst sind, die nöthige Religionsfreyheit auszuwirken, sondern zugleich auch andere Unbilligkeiten des gedachten Monarchen und seines Volkes zu ahnden.

Denn da er, unser Theodosius, dem letztverstorbenem Könige Persiens, verschiedene Bergleute zukommen lassen, die ihm in seinen Gold- und Silber-Bergwerken, deren Bearbeitung die Perser eben nicht verstehen, bisher dienen müssen; so weigert sich nun dieser Varanes, der Nachfolger des Isdegerdes, diese Leute, da Theodosius sie wieder zurück begehrt, zurück zu senden. Und da überdem auch, noch verschiedene unserer Handelsleute, von den persischen Unterthanen sind geplündert, auch sonst auf andere Art gemißhandelt worden; so will dieser Varanes, auch hierüber nichts, von einer billigen Genugthuung hören, und muß demnach durch die Gewalt unserer Waffen, darzu gezwungen werden.

Aus Persien.

Der Hof zu Constantinopel hat dem Unsrigen, um der Christen willen, den Krieg erkläret, so, daß nun ein großer Theil unserer Truppen, sich sofort nach der Grenze von Mesopotamien bewegen, und unser Feldherr Narses, sich ebenfalls dahin verfügen, und das Commando übernehmen muß.

Aus Rom.

Um unsern verdienstvollen Constantius, für seine große Ergebenheit und Treue auf das völligste zu belohnen, hat ihn unser Kaiser, zu seinem Mitregenten angenommen, und also die Herrschaft über dieses abendländische Reich, mit selbigem getheilet.

Con-

Digitized by Google

Constantinopel.

Ehe noch die Perser, unter ihrem Feldherrn Narses, die sämtlichen, wider uns beorderten Truppen zusammenziehen können, hat unser Feldherr Ardaburius, sie bereits zum Treffen gezwungen, auch so tapfer auf das Haupt geschlagen, daß er die persische Provinz Azazene verwüsten, und die große Festung Nisibis, in die sich Narses werfen müssen, nun belagern kann.

So glücklich es indessen auf dieser Seite, mit unserm Reiche stehet, so unglücklich sieht es doch, von einer andern Seite, in demselben aus. Denn Alamundar, ein arabischer Fürst, und ein guter Freund des Varanes, hat nicht nur sich anheischig gemacht, das ganze Syrien uns abzunehmen, und es für den Varanes zu erobern, sondern hat wirklich auch ein ungeheures Heer von Arabern, und besonders von Saracenen, auf die Beine gebracht, und überschwemmet mit demselben wirklich schon, einen sehr ansehnlichen Theil von diesem unserm Syrien, leistet also, dem Ansehn nach, vielleicht gar bald nun das, was er gelobet hat.

Aus Rom.

Unser Constantius hat seine hohe Würde, nur sieben Monath lang bekleidet, denn schon am 2ten Sept. ist er unter heftigen Seitenschmerzen gestorben, und hebt vermuthlich, in seinem Tode nun, das Misverständniß, welches um seiner Erhebung willen, zwischen unserm Honorius und dem morgenländischen Kaiser Theodosius entstanden war, auch leicht genug zu offenbaren Feindseligkeiten hätte führen können. Denn der gedachte Kaiser Theodosius, wollte den Verstorbenen, auf keine Weise, als einen Nebenkaiser in dem abendländischen Reiche betrachten, *) und das hielt unser Honorius, so wie Constantius, für eine große Beleidigung.

*) Da Honorius nicht Prinzen hatte, sein Reich aber vom Theodosius dem Großen, ihm gegeben war, so hatte, nach dem Rechte der Geburth, dieser Theodosius II. nicht Unrecht, wenn er tadelte, daß Honorius dies Reich, auf einen fremden Stamm hindringen wollte.

Nach Christi Geburt 422.

Aus dem Persischen.

Da unser Feldherr Narses, in einem, mit den Römern gehabten Gefechte, den Kürzeren gezogen; so hat unser Varanes, beynahe die gesamte Macht des Reiches aufgebothen, sich an die Spitze derselben gestellet, und sie in eigener Person ins Feld geführet.

Con-

Digitized by Google

Constantinopel.

Die Perser sind, unter der eigenen Anführung ihres Königes, mit einer so ungeheuren Macht, auf unsern Ardaburius herangerücket, daß sich derselbe gemüßiget gesehen, die Belagerung der Stadt Nisibis aufzugeben, und sich vor der andringenden, sehr überlegenen persischen Macht zurück zu ziehen.

Ein anderes aus Constantinopel.

Der Araber Alamundar, und seine Saracenen, haben in unserm Syrien, sich so grausamlich betragen, daß das Volk dieses Landes, der unerhörten Grausamkeiten müde, in voller Erbitterung die Waffen ergriffen, und diesen Helden, mit Verlust von mehr als 100000 Mann, aufs glücklichste zurückgejaget hat.

Aus Persien.

Weil, gleich bey der Annäherung unsers Varanes, und seines so mächtigen Heeres, die kaiserlichen Truppen sich gar sehr zurückgezogen haben; so ist unser Varanes, gerade, als ob der ganze Krieg nur wenig zu bedeuten hätte, aus dem Felde nach seiner Residenz zurück gekehret. Aber gewiß, der Krieg den er hier führet, ist ungleich wichtiger als er es meynet, und kaum ist er aus dem Felde zurück gewesen; so haben auch die Kaiserlichen, die Unsrigen geschlagen, und so ist hauptsächlich wohl, noch das ein Glück für uns, daß wir den Verlust den wir erleiden, so augenblicklich wiederum ersetzen, und also immer mächtig bleiben können, da der Feind im Gegentheil, entfernt von seinen andern Staaten, und nicht wie wir, mit Vorrathshäusern wohl umgeben, sogar den kleinesten Verlust empfindlichst fühlet, und daher, auch dann sehr viel verliehret, wenn er recht vieles zu gewinnen scheinet.

Rom.

Unser Honorius ists müde, die Barbaren in Spanien noch fernerhin unberuhiget zu lassen, und hat zu dem Ende, einen seiner Feldherrn, mit hinreichender Mannschaft, gegen sie nach Spanien gesandt, um sie seinen Befehlen unterwürfig zu machen, oder aber sie allesamt in Stücken zu hauen.

Constantinopel.

Wenn schon unser Feldherr, den Krieg gegen die Perser als ein Meister führet, auch gegen sie schon wieder vorgerücket ist, und sie verschiedentlich bereits geschlagen hat; so ists doch unvermeidlich, daß auch er Verlust erleide, und so bedarf er doch beständig auch Ergänzungen seines Heeres, auch frische Lebensmittel und anderweitige Geräthschaften zum Kriege, so, daß der Krieg selbst, da der Schauplatz desselben, zu entfernt von unsern andern Staaten ist, nicht füglich fortgesetzet werden kann, und daß unser Theodosius, nun auch schon im Ernst auf Frieden denkt, und Friedens-Unterhandlung angefangen hat. (— s. Persien)

Aus

Aus Persien.

Mit dem Kaiser in Constantinopel ists Friede, und das harte Schicksal, welches seit einiger Zeit die Christen, dieser Lande, duldeten, hat ebenfalls, zu ihrem Vortheile, sich geändert. Sie können nemlich wiederum hier Kirchen bauen, und nach ihrem Glauben, Gott verehren, auch Bedienungen und Ehrenämter unter uns bekleiden. Sie haben indessen diese Vergünstigungen, nicht etwan den Waffen ihres Beschützers Theodosius, sondern der edlen und preißwürdigen Denkungsart des Acacius, eines ihrer Bischöfe, in Amida zu danken.

Denn, da in dem eben erst geendigtem Kriege, die Kaiserlichen in unsere Lande drungen, und daraus sehr viel Gefangene mit sich führen; so bringen sie unter andern auch, an die 7000 solcher Unglücklichen, als Sclaven nach Amida, und da läßt der gedachte Bischof, sich der armen Menschen jammern; beruft alle unter ihm stehende Geistlichen zusammen; prediget ihnen: „daß der Unendliche erbarmungsvolle Triebe, und Entschlüsse, in seinen Tempeln ungleich lieber sähe, als silberne und goldene Gefäße!“ prediget dies alles auch mit solchem Ernst und Eifer, daß alle seine Geistlichen mit ihm einstimmig werden, die goldenen und silbernen Geräthschaften ihrer Kirchen zu Gelde machen, und von diesem Gelde, jene Elenden, die ganze Zeit des Krieges hindurch, kleiden, auch speisen und tränken, jetzt aber nach geschlossenen Frieden, da sie an uns nun wieder ausgeliefert werden müssen, wohlbekleidet, und mit Zehrgeldern versehen, zurücke senden. *)

Nicht ohne Grund erstaunt also Varanes, unser König, da er von dieser edlen That, der Geistlichen in Amida, höret. Mit Recht glaubt er, daß eine Religion, die zu solchen Thaten treibt, zu schützen sey; und gern erlaubt er derowegen, diese Religion nun wieder, ehret vornemlich aber den edlen Mann, den Bischof Acacius, den er an seinen Hof gerufen hat, und um dessentwillen, er den Christen nun gewogen ist.

*) Sonderbar ists immer, daß ein böser Cyrillus, und so viel andre Männer, nicht aber Acacius, der so vortrefliche Mann, in dem Verzeichnisse der Heiligen stehet, er, der eben so, des Christenthumes Ehre ist, als Jener, und auch Andere desselben Schande sind. In das Verzeichniß der Heiligen, gehören indessen immer nur die stürmenden Männer hin, die um Glaubenssätze ihren Hals sich brechen lassen, oder andern ihre Hälse darum brechen, nicht aber die frommen Nachahmer Jesu, die der Menschheit Helfer sind; nicht die toleranten Priester Amidens, die ihre Feinde und Verfolger, die abgörtisch geachteten Perser, speisen; nicht die Priester des so verschrienen Berlins, die ihre ärgsten Feinde, die Panduren, kleiden und kleiden lassen, sondern die eifrigen Priester reichsfreyer Städte, die zwar für ihre Glocken-Thürme, wie für Gottes Ehre sorgen, und fürs Lutherthum bey Tonnen Goldes sammlen, die allen, etwas anders denkenden Christen aber, so die Kirche als das Menschen-Recht versagen, und durch kein einziges Beyspiel, uns erweisen werden, daß auch sie, für Perser und Panduren jemalen hätten, wie Amida und Berlin, von Herzen sorgen wollen.

Worzu demnach in den Gemeinden des großen Menschenfreundes Jesu, solch ein heftiger Eifer, für die Lehre, da offenbar, nicht blos vernünftige Gründe, sondern auch die deutlichste eigene Erfahrung, oder das innere Gefühl, das jeder Eiferer für Glaubenssätze, in sich selbsten hat, so wie die Geschichte, sattsam lehret: — daß das herzliche Wohlwollen gegen jedermann, welches unwidersprechlich die Hauptsache des Christenthumes ist, in allen solchen eifervollen Seelen, todt und ganz erstorben ist?

Der Wahrheit Ehr und Vortheil wärs, wenn wir z. E. eine umständliche und richtige Liste, von allen denen hätten, die neuerlichst, in Berlin, den dahin gebrachten kaiserlichen Kriegesgefangenen, wohlgethan, sie gespeiset und beschenket haben. Wir würden nemlich, durch namentliche Anführungen das alsdann als geschehen erweisen können, was wir jetzt, alleine nur aus Gründen, ohne Induktion behaupten: — „Nicht jener reichsfreye Bürger, sondern der Bürger der frey denkt, konnt diese Christenliebe üben, und that ein Bürger Berlins, diesen Gefangenen jetzt Gutes; so war es sicher, nicht der intolerante Lutheraner, oder Reformirter dieser Stadt, sondern der tolerante. War eine Königin, war eine Prinzeßin, eine Wohlthäterin dieser Gefangenen, so ist Prinzeßin und Königin wahrhaftig auch sehr tolerant, und war unter diesen Wohlthätern ein Priester, so wars wahrhaftig auch der tolerante," und nimmermehr der Eiferer, der allen Irrthum zur Verdammniß und zum Abscheu würken läßt!" — Versuchts ihr guten Bürger Berlins, die Wahrheit dieser Behauptung zu erforschen, und fahret fort, die Liebloßigkeit mehr als Irrende zu scheun! — Prüfte, ihr schrecklichen Eiferer, für die Lehren eurer Väter, und sagte: — wollt ihr denn immerfort die Christenliebe hindern, die allgemein seyn soll, die bey eurem Eifer aber, nie dies worden ist, auch nie dies werden kann, noch werden wird, die also, solchen Eifer, wahr und wahrhaftig auch verdammen muß?

Aus Rom.

In Spanien hat anfänglich unser Feldherr Castinus, die Barbaren außerordentlich in die Enge getrieben, bald aber seines gehabten Glücks, sich dergestalten überhoben, daß er an unbequemen Oertern, und ganz zur unbequemen Zeit, mit selbigen ein Treffen gewaget hat, in welchem er aufs Haupt geschlagen, und mit Verlust von mehr als 20000 Mann, aus allen bisher gemachten Eroberungen ist herausgetrieben worden, und sich bis nach Tarraco flüchten müssen.

Nach

Nach Christi Geburt 423.

Aus Rom.

So ausnehmend groß auch sonst die Liebe und die Zuneigung unsers Honorius, zu seiner Schwester Placidia gewesen ist, so ist doch gegenwärtig diese seine Liebe zu ihr, so sehr erkaltet, und in Abneigung verwandelt, daß sie sich genöthiget gesehen, mit ihrem Prinzen Valentinian, den Hof dieses ihres Bruders zu verlassen, und sich nach Constantinopel zu entfernen.

Ein anderes aus Rom.

Am 27. August, ist unser Kaiser Honorius, zu Ravenna, seiner gewöhnlichen Residenz, im 39sten Jahre seines Alters gestorben, und da hat nun, weil er keinen Erben hinterlassen, sein ehemaliger Geheimschreiber Johannes, den kaiserlichen Purpur angeleget, sich auch, da unser Oberfeldherr Castinus, ihm so ganz ergeben ist, nicht nur hier in Rom und in Italien, sondern auch in Gallien und Spanien, allbereits zum Kaiser huldigen lassen.

Nach Christi Geburt 424.

Constantinopel.

Unser Kaiser Theodosius, hat die Nachricht von dem Absterben seines Oheims Honorius, so wie von der ungerechten Thronbesteigung des Johannes erhalten, und ist im Ernst gesonnen, sich mit der ganzen Macht seines Reiches, gegen diesen anmaßlichen Kaiser zu setzen, um das erledigte abendländische Reich, dem jungen Valentinianus, dem Schwestersohne des Honorius, zuzuwenden.

Er hat denn, zu dem Ende, auch seine Legionen schon beordert, daß sie unter der Anführung unsers Ardaburius, aufs unverzüglichste auf Italien und auf Rom losgehen sollen, um den gedachten Prinzen, nebst seiner Mutter Placidia, dahin zu führen, und ihn daselbst zum Kaiser einzusetzen. Uebrigens aber hat er, den gedachten Prinzen, mit der jungen Eudoxia verlobet, die ihm im vorigen Jahre, von seiner Gemahlin Eudocia gebohren ist, wird also, da der Prinz sein Schwiegersohn einst werden soll, mit desto größerm Ernst, für dessen Wohlfarth sorgen, und an seiner Unterstützung, schwerlich etwas mangeln lassen.

Digitized by Google

Nach Christi Geburt 425.

Aus Rom.

Unser Afterkaiser Johannes, ist in seiner Residenz Ravenna, von dem Aspar, dem Sohne des morgenländischen Feldherrn Ardaburius *) überfallen, gefangen genommen, und dem jungen Valentinian, auch dessen Mutter Placidia, die beyde schon in Aquileja sind, lebendig überliefert worden. Es ist also kein Zweifel mehr, daß Valentinian III. so wie der Kaiser Theodosius, der ihn mit seiner Armee so kräftigst hilft, es wünscht, nun unser Kaiser werden, und daß seine Mutter Placidia, während der Minderjährigkeit desselben, das Reich regieren wird.

*) Das Heer des Theodosius, kommt in Salona an, und da läßt Ardaburius, seinen Sohn Aspar, mit der Reuterey, mit dem Prinzen, und mit der Placidia, nach Aquileja gehen, gehet selbst aber, mit dem Fußvolk zu Schiffe eben dahin. Ein Sturm wirft indessen, die Schiffe aus einander, und Ardaburius, wird an den Strand gejagt, so, daß er den Soldaten des Johannes in die Hände fällt, und von diesen gefangen genommen, nach Ravenna, vor dem gedachten Kaiser Johannes, hingeführet wird.

Der, zur Regierung gar nicht fähige Mensch, denkt indessen, da er den hohen Gefangenen jetzt so siehet, und den großen Werth wohl kennet, den Theodosius in selbigen setzet: es sey am besten, durch ihn, diesen Gefangenen, die Freundschaft des Theodosius zu suchen, und empfähet derowegen den Ardaburius, mit vieler Hochachtung, läßt ihn auch in Ravenna, der völligsten Freyheit genießen, und denkt, er solle nun, vom Dank und Erkenntlichkeit getrieben, den Theodosius dahin vermögen, daß er seine Truppen zurückziehe, und ihn, den Johannes, als Kaiser anerkenne.

Ardaburius ist indessen, wie es scheint, mit der Erkenntlichkeit nur wenig bekannt, und hält auf Ehre auch so wenig, daß er, wider alles Völkerrecht, da er ein Kriegesgefangener jetzt ist, die Gelindigkeit des Johannes, zur Verführung verschiedener, von desselben Kriegesbedienten gebrauchet, auch wie ein Spion, seinem bey Aquileja glücklich angekommenen Sohne Aspar, die Nachricht ertheilet: — „daß der Kaiser zu Ravenna sorglos sitze; leicht zu überfallen sey; auch von seinen eigenen Kriegsbedienten werde verlassen werden, wenn er, sein Sohn, nur eiligst nach Ravenna käme.“ Dies thut denn also dieser Sohn aufs eiligste, und so, daß Johannes überrumpelt, und, da seine Generale ihm fast keinen Beystand leisten, ohne Müh gefangen wird.

Ein anderes aus Rom.

Der Kaiser Theodosius, hat den jungen Prinzen Valentinian, mit dem kaiserlichen Purpur beehret, und wir, und alle Länder dieses abendländischen Reichs, haben ihm die

Huldi-

Huldigung geleistet. Uebrigens aber ist der Afterkaiser Johannes, zu Aquileja enthauptet; Castinus, desselben Freund, ins Elend gesandt; Aetius aber, ein anderer Freund desselben, anbey ein guter General, (der an die 60000 Hunnen allbereits, für den Johannes, auf die Beine gebracht hatte, sie alle aber, nach der Gefangennehmung desselben, gehn lassen,) ist nebst allen übrigen Freunden und Anhängern des Johannes, begnadiget, auch in die kaiserliche Suite *) aufgenommen worden.

*) Er wurde zum Comes erkläret, und das übersetzen wir, durch Aufnahme in das kaiserliche Gefolge, weil dadurch diese Ehrenbenennung desto begreiflicher wird. Denn wie noch jetzt, die Herren von der Suite, bald als Abgesandte, bald als Stadthalter, bald als kommandirende Generale, pflegen gebrauchet zu werden, so wurden dieses auch die Comites.

Constantinopel.

Unser Theodosius hat die guten Nachrichten, von dem glücklichen Erfolge, den seine Waffen gegen den anmaslichen Kaiser Johannes gehabt, mit der lebhaftesten Freude vernommen, und sich selbst nach Italien auf den Weg gemacht, um die Freude zu haben, dem Prinzen Valentinian, mit eigener Hand, den Purpur umzuhängen, und ihn in Rom zum Kaiser zu krönen. Unterwegens ist er indessen so schwach und krank geworden, daß er dieser Freude entsagen, und sich zu uns zurückbegeben müssen, wo er aufs völligste bereits genesen ist.

*) Da Theodosius der Große, der Großvater dieses Theodosius des II. das ganze Reich besessen, und es unter seine zween Söhne, Arcadius und Honorius getheilet hatte; so sehn unsre Leser, daß, da Honorius ohne Erben starb, desselben Reich, dem Sohne des Arcadius, (und das war Theodosius der II.) mit sehr vollem Recht gebührete, und daß dieser Theodosius, nicht nur seines, über den Johannes erhaltenen Sieges, sondern auch des Geburths-Rechtes wegen, allein es war, der das erledigte abendländische Reich für sich behalten, oder auch verschenken konnte; daß mithin, sein Wille und Geboth, vor Einsetzung des Valentinianus, in aller Absicht nöthig war.

Nach Christi Geburt 426 u. 427. (*)

*) In diesen Jahren geschiehet nichts, als daß die Barbaren aus Spanien, die balearischen Insuln verwüsten, und Theodosius die Gothen, die in Pannonien wohnen, nach Thracien verpflanzt.

Digitized by Google

Nach Christi Geburt. 428.

Aus Rom.

Bonifacius, der Stadthalter von Afrika, ein Mann, dessen Einsicht, dessen Muth, und dessen Treue, auch Ergebenheit gegen das kaiserliche Haus, und besonders gegen die jetzige Regentin des Reichs, die Placidia, eben so wie seine Rechtschaffenheit gegen jedermann, bewundert wurde, hat sich, wider aller Menschen Denken und Vermuthen, gegen unsern Kaiser Valentinian empöret, und es muß daher aufs ungesäumteste, ein ansehnliches Heer übers Meer nach Afrika hingehen, um diesen Mann zu unterdrücken, dessen Empörung um so gefährlicher uns ist, je mehr er bey den Afrikanern Liebe hat, auch die Kunst verstehet, den Krieg zu führen.

Ein anderes aus Rom.

Das Heer, das den Bonifacius besiegen sollte, ist von demselben, beynahe ganz, zu Grunde gerichtet, und es muß demnach ein neues und viel stärkeres Heer dorthin, um den gedachten Aufrührer auf das schleunigste zu Boden zu werfen.

Nach Christi Geburt 429.

Aus Rom.

Der Aufrührer Bonifacius, hat, da er den Ernst gesehen, mit welchem unsre Reichsverweserin, ihn will zu Grund gerichtet wissen, und er denn auch, der gesamten Macht unsers Reiches, bey weiten nicht gewachsen ist, die Vandalen in Spanien, um Hülfe angesprochen. Und diese Vandalen sind wirklich auch, unter der Anführung eines gewissen Genserichs, nebst einigen Alanen und Sueven, an die 80000 Mann stark, über die Meerenge zwischen Spanien und Afrika, zu ihm herüber gegangen, stärken also die Macht dieses Mannes dergestalt, daß seine Besiegung allerdings nun schwer, ja wohl gar, in Ewigkeit nicht möglich werden dürfte.

Ein anderes aus Rom.

Bonifacius und Genserich mit seinen Vandalen, halten sich in Afrika, gegen unsre Macht, aufs tapferste, und es ist dem Ansehn

Digitized by Google

Ansehn nach, umsonst, daß wir für uns, den Sieg von dort erwarten. Denn auch in andern Gegenden des Reiches, sind noch verschiedene andere Völker wider uns im Felde, und Aetius, der gegenwärtig unser Oberfeldherr ist, muß bald in Germanien, bald in Gallien sich zeigen, so daß wir, die ganze Macht unsers Reichs, gegen Afrika nicht brauchen können.

Nach Christi Geburt 430.

Aus Rom.

Endlich ist das Geheimniß entdecket, und das Räthsel aufgelöset, das in der Empörung, des, sonst so rechtschaffenen Mannes, des Stadthalters Bonifacius, uns lange Zeit ganz unauflöslich schien.

Der Redliche ist nemlich, zu nichts weniger als zur Empörung geneigt gewesen; aber, von dem Aetius darzu verleitet worden, und will nun gerne wiederum, sich selbst, und auch das ganze Afrika, dem Kaiser unterwerfen. Er kann das aber jetzt nicht mehr, da Genserich und seine Vandalen, die dortigen Provinzen, bis auf die Städte Carthago, Cirta, und Hippo, im Besitze haben, und von Unterwerfung unter unser Reich, so wenig wissen wollen, daß sie, sobald sie nur vom Bonifacius darzu ermahnet worden, sofort auch gegen ihn, und gegen seine Truppen das Schwerdt gezogen; ihn überfallen; die mehrsten seiner Leute in Stücken gehauen; und den Ueberrest genöthiget haben, sich in Hippo hereinzuflüchten, welches sie anjetzt aufs engeste belagert halten.

Die Art indessen, nach welcher der gedachte Aetius, den redlichen Mann, zu dieser Empörung verleitet hat, ist folgende, und ein eigenhändiges Schreiben dieses treulosen Generals, setzet die Sache selbst, ganz außer Zweifel.

Placidia, die Regentin unsers Reichs, ist nemlich, von der vorzüglichen Rechtschaffenheit und Treue des Bonifacius, vollkommen überzeugt; hegt in ihrem Herzen auch die größte Hochachtung gegen diesen Mann, und läßt ihn derowegen, sobald sie die Regentschaft hiek übernimmt, aus Afrika, an den Hof berufen, blos um ihn zu ehren, und ihn, so recht geehret, in seine Stadthalterschaft zurück zu senden.

Der gute Mann, kommt denn auch, da er von ihr gerufen wird, aus Afrika herüber; wird am Hofe, allen andern vorgezogen, und reiset nach einigem Verweilen daselbst, mit Gunstbezeugungen überhäufet, nach seiner Stadthalterschaft zurück; erreget aber, ohn

ohne daß er's denkt, den Neid seines vermeintlichen Freundes Aetius, der gern allein nur alles gelten will, dergestalt, daß derselbe auf den Untergang dieses guten Mannes denket, und dem zufolge, der Reichsverweserin Placidia versichert: — „Ihre Gunstbezeugungen hätten diesen Mann, den Bonifacius, so stolz gemacht, daß er nun auch schon auf nichts geringeres, als auf seine eigene Herrschaft denke, und sich des nächsten empören würde!“

Sie, die Verweserin des Reiches, will indessen, solche Absicht, bey einem solchen Manne, sich schlechterdings nicht denken, und da sagt denn der Verräther: — „Sie sollte, was er sage, nicht verachten, sondern prüfen, und zu dem Ende, den Bonifacius nur noch einmal an ihren Hof berufen! Er wüßte es gewiß, Bonifacius würde es sodann nicht wagen, abermals an ihren Hof zu kommen, und er würde dann sogleich, die Larve vom Gesichte ziehen, indem sein böses Gewissen ihm dann sagen würde, daß seine Absicht schon verrathen sey, und er am Hofe, nichts als nur den Tod, für sich erwarten könne!“

Auf diese Vorspiegelungen eines Mannes, der sonst ein Freund des Stadthalters gewesen ist; auch als ein inniger Freund desselben, solche Kenntniß von ihm selbst erhalten haben will, wagts derowegen die Dame; beruft den Bonifacius nun noch einmal an ihren Hof; hört und sieht es aber, daß er sich wirklich weigert zu ihr zu kommen, ja daß er sich, als ein wirklicher Rebell schon rüstet, und glaubts demnach: die Beschuldigung des Aetius, sey mehr als zu sehr gegründet; erkläret also, den Bonifacius, vor einen Feind des Staates; bekrieget ihn sofort, und macht's daß er, zur Beschützung seiner selbst, gegen einen undankbaren Hof, nun ebenfalls auf Krieg gedenken muß.

Der schändliche Aetius, der ist es nemlich, der dem Bonifacius vorher schon schreibt: — „Er, Bonifacius, hätte die tödtlichsten Feinde am Hofe des Kaisers, und bey der Mutter desselben. Wider ihn wär auch schon, weil er ein viel zu großes Ansehen und einen allgemeinen Beyfall hätte, als wider einen, dem Reiche sehr gefährlichen Manne, das Todesurtheil gefasset, und bald würde er, unter einem sehr ehrenvollen Vorwande, nach Hofe eingeladen, daselbsten aber festgenommen und hingerichtet werden: er mögte derowegen der Einladung dahin nicht folgen, sondern, besorge für seine Sicherheit und für sein Leben seyn.“

So schreibt an den gutgesonnenen Mann, Aetius der Verräther, und aus diesen Schreiben schöpft also, der ehrliche Mann, den ärgesten Verdacht; empöret sich gegen unsern Hof, und beharret auch in dieser Empörung, bis daß endlich die Regentin, die Ursachen seiner Empörung näher untersuchen läßt; redliche Männer, zu ihm nach Afrika hinsendet, und er diesen Männern nun, das Schreiben des Aetius vorweiset, das diese wieder der Regentin in die Hände geben, und von des guten Mannes Unschuld deutlich zeiget. Dasselbe wirkt denn aber auch bey Hofe alsofort so viel, daß ihm die gänzliche Verzeihung angebothen wird, und daß er sich auch, in allem Ernst, zur abermaligen Unterwerfung bequemet, dabey denn

aber,

Digitized by Google

aber, so wenig glücklich ist, daß er sich jetzo muß belagern lassen.

An ihm, und an seiner Erhaltung, ist indessen uns so viel gelegen, daß unverzüglich Truppen von hier, zu seinem Entsatz, nach Afrika herüber gehen sollen, und daß auch der Kaiser Theodosius, ein Corps dahin absendet, da wir, von andern Völkern *) beunruhiget, seines Beystandes sehr bedürfen, auch den Aetius, der jetzt der oberste Befehlshaber unsrer Truppen ist, gegen selbige noch immerfort gebrauchen müssen, und ihn also, für seine Verrätherey, im mindesten noch nicht bestrafet sehen.

*) Diese Völker waren, die Franken, die nun wieder, man weiß nicht aus welcher Veranlassung, aus Gallien über den Rhein getrieben wurden; — die Bewohner Noricums, (einige Oesterreicher, die Kärnther, Krainer, Salzburger) die sich empöret hatten; — verschiedene Gothen in Germanien, und auch die Gothen unter dem Theuderich (Theodorich, Dieterich,) in Gallien; — endlich die Vandalen, die Alanen, und die Sueven, die noch in Spanien waren, und daselbst noch immer gegen sich selbst, gegen verschiedene, daselbst noch vorhandene alte Bewohner, und gegen die Römer, welche immer wieder Spanien, so ganz beherrschen wollten, die Waffen führeten.

Nach Christi Geburt 431.

Aus Rom.

Die Vandalen in Afrika haben unsern Bonifacius, 14 Monathe lang, in Hippo belagert gehalten, bey ihm aber solchen tapfern Widerstand gefunden, daß sie die Belagerung haben aufgeben, und sich von der Stadt entfernen müssen. Da nun also der tapfere Mann nicht ferner eingeschlossen ist, zu ihm auch schon, die Truppen unsers und des morgenländischen Reichs gestossen sind, so gehet er den Feinden auch entgegen, und so erwarten wirs von ihm, daß er sie nun aus Afrika vertreibe.

Ein spätéres aus Rom.

Die Unsrigen in Afrika, sind von den Vandalen, unter der Anführung ihres Fürsten Genserichs, geschlagen, und dergestalten aufgerieben worden, daß Afrika, bis auf die festen Städte Cirta, Hippo und Carthago, ganz für uns verlohren ist, und Bonifacius sich nun zu uns geflüchtet hat.

Digitized by Google

Nach Christi Geburt 432.

Aus Rom.

Die Kaiserin (Augusta) Placidia, hat den Bonifacius, nicht nur mit allen Merkmalen der gröſten Hochachtung empfangen, sondern denselben auch, an die Stelle, des Verräthers Aetius, zum obersten Befehlshaber aller Truppen unsers Reichs gemacht.

So sorgfältigst derowegen die gedachte Regentin, ihren gerechten Unwillen gegen den Aetius bisher verborgen gehalten hat, so deutlich sieht er nun denselben, und so weiß er auch anjetzt nicht anders sich zu rathen, als daß er einen Theil unsrer Truppen zu seinem Vortheile geneigt gemachet hat, und mit denselben nun, in voller Empörung gegen uns begriffen ist.

Constantinopel.

Auf einem, zu Ephesus gehaltenen Concilium, ist unser Bischof Nestorius, als ein Ketzer und Gotteslästerer, seines Amtes entsetzet, und nach Antiochien abgeführet worden, wo er, in ein einem Kloster eingesperret, seine noch übrige Lebenszeit beschliessen soll. *)

*) Hier haben unsre Leser abermals ein Beyspiel, von der, allen Glauben übersteigenden Unart und Bosheit der Bischöfe dieser Zeit.

Nestorius wird nemlich Bischof in Constantinopel, und das mißgönnt ihm, der Bischof in Rom, und auch der Böswicht Cyrillus in Alexandria, dessen wir oben schon gedachten. Er lauret also auf Gelegenheit den Mann zu stürzen, und erhält sie auf folgende Art.

In Constantinopel prediget ein Geistlicher: — „Maria sey nicht eine Gottesgebährerin zu nennen: denn Gott könne nicht gebohren werden!“ und Nestorius liebt den Geistlichen, giebt ihm also auch Beyfall, da andre dies aufmutzen, und ihn zum Ketzer machen wollen. Gar bald erscheint also Nestorius selbst, als Ketzer, und Cyrillus hört dies nicht sobald, als er auch den gewaltigsten Lermen bläset, und es dahin bringet, daß dieser Sache wegen, ein Concilium zu Ephesus gehalten wird, welches denn mit Fleiß nicht wartet, bis die Bischöfe, die dem Nestorius gewogen sind, nach Ephesus hinkommen, sondern, weil Cyrillus es so will, den Nestorius sogleich verdammet, und bey seiner Verdammung, folgendes Urtheil niederschreibet.

„Da aus den Schriften und Reden Nestorii erhellet, daß er gottlose Irrthümer heget und lehret; so haben wir, unter Vergiessung vieler Thränen, ihn seines Amts entsetzt, und unser Herr Jesus Christus, den er gelästert hat, erkläret ihn, durch diese heilige Versammlung (von 200 Bischöfen,) der bischöflichen Würden verlustig, und schließt ihn aus aller Gemeinschaft seiner Kirche aus!“

Die bösen Buben, die wahrhaftig keine Thräne hier vergiessen, senden sogleich auch ein

ein Schreiben an den Nestorius, des Inhalts: — „Die heilige Versammlung, welche durch die Gnade Gottes, und auf Befehl unsers frommen Kaisers, zu Ephesus versammlet ist, fügt dem Nestorius, dem andern Judas, zu wissen: daß er seiner gottlosen Lehre wegen, nach allen Rechten abgesetzet, und aus allen Würden ausgeschlossen sey!“ — So mißbrauchen also, die schändlichen Menschen, in ganzen Schaaren, den Namen des Herrn, und sehn noch überdem, daß ihr Pöbel, der gemeine Christ, gerad als wenn der Welt, das größte Heyl erschienen wäre, den Höchsten, dieses Urtheils halben, lobet, und die gewissenlosen Priester mit Fackeln, ja mit kostbaren Räuchwerk, aus der Kirche begleitet, ihrentwegen auch die Stadt erleuchtet; ja daß endlich, der angeblich fromme Kaiser, dies Urtheil bestätiget, und den Nestorius in ein Kloster sperren läßt, wo er viele Jahre sitzet, von wo er endlich aber, da dies die mörderische Lust seiner Feinde noch nicht genug befriedigen kann, in eine Wüste geführet wird, in der er endlich, im Jahr 436, seinen Geist aufgiebt.

Er war freylich, beynahe eben solch ein mörderischer Mann, als jene seine Feinde waren; denn er verfolgte die Arianer, und andre vermeintlich Irrgläubige bis aufs Blut, und sagte sogar einmal von der Kanzel zum Kaiser: — „Hilf mir, daß ich die Ketzer ausrotten kann; so will ich, (vermuthlich weil er dann ein Heiliger seyn würde, durch Gebeth und Wunderkraft,) die Perser ausrotten. Ihm wiederfuhr demnach, was er an andern wohl verdienet hatte, aber es wiederfuhr ihm nicht, weil jene Bischöfe, diese seine unchristliche Wuth mißbilligten, sondern weil die Bischöfe zu Rom und Alexandria Bösewichter waren, und Ansehen genug schon hatten, die, ohnedem unwissenden, und sinnlosen Bischöfe ihrer Zeit, nach ihrem Belieben zu lenken.

Nach Christi Geburt 433.

Aus Rom.

Aetius und Bonifacius haben sich ein Treffen geliefert, in welchem, (wie es scheint, aber nicht ausdrücklich gemeldet wird,) zwar Bonifacius gesieget hat, doch dergestalten schwer verwundet ist, daß er wohl sterben wird. Aetius hat sich indessen, nach erlittener Niederlage gemüssiget gesehen, zu den Hunnen seine Zuflucht zu nehmen, um der Rache der Kaiserin zu entkommen.

Ein anderes aus Rom.

Bonifacius ist gestorben, Aetius aber wiegelt die Hunnen gegen uns nun auf, und wird, an der Spitze eines zahlreichen hunnischen Heeres, bald wider uns im Felde seyn.

Nach Christi Geburt 434.

Aus Rom.

Wir erlebens, wie es scheint, wohl nicht, den verrätherischen Menschen, den Aetius, bestraft zu sehen. Denn er ist wiederum an unserm Hofe, und mit der Kaiserin nun ausgesöhnet, da sie aus Furcht vor den Hunnen, die er mit sich führete, ihm die völligste Begnadigung gelobet, er aber die Hunnen wiederum zurückgesendet hat.

In Afrika haben indessen die Vandalen, immer noch die freyesten Hände, und richten die schrecklichsten Verwüstungen überall dort an. Sie haben nun auch Hippo allbereits geplündert und in Brand gesteckt, und uns, bis auf die zween Städte Cirtha und Carthago, nebst deren Gebieth, schon alles abgenommen.

Nach Christi Geburt 435.

Aus Rom.

Wir senden zwar noch immerfort Truppen und Feldherrn nach Afrika herüber, um, was wir daselbst verlohren haben, von neuem zu erhalten, aber das Glück will immer nicht den Barbaren untreu werden, und wir werden uns demnach mit ihnen wohl vergleichen müssen, da ohnedem, in Spanien, die Vandalen, die Alanen, und die Sueven, uns noch immer viel zu schaffen machen, auch die Gothen unter dem Theodorich in Gallien, und die Burgundier unter dem Gonderich, (im Elsaß,) weiter um sich greifen, und mit gewaffneter Hand, von uns zur Ruhe zu verweisen sind.

Ein anderes aus Rom.

Honoria, die Schwester unsers Valentinians III. hat sich von einem Hofbedienten schwängern lassen, und mit dem Attila, einem Könige der Hunnen, einen geheimen Briefwechsel unterhalten, in welchem sie ihn, aufs eifrigste ermuntert hat, mit einem mächtigen Heer in unser Italien einzubrechen, und sie zur Ehe zu nehmen. Sie ist derowegen, da ihre Mutter Placidia, dies alles in Erfahrung gebracht, sogleich vom Hofe verbannet, und nun nach Constantinopel fortgeschaffet worden.

Nach

Digitized by Google

Nach Christi Geburt 436.

Aus Rom.

Wir haben uns in die Umstände gefüget, und mit dem Genserich, dem Oberhaupte der Vandalen in Afrika, einen Vergleich geschlossen, nach welchem wir, bis auf die Gebiethe von Cirtha und von Carthago, unsere Besitzungen in Afrika, ihm gänzlich überlassen haben, und er dafür einen jährlichen Tribut entrichtet.

Mit diesen Barbaren ists demnach jetzt Frieden, und die Burgundier, im Elsaß, sind ebenfalls schon sehr geneigt darzu. Die Gothen aber, die in Gallien, unterm Theodorich leben, sind, wie die Barbaren in Spanien, noch immer in den Waffen, und wir müssen derowegen um der Hunnen Hülfe uns bemühen, und durch sie, die Ruhe wieder herzustellen suchen.

Constantinopel.

Mehr als je zuvor, wird nun das Heidenthum, durch unsern Theodosius mit seinen Wurzeln ausgerottet, denn in einem Gesetze, das dieser Herr gegeben, ist die Todesstrafe drauf gesetzt, wenn irgend wo ein Mensch sich finden läßt, der öffentlich, oder auch nur ins geheim den Göttern dienet, und abgöttische Gebräuche sehen läßt. Wo auch Tempel, Bethhäuser, oder Altäre, den Göttern aufgerichtet stehen, da werden sie augenblicklich, nicht etwan nur verschlossen, niedergerissen, und der Erden gleich gemacht, sondern sogar im Fundamente aufgegraben, und so zernichtet, daß auch nicht eine Spur von ihnen übrig bleibt.

Nach Christi Geburt 437.

Aus Rom.

Da unser Valentinian nun schon erwachsen ist; so will er selbst nach Constantinopel gehen, um sich mit seiner Braut, der Prinzessin Eudoxia daselbst vermählen zu lassen. Uebrigens aber haben unsere hunnische Hülfstruppen, den größten Theil der Burgundier in Stücken gehauen, auch die unruhigen Gothen des Theuderichs, von Narbonne, welches sie belagert gehalten, weggejaget, und ihnen sonst auch noch die stärkste Niederlage beygebracht.*)

*) Was

*) Was wir oben allbereits von den abwechselnden Gesinnungen und Glücksumständen anderer Völker angeführet haben, das ist auch auf die Hunnen zu deuten. Denn diese Leute lebten lange Zeit, unter verschiedenen Fürsten; hatten nach Verschiedenheit ihrer Fürsten, verschiedene Absichten; waren also, zum Theil den Römern hold, zum Theil mit den Feinden Roms verbunden; dienten zum Theil den Römern einige Zeit; verbanden sich aber auch, zu eben der Zeit, mit denen Gothen, und gingen auch wohl mit den Vandalen, Alanen und Sueven, wohin diese gingen. Nur Attila, wußte sie alle, wie die Folge dies noch lehren wird, einmüthig gesonnen zu machen, aber nur er wußte dieses, und seine Nachfolger wußten es schon nicht. — Man muß dies alles vor Augen behalten, sonst wird man irre, wenn man Hunnen, und andere Völker siehet, die zu einer und eben derselben Zeit, für, und wider Rom in Waffen stehen.

Nach Christi Geburt 438.

Constantinopel.

Hier haben wir das Vermählungsfest des Kaisers **Valentinianus** III. und der Prinzeßin **Eudoxia**, mit großer Pracht gefeyert, und bey dieser Gelegenheit, ist das Gebiethe unsers morgenländischen Reichs, aufs ansehnlichste vergrößert worden. Denn da bisher die Präfektura Illyriens (— s. Theil III. p. 524. zwischen unserm und dem abendländischen Reiche getheilet war, so ist nun, das Ganze dieser Präfektur, an unserm Kaiser abgetreten, und mit unserm Reich verbunden.

Nach Christi Geburt 439.

Aus Rom.

Unser **Valentinian** III. hat seine Reise nach **Constantinopel**, und von dort, in Gesellschaft mit seiner jungen Gemahlin, nach seiner Residenz **Ravenna**, auf das glücklichste zurückgelegt, und sieht, daß seine Feldherren **Aetius** und **Litorius**, gegen die unruhigen **Gothen** in **Gallien**, noch immer glücklich sind.

Cons

Constantinopel.

Auf Befehl unsers Kaisers Theodosius, haben achte, der berühmtesten Rechtsgelehrten, alle Gesetze und Verordnungen, die seit den Zeiten des großen Constantins, von den Kaisern sind gegeben worden, auf das genaueste prüfen, und in ein einziges Buch zusammen bringen müssen. Dies ihr Buch indessen, soll nun, da es vollkommen fertig ist, das einzige und allgemeine Gesetzbuch unsers Reiches seyn, und alle Richter sollen nun ihr Urtheil darnach sprechen. *)

*) Dies Gesetzbuch, (codex Theodosii) ist den heutigen Rechtsgelehrten noch immer wichtig; wurde auch im Reiche des Valentinianus, wie im Reiche des Theodosius, ja selbst von den Gothen, als Gesetzbuch angenommen, und behielt in dem Abendlande annoch seine Kraft, nachdem es selbige in dem Morgenlande schon verlohren hatte. — Gesetze, die in diesem Codex sich nicht fanden, hörten eben dadurch auf Gesetze zu seyn, und neue Gesetze, die nach Verfertigung dieses Gesetzbuches, von den Kaisern gegeben wurden, benannte man mit dem Namen Novellä, der auch jetzt noch üblich ist.

In eben diesem 439. Jahre, läßt übrigens der Kaiser Theodosius, die Gebeine des guten Johannes Chrysostomus, als große Heiligthümer nach Constantinopel bringen; ehrt also den Mann, den sein Vater hatt' ermorden lassen, eben so, als ehedem die Juden, die Gräber der Propheten ehreten, die ihre Väter längst erwürget hatten.

Nach Christi Geburt 440.

Rom.

Die Gothen in Gallien, haben unter ihrem Fürsten Theodorich, unsern Feldherrn Litorius, *) der zuvor so herrliche Siege über sie erfochten hatte, mit großem Verluste geschlagen, auch ihn selbst gefangen genommen, aufs möglichste mißhandelt und beschimpft, endlich aber, in ein Gefängniß eingesperret, in dem er bald genug gestorben ist. Sie heben also, da wir mit vieler Zuversicht, ihre gänzliche Unterjochung erwarteten, nun abermalen ihr Haupt, mit großem Muth empor, und machens daß wir jetzt, an ihrer Besiegung schon verzweifeln müssen.

*) Aetius lag jetzt, gegen die Burgundier im Felde.

Constantinopel.

Unsere Kaiserin Eudocia, ist solch eine fromme Christin, daß sie durchaus nicht ruhen

hen kann, ohne die heilige Stadt Jerusalem, und die heiligen Oerter da herum zu besuchen. Sie hat derowegen ihre Wallfahrt dahin angetreten, und der Kaiser, der ebenfalls sehr gerne dahin mögte, aber die Reise für sich, vor zu beschwerlich hält, hat ihr es aufgetragen, auch für ihn daselbst, die andächtigen Gebräuche verrichten zu lassen.

Aus Rom.

Die Vandalen, unter dem Genserich in Afrika, haben, gegen den mit uns getroffenen Vergleich, Carthago überfallen, und im Besitz genommen. Die Gothen *) in Gallien aber sind gemässigter als wirs gedachten, und haben sich, den über uns erhaltenen Sieg, nicht zu weitern Feindseligkeiten, sondern zu einem gütlichen Vergleiche leiten lassen, so, daß mit ihnen, vor der Hand nun Frieden ist.

*) Die Gothen waren, wie schon sonst gesaget ist, arianische Christen, und hier sagt die Geschichte von diesen Gothen, und ihrem Anführer Theodorich. — „Der tapfere Litorius drängt sie so sehr, daß sie um Frieden bitten müssen, und in diesen Frieden um nichts, als um ihr Leben und um die Freyheit stehen. Litorius aber, auf seine Siege nun schon stolz, will auch diese Bitte nicht gewähren, und da wirft Theodorich einen Sack um sich, und geht als ein Bußfertiger in die Kirchen; schreyet da zu Gott, um Hülfe; greift hierauf aber seine Feinde an, und sieget. Er hält indessen diesen Sieg für die Folge seiner Bußübung; glaubt, er müsse sich desselben in Demuth nur erinnern; ist also nicht hart, sondern nachgebend, und bewürkt den Frieden. — Sonst ist noch zu merken, daß, da jetzt vom euxinischen Meere, bis an den Küsten Spaniens heran, gothische Völker zu finden waren, die Geschichtschreiber, diese Völker in Visigothen, d. h. West-, oder abendländische Gothen, und in Ostrogothen, d. h. Ost, oder morgenländische Gothen theilen, und daß derowegen die Gothen, die mit dem Theodorich, jetzt in Gallien und Spanien sich finden, Westgothen, die andern aber, von denen bald noch mehr geredet werden wird, Ostgothen genennet werden.

Nach Christi Geburt 441.

Constantinopel.

Die Kaiserin ist aus dem heiligen Lande, glücklich wieder zu uns zurückgekehret, und, wie sie in der heiligen Stadt Jerusalem, durch den Bischof daselbst, sehr große Summen Geldes, unter die Armuth hat vertheilen, auch ein goldenes, reich mit Juwelen besetztes Kreuz, auf der so genannten Schädelstädte aufrichten lassen, so hat der gedachte Bischof, sie, mit der einen Hand, des allerersten christlichsten

Digitized by Google

lichen Märtyrers, des heiligen Stephanus*) beschenket, die sie nun, als eine kostbare Reliquie, mit sich nach Haus genommen hat.

*) Fragen unsre Leser, woher hatte denn der fromme Mann die heilige Hand? so antworten wir, daß es sich von selbst versteht, daß solch eine Hand, aus jenen Zeiten her, nur durch ein Wunder vor Verwesung war erhalten, auch durch eben solch ein Wunder war gefunden worden. Ist es unsern Lesern aber drum zu thun, dies große Mirakul zu wissen, so wollen wirs ihnen um so weniger vorenthalten, weil sie aus der Natur dieses einzigen Mirakuls, die Natur aller übrigen Mirakul, durch welche die Kirchen hin und her, mit so viel herrlichen Reliquien bereichert wurden, von selbsten schon erkennen werden.

Ein frommer, oder wenigstens, ein, für die goldenen und silbernen Gefäße seiner Kirche, sehr besorgter Priester, bleibt nemlich des Nachts in der Kirche, um diese Gefäße vor Dieben zu bewahren, und da erscheint ihm in derselben, ein alter großer Mann, weiß gekleidet, aber reich mit Goldstücken behangen, und der Priester weiß es nicht, woher der Mann in diese seine Kirche kommt, erschrickt also nicht wenig über dies Gesicht, faßt dennoch aber, da Gott und alle Heiligen die Wächter über goldene und silberne Kirchengefäße, seiner Meynung nach, vor allen andern Menschen schützen muß, einen Muth; geht auf den großen weissen Mann drauf los, und frägt ihn: wer er sey und was er wolle? Hört aber mit Erstaunen, daß die Gestalt, die er hier siehet, von unten, aus dem Reich der Todten ist, und hier zu ihm nun spricht:

„Ich bin Gamaliel, und um mich selbst, ist's eben nicht zu thun, aber neben mir, und neben meinem Grabe, liegen immer noch, mein Herr, der heilige Stephanus, auch Nicodemus, und noch andere verschlossen. Geh also, und sage dem Johannes, dem jetzigen Bischofe Jerusalems, daß er das Grab uns öffne, und unsere Ueberbleibsel daraus nehme, denn durch sie, will Gott den Menschen eine große Gnadenpforte offen machen!“

Mit einemmale gehorcht indessen, bey solchen wunderbahren Vorfällen, wie die Nachrichten immer geben, so leichtlich keiner. Ein jeder prüft erst das, was er so wundervolles sieht, damit das Wunderwerk der Welt vollkommen sicher werde, und darum heißt es, prüft auch dieser Priester hier, zuvor drey Wochen lang, was er gesehen und gehöret hat, bethet anbey in einemfort, und sieht denn auch in jeder Woche, den nemlichen Geist Gamaliels, und höret auch die nemlichen Worte desselben. Er kann also an ein Mirakul nicht mehr zweifeln, und geht demnach zu dem Herrn Johannes, der, da er diese Nachricht hört, vor Freuden sich nicht mehr zu fassen weiß, und gleich zur Aufsuchung der Gräber, an den, von dem Geist Gamaliels, bezeichneten heiligen Oertern, die nöthigen Befehle giebt. Da werden aber auch die sämtlichen Gräber bald genug gefunden; da liegen in ihnen wirklich auch die Gebeine der gedachten Heiligen noch unvermodert, und da findet derowegen der Herr Johannes, für sich, für seine Kirche, und für seine Nachfolger einen Schatz, der noch weniger versiegen durfte, als jener Oelkrug des Weibes von Sarepta.

Denn Jung und Alt läuft nun, zu diesen Gräbern, und 73 kranke und gebrechliche Menschen, kommen gleich anfangs auch dahin, genesen aber in dem Augenblicke, in dem nur der Geruch aus diesen Gräbern ihnen in die Nase fährt. Da kann

man also leicht genug es denken, was da nun wohl die Knochen selbst vermögen, wenn ihr Geruch dies schon vermag; wie gerne nun die Christenwelt, die wunderthätigen Knochen an sich kaufet; wie jeder reiche Mann, zum mindesten ein Glied, von diesen Leibern zu erhandeln suchte, und in welchem hohen Preise derowegen, diese morrsche Knochen kommen.

Sehr unpolitisch und nur wenig ökonomisch, handelt aber der Herr Johannes, wo nicht für sich, so doch für seine Successoren. Denn er versendet nun, vermuthlich aber für gutes Geld, die kostbaren Reliquien, in die Abendländer, damit sie die Gothen und andere Barbaren aus dem Abendlande, durch ihre Wunderkraft verjagen, und behält auch nicht einmal, die ebenfalls wunderthätige Erde, die zunächst um diese Gräber gelegen, zum fernern Handel für sich. Das Morgenland wird indessen über diesen Verlust sehr traurig, und da erbarmet sich der Himmel abermals, entdeckt, auf beynahe ähnliche Art, die Gräber des Erzvaters Josephs, des Propheten Zacharias und anderer, und, es ist zum Erstaunen, ganz Constantinopel holet diese Schätze mit großem Pomp zu sich herein.

Aus Rom.

Die Vandalen sind, unter der Anführung ihres Königes Genserich, in Sicilien gewesen, haben diese Insul, wie die gierigsten Räuber durchstreift, und sich mit großer Beute beladen, nun wieder nach Afrika zurückgewandt. Daselbst verfolgen sie indessen, weil sie den arianischen Irrthümern ergeben sind, unsre rechtgläubigen Priester und Bischöfe dergestalt, daß sie selbige aus allen Kirchenämtern stossen, und überall nur solche Lehrer setzen, die so wie sie, gut arianisch sind.

Ein anderes aus Rom.

Unser Feldherr Aetius, hat die Burgundier, aus ihren bisherigen Wohnsitzen fortgeführet, und ihnen, in dem Lande der Allobroger, (jetzt Savoyen in Italien) ihre Wohnstädte angewiesen. *)

*) Es ist möglich, daß die Burgundier den Actius gezwungen haben, ihnen, diesen ihren Zug nicht zu wehren. Sie breiteten sich auch, nicht nur in Savoyen, sondern bis an die Rhonn und Saone aus, in der Franche Comtee und in Dauphinee.

Aus Persien.

Nach einer zwanzigjährigen, größtentheils beglückten Regierung, haben wir unsern Varanes V. durch den natürlichen Tod verlohren, und an seiner Statt, den Sohn desselben, Varanes VI. (auch Isdegerdes II.) auf den Thron erhoben.

Nach

Nach Christi Geburt. 442.

Constantinopel.

In so guter Eintracht unser Kaiser Theodosius, und seine Gemahlin Eudocia bisher gelebet haben, so sehr hat doch der Argwohn, und die Eifersucht, unter ihnen, eine solche Unzufriedenheit und Abneigung nun angerichtet, daß Eudocia jetzt wirklich schon den Hof verläßt, und nach Jerusalem hingehet, um, entfernt von allem Glanz des Hofes, in Andacht und in Einsamkeit, ihr Leben dorten zu beschliessen. Ein Apfel ists indessen, der all dies Misvergnügen hier gewirket, und überdem auch noch dem Paulinus, einem großen Vertrauten der Eudocia, das Leben gekostet hat, vielleicht auch andern Männern noch, das Leben kosten dürfte. *)

Denn als der Kaiser einen Apfel, von außerordentlicher Schönheit, und von seiner Größe zu Gesicht bekommt; so schenkt er diesen Apfel der Eudocia, seiner Gemahlin, und diese schenkt ihn wieder dem Paulinus, dem sie sich, da sie selbst eine sehr gelehrte Dame ist, seiner großen Gelehrsamkeit wegen, außerordentlich gewogen zeiget. Dieser Paulinus sieht denn aber die sonderbare Schönheit dieses Apfels mit Bewunderung an, weiß nicht, daß der Kaiser diesen Apfel schon gesehen, und der Eudocia geschenket hat; nimmt also den Apfel, und macht mit ihm, als mit einer großen Seltenheit, dem Kaiser ein Geschenk.

Der Kaiser sieht denn aber diesen Apfel und erkennt ihn wieder; erstaunt, da er denselben, in den Händen des Paulinus siehet; läßt seine Gemahlin vor sich kommen, und frägt: wie ihr der Apfel, den er ihr geschenket, gefallen und geschmecket habe? Er sieht denn aber die Bestürzung der Dame; und hört noch überdem, daß sie ihm sagt: „Sie hätte den Apfel gegessen, und er hätte ihr recht gut geschmecket.“ Er meynt also, er habe nun den sichersten Beweis von der Untreue dieser Dame, und von dem unerlaubten Umgange des Paulinus mit derselben; läßt derowegen den Paulinus augenblicklich tödten; wirft auch, auf alle andere vorzügliche Vertrauten der Kaiserin, einen sehr merklichen Verdacht; und macht durch seinen Argwohn, den er gleich so klar am Tage legt, daß die gute Dame so verworren, so zaghaft gegen den Kaiser, und so niedergeschlagen in ihrem Gemüthe wird, daß sie keine Ruhe mehr vor seinen Augen und am Hofe finden kann, also denn auch, um nichts, als nur um die Erlaubniß bittet, fortzugehen, und in Jerusalem ihr Leben zu beschliessen.

*) Der eifersüchtige Kaiser, tödtet bald nachher, wie wir noch hören werden, auch noch andere Männer, will jetzt aber auch den Cyrus tödten, einen vortreflichen Dichter, der eben um seiner Dichtkunst willen, von der gelehrten Eudocia, vor andern

Digitized by Google

ist geachtet, von ihr auch so befördert worden, daß er in diesem Jahre Consul ist. Weil er sich indessen schämet, ohne ferneren Grund, und nur aus Argwohn, einen solchen Mann zu tödten; so fällt er drauf, von diesem Manne, zu behaupten: — „Er sey dem Heidenthum geneigt!“ entsetzt ihn, unter diesem Vorwande, aller seiner Würden, nimmt ihm auch alle seine Güter, und will noch weiter gehen, und ihm sogar das Leben nehmen. Der unglückliche Mann ist aber noch so klug, daß er sofort in eine Kirche flieht, auch sich zum Priester weihen läßt, und da scheuet sich endlich doch der eifersüchtige Fürst, die Hand an ihn zu legen.

Ein anderes aus Constantinopel.

Da die Vandalen in Afrika so mächtig werden, und Valentinianus, der Kaiser in den Abendländern, ihrer Macht bey weitem nicht gewachsen ist, so will unser Theodosius ein großes Corps nach Afrika hinsenden, und jener Barbaren Macht dadurch zu Grunde richten. Die Befehle sind denn auch, zum Aufbruche dieses Corps bereits gegeben, und damit alles desto eilender von statten gehe, so sollen die Truppen, nicht zu Lande, durch Thracien und Italien, sondern auf Schiffen, gerade nach Sicilien, und von dort nach Afrika geführet werden.

Rom.

Durch den Kaiser Theodosius, wird nun, wie wir das hoffen, die Macht der Vandalen in Afrika gebrochen werden, denn eine zahlreiche Flotte des gedachten Kaisers, ist mit einem großen Heere, wirklich schon an den Küsten Siciliens gelandet, und der große Krieger Genserich, hat jetzt von seinem Stolz, so viel schon nachgelassen, daß er Friedensvorschläge überschicket hat, und also in sich selbst schon weniger Vertrauen setzet.

Constantinopel.

Durch den Tod des Königes Arsaces in Armenien, sehn wir uns, mit den Persern, abermals in einen Krieg verwickelt, *) und müssen dieserwegen, das Heer, welches gegen die Vandalen in Sicilien schon stehet, noch ehe etwas von demselben ausgerichtet ist, zurückberufen

*) Arsacius stirbt, und theilt sein Königreich unter seine zween Söhne, Tigranes und Arsaces, giebt aber dem Tigranes, den größten Theil desselben. Dadurch wird also Arsaces dergestalt vom Neid entflammet, daß er seinem Bruder Händel zu erregen suchet, und zu dem Ende sich an den Kaiser Theodosius hinwendet, der denn auch dem Tigranes befiehlt: das Reich mit seinem Bruder in gleiche Theile zu theilen. Tigranes hat hierzu aber keine Neigung, muß indessen vor des Theodosius Gewalt, mit der er hier bedrohet wird, sich fürchten, wendet sich also an den Perser Varanes VI. und schenket dem viel lieber, das Ganze seines Reiches, als daß er einen Theil davon, dem Bruder geben sollte. Diese Schenkung verdreußt denn aber den Bruder, und weil er sie dem Perser schlechterdings nicht gönnet, so schenkt auch er, die ganze Foderung, die er zu machen berechtiget seyn will, dem Theodosius, und da ziehen Theodosius, und Varanes, um dieser Schenkungen willen, ihre Schwerdter.

Nach

Digitized by Google

Nach Christi Geburt 443.

Rom.

Unsere Hoffnung, den Genserich und seine Vandalen aus Afrika verjaget, oder aufgerieben und uns unterjochet zu sehen, ist uns aufs völligste vereitelt worden. Denn er, der schlaue Krieger, hat durch vorgebliche Friedensgesuche, die Macht die ihn besiegen konnte, betrüglich in Sicilien zurückgehalten, und nun, da diese Macht, um gegen die Perser zu dienen, zurückberufen ist, den ohnmächtigen Fürsten unsers Reichs genöthiget, ihm förmlich alle und jede Eroberungen, die er in Afrika gemacht, und selbst auch das Gebiethe von Carthago abzutreten.

Constantinopel.

Mit den Persern haben wir nun Frieden, denselben aber durch Abtretung, fast des ganzen Armeniens erkaufen müssen. Denn eines Theils befürchtete unser Kaiser, daß seine eigene Unterthanen in Asien, durch die ausnehmenden Tugenden des persischen Monarchen gereizet, sich zu den Persern schlagen dürften, und andern Theils, waren die Hunnen, unter ihrem Könige Attila, der, alle und jede Hunnen sich unterwürfig gemachet hat, in großen Schaaren über die Donau gegangen, und verwüsteten unsere Provinzen mit Feuer und mit Schwerdt, mußten und sollten derowegen von dort vertrieben werden.

Weit gefehlt indessen, daß die Macht unsers Reiches, diesen barbarischen Volkern hätte Einhalt thun, und sie aus unsern Staaten treiben können, so hat vielmehr der Kaiser, in seiner eigenen Residenz, sich nicht mehr sicher gesehen, sondern sich vor ihnen, nach Asien flüchten, und nun mit ihnen, einen Vergleich eingehen müssen, der für dieses Reich nicht weniger schimpflich als verderblich ist.

Denn diesem Vergleiche zufolge, müssen wir 1) alle Hunnen, die sich in unser Gebieth geflüchtet haben, oder noch in der Folge darein flüchten mögten, dem Attila ausliefern.*) Wir müssen 2) sogar auch die Eingebohrenen von uns, die bey den Hunnen in die Gefangenschaft gerathen sind, wenn sie von ihnen, entweder schon entflohen sind, oder in der Folge noch entfliehen sollten, ebenfalls an sie ausliefern; dürfen 3) aber, keinem Volke Beystand leisten, welches von dem Attila dereinsten dürfte angegriffen werden, und müssen endlich 4) auch, Jahr vor Jahr, 700 Pfund reinen Goldes, ihm, diesem Attila, als einen Tribut bezahlen.

*) Da die Römer, diesem Vergleich zufolge, die Flüchtigen dem Attila überliefern, da kreuziget dieser, vor der Römer Augen, diese Unglücklichen ohne Barmherzigkeit, und kreuziget unter ihnen, verschiedene hunnische Fürsten, die, um seiner Oberherrschaft zu entgehen, vor ihm geflohen sind.

Aus Persien.

Durch unsern König Varanes VI. ist unser Reich, mit Armenien vereiniget und vergrößert worden, und alle Welt liebt diesen Herrn, da er so außerordentlich gerecht, wachsam über alles, und voll großer Gnade ist.

Nach Christi Geburt 444.

Rom.

Unter den Barbaren, die sich Spaniens bemächtiget haben, sind gegenwärtig die Sueven, unter ihrem König Rechila, die mächtigsten. Wir sind indessen, in diesen Gegenden, noch immerfort so unglücklich und so schwach, daß unser Ansehn dort nur wenig zu bedeuten hat.

Constantinopel.

Der Hunnen König Attila, hat uns so sehr in Furcht gesetzt, und weiß uns auch so gut darinnen zu erhalten, daß er mit uns, und unserm Kaiser, in der That nur ein Gespötte treibt; sich selbst, und die Lieblinge die er hat, durch uns zu großem Reichthum hilft, den Kaiser aber plündert, und unser Reich in Armuth stürzet.

Denn braucht er Geld, oder Korn und andre Lebensmittel; so sendet er Gesandten an uns ab, die dieses alles von uns fordern, die immerfort, von weitem schon, mit einem Krieg uns drohn, und die vom Kaiser sofort auch alles zugesagt erhalten, weil ihm der Namen Attila, so fürchterlich geworden ist. Nicht allein aber das, was sie ausdrücklich von uns fordern, sondern in der That auch das, woran sie selbst sehr oft nicht denken mögen, erhalten sie von uns, die ansehnlichsten Geschenke nemlich, für den Attila, für seine Günstlinge, und für jeden, der bey ihm, nur etwas zu bedeuten hat. Vornemlich aber werden, die Gesandten selbst, aufs reichlichste und dergestalt beschenkt, daß Attila, der dies schon weiß, sobald er den einen, oder den andern seiner Freunde, oder Generale, gern bereichern will, denselben nur, unter diesem oder unter jenem Vorwande hierher an unserm Kaiser sendet, und seiner Absicht dann auch nicht verfehlet, da dieser Herr das Herz nicht hat, auch nur einen einzigen dieser Abgesandten, ohne die reichlichsten Geschenke von sich zu lassen. *)

*) Das morgenländische Reich war jetzt so schwach, und so sehr vom Attila in Furcht gesetzt, daß Attila, sogar einmal zum bloßen Scherz und Spott, Gesandten nach Constantinopel senden darf, die da, dem Kaiser unters Auge sagen müssen: — „Dein und

und unser Herr, will diese Stadt besehen, und befiehlt dir derowegen, einen Pallast zu seiner Aufnahme, hier bereit zu halten!“ Er läßt denn auch ein andersmal, durch seine Bothschafter, dem Kaiser unters Auge sagen: — „Er, der Kaiser, wäre freylich wohl, wie Attila, von edler Geburth, aber er hätte seinen Adel verlohren, und müßte sich nicht anders, als einen Knecht des Attila betrachten, indem ihn Attila gezwungen hätte, ihm, wie ein Unterthan, Tribut zu zahlen.

Nach Christi Geburt 445 — 449. *)

*) In den Abendländern, hat Valentinianus, in Gallien und in Spanien, noch immer Krieg, noch immer aber so sehr wenig Glück, daß er nicht einmal an die Britten denken kann, die gegen ihre Nachbarn, die Picten und die Scoten, aufs kläglichste zu ihm, um Hülfe schreyn. Actius thut sich übrigens, in den unbedeutenden Kriegen in Gallien, und Rechila, der Sueven König, in denen Kriegen in Spanien, am mehresten hervor. Dieser letzte stirbt indessen, 448, als ein Heide, und hat seinen Sohn Rechiarius zum Nachfolger, der die Tochter des Theodorichs in Gallien, zur Ehe nimmt, und sich zum Christenthum bekennet.

Im Morgenlande bricht Attila, im Jahr 447, abermalen in das Gebieth des Theodosius ein, und hauset abermalen, von dem euxinischen Meere an, bis zu den Pässen Thermopylä, in allen Landen auf das schrecklichste, tritt endlich aber seinen Rückzug an, da Theodosius, den alten Vergleich von neuem bestätiget, und überdem auch noch, 6000 Pfund Gold sogleich an ihn bezahlet.

Uebrigens können unsre Leser hier den Abriß sehen, den die Geschichtschreiber von dem großen und fürchterlichen Krieger, dem Attila, uns machen, der die ganze hunnische Nation, sich unterworfen, und der selben Fürsten besieget, oder verjaget hatte. Sie schildern ihn nemlich als einen Mann, von nur kleiner Person, mit einem großen Kopfe, mit kleinen Augen, flacher Nase, kurzem Barte, schwarzgelber Farbe, breiter Brust und Schulter, ohngefähr also, wie heutige Calmucken und Tataren, aus deren Landen, er auch seinen Ursprung hatte. Außerdem aber schildern sie ihn, als einen Mann, der in seinem Gange etwas stolzes von sich blicken läßt; der verwegen und grausam ist, wie immer ein Barbar seyn kann; dem es indessen nicht an Klugheit fehlet; der auch die Kriegeskunst sehr wohl verstehet, und der erst seinen Bruder Bleda, nachher aber, noch andere Fürsten sowohl der Hunnen, als auch andrer gothischen und sarmatischen Völker, entweder umgebracht, oder doch sich unterjochet hatte, und dadurch ein Herr oder Heerführer, einer unzählbaren Menge Volks geworden war. Die Kirchenschriftsteller nennen ihn: die Geissel Gottes, und der Erfolg wirds lehren, daß er also wohl heissen konnte.

Nach

Nach Christi Geburt 450.

Aus Rom.

Die Britten, die uns lange schon um Hülfe, wider ihre grausamen Landsleute, (die Picten und Scoten) vergeblich angeschrien haben, sind endlich, da sie sich selbsten nicht vertheidigen können, darauf verfallen, daß sie die Sachsen, (die damals zwischen der Elbe und dem Rhein, besonders an den Küsten wohneten,) und vornemlich die Anglen, (einen Stamm dieser Sachsen, der bey Flensburg seine Sitze hatte,) zu sich eingeladen haben, um ihnen, gegen die Picten und Scoten, den nöthigen Beystand zu leisten.

Unter der Anführung eines gewissen Hengist, und seines Sohnes Horsa, sind denn wirklich auch, einige dieser Angelsachsen, nach Brittannien gegangen, haben daselbsten, die Britten, vor den Scoten und Picten in Sicherheit gesetzt, zugleich aber, solchen festen Fuß daselbst gefasset, daß die Britten, nun dem Hengist unterworfen sind, der sich die Stadt Kent zu seiner Residenz erwählet hat, und von dorten nun, als König der Britten herrschet. *)

*) Da dies anjetzt geschiehet, und die Britten, ihrer Helfer, der Angelsachsen, nicht wieder los werden können, so verlassen abermalen viele Britten, ihr Vaterland, und gehen nach Armorica, (Bretagne) über. Aber schon bey den Einfällen der Picten und Scoten, hatten viele Britten dies gethan, und wer weiß nun, welche Britten, dieser Provinz den Namen Bretagne gegeben haben?

Uebrigens wurde jetzt, das Angelsächsische Reich in Brittannien gegründet; die Britten aber waren dabey nichts weniger als ruhig; sie empörten sich vielmehr, aufs häufigste, wurden endlich aber den Angelsachsen theils unterjochet, theils aus Engelland vertrieben, so daß endlich die Halbinsul, die jetzt Engelland heisset, den Sachsen, ganz in die Hände fiel.

Diese Sachsen aber gingen nicht alle, mit einemmale, und unter nur einem Oberhaupte, sondern zu verschiedenen Zeiten, und unter verschiedenen Anführern, nach Engelland herüber. Und da nun jeder neue Haufe Sachsen, in einer, von seinen Landsleuten noch nicht besiegten Provinz, seinen Fuß hinsetzte, und die bezwang, so sahe man endlich, im Jahr 585, sieben verschiedene Königreiche in Engelland, nemlich das Königreich Kent, Sussex, Westsex und Cornwallis, Essex, Northumberland, Mercia, und Norfolk, nebst Suffolk, oder Ost-Anglien, auch Ostsex.

Constantinopel.

Was wir endlich noch von Christum glauben sollen, das wissen wir fürwahr jetzt nicht, denn unsre Priester machen uns, in diesem Punkt, ganz irre.

Da ist nemlich, vor einigen Jahren, der Bischof Nestorius hier unter uns, und der nimmt

nimmt in Christo zwey Personen an, die eine, die er von Gott, die andere, die er von der Maria habe, und das verdammen 200 Bischöfe auf dem Concilium zu Ephesus, und setzen fest: — in Christo seyn zwar zwey Naturen, aber nicht auch zwey Personen.

Indem wir also dies nun glauben, und alle andere, die dem Nestorius noch Beyfall geben, als Ketzer, auf das härteste verfolget werden, tritt Eutyches, der Abt, eines uns naheliegenden Klosters auf, und lehret: — „In Christo sey nur eine Person, und auch nur eine Natur, weil die göttliche Natur, die menschliche in ihm, so ganz und gar durchdrungen, und gleichsam ganz verschlungen hätte.

Diese seine Meynung läuft indessen, wider den Beschluß der Bischöfe zu Ephesus, und da versammlet also, unser Patriarche Flavianus, etwan 30 seiner Bischöfe, verdammt mit ihnen, die gedachte Meynung des Eutyches, und bestärkt uns also in dem Glauben, an zween Naturen in Christo.

Er, unser Eutyches, bleibt indessen bey dieser Verdammung im mindesten nicht ruhig; hat vielmehr sehr große Gönner hier am Hofe, und machts also, daß der Kaiser abermalen viele Bischöfe unsrer Christenheit, nach Ephesus einladet, und daß diese, an der Zahl 130, da sie am 1. August daselbst zusammen kommen; dem Eutyches vollkommen Beyfall geben; die Lehre von zween Naturen in Christo verdammen; die Bischöfe, die am mehresten auf die Absetzung des Eutyches gedrungen haben, ihres Amts entsetzen, und uns also dermaßen irre machen, daß wir nun gar nicht wissen, was wir von Christo glauben sollen.

*) Dies Concilium zu Ephesus, wird der Räuber-Convent genannt, und man höre, wie gerecht diese Benennung ist!

Cyrillus war ein Feind des Nestorius, Eutyches war dies ebenfalls, und Dioscorus, der jetzt an des verstorbenen Cyrillus Stelle als Bischof saß, war, nebst allen egyptischen Priestern und Bischöfen, dem Eutyches gewogen, weil er gerade das Gegentheil von dem Nestorius lehrete.

Nun unterfängt sich aber Flavian, der Bischof von Constantinopel, den Eutyches zu verdammen, und das verdrückt also den Dioscorus, nebst allen, die wider den Nestorius gesonnen sind; Eutyches kann das auch genugsam denken, daß alle Anti-Nestorianer ihm Beyfall geben werden. Er bringts also, durch seine Gönner, und durch Geldsummen, die Dioscorus ihm übermacht, bey Hofe dahin, daß lauter Anti-Nestorianer zum Concilium nach Ephesus berufen werden, und daß Dioscorus, sein Freund, aber des Flavianus Feind, da bey den Vorsitz führet. Ohne Schwierigkeit, bekömmt er also den Beyfall der Versammlung, jene seine Feinde aber werden verdammet, und der Patriarche Flavian, der dagegen reden will, bekömmt von dem Dioscorus, in aller andern Bischöfe Gegenwart, Maulschellen. Ja der gottlose Mensch, Dioscorus, zerprügelt ihn, in dieser heiligen geachteten Versammlung, mit geballter Faust, wirft ihn zur Erden, und tritt ihn mit Füßen, so, daß er am dritten Tage sterben muß.

Mörder also sind, die hier, bey diesem Frevel unthätig sitzenden Priester, und anspeyen muß man sie, wenn mans thut, wie sie noch außerdem sich aufgeführet, wie sie geraset, einigen geschmeichelt, andern aber geflucht haben.

Nach Christi Geburt 451.

Constantinopel.

Unser Kaiser Theodosius II. hat das Unglück gehabt, von seinem Pferde, so zu stürzen, daß er den folgenden Tag darauf (am 20. Junius) seinen Geist aufgeben müssen. Der gute und gottselige *) Fürst, hat demnach sein Leben, nur auf 50 Jahr gebracht, und da er keinen Prinzen hinterläßt, so sollte billig wohl dies Reich, entweder an die Eudoxia, des abendländischen Kaisers Gemahlin, oder an ihn selbst, ihren Gemahl, den Kaiser Valentinianus fallen. Allem Ansehn nach wird aber, weder dieser, noch auch jene darzu gelangen, denn Pulcheria, die Schwester des Verstorbenen, die beständig neben ihrem Bruder hier regierete, hat nun das Scepter ganz allein in ihre Hand genommen, und wird dasselbe auch darin behalten, da ohnedem, sich niemand besser darzu schickt, auch alle Unterthanen unsers Reichs, damit sehr wohl zufrieden sind.

*) Gottselig, wird auch dieser Fürst genannt, aber er beleidiget viele Jahre hindurch seine Gemahlin durch den schändlichsten Verdacht, den er auf sie geworfen hat. Er tödtet aus Verdacht den Paulinus. Er will aus bloßem Verdachte den Cyrus tödten, und er läßt überdem auch noch, durch einem, von ihm selbst nach Jerusalem abgefertigten Comes, den Priester Severus, und den Diaconus Johannes, die seine tugendhafte Gemahlin von Constantinopel, zu ihrem Troste mit sich nimmt, aus leerem Verdachte, auf meuchelmörderische Art ums Leben bringen. Unserm Gefühle nach, mögten wir daher, den elenden Sclaven seiner mörderisch eifersüchtigen Leidenschaft, aus dem Register der gottseligen Regenten gern wegwischen, und denken immer: — that er nicht noch mehr Böses, so war nicht seine Gottlosigkeit, sondern seine Dummheit oder seine Trägheit daran schuld, Dummheit und Trägheit aber, sind wahrhaftig nicht Gottseligkeit.

Wirklich war denn auch der Herr so träge oder dumm, daß er z. E. alles unterschrieb, was seine Minister ihm, zur Unterschrift darbrachten, ohn im geringsten es angesehen, durchlesen, und durchdacht zu haben. Seine gute Schwester Pulcheria, nimmt derowegen, entweder um ihn von dieser Trägheit zu heilen, oder um ihn von seiner Dummheit desto besser zu überführen, einen Aufsatz, den er unterschreiben soll; bittet ihn um Unterschrift, und erhält sogleich auch was sie bittet. Sie nöthiget ihn denn aber, diesen, von ihm schon unterschriebenen Aufsatz zu lesen, und da er dieses thut, so siehet er, er hat gegen seine, ihm damals noch sehr liebe Gemahlin Eudocia, den Befehl unterschrieben: „daß sie aus seinem Bette gestoßen, die Sclavin seiner Schwester Pulcheria seyn soll.“ — Er erstaunt also über sich selbst, und muß der guten Schwester nun versprechen, daß er sein Lebelang nichts unterschreiben wolle, was er nicht selbst zuvor durchlesen hätte. — Also freylich wohl ein schwacher oder träger, aber dieserwegen nicht ein frommer Fürst.

Ein

Ein anderes aus Constantinopel.

Seltsam war es freylich wohl, daß eine Frau, die einzige Beherrscherin von diesem unserm Reich seyn sollte, aber noch seltsamer ists, wie, und auf was Art wir nun, einen Kaiser hier erhalten haben.

Da nemlich, unsere Kaiserin Pulcheria, das sonderbare, daß sie allein den Scepter führet, sehr wohl stehet; so entschließt sie sich, ohnerachtet sie bereits im 51. Jahre ihres Alters ist, sich in diesem ihrem Alter noch, mit einem Manne zu vermählen, und dem das Scepter in die Hand zu geben. Sie weiß denn aber, sie hat es Gott gelobet, sich nie mit einem Manne zu vermischen, sondern ihre Jungfrauschaft bis an ihr Lebens-Ende zu bewahren, und trift also, da sie sich nun doch vermählen will, auf einen sonderbaren Nebenweg, um sowohl dem Gelübde, zu genügen, als auch für unser Reich zu sorgen, und selbigem einen rechtmäßigen Herrn und Kaiser zu geben.

Sie siehet nemlich unsern Rathsherrn Marcian, einen Mann, von nun schon 50 Jahren, und weiß, daß dieser es vor allen andern wohl verdient, der Herr des Reichs zu seyn. Sie bietet ihm also, als ihrem dereinstigen Gemahle, ihre Hand, läßt denselben aber, zuvor sich schwören, daß er um ihres Gelübdes willen, sie nie als Ehefrau berühren wolle, und fordert hierauf unsern Bischof auf, daß er sie feyerlichst mit diesem Mann vermähle.

Sie ist demnach eine Gemahlin und ists auch nicht, hat nun aber ihrem Gemahl das Scepter in die Hand gegeben, und ihn, damit seine Würde, allem Volke heilig sey, von unsern Bischof auch hier krönen lassen. *)

*) Dies ist das erste Beyspiel, einer Krönung, durch bischöfliche Hände, dasselbe fand bald aber, Nachahmung genug, und gab Gelegenheit, daß das Ansehen der Bischöfe bald noch größer wurde.

Der Ausweg übrigens, den hier die Kaiserin, in Ansehung ihres Gelübdes zu erfinden weiß, ist immer, wie uns dünkt, klug genug, und verantwortlich vor Gott, weil er die Ruhe des Volks, und also auch das Heyl desselben, worauf der Herr gewißlich mehr, als auf Gelübde siehet, alleine nur zur Absicht hatte. Die Wahl aber, die diese gute Dame auf den Marcianus wirft, die wird von aller Welt gebilliget, denn Marcianus schien, oder war, ein Mann von großer Tapferkeit, von großem Verstande, von ausnehmender Geschäftigkeit, und von unverstellter Menschenliebe, auch wahrer Gottesfurcht. Alle Welt war derowegen mit der Erhebung desselben wohl zufrieden, und die Geschichte meldet uns, aus seinen noch frühern Jahren, einen Vorfall, der seinem mitleidigen Herzen, und der Vorsehung des Allerhöchsten Ehre macht.

Er reiset nemlich, da er Soldatendienste nehmen will, von seiner Heimath, die nicht genau bestimmet wird, zu dem Corps Truppen, unter dem er Dienste sucht, und findet unterwegens einen Erschlagenen, unbeerdigt unterm freyen Himmel liegen; denkt nach damaligen Begriffen, daß dies ein übergroßes Unglück sey, und will dem Erschlagenen die vermeinte letzte Pflicht erweisen. Er gräbt demnach, so gut er kann, den todten Körper in die Erde, wird aber von andern bey diesem Geschäft betroffen, und sofort auch angegeben, gegriffen und gefangen gelegt, indem ein jeder, auch die Obrig-

keit des nächsten Ortes, ihn selbst als den Mörder des Erschlagenen betrachtet, als solchen auch, ihn, zum Geständniß foltern, und dann wie ers verdient, bestrafen will.

Da liegt also der gute mitleidsvolle Mann, gleich einem Verbrecher in dem Kerker; hat keinen, der für seine Unschuld zeugen kann, als den, der droben wohnet, und muß demnach wohl bluten, wenn dieser nicht sein Retter wird. Das wird Derselbe wirklich aber, denn er macht bald, den wahren Mörder kund, und erhält dadurch dem mitleidsvollen Mann sein frommes Leben.

Aus Rom.

Placidia, die Mutter unsers Valentinianus ist gestorben, und unser Reich hat nun, durch sie, sein eigentliches Oberhaupt verlohren. Denn nicht nur während der Minderjährigkeit ihres Sohnes, unsers Kaisers, sondern auch noch nach derselben, und bis an ihren Tod, hat sie mit unumschränkter Gewalt, mehr als der Kaiser selbst geherrschet, und das wird nun, da sie gestorben ist, unser oberster Feldherr Aetius, an ihrer Statt wohl thun.

Uebrigens aber wissen wir es nicht, ists Achtung gegen die Pulcheria, oder ists Gefühl der Schwäche unsers Reichs, und Furcht vor denen Hunnen, daß unser Kaiser im geringsten nicht, auf jene Morgenländer Anspruch macht, die nach dem Tode des Theodosius, in aller Absicht ihm gehören. Gewiß ists wenigstens, bey Hofe ist, um dieser willen, auch nicht die mindeste Bewegung zu verspüren. Ueberhaupt ist aber auch, der Kaiser selbst, zu keinen großen Thaten aufgelegt, und immer läßt er sich von seinen Verschnittenen und von Weibern leiten, mit denen er seine, gewiß nicht keuschen Lüste, nie genugsam büßen kann.

Constantinopel.

Unser Kaiser Marcianus, hat so viel Muth, daß er sogar dem Attila sich widersetzt, und ihm durchaus nun den Tribut nicht zahlen will, den der verstorbene schwache Fürst, demselbigen gezahlet hat. Ja, da der gedachte Attila, diesen Tribut nun fordert, da antwortet ihm unser Marcian: — „Er habe nur für seine Freunde Gold, aber für seine Feinde hab er Stahl!“ Er trotze demnach, dem sonst so fürchterlichen Krieger, und geb es der Allmächtige, daß dieser Trotz uns nicht verderblich werde!

Nach

Nach Christi Geburt 452.

Aus Rom.

Seit einiger Zeit sind wir, vor Schreck und Furcht, hier unsrer selbst nicht mächtig worden, denn Attila, der schreckliche Krieger, hatte ein Heer von mehr als fünf, (nach andern sieben) mal hunderttausend Mann, aus allen nördlichen höchst barbarischen Völkern, (Rußlands, Pohlens, Germaniens) zusammengezogen, und drohete mit demselben in unser Reich zu fallen, wofern ihm unser Kaiser nicht sofort, seine Schwester Honoria, die sich ins geheim mit ihm, dem Attila, vor vielen Jahren schon verlobet hätte, und mit derselben auch, die Hälfte unsers abendländischen Reiches gäbe. Jetzt hören wir indessen, zu unserer nicht geringen Beruhigung, daß der Barbar sich endlich doch, durch die Vorstellung unsers Kaisers hat bewegen lassen, von seiner Forderung abzustehen, und daß daher, für unser Reich, von ihm, so sonderlich nichts mehr zu fürchten ist.

Constantinopel.

Die Hunnen sind, unter ihrem Könige Alarich, durch Germanien, mit starken Schritten nach Gallien gegangen, und wollen daselbst die Westgothen, und derselben König Theodorich mit Krieg beziehen.

Rom.

Die Gefahr für unser Reich, ist in der That wohl groß, und unser Aetius zieht derowegen alle unsre Truppen zusammen, sucht sich auch mit den Franken, Burgundiern, Westgothen, und andern Völkern, sowohl Galliens, als Germaniens zu verbinden, um dem Attila zu Leibe zu gehen, der mit seiner ungeheuren Macht, sehr unerwartet in unser Gallien eindringen will, und mit den stärksten Schritten schon an dessen Grenzen ist.

*) Attila will sich den Kraiß der Erden unterwürfig machen, und sieht, es stehn ihm hier, die Kaiser zu Rom, und zu Constantinopel, zunächst im Wege. Er will derowegen beyde Kaiser stürzen, aber den schwachen Valentinian zuerst, und so viel als möglich ist, auch schnell, und ohne dabey Gefahr zu laufen.

Er stellt sich also gegen den Valentinian recht billig an, thut, als wäre er sein Freund, und sagt, da eben jetzt die Franken an den Ufern des Rheins, um zweer Brüder willen, die beyde herrschen wollen, mit einander uneins sind; da auch der Westgothen König Theodorich in Gallien, den Römern abheld ist, und den Genserich, (der des Theoderichs, mit des Genserichs Sohne Hunnerich, vermählte Tochter, unter dem Vorgeben, daß sie ihn hätt vergiften wollen, mit abgeschnittener Nasen, zu ihrem Vater Genserich zurückgeschicket hat,) mit Krieg bedrohet: — wer wolle nur die Franken, von den

nen der eine Theil, um seinen Schutz gebethen hätte, ruhig machen, und dann den Theodorich überfallen, der seinem Bundesgenossen Genserich bekriegen wollte, und der überdem auch noch in Gallien, selbst gegen den Valentinian, nur Unruh stiftete.“ Er meynt denn auch, der schwache Kaiser Valentinian solle dieses, weil ihm die Franken und die Gothen wirklich auch zu mächtig sind, nicht ungern sehen, noch weniger aber sich erdreisten, durch irgend eine Widersetzlichkeit, ihn gegen sich zum Zorn zu reizen.

Im Grunde sieht indessen Attila, die sämtlichen Gothen als seine Unterthanen an, und meynt, er habe dieserhalb ein Recht, auch die Westgothen in Gallien, als Leute, deren Vorfahren ihm entlaufen wären, unter sein Joch zu bringen. Er will also mit ihnen, bey seinen ferneren Eroberungen den Anfang machen, aber sie so wohl als alle andere Nationen, mit List, und auf die leichteste Art, zu seinen Füßen liegend sehen.

Wie er derowegen den Valentinian eingeschläfert, da er ihn das glaubend macht, daß er alleine nur die Franken und die Gothen züchtigen wolle, so versichert er auch dem Theodorich, daß er ihm zur Hülfe gegen Rom, nach Gallien marschiere, und sucht demnach sowohl die Verbindung der Gothen mit den Römern, als überhaupt den Widerstand der einzelnen Macht, sowohl des Valentinians, als auch des Theodorichs von sich gänzlich abzukehren. Es geht ihm indessen nicht ganz so, wie ers zur Absicht hat, sondern so, wie nun sogleich die Folge lehret.

Constantinopel.

Ueber die Natur und Person Jesu Christi, ist bis auf diese Stunde, immerfort gestritten worden, da die Concilia bald dies, bald das, darüber feste setzen und zu glauben anbefehlen, der Laye und der Priester also, schlechterdings verwirret werden muß.

Das nemlich, was vor einigen Jahren, das Concilium zu Ephesus behauptete: „daß in Christo nur eine Natur zu finden sey!“ das hat anjetzt, ein, in diesem Jahr, zu Chalcedon angesetztes Concilium, als gotteslästerlich und ketzerisch verdammet; auch die Priester, die nicht zwey Naturen in Christo glauben wollen, mit der Absetzung, und, so wie die Layen, mit dem Kirchenbann bedrohet. *)

*) Ein, mit dem Kirchenbann belegter Mensch, durfte sich zu keinem Christen nahen, und wer ihn aufnahm, und mit ihm Umgang hatte, der wurde selbst im Bann gethan. Unter einem Volk also, das nichts von Gottes und von des Nächsten Liebe wußte; das, nur durch der Priester Gebeth, durch Sakramente, und durch blinden Glauben, an alle Vorspiegelungen der Geistlichen, sein ewiges Heyl erwartete, unter solchem Volke, sagen wir, von allen Priestern verabscheuet, aus den Kirchen gestoßen, der Sakramente beraubt, rühmlicher Aemter entsetzt, und öffentlich verflucht zu werden, das war gewiß was schreckliches. Nur die Flucht schien hier, dem Gebannten zu rathen zu seyn, aber diese Flucht, war außerdem, daß sie an sich bereits, mit manchem Elende verbunden ist, kein sonderlich Erleichterungsmittel, da die Geistlichkeit sich wohl zu helfen wußte, um ihren Bann, in steter Kraft zu halten.

Kein Priester und kein Christ, durfte nemlich einen Reisenden aufnehmen, der ihm unbekannt, und nicht mit Zeugnissen von

von seinem Priester versehen war. Wer derowegen nicht falsche Zeugnisse schmieden konnte, der konnte auch unter den Christen, so sonderlich weit nicht kommen; er mußte sich an andere Irrgläubige anschließen; und oft dem Höchsten danken, daß es noch Heiden, und andre Irrende in großer Anzahl gab, zu denen er sich wenden konnte.

Sonst ist noch zu merken, daß bisher, die Bischöfe zu Rom, zu Constantinopel, zu Alexandria, zu Antiochia und zu Jerusalem, weil ihre Städte die Hauptstädte waren, als die vornehmsten unter allen Bischöfen geachtet wurden, daß sie auch, schon nach der Einrichtung Constantins des Großen, die Aufsicht über die andern Bischöfe hatten, daß nun aber, weil Rom und Constantinopel kaiserliche Residenzen waren, auf diesem Concilium zu Chalcedon festgesetzet wurde: — „daß die Bischöfe oder Patriarchen von Rom und Constantinopel, auch noch vor denen andern Patriarchen, den Vorzug haben sollten; daß aber der römische Patriarch Leo, hiermit nicht zufrieden war, sondern allein den Vorrang haben wollte. Uebrigens zeichnete sich dies Concilium, auf welchem der Kaiser Marcian zugegen war, durch die niederträchtigsten Schmeicheleyen gegen den Kaiser, und durch noch andere Thorheiten, eben so sehr aus, als jenes ephesinische, sich durch Gewaltthätigkeiten ausgezeichnet hatte.

Aus Rom.

In Gallien haben die mehresten Völker ganz sicherlich geglaubt, es gehe Attila zum Besten unsers Reichs, allein nur gegen die Gothen, die diesem Lande lästig sind, und haben derowegen kein Bedenken getragen, ihm ihre Thore zu öfnen, und ihn in ihre festen Städte einzulassen. Zu seinem eigenen Schaden haben indessen, seine raub- und mordbegierigen Truppen, sich des Mordens und des Raubens nicht enthalten können, und dadurch nun den größten Widerstand in Gallien sich selbst bereitet.

Denn, aus dem so feindseligen, ja barbarischen Betragen dieser Leute, haben die Gallier es gar leicht gesehen, was von ihrer Freundschaft zu erwarten sey; sind also schlüssig worden, ihnen überall, die Thore ihrer Städte, und auch die Pässe zu versperren, und stossen nun, so wie die Gothen, die jetzo ebenfalls nur Böses sich vermuthen, von allen Seiten zu dem Heer, das unser Aetius dort hingeführet hat, lassen uns demnach die Hofnung schöpfen, daß wir über ihn wohl siegen dürften.

Ein anderes aus Rom.

Da der barbarische Fürst der Hunnen es gesehn, daß seine feindselige Absicht, die er auf Gallien gerichtet gehabt, verrathen sey, und daß die Städte überall, vor ihm und seinem Heer, die Thore verschlossen halten, so ist er dergestalt vom Zorn entbrannt, daß er die Städte nun mit großer Wuth bestürmet, und sie, sobald er sie erobert hat, durch Mord und Plünderung, erst gänzlich leeret, dann aber noch in Flammen setzet, und so in Schutt verwandelt. *)

*) Tongres, Trier, Strasburg, Speier, Worms, Mayns, Arras, Laon, Besancon,

sancon, Toul, Langres, und neben diesen, noch unzählige andere Städte, wurden hier von den Barbaren erobert, geplündert, und im Rauch und Feuer aufgepfert.

Noch ein anderes aus Rom.

Bey Chalons (in der Provinz Champagne in Frankreich) hat unser, mit den Westgothen, mit verschiednen Franken, Burgundiern und andern Hülfsvölkern, vereinigtes Heer, unter den Befehlen des Aetius, dem Attila ein großes Treffen geliefert, in welchem Aetius den Wahlplatz behauptet, Attila aber, sich in sein verschanztes Lager werfen, und bald nachhero auch auf seinen Rückzug aus Gallien hat gedenken müssen.

Das Gefechte ist das schrecklichste und blutigste gewesen, das jemals ist geliefert worden, und auf beyden Seiten, sind an 300000 Menschen auf dem Platze geblieben, unter denselben aber, der gothische König Theodorich, der nebst seinem Sohne Thorismund, aufs heldenmäßigste gefochten hat. Nicht weniger haben sich indessen, die sämtlichen Gothen in dieser Schlacht hervorgethan, und wär's nach Thorismundes Sinn gegangen, so wär am Tage nach der Schlacht, eine abermalige Schlacht geliefert worden, denn dieser tapfere Prinz, hat schlechterdinge seines Vaters Tod, an den Barbaren rächen, und derselben Lager also fort bestürmen wollen.

Unser Aetius hat indessen gemeynet, daß des Attila Lager, vor jedem Angrif, viel zu sehr befestiget sey, also das Lager selbst, nicht stürmen wollen, vielmehr die Gothen, mit ihrem muthigen Prinzen, nun nach Haus geschickt, *) und folget jetzt, mit denen übrigen Truppen, dem Feinde, der einige Tage nach der Schlacht, sein Lager selbst verlassen hat, und über den Rhein zurückgegangen ist.

*) Die Westgothen hatten außer Spanien, besonders noch die Provinz Languedoc in ihrem Besitz, und ihr König residirte zu Toulouse. Sie hatten den größten Antheil an dem Siege, der, ob er gleich nicht vollständig wurde, doch ihrer Tapferkeit vorzüglich zugeschrieben werden mußte. Eben diese Tapferkeit aber, die Aetius so sehr hier kennen lernt, bewegt ihn nun, sie nicht ferner zu gebrauchen, denn er fürchtet, daß sie bald auf diese Tapferkeit zu sehr sich gründen, und wie Attila, sich gegen Rom in Waffen zeigen mögten. Er darf indessen sie jetzo nicht erzürnen; sagt also dem Thorismund: — „er hätte brav genug für Rom gethan; er mögte nunmehr auch für sich selbst brav thun; also nach Hause eilen, und sich von seinen Gothen huldigen lassen, weil sonsten seine Brüder, (Theodorich, Friederich, Turich, Rotemer und Himmerit,) die Schätze seines Vaters an sich reißen, und ihn der Nachfolge, in der Würde seines Vaters, ganz und gar berauben könnten.

Thorismundus glaubt denn auch, daß Aetius es redlich meyne; fürchtet sie'bst nun auch dergleichen Meuterey, und geht demnach sofort nach Hause.

Nach

Nach Christi Geburt 452.

Rom.

Es ist unmöglich, die Bestürzung und das blasse Schrecken auszudrucken, welches unser Rom, und das gesamte Italien anjetzt befallen hat. Denn Attila, von dem wir meyneten, daß er durch Germanien, zu seinen alten Wohnsitzen würde zurücke gehen wollen, hat die größten Verstärkungen an sich gezogen, und sich geschwenket, ist also durch Pannonien, schnell wie der Blitz, in unser Italien eingefallen, in welchem wir, an solchen Einfall gar nicht dachten, auch nicht einmal die Pässe besetzet hielten, die aus Pannonien in selbiges einführen. Unser Aetius ist denn auch, nicht weniger als der Kaiser, und als jedermann hierselbst bestürzt, wollt sogar im ersten Schrecken uns verlassen, und mit dem Kaiser aus Ravenna fliehn.

Zu unserm Glücke schämt er aber sich nun selbst, vor solcher Flucht, und zieht auch Truppen, so viel er kann, zusammen, um dem Barbarn entgegen zu gehn, der schon vor Aquileja steht, und diese feste Stadt mit großer Wuth bestürmet.

Ein anderes aus Rom.

Aquileja schützt uns noch, und hält zu unserm Glück den Attila noch auf, daß er nicht weiter dringen kann, giebt uns also Zeit, um alle Kräfte anzuspannen, und wider ihn ein Heer ins Feld zu stellen.

Constantinopel.

Mit der allergrößten Eilfertigkeit, müssen, auf Befehl unsers Kaisers, einige unsrer Truppen, nach Italien abgehen, um dem Kaiser Valentinian zu helfen, in dessen Landen der Hunnen König Attila, mit einer fürchterlichen Macht, ganz unvermuthet eingefallen ist.

Ein späteres aus Rom.

Nach der tapfersten Gegenwehr von Seiten der Unsrigen, ist Aquileja endlich doch, nach einer dreymonathlichen Belagerung, von dem Attila erobert, aber dabey denn auch, auf das grausameste zerstöhret worden. Denn nachdem der Barbar die Stadt, viele Tage hindurch ausplündern lassen, hat er alles in ihr, was Othem gehabt, ganz unbarmherzig lich getödtet, darauf aber alle Häuser angesteckt, und die ganze schöne Stadt in Schutt verwandelt.

Der abscheuliche Barbar hat sich denn auch sofort, noch tiefer in Italien hereingezogen, an allen Orten aber, die nemlichen Beweise seiner unmenschlichen Härte, uns und aller Welt zum Schreck, zurückgelassen.

Denn auch die Städte Trevigio, Verona, Mantua, Cremona, Bergamo, Brescia und Pavia, hat er ganz ausgeplündert, in ihnen aber, ohne Unterschied des Alters, des Standes, und des Geschlechtes, die sämtlichen Bewohner in Stücken gehauen, und dann derselben Häuser angezündet, und nichts als Aschenhaufen draus gemacht. *)

Mit solch einem Barbaren, der mit so unzählbaren Schaaren, abgehärteter, raub- und mordbegieriger Krieger umgeben ist, wirds also wohl am besten seyn, einen gütlichen Vergleich zu treffen. Und ob derowegen auch unser Actius, ein ziemlich Heer anjetzt schon auf den Beinen hat, besonders auch vom Kaiser Marcian, mit Truppen unterstützet wird; so ists denn doch vom Kaiser schon beschlossen, den Frieden mit dem Barbaren, vor dem Kriege zu erwählen, und so muß denn auch eine feyerliche Gesandtschaft von dem Kaiser, zu demselben nun schon hin, um mit ihm, wenns irgend möglich ist, um Frieden zu handeln.

*) Bey diesen nämlichen, (oder doch bey ähnlichen) Drangsalen Italiens, sagt die Geschichte, sey es geschehen, daß sich viele Bewohner der venetianischen Küste in Italien, auf die, nah an der Küste im Meer liegende kleine Inseln hingeflüchtet, daselbst sich niedergelassen, und der heutigen Stadt Venedig, die auf solchen kleinen Inseln stehet, ihren Ursprung gegeben hätten.

Uebrigens sagt auch die Geschichte! — „Attila kommt anjetzo auch nach Mayland, der ehemaligen Residenz verschiedener Kaiser, und sieht in dem dortigen kaiserlichen Pallaste, verschiedene Gemählde, die, die römischen Kaiser auf Thronen sitzend abbilden, zu ihren Füßen aber Gothen und Hunnen kniend, und um Gnade flehend vorstellig machen. Ihm verdrießt also, eine solche Erniedrigung seines Volkes, und um sich wegen dieser Schmach zu rächen, läßt er sich selbst nun mahlen, wie er auf einem Throne sitzet, und wie die römischen Kaiser, Säcke voll Gold und Silber, auf ihren Schultern tragend, sich ihm in Demuth nähern, und zu seinen Füßen ihre Säcke leeren. "

Noch ein späteres aus Rom.

Der außerordentlich einnehmenden Beredsamkeit unsers römischen Bischofes Leo, der mit unter den Abgesandten an den Attila gewesen ist, haben wirs, wie man versichern will, zu danken, daß nun zwischen uns, und dem gedachten Attila, ein Waffenstillstand geschlossen ist, und daß dieser Krieger nun, aus unserm Italien zurück, in das Gebieth der Hunnen ziehet. Derselbe hat indessen noch immerfort darauf bestanden, daß ihm Honoria, des Kaisers Schwester, und mit ihr die Hälfte, der kaiserlichen Kleinodien und Schätze überliefert werde, auch, da ihm dies versprochen ist, gedrohet, daß er wiederkommen wolle, falls diese seine Forderung nicht auf das pünctlichste erfüllet würde.

*) Die wilden, und mit dem Raube Italiens beladenen Truppen des Attila, wollten, da sie nichts mehr zu essen hatten, und krank wurden, nach Hause, um, wo

wo nicht daselbst zu ruhen, so doch ihren Raub dahin in Sicherheit zu bringen. Attila zog also nur ungern ab, ließ sichs indessen ungern merken, daß er abziehen mußte, und stellte sich demnach, als zöge er aus gucherzigen Glimpf nun fort.

Nach Christi Geburt 453.

Rom.

Vor dem Attila hat nun der Himmel, uns auf immer gesichert, denn er ist in seiner Heymath auf das plötzlichste gestorben, und ohne alle Kennzeichen einer äußern Gewalt, todt, und in seinem Blute liegend, im Bett gefunden worden. Er hat nemlich, so unzählig viele Weiber er auch schon gehabt, dennoch verachtet sich mit noch einem jungen Mädgen vermählet, und bey seinem Vermählungsfeste, vor Freuden außer sich, so viel getrunken, daß er berauscht zu Bette gehen müssen, und da ist ihm im Schlaf, ein starkes Nasenbluten angetreten, das ihm so vieles Blut in seinen Mund gestößet hat, daß er in diesem Blut ersticken müssen.

Constantinopel.

Da noch hin und wieder sich sehr viele finden lassen, die dem Heidenthum anhangen, und da auch die sämtlichen Tempel und Altäre der falschen Gottheiten, noch immer nicht an allen Orten niedergerissen und ganz zerstöhret sind: so hat unser Kaiser die harten Gesetze des Theodosius gegen den Götzendienst, erneuret, und festgesetzet, daß der Statthalter, und überhaupt eine jede Gerichtsperson, die bey dem Götzendienst noch ferner jemand durch die Finger sehen würde, 50 Pfund Gold, zur Strafe erlegen soll.

Aus Rom.

In Gallien haben die Brüder des westgothischen Königes Thorismund, diesen ihren Bruder ermordet, und an desselben Stelle, ihren Bruder Theodorich II. zum Oberhaupte ihres Volks gemacht.

*) Einige wollen: Thorismund wäre bereit gewesen mit den Römern zu brechen, und das hätten seine Brüder hindern wollen; andere aber sagen: er hätte sich gegen seine Brüder gebrüstet, und auf den Sieg stolzieret, den er mit dem Aetius über den Attila erfochten gehabt, und das hätte seine Brüder gegen ihn so sehr in Wuth gebracht. — Es kann indessen beydes hier geschehen seyn.

Nach Christi Geburt 454.

Constantinopel.

Nun erkennen wirs erst recht, wie gut es unsere Kaiserin Pulcheria mit unserm Reich gemeynet, da sie den Marcian zu ihrem Gemahl genommen, und nicht allein das Scepter hier geführet hat. Denn durch diesen ihren Gemahl sind nicht nur in den verflossenen Jahren, die sonst so fürchterlichen Hunnen, von allen Einfällen abgehalten worden, sondern durch ihn, verbleiben wir nunmehro auch in Ruhe, und haben jetzt, da diese gute Kaiserin gestorben, um der Nachfolge in dem Reiche, keine innere Kriege zu befürchten, indem der Thron nun nicht erledigt ist

Wenn auch, im Falle, daß sie nicht den Thron so gut besetzet hätte, die Barbaren, die sonst dem Attila ergeben, oder unterworfen waren, die nun, nach seinem Tode aber, sich dem Gehorsame gegen seine Söhne ganz und gar entziehen, mit wilder Raubbegierde in unsre Länder dringen, und sich auch wohl mit diesem, und mit jenem, der Prätendenten unsers Reichs verbinden, eben dadurch aber unsre Noth vermehren würden; so hält sie jetzt, die Weisheit und die Macht unsers Kaisers Marcians, von solcher Unternehmung zurück, und so erbiethen sich denn auch sehr viele dieser Völker, ja selbst der eine Sohn des Attila, mit denen, die an ihm vorzüglich hangen, zu Unterthanen unsers Reiches, bitten um Wohnsitze in unsern, zu den Zeiten des Theodosius so sehr verwüsteten illyrischen Provinzen, und stärken nun, da sie der Kaiser darin aufgenommen hat, *) die Macht des Reichs, die sonst wohl ganz zerfallen würde.

*) Wie unter den Befehlen des Attila, Ost-Gothen, Hunnen, Alanen, Sarmaten und noch anders benahmte Völker standen; so unterwarfen sich auch anjetzt verschiedene Schwärme, der Ost-Gothen, der Hunnen, der Alanen, der Sarmaten und anderer, und diese alle begaben sich, um den übrigen unruhigen Haufen aus dem Wege zu gehen, in das Gebieth des Marcianus, der ihnen dies zu thun erlaubete, da sie ihm Gehorsam gelobeten. Sie alle behielten indessen die Anführer, die sie hatten, und diese Anführer herrschten, gleich Fürsten und Königen über ihre Nationen, führten auch in der Folge gegen einander Krieg, sahen sich aber als Vasallen des Kaisers an. — Pulcheria vermachte übrigens alle ihre Kleinodien, und den großen Reichthum, den sie besaß, den Armen, Marcianus aber, war gutherzig genug, nach diesem Testament zu handeln.

Rom.

Endlich hat denn auch das gedachte Strafgericht, den Oberfeldherrn Aetius getroffen, denn der Kaiser hat denselben mit seiner eignen Hand erleget, weil Heraclius, ein

ein Verschnittener, und ein sonderbarer Günstling des Kaisers behauptet hat, daß Aetius es gar nicht redlich meyne, sondern für sich selbsten nach dem Reiche trachte, und zu dem Ende auch die Vermählung seines Sohnes, mit der einen Prinzeßin des Kaisers, so angelegentlichst, als wirklich auch geschahe, zu beschleunigen suche.

Solche Absicht des Aetius, ist indessen bey weitem nicht erwiesen, und obschon derselbe, wegen seiner, dem Bonifacius gespielten Schelmerey, dies Schicksal wohl verdienet hat; so scheint es doch, als sey er nach der Zeit, mit der aufrichtigsten Treue dem Kaiser ergeben gewesen, und so ist es auch gewiß, daß nur durch seine Verfügungen, und durch seine Tapferkeit, das Reich bishero ist erhalten worden. Man sagts denn dieserwegen auch, daß, da der Kaiser, dieser eigenhändigen Hinrichtung des Aetius sich einmal gerühmet, und um deshalb gelobt zu werden, einen angesehenen Mann befraget hätte: — „was er zu dieser Hinrichtung wohl meyne?“ derselbe ihn erwiedert habe: — „Er könne über diese That kein gründlich Urtheil fällen; wie ihm es aber schiene, so hätte der Kaiser mit seiner linken Hand, sich selbst die rechte abgehauen!“

Nach Christi Geburt 455.

Rom.

Transtila und Oreylla, zween kühne, und unter den Barbaren erzeugte Generale von uns, die dem Aetius ihr Glück zu danken hatten, ihm auch sehr ergeben waren, haben (am 17. März,) unsern Kaiser Valentinian III. auf seinem Richterstuhl erstochen, und mit demselben auch den Verschnittenen Heraclius, der seinen Herrn gegen sie beschützen wollen. Gegen diese kühne Mörder hat denn auch, bis jetzt noch niemand sich gereget, und wird auch in der Folge sich wohl niemand regen dürfen, da Maximus, ihr Freund, und einer der vornehmsten, auch reichsten und beliebtesten Männer unsers Roms, jetzt Kaiser ist, der ermordete Kaiser aber, nur wenig Lieb und Achtung hierselbst fand, anbey denn auch durch seine Unzucht, und besonders durch die Ermordung, des, um ihn verdienten Aetius, fast jedermann, vornemlich aber die Feldherrn und die Truppen, gewiß nicht wenig wider sich erbittert hat.

Ein späteres aus Rom.

Unser Kaiser Maximus, der zuvor, eh er noch Kaiser war, beständig heiter und vergnügt sich sehen ließ, ist von der Stunde, in

Digitized by Google

der er Kaiser worden ist, aufs höchste mißvergnügt, und soll sogar den ersten Abend schon gesprochen haben: — „Er beneide den Damocles, dessen Regierung, sich bey einer Mahlzeit angefangen und geendigt hätte!“ (s. Th. I. p. 529.)

Diese seine Unruhe ist indessen, so unbegreiflich nun wohl nicht, denn nunmehr ist's bekannt, daß er der eigentliche Mörder unsers Valentinianus ist, und da er nun auf dessen Throne sitzet, auch, nach Absterben seiner, vom Valentinian entehrten Gemahlin, desselben hinterbliebene Wittwe Eudoxia gezwungen hat, sich bey ihm ins Ehebett zu legen; so ists begreiflich genug, daß ihm sein Herz nun manchen Vorwurf machen muß. Er ist indessen wirklich zu beklagen, und in der That hat Valentinian an allem Schuld gehabt, und durch sein so ehebrecherisch Leben, die Ruhe und das Glück des Marimus zuerst gestöhret.

Da nemlich die Gemahlin dieses Marimus ein wahrer Ausbund aller Schönheit ist, und Valentinian sie siehet, ihre Tugend aber, nicht durch Bitte, nicht durch Drohn besiegen kann; so setzt er sich einmal mit ihrem Ehesherrn zum Spiele nieder; und gewinnt demselben so viel ab, daß er, da er so viel baares Geld nicht bey sich hat, den ganzen Verlust sogleich dem Kaiser nicht bezahlen kann, und nöthigt dann, den unglücklichen Spieler, ihm seinen Ring zum Pfande zu lassen, bis der noch nicht bezahlte Verlust, an ihn bezahlet wäre. Er nimmt denn aber diesen Ring, nicht wie er hier den Anschein haben will, zum Unterpfande, von wegen des Gewinnstes, sondern zum Mittel, um die schöne und tugendhafte Gemahlin des Marimus zu blenden, und sie, wie nachher auch geschieht, zur Büßung seiner schändlichen Lüste zu verführen.

Denn er sendet nun sofort diesen Ring, zu der Gemahlin des Marimus, und läßt ihr, im Namen desselben, sagen: — „Sie sollte sofort zum Pallast eilen, indem die Kaiserin dort auf sie warte, und sie sprechen wolle.“ Er machts also, daß die gute Dame, da sie den Ring nun siehet und denselben sehr wohl kennet, an einem wirklichen Befehle ihres Mannes gar nicht zweifelt, sondern sofort nun in den Pallast eilet. In demselben nimmt indessen nicht die Kaiserin, die nichts von diesem allen weiß, sondern er, der wollüstige Kaiser, der auf sie schon wartet, die Dame in Empfang, und zwinget sie mit äußerster Gewalt, zur Büßung seiner so schändlichen Lüst.

Dies alles klaget sie denn aber dem Gemahl, mit tausend Thränen wieder, und da dieser das nun hört; so sucht er seine Rache; sieht, daß jene zween Generale vor andern kühn, und um des ermordeten Aetius, ihres Freundes und Beförderes willen, vor andern auch gegen den Kaiser sehr entrüstet sind; bewegt sie derowegen zu dem Morde, und rächet sich demnach der empfangenen Beschimpfung wegen, stark genug, zwingt anbey denn auch, vermuthlich wohl aus Rache, die Wittwe des Ermordeten, zu seinem Bette, um das Vergeltungsrecht, auch jetzt im Tode noch, an dem Ermordeten geübt zu sehen.

Con-

Constantinopel.

Da, nach den ausdrücklichen Verordnungen verschiedener unsrer vormaligen Kaiser, es bisher den Wittwen, und verschiedenen andern Personen, ganz verbothen war, den Kirchen, den Geistlichen und den Mönchen etwas zu vermachen, so hat unser Kaiser Marcianus diese Verordnungen aufgehoben, und nun einem jeden freygestellt, über sein Vermögen, so wie es ihm beliebt, nach seinem Tode zu verordnen. *)

*) Daß diese Erlaubniß, eine sehr schädliche Erlaubniß sey, werden unsre jungen Leser, in der Folge ihres Lebens, noch genugsam sehen, aber schon jetzt können sie es begreifen, daß, wo in den Gemüthern erst der Glaube ist: „daß, was man denen Kirchen und der Geistlichkeit hingiebt, so gut als Gotte selbst gegeben sey, und Seligkeit von Gott erwerbe, ein jeder, besonders aber Frauensleute, über die Maaße leicht bewogen werden, alles was sie haben, besonders, wenn auf ihrem Sterbebette, beredte Geistlichen sie darzu ermahnen, den Kirchen und den Geistlichen in die Hände zu geben. Dergleichen Schwachgläubige entziehen demnach ihren Anverwandten ihr Vermögen, und endlich werden, nur die Geistlichen bereichert, aus der ungeistlichen oder Layenwelt aber, wird zuletzt, fast alles Eigenthum entfernet. Eben dadurch aber werden alle Menschen, zur Ergreifung des geistlichen Standes ermuntert, der ganze Nahrungs- und Erwerbungsstand indessen wird geschwächet, und muß endlich gar zu Grunde gehen.

Rom, den 12. Junius.

Hier ist eine Bestürzung und eine Verwirrung, die nicht zu beschreiben ist, denn eine zahlreiche Flotte Genserichs aus Afrika, bedeckt das Meer, und ist bereits an unsern Küsten, unser Kaiser aber ist, von einigen alten Freunden des Valentinians, da er von hier fliehen wollen, nebst seinem Sohn ermordet, auch sofort, vom Pöbel, durch die Straßen der Stadt geschleppet, und in die Tiber geworfen worden. Alle Vornehmen wollen überdem auch von hier flüchten, keiner aber denkt an die Vertheidigung der Stadt; keiner hat gegenwärtig etwas zu befehlen, und der Barbar wird derowegen, ohne Widerstand hier landen, auch besorglich genug, hier alles plündern, alles niederhauen, und Häuser und Palläste, im Rauch und Feuer drauf gehn lassen.

Rom, den 29 Junius.

Seit dem 15. dieses Monaths, also vierzehen Tage lang, haben wir die Barbarn in unsrer Stadt gehabt, und in derselben haben sie in einemfort geraubet und geplündert, so daß (nur wenige Kirchen ausgenommen) die Kirchen sowohl, als unsere öffentliche Gebäude, unsere Häuser und Palläste, gänzlich ausgeleeret sind, sie, die Barbaren aber, mit unsäglich vielem Raube, sich hinweg begeben können.

Unserm frommen Bischofe Leo, können wirs indessen, nächst Gott, am mehrsten danken, daß wir nicht unser Leben auch hierbey verlohren haben, und daß auch unser Rom, nicht gar im Feuer drauf gehn müssen. Denn er, der gute Bischof ists, der gleich dem Genserich entgegen gegangen ist; bey ihm für

unser

unser Rom gebethen, und so dafür gebethen hat, daß er es ihm geschworen, alleine nur die Stadt zu plündern, niemanden aber an seinem Leibe zu verletzen, und auch kein Feuer anzulegen. Durch ihn sind wir also, vor einer noch viel größern Noth bewahret worden, durch unsre Kaiserin aber, sind wir alleine nur in diese Noth gekommen, und dafür hat sie denn, zu unsrer Freude, auch den rechten Lohn empfangen.

Denn sie, da sie das hört, das Maximus der Mörder ihres Valentinianus sey, und das annoch erlebt, daß dieser Mörder, sie, zu seinem Bette zwinget, so denkt sie dergestalt auf Rache wider ihn, daß sie dem Genserich dies alles schreibt, und ihm bey Gott beschwört; den Tod ihres Gemahls am Maximus zu rächen, und zu dem Ende auch hieher nach Rom zu kommen, und den Maximus, der wenig Hülfe bey den Römern finden würde, von dem Thron zu stoßen. Dieser Einladung zufolge, kommt also der gedachte Barbar, dem nichts so lieb, als solch Verlangen ist, hieher; stürzt uns hierselbst in so viel Noth; nimmt aber auch zu unserm Troste, und zur gerechten Strafe, für ein dergestalt nach Rache schmachtendes Gemüth, sie selbst, die Kaiserin, nebst ihren zween Töchtern, als Gefangene mit sich fort, und wird vermuthlich nun sie ewiglich bey sich gefangen halten.

*) Wie Genserich diese Kaiserin und deren Töchter mit sich nahm; so wurden auch Gaudentius, der Sohn des Actius, und nebst ihm noch unzählige Andere, mit fortgeführet, indem besonders auch, ein jeder Vandale des Genserichs, jedes Weibes-Bild, das seinen Augen wohlgefiel, greifen, und mit sich nehmen durfte.

Außer diesem Menschen-Raube, und außer dem Raube aus den Bürger-Häusern, aus den Pallästen, öffentlichen Gebäuden und Kirchen, der unermeßlich groß beschrieben wird, sehen wir übrigens nahmentlich noch angeführet: „verschiedene Gefäße von Golde, mit Edelgesteinen reich besetzt; ferner auch das halbe Dach des Capitols, welches von Erz, aber reich mit Golde überzogen war, und vornemlich auch die herrlichen Gefäße, die Titus ehedem aus dem Tempel zu Jerusalem, nach Rom hinbrachte, und die nunmehro nach Carthago kamen.“

Indem nun aber die Geschichte, dergleichen große Kostbarkeiten, als noch in Rom vorhanden, meldet, indem gestehet sie auch, daß jene Plünderung und Einäscherung der Stadt Roms, die Alarich im Jahr 410, unternahm, schlechterdings nicht allgemein gewesen sey, und indem, macht uns auch die Geschichte, das noch nicht begreiflich: wie, bey so vielen höchst verschwenderischen Kaisern, auch bey so vielen Nöthen und Drangsalen des Reichs, so ungemein viele, unnützlich da stehende Kostbarkeiten, in Rom ganz unberühret, und unbenutzet haben bleiben können.

Ein spätéres aus Rom.

Sobald die Nachricht von dem Tode unsers Kaisers Maximus, und vor dem Ueberfalle des Genserichs, in Gallien erschollen ist, sobald hat auch, der Westgothen König Theodorich, den Avitus, unsern Präfektus Prätorio von Gallien, der eben zu der Zeit, in Toulouse, am Hofe des Theodorichs, zum Besuch gewesen ist, ermuntert, sich

sich zum Kaiser aufzuwerfen; ihm auch sofort von seinen Gothen, als den Kaiser des abendländischen Reiches anerkennen lassen, und dadurch nun, die Truppen unsers Reichs, des Avitus Befehlen stehen, und ihn jederzeit gar sehr geliebet haben, ermuntert, ihn ebenfalls als ihren Kaiser anzusehen und dafür auszurufen.

Noch ein späteres aus Rom.

Avitus ist, aus Gallien, in unser Rom ankommen, und von uns hierselbst mit großem Freudengeschrey empfangen, auch als unser Kaiser aufgenommen worden. Er ist denn wirklich auch ein Herr, der in den vielen Kriegen, sich nicht weniger als unser Aetius, um unser Reich verdient gemachet hat, und der deswegen diese hohe Würde, ohne Zweifel mehr, als sonst ein anderer verdient. Demohnerachtet aber kommt es nun noch sehr drauf an, was der Kaiser Marcian zu dieser Erhebung sagen wird, und ob nicht der etwan, dies unser Reich für sich begehren mögte.

Nach Christi Geburt 456.

Constantinopel.

Unser Kaiser Marcianus, hat die Nachricht, von den erschrecklichen Verwirrungen, die seit einiger Zeit, in dem abendländischen Reiche vorgefallen sind, mit nicht geringer Betrübniß vernommen, und wendet sein möglichstes jetzt dran, um insonderheit, die kaiserliche Wittwe Eudoxia, nebst derselben Prinzeßin, aus ihrer Gefangenschaft befreyt zu sehen. Weit gefehlet auch, daß er das abendländische Reich, wie andere Kaiser gewiß thun würden, für sich nunmehr begehren sollte; so bestätigt er sehr gern die Wahl der Gothen in Gallien, auch der Truppen und des Volks in Rom, die auf einen gewissen Avitus schon gefallen ist, und sieht derselben gemäß, ihn willigsich als seinen Nebenkaiser an.

Rom.

Die großen Verwirrungen, die seit vorigem Jahre, in diesen unserm Reiche sich ereigneten, haben dem Rechiarius, dem jetzigen Könige der Sueven in Spanien, so großen Muth gemacht, daß er die Provinzen daselbst, die bisher, unter unsrer Bothmäßigkeit noch stunden, feindlich angefallen,

und sie für sich erobert hat. Obschon denn auch desselben Schwäher Theodorich, der es mit unserm Kaiser auf das beste meynet, durch verschiedene Bothschafter, den kriegerischen Fürsten hat zum Frieden bringen wollen, so ist doch sein Bemühn umsonst gewesen, und so hat der gedachte suevische Fürst, sogar auch diesen unsern Freund, mit Krieg bedrohet.

Dergleichen Drohungen ist indessen, der tapfere Gothe nicht gewohnt zu hören, und da er überdem den kriegerischen Muth des Sueven kennet, sich auch von ihm nicht gern will übereilen lassen, so sucht er nun, ihm hier zuvorzukommen, ist also mit seinen Gothen aus Gallien schon aufgebrochen, *) und nach Spanien ins Feld gerücket, wo nun das Schwerdt, so sein, als unser und des Sueven Glück, entscheiden wird.

*) Die Burgundier, waren Nachbarn der Gothen in Gallien, wandten sich deshalb zum arianischen Lehrbegriff der Gothen, und halfen ihnen jetzt in Spanien.

Ein anderes aus Rom.

Der Kaiser in Constantinopel, hat unsern Avitus als unsern Kaiser anerkannt, und zugleich bey dem Könige der Vandalen, um die Loslassung der gefangenen Kaiserin und ihrer Töchter, auf das inständigste gebethen. Der Barbar indessen, weiß immer nichts von irgend einer Gefälligkeit gegen diesen Herrn, und von Großmuth gegen Unglückliche, behält also die hohen Gefangenen zurück; vermählt sogar die eine der Prinzessinnen, mit seinem Sohne Hunnerich, und ist schon wiederum mit einer mächtigen Flotte, zur Plünderung der Küsten Galliens und Italiens bereit. Ihm gehet indessen unser Ricimer, (ein Sueve von des Vaters, und ein Gothe von der Mutter Seite) ein ausserordentlich erfahrner und kluger General, von uns, mit unsrer Flotte entgegen, und wir haben das Vertraun zu ihm, daß er dem Genserich genugsam wehren werde.

Noch ein anderes aus Rom.

Unser Ricimer hat die Flotte des Genserichs, bey der Insul Corsica angegriffen und geschlagen, ist aber, stolz auf seinen Sieg, auch von den Truppen sehr geliebet, hieher nach Rom gekommen, und hat unsern Rath genöthiget, den Kaiser Avitus abzusetzen, und ihn vor unfähig zur Regierung zu erklären. Dieser unser Kaiser ist nemlich gegenwärtig nicht bey uns, sondern in Gallien, hat also diesen Schritt des Ricimers nicht hindern können, wird aber gewiß nicht säumen, mit seinen Truppen, aus Gallien, hieher zu kommen, und dem Ricimer zu Leibe zu gehen.

Noch ein anderes aus Rom.

Bey Placentia hat unser Ricimer, den Kaiser Avitus, der aus Gallien im Anzuge war, geschlagen, ihn also genöthiget, die Hofnung auf den kaiserlichen Thron, ganz aufzugeben, und sich zum Bischofe von Placentia weihen zu lassen. Ueberhaupt also hat

Digitized by Google

hat der unglückliche Mann, nur acht Monathe und etwan zehen Tage, den kaiserlichen Purpur getragen, wir aber haben nun, den Majorianus, einen sehr angesehenen, sonst auch tapfern und liebenswürdigen anbey noch jungen Mann, durch die Vermittelung unsers Ricimers, zum Kaiser hier erwählet.

Nach Christi Geburt 457.

Constantinopel.

Der gute Kaiser Marcianus ist gestorben, und da hat der Rath, das Volk, und auch das Heer, mit fast einstimmiger Wahl, den Leo, einen gebohrnen Thracier, und einen sonst auch tapfern General, zur kaiserlichen Würde erhoben, ihn auch von unserm Bischof, öffentlichst und feyerlichst hier krönen lassen.

Aus Persien.

Unser guter Fürst Varanes VI. ist gestorben, und hat seinem zweyten Sohne Hormouz, den er vor dem ältern liebete, die Krone überlassen.

Rom.

In Spanien, hat der Westgothen König Theodorich II. den König der Sueven auf das Haupt geschlagen, ihn gefangen genommen und getödtet, auch die Sueven bis nach dem äußersten Winkel Spaniens, nemlich bis nach Gallicien zurück getrieben. Statt dessen aber, daß wirs zuvor hier hofften, es würde dieser Theodorich, alleine nur für uns den Degen führen, und die, den Sueven abgenommene Länder, unserm Reiche wieder unterwürfig machen, so sehen wir anjetzt, daß er die sämtlichen Eroberungen, die er gemachet hat, für sich behält, und wie es scheint, ganz Spanien für sich erobern will.

Uebrigens aber ist der Rath hierselbst, oder vielmehr unser Ricimer, damit noch nicht zufrieden gewesen, daß unser Avitus sich des Reichs begeben, und sich mit der bischöflichen Würde hat begnügen wollen, haben vielmehr auf den Tod desselben fest bestanden, und da ist demnach der unglückliche Mann, da er, um dem Tode zu entgehen, sich aus der Stadt Placentia entfernen wollen, auf seiner Flucht, vermuthlich wohl vor Gram gestorben, so daß der Kaiser Majorian, auch unser Rath und Ricimer, von ihm nun weiter nichts befürchten dürfen.

Nach Christi Geburt 458.

Rom.

Die Vandalen haben, unter ihrem Könige Genserich, eine abermalige Landung auf unser Italien gewaget, sind aber von unserm Kaiser Majorianus, tapfer auf das Haupt geschlagen, und zur Rückkehr nach Afrika genöthiget worden. Um indessen diesen wahren Räubern, endlich einmal das Handwerk zu legen, und sie ganz aus Afrika zu vertreiben, oder doch, diesen unserm Reiche unterthan zu machen, bereitet sich unser Kaiser zu einem Zuge nach Afrika, und läßt schon jetzt, eine Flotte ausrüsten, die ansehnlich und mächtig genug zur Erreichung dieses Endzwecks ist.

Aus Persien.

Peroses, der älteste Prinz unsers Varanes VI. hat seinen jüngern Bruder Hormouz, der auf dem Throne saß, ermordet, und sich nun selbst hier auf den Thron gesetzt.

Aus Rom.

Die Gothen in Gallien, nebst den Burgundiern, und verschiedenen andern Bewohnern dieses Landes, vereinigen ihre Kräfte wider uns, und denken, da Avitus, den sie liebeten, des Throns entsetzet, auch des Lebens nun beraubet ist, desselben Tod dadurch zu rächen, daß sie den jetzigen Kaiser Majorian, nicht anerkennen wollen.

Nach Christi Geburt 459.

Constantinopel.

In Jerusalem ist Eudocia, die Wittwe unsers Theodosius des zweyten, gestorben, nachdem sie in einer zwanzigjährigen Einsamkeit daselbst, die deutlichsten Proben ihrer ausnehmenden Gottseligkeit gegeben, und auf ihrem Sterbebette, wie sonst vorher, es immer noch betheuret hat, daß sie den Verdacht, in welchem sie mit dem Paulinus, und mit andern gelehrten Männern, bey ihrem Gemahl gefallen war, wirklich nicht verdienet hätte, und daß sie so wohl, als jene Männer, auf eine sehr unverschuldete Art, so vieles hätten leiden müssen. Uebrigens aber vernehmen wir, daß in Syrien, und vornemlich zu Antiochia, ein so erschreckliches Erdbe-

Digitized by Google

Erdbeben gewesen sey, daß besonders in der einen Hälfte Antiochiens, auch nicht ein einziges Haus noch stehen soll. *)

*) Da wir in diesen unsern Tagen, so manche traurige Nachricht von Erdbeben zu Smyrna u. s. w. hören; so dünkt uns, für viele unsrer Leser, die Meldung dieses Erdbebens, und überhaupt der Zusatz gut: — „daß, obschon wir davon schweigen, die Geschichte dennoch, unzählige Beyspiele solcher gewaltsamen und verderblichen Erdbeben aufbehalten hat, und daß derowegen, der Geschichte zufolge, dergleichen Erderschütterungen als wir jetzt erleben, nicht, wie so mancher von der Kanzel behauptet, etwas seltsames, und vom Zorne Gottes, oder vom Ende der Welt schon zeugendes, sondern etwas, der natürlichen Beschaffenheit des Erdballs, gar sehr gewöhnliches sey, daß man derowegen, nach der Geschichte, bey jetzigen Erderschütterungen, sich nicht darüber wundern müsse, daß jetzt hin und wieder Erdbeben entstehen, sondern darüber, daß jetzt so wenige, und nicht so schreckliche entstehen, als ehedem entstanden sind; daß also, das Ende der Welt noch weit seyn müsse.

Aus Rom.

Der Gothen König **Theodorich**, hat wirklich unsere Besitzungen in Gallien feindlich angefallen, ist aber von unserm Kaiser **Majorianus**, aus dem Felde geschlagen, und dahin schon gebracht, daß er, was er gewaget, bereuet hat, und das Versprechen von sich geben müssen, unsern **Majorian**, als Kaiser anzusehen, und für denselben auch die **Sueven**, und die übrigen Barbaren, die neben diesen, in Spanien noch sind, demselben unterwürfig zu machen.

Ein anderes aus Rom.

Unser **Majorian**, den bisher die Gothen in Gallien, an seiner Unternehmung auf Afrika gehindert haben, ist aus Gallien nach Spanien gegangen, und hat seine neu ausgerüstete starke Flotte befehliget, nach **Alone**, (jetzt **Alicante**, in der spanischen Provinz **Valencia**,) zu segeln, woselbst er sie erwarten, und mit ihr, gegen die **Vandalen**, ziehen will.

Noch ein anderes aus Rom.

Wir rüsten in allen unsern Häfen, auf Befehl des Kaisers, mit allem Eifer eine neue Flotte aus, denn die, die wir schon ausgerüstet hatten, ist von der Flotte des Genserichs, an den Küsten Spaniens geschlagen, und fast ganz zu Grund gerichtet. Unser **Majorianus** ist indessen, dem Ansehn nach zu kühn, oder doch zu zuversichtiglich auf seine persönliche Tapferkeit und auf sein Glück, denn er hat, da Genserich gleich anfangs Friedensvorschläge an ihn übersandt gehabt, nicht Frieden sondern Krieg mit ihm gewollt, und nun dabey die Flotte verlohren. *)

*) Einige wollen, **Majorian** sey selbst, als ein Abgesandter **Majorians**, in Afrika beym Genserich gewesen, um alles dorten auszuspähen. Und wäre dies, und hätte **Majorian** daselbsten Schwächen, mehr als er vermuthet, gefunden; so dürfte die Weige-

Digitized by Google

rung des Friedens, nicht sowohl ein blindes Vertraun auf Tapferkeit und auf Glück, sondern ein Erfolg vernünftiger Ueberlegung, bey dem, sonst klugen Majorian gewesen seyn. Die Flotte wurde, überdem auch nur durch Verrätherey zu Grund gerichtet.

Nach Christi Geburt 460.

Aus Rom.

Da die erstaunlichen Zurüstungen, die in allen Häfen unsers Reichs gemachet werden, den Genserich in Furcht gesetzet haben; so hat er neue Friedensvorschläge an unsern Majorian gelangen lassen, und der hat dieselben angenommen, so daß nun, mit dem Barbaren Friede ist, *) der Kaiser also auch, zu uns zurücke kehret.

*) Die Bedingungen dieses Friedens sind nicht auf uns gekommen.

Constantinopel.

Weil die Ostgothen, die sich unter unserm Kaiser Marcian, in unserm Pannonien niederliessen, zur Vertheidigung des Reichs verpflichtet waren; so zahlte ihnen, unser Marcian, auch ein gewisses Jahrgeld aus, und darzu will nun unser Leo, sich auf keine Art verstehen. Er reizet dadurch aber dieses kriegerische Volk so sehr jetzt wider sich, daß es bereits zu seinen Waffen greifet, und wir also mit selbigem, in Krieg verwickelt werden.

Nach Christi Geburt 461.

Aus Rom.

Der vortrefliche Kaiser Majorian, der vielleicht die Macht dieses Reiches, von neuem würd' befestiget haben, ist auf seiner Reise, aus Spanien und Gallien, nach diesem unsern Rom, von dem Ricimer, seinem scheinbaren Freunde, am 2ten August gefangen genommen, und am 5ten darauf, ermordet worden. Unmöglich hat denn auch, den bösen Menschen, zu dieser seiner bösen That,

Digitized by Google

That, etwas anders, als nur sein Stolz verleiten können, den er dadurch gekränkt gesehen, daß der ermordete gute Fürst, vor sich selbst regieret und gut regieret, auch ohne ihn, die Truppen angeführet, und Ehre dabey eingeerndtet, nicht aber nach ihm, und nach seinem Rath, sich ganz und gar gerichtet hat.

Ein anderes aus Rom.

Am 19. November, hat unser Feldherr Ricimer, einen gewissen Severus, in Ravenna, zum Kaiser ausgerufen, einen Mann, von dem man sonst nichts weiß, als daß er zur Regierung gar nicht Fähigkeit besitzt, und daß er sicherlich in allen Stücken, nach unserm Ricimer sich richten wird.

Nach Christi Geburt 462.

Constantinopel.

Die pannonischen Gothen, sind zwar, nachdem sie mancherley Verwüstungen angerichtet gehabt, von unsern Truppen geschlagen, jedoch nur so geschlagen worden, daß es der Hof vor gut befunden hat, ihnen die geforderten Jahrgelder zu bezahlen, und die alten Verbindungen mit ihnen, von neuem einzugehen.

Rom.

Durch den Tod unsers Kaisers Majorians, werden der Verwirrungen täglich mehrere, und fast auf allen Seiten stehen Feinde, und anmaßliche Kaiser wider uns, und wider sich selbst im Felde.

Denn was zuförderst den Genserich in Africa betrift; so behauptet derselbe, nicht unserm Kaiser Severus, sondern nur dem ermordeten Majorianus, Frieden zugesagt zu haben, und hat schon wieder unsre Küsten geplündert, auch Sardinien uns abgenommen.

Was denn aber die Westgothen in Gallien betrift; so ist derselben König Theodorich II. der für uns, die Sueven in Spanien bestegen wollte, freylich wohl mit einem Theile seiner Macht, gegen die Sueven beschäftiget, aber er ist nun auch, in unsere eigene Provinzen in Gallien eingefallen, und macht daselbst verschiedene Eroberungen, im Grunde sicherlich für sich, nach seinem Vorgeben aber, alleine nur für uns, und wider unsern Befehlshaber Aegidius, der sich in Gallien zum Kaiser aufgeworfen hat, und der dortigen Provinzen sich bemächtigen will.

Nicht genug indessen, daß in diesen Landen, diese Feinde wider uns, und unsern Kaiser in den Waffen sind; so hat sich, auch in Illyrien, ein gewisser Marcellinus, nun zum Kaiser aufgeworfen, und sich Dalmatiens bemächtiget, von wo er nunmehr, uns, und unserm Italien mit seinem Einfall drohet.

Nach

Nach Christi Geburt 463.

Aus Rom.

In Spanien siegen die Gothen, in Gallien aber hat Aegidius dieselben mit Beyhülfe der Franken und Burgundier geschlagen. Uebrigens aber ist Marcellinus, in Dalmatien, damit zufrieden, daß er Dalmatien besitzt, und daß auch der Kaiser Leo, ihn als einen Fürsten des gedachten Landes betrachten will, im Falle daß er ruhig sitzet, und nicht weiter um sich greifet.

Ein anderes aus Rom.

Genserich hat die kaiserliche Wittwe Eudoxia, nebst ihrer einen Tochter Pulcheria, dem Kaiser Leo nach Constantinopel zugesandt, fordert aber alle Güter des Kaisers Valentinians, von uns, und will sie mit gewaffneter Hand sich nehmen, falls sie ihm noch ferner sollten versaget werden. Er meynt denn auch, daß, weil sein Sohn mit einer Tochter dieses Kaisers nun vermählet ist, diese seine Anforderung, nicht mehr als billig sey, und will also durchaus von ihr nicht lassen. — (s. Constantinopel)

Constantinopel.

Da die bedrängten Römer, zu unserm Kaiser Leo, ihre Zuflucht genommen, und denselben, um seine Vermittelung bey dem Marcellinus in Dalmatien, und bey dem Genserich in Afrika gebethen haben; so hat ersterer, da ihm der Kaiser, im Falle, daß er Italien ganz unberuhigt liesse, Dalmatien zu überlassen, sich verpflichtet hat, die Ruhe gelobet. Der letztere indessen, hat, da ihn der Kaiser ebenfalls zur Ruhe ermahnet, sehr große Ansprüche auf das abendländische Reich gemacht, jedoch, um unsern Kaiser, sich in etwas gefällig zu machen, die gefangene verwittwete römische Kaiserin, und die eine ihrer Töchter, (die schon vor der Eroberung Roms mit einem gewissen Olybrius, der sich von Rom hieher geflüchtet hat, und noch hier ist, versprochen war) dem Kaiser gleichsam zum Geschenk gesandt.

Nach Christi Geburt 464.

Rom.

Ein zahlreiches alanisches Heer, *) das sich den Grenzen unsers Italiens schon genähert hatte, und in dasselbe auch schon eingedrungen war, ist am 6 Februar, von unserm Ricimer geschlagen, und gänzlich in die Pfanne gehauen.

*) Man weiß nicht, woher diese Alanen kamen, vermuthlich aber waren sie ein Trupp von denen, die unter dem Attila gestanden hatten.

Ein anderes aus Rom.

In Gallien sieht es jetzt sehr traurig aus, und in demselben ist das Schwerdt des Einen, fast unaufhörlich wider das Schwerdt des Andern. Denn der Afterkaiser Aegidius ist unverhofft, (man weiß nicht, ob, durch ein, ihm beygebrachtes Gift, oder ob, durch einen natürlichen Tod) aus dieser Welt gerissen, und da greift nun der Gothe, der Burgundier und der Franke, in diesem großen Lande, jeder für sich, recht gierig zu; da lassen sich nun auch verschiedene, am Rhein wohnende, germanische Völker, (Sachsen und Alemannen) in demselben nieder, und da wird demnach das schöne Gallien, für unser Reich, wohl gröstentheils verlohren gehen.

Nach Christi Geburt 465.

Rom.

Spanien und auch Gallien, sind immer noch von widrigen Partheyen gedränget, wir selbst aber und unser abendländisch Reich, sind ohne Kaiser; denn unser Severus ist erblasset, und wie man glaubt vom Gifte, das unser Ricimer ihm beygebracht. Es wird denn auch an Wiederbesetzung des nun erledigten Throns, nur wenig hier gedacht, denn uns lenkt gegenwärtig allein nur Ricimer, der blos, weil er ein Gothe und ein Sueve ist, vor sich selbst sich schämet, den Purpur anzulegen, der sonsten aber gerne herrschen will, und wirklich auch nun herrschet.

Constantinopel.

Durch eine Feuersbrunst, die 6 Tage und eben so viel Nächte hier gewüthet hat, sind von den 14 Theilen, in welche diese große Stadt getheilet ist, acht Theile völlig abgebrannt, und unzählige unsrer Bürger, an den Bettelstab gebracht.

Nach Christi Geburt 466.

Rom.

Um Afrika zu erobern, hat unser Ricimer eine schöne Flotte aufgebracht, aber unaufhörliche Winde, haben ihn genöthiget stille zu liegen, und da wird er diese Unternehmung, nun wohl gänzlich fahren lassen. Uebrigens aber dauren die Unruhen, in Gallien und in Spanien, noch immer fort, und ist auch Theodorich II. von seinem Bruder Eurich ermordet, er, der Mörder aber, von den Gothen, an desselben Statt, als König anerkannt.

Constantinopel.

In unserm Dacien sind die Hunnen, unter der Anführung eines Sohnes des Attila, eingebrochen, aber auch von unserm Feldherrn Anthemius, (einem Enkel jenes redlichen Ministers) der vor einigen Jahren schon die pannonischen Gothen schlug, geschlagen worden. Es ist denn auch derselben Anführer selbst erschlagen, und wir sehen jetzt desselben Kopf, hier öffentlich zur Schau gestellet.

Nach Christi Geburt 467.

Rom.

Endlich haben wir wieder einen Kaiser hier erwählet, und derselbe ist, der tapfere constantinopolitanische Feldherr Anthemius, der eine Tochter des Kaisers Marcians zu seiner Gemahlin hat, und auf den, seiner Tapferkeit, auch seiner Gemahlin wegen, unsere Augen lange schon gerichtet waren. Derselbe sollt auch schon, in jenem morgenländischen Reiche, nach seines Schwiegervaters Tode, Kaiser werden, aber er verbaths; und machte, daß man daselbst auf den jetzigen Kaiser Leo fiel. Eh er indessen nicht seine Tochter Ascella, mit unserm Ricimer vermählen wollte, ehe wollte Ricimer auch hier ihn nicht zum Kaiser haben, und da ist derowegen unser kaiserlicher Thron, zwey ganzer Jahre hindurch, so unbesetzt geblieben.

Constantinopel.

Bey Besetzung des abendländischen Reichs, mit einem neuen Kaiser, hat der Vandalen König Genserich, auf das hartnäckigste darauf gedrungen, daß Olybrius, der nun mit der Pulcheria, der Tochter des Kaisers

Digitized by Google

Kaisers Valentinians vermählet, und dadurch, auch ein Schwäher von des Genserichs eigenem Sohne worden ist, zum Kaiserthum erhoben würde. Weil nun demohnerachtet aber Anthemius darzu erhoben ist; so meynt dieser Vandale, daß dem Olybrius, noch mehr aber den Töchtern des Valentinians, das gröste Unrecht zugefüget sey, und daß er derowegen, das allervollkommenste Recht jetzt habe, unsern Kaiser, so wie den Anthemius mit Krieg zu überziehen. Er ist also, dieser Meynung zufolge, mit einer mächtigen Flotte in See gegangen, und hat im Peloponnes, wo niemand ihn vermuthete, seine Truppen an das Land gesetzt, dasselbe auch auf das grausamste plündern und verheeren lassen.

Durch diesen seinen so feindseligen Angriff, ist indessen unser Leo nun, aufs höchste wider ihn entrüstet, und läßt eine Flotte aufbringen, die ihres gleichen schwerlich finden wird; verbindet sich denn auch, mit dem Dalmatier Marcellinus, der recht vorzüglich tapfere Truppen hat, und mit dem Anthemius, der einen Theil seiner Macht und seine Flotte hergeben will, um mit verstärkter Kraft, den kühnen Vandalen, in seinem eigenen Lande anzugreifen, und endlich einmal zu Boden zu werfen. (— s. Rom)

Nach Christi Geburt 468.

Rom.

Den Vandalen in Afrika ist nun der Untergang gedrohet, und derselbe erfolgt auch wohl, wie es nun scheinet, ganz gewiß. Denn nicht nur die Macht des ganzen Morgenlandes, sondern auch der gröste Theil der unsrigen, ist wider sie, schon jetzt, in Sicilien beysammen, und soll dieselben in dreyen Abtheilungen, unter dem dalmatischen Fürsten Marcellinus, in Sardinien; unter einem gewissen Heraclius, an den Küsten Libyens; und endlich unter dem Basiliscus, dem Bruder der Gemahlin des Leo, an den Küsten des Gebiethes von Carthago, zu gleicher Zeit anfallen. — (s. Constantinopel)

Constantinopel.

Beschlossen wars denn freylich wohl, daß die Vandalen aus Afrika ganz ausgerettet werden sollten, und Macht war, wie es schien, genug darzu in unsrer Hand. Wir sehn indessen nun mit Schreck, daß unser Wille und Beschluß, auch unsre Macht nichts können, denn die Vandalen haben uns geschlagen, und unsre Macht ist nun, durch sie, zu Grund gerichtet. Gerade auch der Mann, auf dem

Digitized by Google

wir uns am mehresten hierbey, mit unsrer Hofnung gründeten, gerade der hat uns, am allermehresten getäuscht.

Basiliscus nemlich, der Schwager unsers Leo, der sonsten schon, als ein sehr tapferer Mann gefochten hatte, und der anjetzt, weil ihm dem Anschein nach, am mehresten zu trauen war, der Oberbefehlshaber unsrer Macht seyn mußte, der hat, da seine Unterbefehlshaber, (Marcellinus nemlich in Sardinien, Heraclius aber in Libyen,) aufs glücklichste gelandet waren, und den Feind von dort vertrieben hatten, entweder aus zu großer Einfalt, oder, wie noch glaublicher ist, durch Geschenke und durch Verheissungen des Genserichs geblendet, sich dahin bringen lassen, daß er, sobald er in Afrika gelandet, und sogleich auf Carthago hätte losgehn sollen, mit dem bestürzten Vandalen, einen Waffenstillestand eingegangen ist; demselben also Zeit gelassen hat, sich von seiner Bestürzung zu erholen, und den gelegentlichsten Zeitpunkt, zur Zernichtung unsrer fürchterlichen Flotte, abzuwarten.

Denn sobald nur, während des, betrüglicher weise, nachgesuchten Waffenstillestandes, ein vortheilhafter Wind gewehet, sobald ist auch Genserich, mit verschiedenen Brandschiffen, mitten in der Nacht, in vollen Seegeln, auf die, sehr unbesorget, an der Küste liegende Flotte dieses Basiliscus gestoßen, und hat dieselbige in Brande gesteckt. Am folgenden Morgen aber, ist er selbst, mit seinen Kriegesschiffen, an diese unsere Flotte, deren Mannschaft noch verwirrt gewesen, herangerücket; hat die mehresten, vom Feuer noch verschont gebliebenen Schiffe, theils versenket, theils mit sich hinweg geführet; noch mehr als 50000 Mann von selbigen, ersäuft, oder getödtet, und nur einen kleinen Ueberrest, von der so mächtigen Flotte, nebst ihrem schändlichen Anführer, aus seiner treulosen Hand entwischen lassen.

Kein Wunder also ists, wenn nun, so Jung als Alt, dem unvorsichtigen, und wohl gar verrätherischen Befehlshaber, überlaut hier fluchet. Ein Wunder aber ists, daß der Kaiser, durch seine Gemahlin dergestalten sich erweichen läßt, daß er dem strafbaren Manne, dies sein Vergehn vergiebet, und ihn, ganz unbestraft, nach Heraclea hingehen lässet, um uns hier aus den Augen zu kommen, da unsere Erbitterung gegen ihn nicht größer werden kann. (— s. Rom)

Aus Rom.

Die ganze Unternehmung gegen die Vandalen auf Afrika, die unserm und dem morgenländischen Reiche, so viele Millionen kostete, auch uns mit so viel Hofnung füllete, ist nun, durch die Verrätherey dessen, der das Haupt dabey seyn sollte, aufs gänzlichste vernichtet worden, und wir müssen uns, um seinetwillen nun, der Hofnung, die Vandalen dort gebeugt zu sehen, aufs gänzlichste begeben. *)

*) Bey diesem ganzen Vorfalle, ist zu merken, daß Leo und Ricimer lange schon es wünschen, gegen den Genserich zu gehen, daß aber, ehe nichts von ihrer Verbindung mit einander wird, ehe nicht Ricimer des

Anthe-

Digitized by Google

Anthemius Tochter zur Ehe bekömmt, und Anthemius auch Kaiser ist; daß nun aber, da die Macht der beyden Kaiser sich verbunden hat, der eigentliche Vorgang, umständlicher, dieser ist.

Marcellinus geht nach Sardinien; erobert daſſelbe von den Vandalen; eilt von dort nach Sicilien, und will aus Sicilien nach Afrika, zur Verstärkung des Basiliscus gehen. Eben dahin will auch Heraclius, der in Libyen glücklich gelandet ist, auch Tripolis und andere Städte daselbst, bereits erobert hat.

Basiliscus hat während dessen aber, etwan 7 deutsche Meilen ferne von Carthago, geankert, und Carthago geräth, da es die Landung sieht, nebst seinem Könige Genserich, in das alleräußerste Schrecken. Denn Sardinien und Libyen sind genommen, und eine unüberwindlich scheinende Flotte, ist etwan nur 7 Meilen weit von Carthago, hat auch Verstärkungen, aus Libyen und Sardinien, für sich annoch zu hoffen. Geht derowegen Basiliscus nur sofort auf Carthago los; so erobert ers, dem Anschein nach, sogleich, denn Genserich ist wirklich muthlos, da er gegen eine so große Macht, sich schlechterdings nicht decken kann.

Er indessen, Genserich, in der That ein kluger Kopf, weiß auch in der ärgsten Bedrängniß, Mittel zu seiner Errettung zu finden; stellt sich derowegen, als gäb er alles nun verlohren; als wolle er auch zu allem sich bequemen, und fordert diesemnach vom Basiliscus, einen 5tägigen Waffenstillestand, um während dessen, über die Bedingungen seiner Unterwerfung, zu handeln, und sie festzusetzen.

Ein kluger Feldherr pflegt indessen, gegen solch einen verschmitzten Feind, zum mindesten auf seiner Hut zu stehen, auch so leichte nicht, ohne vorläufige Friedensartikul, einen Stillestand zu bewilligen, und das weiß Genserich. Er weiß denn aber auch, daß Basiliscus geizig ist, und daß Basiliscus gerne mögte Kaiser seyn. Er biethet derowegen, dem Basiliscus, ungeheure Summen an, und fäht mit ihm sogar auch darüber eine Unterhandlung an, wie er den Basiliscus auf den Thron erheben könne.

Bey dergleichen Anträgen, fürchtet also Basiliscus, von dem Genserich, nun nichts. Genserich indessen meynet: Untreue, gegen einen Ungetreuen geübet, sey kein Verbrechen; bedient sich also einer stürmenden Nacht, und macht in derselben, wie oben schon, bey dem Artikul aus Constantinopel gemeldet ist, durch seine Brander, den Anfang, zur Zernichtung der römischen Flotte.

Als denn aber diese Flotte des Basiliscus zernichtet ist; so kehret Heraclius, der schon von Tripolis nach Carthago, zur Hülfe des Basiliscus, ziehen will, sobald er von dem Vorfall höret, nach Constantinopel zurück, Marcellinus aber wird, während dessen, in Sicilien, von einem seiner Generale ermordet, und darum ermordet, weil, wie einige wollen, der Kaiser Anthemius, diesen tapfern Fürsten Dalmatiens, als einen ehemaligen Rebellen haſſet und scheuet, also denn auch desselben Mord veranstaltet; wie andere aber wollen, weil Glybrius, der Schwager des ältesten Sohns vom Genserich, den Genserich, der für ihn so sorgen wollen, liebgewonnen hat, also demselben, solchen tapfern Mann als Marcellinus ist, vom Hals zu schaffen suchet.

Durch alle diese Verwickelungen geht demnach, die ganze Unternehmung hier zu Grunde; bey derselben ist vornemlich aber, der Aſpar, von dem wir, als einem Sohn des Ardaburius, schon sonst geredet haben, der vornehmste Mittele-Mann. Denn dieser Mensch, der die, in kaiserlichen Dien-

ſten ſtehende Gothen befehliget, iſt es, welcher den Leo zur Krone verholfen hat, wird demſelben aber gar bald abgeneigt, da er ihm nicht alles anvertrauet, und auch ſeine eine Tochter, nicht mit ihm, ſondern mit einem gewiſſen Zeno vermählet. Er iſt denn überdem auch noch ein Arianer, alſo den ſämtlichen Rechtgläubigen, die überall die Arianer drängen, im mindeſten nicht gewogen, wohl aber dem Genſerich ergeben, der ebenfalls ein Arianer iſt, und alle Arianer mächtig ſchützt. Er mag derowegen gar nicht dran gedenken, daß Genſerich, dieſe Stütze des arianiſchen Glaubens, ſoll zu Boden geworfen werden, und giebt demnach, da er des Baſiliſcus Geiz und Stolz genugſam kennet, dem Genſerich den Rath, daß er mit reichen Geſchenken, und mit Verſprechungen, den Baſiliſcus blenden ſoll; mag im Grund auch wirklich wohl drauf denken, den Kaiſer Leo, den er erhoben hat, zu ſtürzen, den Baſiliſcus aber zu erheben, um unter dieſem nun zu herrſchen, da Leo ihm nicht herrſchen läßt. —

Nach Chriſti Geburt 469 u. 470.

Aus Rom.

Die Franken, die Burgundier, und die Gothen, breiten ſich in unſerm Gallien immer mehr und mehr nun aus, und ſo ſehr auch ſchon die Sueven, in Spanien, gedränget waren, ſo mächtig werden ſie denn doch, nebſt den Gothen dort ſchon wieder, nachdem derſelben König, mit einer Prinzeßin des weſtgothiſchen Königes ſich vermählet hat, und nun, ohne Furcht vor ſelbigem, ſeine Beſitzungen erweitern darf.

Nach Chriſti Geburt 471.

Conſtantinopel.

Wir haben hier, an unſerm gothiſchen Generale Aſpar, und an deſſen Söhnen, die traurigſten Beyſpiele, von der Veränderlichkeit des Glücks erlebt. Denn eben zu der Zeit, da ſie der Kaiſer ehret, da er den Aſpar, zum Cäſar, und alſo zum Erben des Reiches hier erkläret, den älteſten Sohn deſſelben aber, mit

mit einer seiner Prinzeßinnen vermählet, und jedermann nun glaubt, daß die alte Freundschaft unsers Kaisers und des Aſpars, die lange schon erkaltet schien, nun abermals befestigt wäre, Aſpar also und seine Söhne, dem Glücke, nun so recht im Schooße säßen, eben zu der Zeit, läßt unser Kaiser, diesen Aſpar tödten, und richtet auch, den einen Sohn desſelben, hin, da indeſſen die zween andern Söhne desſelben, unter denen auch der Schwiegersohn des Kaisers iſt, verwundet von hier fliehen müſſen, indem auch ſie der Kaiſer tödten will.

Iſts denn auch Wahrheit, oder iſts allein ein leerer Vorwand unſers Kaiſers, daß Aſpar ſich, mit dieſen ſeinen Söhnen, hab empören wollen, das können wir nicht ganz entſcheiden. So viel aber iſt gewiß, wir alle, die wir uns zur rechtgläubigen Kirche halten, wir ſind nicht wenig froh, daß wir nun dieſen Menſchen ſo geſtürzet ſehen. Denn wie alle Gothen, ſo war auch er, ein erklärter Arianer, und wie er, ſo lange er bey Hofe etwas galt, die Arianer immerfort beſchützet hat, ſo würde er, wär er, oder wären ſeine Söhne, einſtens Kaiſer worden, vermuthlich auch den rechten Glauben hier verfolget, und ſo wie Genſerich in Afrika, die Kirchen insgeſamt, mit Arianern nur beſetzet haben. *)

*) Wollte Leo den Aſpar, der, weil er ein guter Soldate war, natürlich viel Verehrer fand, beſonders aber von den Soldaten ſehr geliebet wurde, aus dem Wege räumen, und dabey den Vorwurf, der ihm deshalb gemachet werden konnte, mindern, ſo konnte er das, gewiß nicht beſſer, als auf eben dieſe Art, die er erwählete, da er ihn zuvor zum Cäſar machte.

Denn hier glaubte nun faſt jeder, Leo hab es ganz gewiß recht gut mit dieſem Mann gemeynt, er, dieſer Mann aber, ſey ganz gewiß ein Sünder. Und je mehr überdem, ein, für den athanaſianiſchen Glauben eiferndes Volk, dem Arianer Aſpar, in ſeinem Herzen fluchet, ſobald es in demſelben, den Feind ſeines Glaubens, und wohl gar den Verfolger deſſelben erblicket, je freudiger ſegnet es den Mörder deſſelben, und alſo den Leo hier. — Unſelige Triebe hat in ſich der Menſch, der, wie der Pöbel, über ſich und über ſeine Seele gar nicht wacht, und zur Unehre des Chriſtenthums, ſüchte, wie uns dünket, unſer Leo, dieſer Triebe, ſich nun zu bedienen.

Nach

Nach Christi Geburt 472.

Aus Rom.

Das traurige Ende, welches in dem Morgenlande, der gothische General Aspar gefunden, macht unsern Ricimer bange, und läßt ihn fürchten, daß unser Kaiser Anthemius, der gegen ihn anjetzt sehr kühle worden ist, mit ihm, es eben also machen dürfte, als Leo es mit Asparn nun gemachet hat. Voll dieser Besorgnisse hat er derowegen, um dem Uebel zuvorzukommen, sich an der Spitze, der in unserm Dienst stehenden ausländischen Truppen, deren Befehlshaber er ist, gestellet, und rückt mit ihnen, wie wir hören, auf unser Rom. Seine Absicht wird also wohl seyn, den Kaiser seines Thrones zu entsetzen, und wohl gar ihn hinzurichten. Der Kaiser trift indessen, hier in der Stadt, die besten Anstalten zu seiner Vertheidigung, und überdem will Bilimer, der König der Burgundier, der unserm Kaiser sehr ergeben ist, mit einem beträchlichen Heer aus Gallien herüber kommen, um mit dem Kaiser, dem Ricimer, im freyen Felde die Spitze zu biethen.

*) Die Burgundier, die Franken, die Gothen, und überhaupt, alle nicht römischen Völker, litten, daß ihre Könige, sich Feldherrn der Römer nannten, und denselben als Feldherrn dieneten. Die Könige machten sich auch, so oft sie mit den Kaisern in gutem Vernehmen stunden, aus solchen Feldherrnstellen, eine Ehre, zogen dennoch aber ihr Schwerdt gegen Rom, wenn sonst ihr Vortheil es erforderte.

Constantinopel.

Nach der Hinrichtung Aspars, haben wir, von unsern gothischen Truppen, die so viele Jahre hindurch unter seiner Anführung gestanden, die fürchterlichsten Unruhen gehabt. Denn diese Truppen wollten nun das Blut ihres Feldherrn rächen, griffen also zu dem Schwerdt, und eroberten und verwüsteten verschiedene unsrer thracischen Städte, nebst ganzen Gegenden. Jetzt indessen, sind sie alle wiederum in Ruhe, da der Kaiser, ihnen eine große Summe Geldes geschenket, auch einen Befehlshaber gegeben hat, mit dem sie, um so mehr zufrieden sind, da er ein Anverwandter ihres Aspars ist.

Uebrigens aber empfinden die Arianer, den Verlust dieses Aspars, auf das merklichste. Denn sobald derselbe hingerichtet war, sobald sind auch, die nachdrücklichsten Gesetze wider sie, erschienen, durch welche die Gewissensfreyheit, der sie bishero hier geniessen konnten, gar merklich eingeschränket wird.

Rom.

Ricimer hat Bilimern, der ihn von hier verjagen sollte, aus dem Felde geschlagen, und

und erleget, uns aber durch großen Hunger ganz entnervet; dann auch diese unsre Stadt erobert, und den guten Kaiser, den wir hatten, seines Lebens beraubt, den Olybrius aber uns zum Herrn gesetzt. *)

*) Einige wollen, Ricimer hätte Rom geplündert, und seine Gothen hätten, noch unmenschlicher, als die Gothen des Alarichs, und die Vandalen des Gensterichs darin gehauset. — Uebrigens war Anthemius ein gutgesonnener Herr, von dem sich Ricimer nichts Böses hätte versprechen dürfen, wär er in seinen Schranken blieben. Aber noch herrschsüchtiger als Aspar, mogte er den Versicherungen des Anthemius nicht trauen, und ahndete für sich nichts guts, weil er nichts guts verdiente. Er ergrif also, wirklich wohl aus Besorgniß, die Waffen, obschon einige diese Besorgniß leugnen wollen.

Ein anderes eben daher.

Etwan am 11. Julius, richtet unser Ricimer, den Kaiser Anthemius hier hin, und schon am 19. September stirbt er selbst, der treulose und herrschsüchtige Mensch, unter vielen Schmerzen in seinen Eingeweiden. Er hat also, zu unser aller Freude, von seiner Empörung und von seinem Siege, nicht den mindesten Vortheil mehr.

Noch ein anderes eben daher.

Auch Olybrius ist, (am 23. October) eines natürlichen Todes gestorben, und unser abendländisch Reich ist derowegen abermalen ohne Oberhaupt. *)

*) Aus der Natur-Geschichte ist für dieses Jahr, ein Ausbruch des Vesuvius zu merken, von dem wir, in Ansehung der jetzigen Ausbrüche dieses feuerspeyenden Berges, fast das nemliche zu sagen haben, was wir oben p. 149 von den Erdbeben sagten. So fürchterlich nemlich, in unserm Jahrhunderte, dergleichen Ausbrüche auch sind, so waren doch, der, zur Zeit des Plinius (Th. III. p. 292) und der, in diesem Jahre, noch ungleich heftiger. Denn, bis nach Constantinopel, kommt in diesem Jahre, die Asche aus dem Berge, in solcher Menge geflogen, daß plötzlich der Tag daselbst zur Nacht verwandelt wird, und daß die, bey den Lustspielen zu Constantinopel, im Circus sitzenden Bürger dieser Stadt, voll Furcht und Schreck nach Hause laufen müssen. Die Asche fällt denn auch, zum Theil, daselbsten nieder, und bedecket die Dächer der Häuser und die Strassen, drey Zoll dicke. — Eine ungeheure Maße derowegen, und eine unbeschreiblich große Gewalt, in, und bey dem Ausbruche dieses Berges!

Nach Christi Geburt 473.

Rom.

Durch den burgundischen König Gundebald, *) den unser Olybrius, zum obersten Befehlshaber der Truppen machte, ist am 5. März, der Comes Glycerius, als unser Kaiser ausgerufen, und also das erledigte Reich nun wiederum besetzet worden. Die so großen Abwechselungen in dem Reiche, haben indessen die Gothen, die in Pannonien wohnen, kühn gemacht, unter ihren zween Königen, Videmir und Theodomir, die Brüder sind, sowohl in unser, als auch in das morgenländische Reich, gewaffnet einzufallen, und uns also nun abermal, in große Noth zu stürzen.

*) Dieser Gundebald, sagt in einem seiner Gesetze: — „Um dem gottlosen Verhalten seiner Unterthanen, die so ofte fälschlich schwören, Einhalt zu thun, verordne er: — „daß der Kläger und der Beklagte, auch Zeugen, die sich widersprächen, nicht ferner durch Eydschwüre, sondern durch Zweykämpfe ihr Recht erweisen sollten.“ Und er fügt hinzu: — „es ist billig, daß jeder die Wahrheit, die er erkennet, auch mit dem Schwerdt vertheidige, und es Gott zutraue, daß der ein rechter Richter sey.“ Er befiehlt denn auch: „dem Sieger recht, dem Besiegten aber Unrecht zu geben, und bringt dadurch gerichtliche Zweykämpfe auf die Bahn, die viele Jahrhunderte hindurch beständig gültig blieben.

Constantinopel.

Unser Kaiser Leo, hat seinen, allererst fünfjährigen Enkel, den Sohn des Zeno und der kaiserlichen Prinzeßin Ariadne, der ebenfalls Leo heisset, zu seinem Erben eingesetzet, auch sogar erklärt, daß er schon jetzo Kaiser, und sein Mitregente sey. Uebrigens aber ist er, unser Kaiser, mit der Erhebung des Glycerius, auf den abendländischen Thron höchst unzufrieden, und will den Nepotianus, einen nahen Anverwandten des Marcellinus, der ehedem in Dalmatien sich zum Fürsten machte, auf diesen Thron erhoben wissen, macht auch die nöthigen Anstalten, um ihn mit einer Flotte nach Italien zu senden.

Rom.

Durch gute Vorstellungen und durch reiche Geschenke, haben sich die Gothen, die unter dem Videmir in unserm Italien eingedrungen waren, zum Rückzug bringen lassen. Sie gehen aber nach Gallien, wollen sich mit den Westgothen, die dort sind, verbinden, und werden also wohl das, was uns in Gallien noch übrig ist, nun völlig noch aus unsern Händen reißen.

Ein

Ein anderes aus Rom.

Niemand bedienet sich der Schwäche unsers und des morgenländischen Reichs so sehr, als Genserich in Afrika, denn unaufhörlich ist er mit seinen Flotten an den Küsten; hat Sicilien, Sardinien, und überhaupt alle Inseln in seinen Besitz genommen; landet auch, bald an den Küsten Italiens, bald an den Küsten Griechenlands; plündert überall, und schleppt, immer ungestraft, den reichsten Raub mit sich nach Hause.

Constantinopel.

Illyrien und Macedonien, sind von einem Schwarme der Gothen, die sich in Pannonien niedergelassen haben, heimgesuchet, nun aber durch reiche Geschenke, die unser Kaiser diesen Gothen übermachen lassen, von denselben wiederum befreyet worden. Ein gewisser Theodomir, ist ihr Führer gewesen, jetzt aber ists desselben Sohn, Theodorich *) (Theuderich) denn jener ist, während der Unternehmung, gestorben.

*) Dieser Ostgothe Theodoricus ist sehr zu merken, und er ist in der Geschichte, unter dem Beynahmen des Großen bekannt.

Nach Christi Geburt 474.

Rom.

Unser Glycerius ist seines Throns entsetzt, und nun zum Bischofe von Salona, in Dalmatien, geweihet. Ihn hat nemlich Nepotianus, (auch Julius Nepos genannt, ein Schwestersohn des Marcellinus,) den der Kaiser Leo mit einer Flotte hieher sandte, und den auch einer unsrer Generale unterstützte, in Porto, (ein Hafen nah bey Rom) überrumpelt, gefangen genommen, seiner Würde entsetzt, und zur Ergreifung des geistlichen Standes genöthiget.

Constantinopel.

Leo, unser Kaiser, ist an der Ruhr gestorben, und da ist nun Zeno, auf Vorbitte der verwittweten Kaiserin Verina, zum Mitregenten, seines erst sechsjährigen Sohnes, des Kaisers Leo II. von Rath und Volk hierselbst erwählet worden.

Rom.

Die Ostgothen unterm Vidimir, die von hier nach Gallien hinzogen, haben sich wirklich mit den Westgothen daselbst

Digitized by Google

verbunden, und greifen nun, unter dem westgothischen Könige Eurich, immer weiter und weiter um sich, so daß das ganze Gallien, für uns wohl eben so verlohren gehen wird, als Spanien bereits verlohren ist. *)

*) Genserich, der sich in Afrika festgesetzet; den Kaisern getrotzet; ihnen ihre Flotten vernichtet; Inseln abgenommen, und Länder geplündert hat, siehts wohl, daß wenn die Kaiser Ruhe haben, sie, wie sie wirklich auch gern wollen, gegen ihn, die Waffen kehren werden. Um sich also zu decken, und nicht die vereinigte Macht, beyder Kaiser wider sich zu sehen, wiegelt er die Gothen in Pannonien, und auch die Gothen in Gallien, beständig auf, und macht, daß, da diese, wie wir gesehen, bald in Illyrien, Macedonien und Italien, bald aber in Gallien anfallen, die Sueven und die Gothen aber, in Spanien sich theilen, die beyden Kaiser, immer nicht zur Ruhe und zu Kräften kommen; immer ihre Schatzkammern durch Geschenke leeren; immer sich mit andern schlagen, und immer an ihn, den Genserich, im Ernst nicht denken können. Diesem Genserich haben derowegen, die Kaiser zu danken, daß die Gothen ihnen so viel Unheil stiften, und seine Staatskunst würkte, derowegen, wie der Erfolg es geben wird, nicht wenig, zu dem Untergange des abendländischen Reiches.

Constantinopel.

Der junge Kaiser Leo II. ist gestorben, und einige wollen, daß Zeno, sein Vater, der jetzt allein nur Kaiser ist, desselben Tod bewirket habe. *)

*) Leo I. will, nicht seinen Enkel, sondern seinen Schwiegersohn, den Zeno, zum Mitregenten erheben, aber ganz Constantinopel hasset den Zeno, und da erhebt Leo I. nicht ihn, sondern den Sohn darzu, Zeno wird auch nach des Leo I. Tode, nicht um sein selbst, sondern nur um der Kaiserin Wittwe, Verina, willen, zum Mitregenten erhoben, und das alles muß natürlich wohl, dem Zeno zum Verdruß gereichen. Daß er aber dieserwegen der Mörder seines Sohns geworden, das scheint, mehr Vermuthung als Wahrheit zu seyn.

Rom.

Damit die Gothen nicht das ganze Gallien uns nehmen, so hat unser Nepotianus, sich mit ihnen in Güte verglichen, und das ganze Gallien, von den Pyrenäen an, bis zu der Ligeris (Loire) und Rhodanus (Rhone) auf ewig an sie abgetretten, so daß unserm Reiche nur alleine noch der Theil Galliens gehöret, der diesseits dieser Flüsse lieget. In Spanien haben sich indessen eben diese Gothen, mit den Sueven lange schon getheilet, und unser Reich ist derowegen außerordentlich bereits zersplittert worden. *)

*) Die Gothen hatten, dem obigen zufolge, in Gallien, einen Theil der Provinzen Orleans und Lion, nebst den ganzen Provinzen Guyenne, Languedoc und Gascogne. Bretagne war voll Britten; Provence, Dauphinee, Bourgogne, Franche Comte, voll Burgundier, und da blieb also den Römern, von dem großen Gallien, nur wenig über.

Nach

Nach Christi Geburt 475.

Constantinopel.

Das höchst üppige, unzüchtige und sorglose Leben unsers Kaisers Zeno, macht die Barbaren kühn, die Provinzen unsers Reiches anzufallen, und grausamlich zu verwüsten. Denn da sind die Hunnen, in unser Thracien, die Saracenen aber, (ein mächtig arabisch Volk,) in Mesopotamien eingefallen, und Genserich aus Afrika, beunruhiget bald hier, bald dort, die Küsten unsrer Lande, ohn daß es, ihm, oder jenen, von dem Kaiser sollt gewehret werden.

Rom.

Aus angeblichen Unwillen, über die Abtretung eines so ansehnlichen Theils von Gallien, an die Gothen, im Grund aber wohl, aus bloßer Herrschbegierde, hat Orestes, den unser Nepotianus zum obersten Feldherrn verordnete, die Truppen genommen, und ist mit ihnen, gegen den Nepotianus, unserm Kaiser, losgebrochen, um ihn, als einen zur Regierung gar nicht fähigen Herrn, vom Thron zu stoßen. So sonderlich mag denn auch Orestes, in der Beurtheilung dieses Herren, sich eben nicht geirret haben, denn wie der schwachmüthigste Mensch, ist er, sobald er von dem Anzuge des Orestes gehöret, am 28. August, aus seiner Residenz Ravenna, übers Meer, nach Salona entflohen, und lebt da nun von der Gnade, die ihm der jetzige Bischof Glycerius, den er im vorigen Jahr vom Throne stieß, dort angedeyhen lässet.

Constantinopel.

Der Kaiser hat mit dem Genserich in Afrika, einen ewigen Frieden geschlossen, und darinnen festgesetzt, daß er ihn als einen Herrn von Afrika betrachten will.

Ein anderes aus Constantinopel.

Eben die Kaiserin Verina, die den Zenc, bis zum Kaiserthum erhob, eben die hat ihn nun wiedernm gestürzet, da sein so liederliches Leben, ihr, und aller Welt, im höchsten Grad zuwider war. Sie hat nemlich durch ihren Bruder Basiliscus, eine Verschwörung wider ihn zu Stand gebracht, und von derselben, hat der furchtsame Mensch, hier nicht sobald gehöret, als er auch, da er sich noch hätte schützen können, voll Angst und Furcht, des Reiches sich begeben hat, und sogleich auch aus der Stadt geflohen ist.

Gleich nach seiner Flucht ist indessen Basiliscus, hier zu unserm Kaiser ausgerufen worden, und der hat wieder seinen Sohn Marcus, zum Cäsar hier ernannt, dadurch aber seine Schwester, die verwittwete

Kaiserin Verina, wie es scheint, nicht wenig misvergnügt gemacht. Denn so sehr sie auch, über das unzüchtige Leben des Zeno geschrien hat, so gewiß lebt sie doch selbst, in einem unkeuschen Umgange mit einem andern Manne, und wünschte nun wohl diesen Mann, nicht aber ihren Bruder, hier auf unserm Thron zu sehen.

Rom.

Orestes hat nicht, wie wir gedachten, sich selbst, sondern seinen Sohn Romulus Augustus, der ein bloßes Kind noch ist, zum Kaiser ausgerufen. Er hat indessen sich selbst nunmehr zum Vormunde desselben aufgeworfen, und beherrschet uns demnach als Kaiser, wenn schon er, den Namen eines Kaisers von sich lehnet.

Nach Christi Geburt 476.

Rom.

Die fremden Truppen, die aus allerley Nationen in unserm Solde stehen, und deren Anzahl lange schon viel stärker, als die Anzahl unsrer eingebohrnen Soldaten ist, verlassen sich auf ihre Menge dergestalt, daß sie unsere Eingebohrnen ganz verachten, und von dem Kaiser keck und kühnlich Felder für sich fordern, die er ihnen, in diesem unserm Italien jetzt geben soll. Weil denn aber der Kaiser, oder vielmehr desselben Vormund unser Orestes, dies ihr Begehren durchaus nun nicht erfüllen will; so haben sie sich aus ihrer Mitte, einen gewissen Odoacer, zu ihrem Oberhaupt erkohren, und ziehen nun, unter den Befehlen desselben, gegen den Kaiser gegen und dessen Vormund in das Feld.

Constantinopel.

Der Kaiser Basiliscus hat dem, von hier nach Asien herüber geflüchteten Kaiser Zeno, einige Truppen nachgesandt, und dieselben haben ihn, da er nur wenige Völker in Asien auf seine Seite bringen können, dergestalten in die Enge getrieben gehabt, daß er sich in eine Festung werfen müssen, in welcher sie ihn sofort belagert, auch sicherlich in ihre Hände bekommen haben müßten, wenn sie die Belagerung nur fortgesetzet hätten.

Unser Basiliscus aber, zeigt sich während dessen, als der grausamste und geizigste Tyranne hier in der Stadt, drückt auch die Rechtgläubigen, zum Vortheil der Eutychianer, zu welchen er sich selbst bekennet, und macht also das Volk, die Geistlichkeit, und auch den Rath hierselbst, so heftig wider sich gesin-

Digitized by Google

gesonnen, daß sie den Zeno, an seiner Statt zurücke wünschen, und also die Anführer jener Truppen in Asien, aus aller Kraft anstrischen, sich mit dem Zeno zu verbinden, und mit demselben zurück zu kommen, um den neuen, sehr gehäßigen Fürsten, von dem Thron zu jagen.

Diese Anführer thun denn dieses wirklich auch; treffen sofort, mit dem bedrängten Zeno, einen Vergleich; verbinden sich mit denen, die ihm annoch ergeben sind, und rücken nun aus Asien, mit starken Schritten an den Hellespont heran, um hieher zu kommen, und den Kaiser Basiliscus, von dem Thron zu stürzen.

Dieser unser Kaiser weiß demnach, jetzt keinen andern Rath, als daß er den Harmatius, einen seiner Anverwandten, mit frischen und zahlreichern Truppen aufs schleunigste nach Asien herüber setzen lässet, um seinen Widersachern die dort sind, ohn Anstand auf den Leib zu gehen, und daß er denselben auch, weil er ihm ebenfalls könnt untreu werden, zuvor genöthiget hat, sich taufen zu lassen, und bey der Taufe ihm zu schwören: — „daß er ihm getreu verbleiben, und sich nie, zum Zeno wenden wolle!“ — Getreu wird er also wohl seyn, ob aber seine Macht und seine Treue, auch viel fruchten werden, das wird der Erfolg uns lehren.

Rom.

So ist denn unser großes und mächtiges Reich, das sonst die Erde zitternd machte, ganz zu Grund gerichtet, und unser Rom liegt nun) dem Odoacer, einem Gothen, (nach andern, aus dem Volk der Rugier, wohneten jetzt in Oesterreich und Mähren) zu Füßen, der von der unbekanntesten und niedrigsten Herkunft ist, auch anfänglich, wie der gemeineste Soldat, den Kaisern unsers Roms, vor Sold gedienet hat. Er nemlich, dieser Odoacer, hat unsern Orestes, der, da er sich vor der Macht dieses seines Feindes fürchten müssen, sich in die Festung Pavia hineingeworfen hatte, in dieser festen Stadt, auf das engste belagert, ihn auch bey Stürmung und Eroberung derselben, nebst seinem Sohne, dem Kaiser Romulus Augustus, gefangen genommen; jenen, den Orestes, auch sofort getödtet, den jungen Kaiser aber, in ein festes Schloß gesperret, und sich selbst nunmehr, zum Könige Italiens gemacht.

*) Hier ist das Ende des abendländischen, oder des eigentlichen römischen Reiches. — Die Britten waren nun, theils von den Sachsen, den Anglen unterjochet; theils sich selbst und ihren eigenen Königen unterworfen. Spanien und Portugall waren, theils von Sueven, und darunter gemischten Vandalen, auch Alanen, theils von Gothen erobert. Gallien war in den Händen der Gothen, und was davon die Gothen nicht besaßen, das besaßen, theils Syagrius, der damalige Stadthalter Roms in Gallien, der nunmehr sich, als einen, vom Odoacer unabhängigen Fürsten ansahe; theils die Burgundier und einige Franken, die nun ebenfalls in Gallien sich niederließen, und die freylich unterwellen, wie Unterthanen und Bundesgenossen Roms sich zeigeten, die aber

dennoch

dennoch zur rechten Zeit, ihre eigene Herrschaft, gegen Rom behaupteten. Afrika und die Inseln, waren in den Händen der Vandalen des Genserichs, und Italien kam nun, als ein erobertes Land, in die Hände Odoacers, den die Willkühr der Soldaten, zu einem Herrn Italiens, und zu einem Könige machte. — Merkwürdig ists indessen, daß ein Augustus der erste, und ein Augustus, (spottweise Augustulus genannt,) der letzte Kaiser ist. Merkwürdig ist es auch, daß unter einem Romulus die Stadt Rom, und deren Herrschaft so gegründet, daß aber unter einem zweyten Romulus, diese Herrschaft dergestalten untergraben wird. Die Eingebohrnen Roms und Italiens, hatten übrigens, mit dem Schwerdte in der Hand, dies große Reich gegründet; die Ausländer aber stürzten es damit auch um. Und wenn vornemlich die Gothen, vom Genserich angefrischet, die Kaiser nöthigten, so große Schaaren ausländischer Soldaten in ihre Dienste zu nehmen; so war Genserich gewißlich auch der vornehmste Urheber, dieser erstaunlich großen Veränderung. Ja er war dies darum schon, weil Rom durch ihn, weder aus Afrika, noch aus den Inseln, aus Spanien, Gallien und Britannien, Unterthanen zu Soldaten nehmen konnte, und also schlechterdings so viele Ausländer darzu nehmen mußte.

Nach Christi Geburt 477.

Constantinopel.

Zeno ist wieder auf dem Throne, Basiliscus aber ist, nebst seiner Gemahlin, und seinen Kindern, festgenommen, und in ein festes Schloß nun eingesperret worden. Harmatius hat nemlich, ohnerachtet er bey seiner Taufe, diesem seinem Anverwandten, dem Basiliscus, die unverbrüchlichste Ergebenheit geschworen, sich, sobald er nach Asien gekommen ist, mit dem Zeno gegen den Basiliscus verbunden, und da ist dieser, mit großer Eile über den Hellespont gegangen, und hat unsern Basiliscus, der nun wirklich keine weitere Rettung finden konnte, so in Furcht und Schreck gesetzet, daß er sich selbst des Reichs begeben, sich in eine Kirche geflüchtet, und dem Zeno, ohne allen Widerstand, das Scepter abgetreten hat. Unser Bischof hat denn auch, die Unglücklichen insgesamt, aus seiner Kirche fortgeführet, und sie dem Zeno überliefert, so, daß dieser nun, sie alle feste setzen und gefänglich halten kann. *)

*) Während der Regierung des Basiliscus, wurde durch eine Feuersbrunst, ein großer Theil von Constantinopel abgebrannt. Es verbrannte zugleich auch, der dortige große Büchersaal, in welchem an 100000 Bücher waren. — An solche Schicksale der Bücher, und daran, daß damalen noch alle Werke geschrieben, nicht aber gedruckt, mithin auch selten waren, dürfen unsere Leser nur gedenken; so wirds ihnen begreiflich genug, warum

warum die Lücken in der Geschichte, so gar häufig sind.

Rom.

Unser König Odoacer, hat mit dem Genserich in Afrika, einen Friedens- und Freundschaftsbund errichtet, und nach demselben übergiebt Genserich, dem Könige Odoacer, die Insul Sicilien, empfähet dafür aber jährlich ein gewisses Geld, behält auch zur Sicherheit dieses Jahrgeldes, die Festung Lilybäum in den Händen.

Constantinopel.

Ein ungetreuer und gewissenloser Mensch, wird, wegen seiner Treulosigkeit, so leicht wohl nicht bestraft, da nicht auch jedermann sich über seine Strafe herzlich freuen sollte, und diese Freude fühlen wir anjetzt, da der Verräther Harmatius, für seine Verrätherey und äußerste Gewissenlosigkeit, nun auch bestrafet ist.

Er ist nemlich, nachdem ihm der Kaiser sein Versprechen gehalten; ihn selbst zum Befehlshaber der Leibwache, seinen Sohn aber zum Erben des Reichs, und zum Cäsar erklärt gehabt, bald nach dieser seiner Erhebung, auf Befehl des Kaisers, den ihm in keinem Stücke trauen konnte, ermordet, und noch darzu, durch die Hand des Onoulphus ermordet worden, den er eben so aus dem Staube erhoben und glücklich gemachet hatte, als Basiliscus, ihn selbst erhob und glücklich machte. Sein Sohn *) ist indessen, der Würde eines Cäsars zwar beraubt, jedoch wie billig war, nicht hingerichtet, sondern zum Vorleser, in einer Kirche hierselbst verordnet worden.

*) Dieser Sohn hieß Basiliscus, und wurd nachher noch Bischof zu Cyzicus, führte auch einen, dem Christenthum anständigen Wandel. Wenn aber unsre Leser, theils schon gesehen haben, theils in der Folge noch sehr oft es sehen werden, daß man so viele Kron-Prätendenten und Rebellen, zu Priestern eingeweihet hat; so können sie wohl schwerlich glauben, daß diese alle, da sie vorhero größtentheils nur Böswichter waren, nachher, eben so, wie dieser Basiliscus, würdige Männer geworden seyn sollten, und so werden sie mit Recht, über solche Priesterweihen erstaunen, da ja billig, in diesen ehrenwerthen Stand, nicht offenbar ruchlose, sondern offenbar tugendhafte Menschen aufgenommen werden sollten. Ihre Verwunderung wird indessen, in etwas geringer werden, wenn sie bedenken, daß solche Priesterweihen darum vor sich gingen, weil die Einkünfte und Vorrechte der Priester, so unmäßig groß schon waren, daß man fürstliche Personen, durch geistliche Aemter, damals, eben so gut zufrieden stellen konnte, als man dies noch jetzt, in unserm Deutschland, kann, wenn man diesen oder jenen Prinz, zu einer reichen Abtey, oder zu einem Bißthum hilft, und daß man bey reichen Pfründen und Abteyen, jetzt eben so wenig, als in den ehemaligen Zeiten, auf die sittliche Beschaffenheit, der Priester und der Aebte siehet.

Nach damaligen Gebräuchen und Kirchengesetzen, durfte aber auch kein geweiheter Priester, bey Strafe des Kirchenbannes, und also, unter Furcht vor einer ewigen Verdammniß, zu Felde gehen. Ein Kaiser war also, wenn sein Nebenbuhler, Prie-

ster wurde, davor ziemlich sicher, daß derselbe sich, wider ihn, dereinst empören dürfte. Denn wagte der Geweihete, für sich selbst auch diesen Schritt; so wars ihm doch nicht leicht, unter dem Volke, das ihn, als einen Gottesverächter betrachtete, einen hinreichenden Beystand zu finden.

Rom.

In Afrika, ist der König Genserich gestorben, und hat seinen Sohn Hunnerich, zum Nachfolger, auf seinem daselbst aufgerichteten Throne, hinterlassen. In Spanien sind indessen die Sueven, von den Gothen, bis in Gallicien hinein gedränget worden, und unser Odoacer, hat mit diesen Gothen und mit ihrem Könige Eurich, einen Vergleich getroffen, nach welchem sie sich, mit ihren Besitzungen in Spanien und in Gallien begnügen sollen, er aber in selbigen, sie gar nicht stöhren, sondern mit dem, was er jetzt hat, zufrieden leben will.

Wie denn übrigens aber, dieser unser Odoacer, den andern, von den Gothen nicht besetzten Theil Galliens, fast nicht zu achten scheint, und nur Italien zu beherrschen gesonnen ist; so greifen in dem gedachten Theile Galliens, vornemlich die Franken, unter ihrem Könige Childerich, immer mehr und mehr um sich, und so werden sie denselben auch wohl bald, dem bisherigen Stadthalter Syagrius *) entreißen, da dieser sich, um unser Rom, nun gar nicht mehr bekümmert zeigt, und da auch unser Odoacer, ihn, weder gegen die Franken unterstützen, noch auch für sich selbst besiegen mag.

*) Er war der Sohn des Aegidius, der sich einige Jahre vorher, zum Kaiser aufgeworfen hatte, und war, nicht sowohl ein Stadthalter Roms, als vielmehr ein Aufrührer, der aber nicht weitere Eroberungen suchete.

Nach Christi Geburt 478.

Constantinopel.

So sehr ist, unter unserm Zeno, die Macht unsers Reichs gesunken, daß uns nun ein jeder trotzen kann, und daß er den Theodoricus, *) den Anführer unsrer gothischen Soldaten, der in Thracien eingebrochen war, und dasselbe auf das härteste behandeln ließ, nicht etwan mit dem Schwerdte, sondern mit großen Geldsummen, und auch dadurch hat zurückweisen und zur Ruhe bringen müssen, daß er ihn, in seiner Oberfeldherrenwürde, die ihm Basiliscus ehedem verliehe, feyerlichst bestätiget hat.

*) Jetzt

*) Jetzt lebten zwey Theodorichs, beyde Ostgothen, einer aber in Pannonien, des Theodomirs Sohn, von dem wir oben redeten, und noch einer im Thracischen, ein Sohn eines gewissen Triarius, und letzterer ists, von dem nun hier die Rede ist. Er war's, er unterstützte den Basiliscus, so, daß er sich gegen den Zeno empören konnte, und gegen ihn ging jener Theodoricus, sobald Zeno vertrieben war, zu Felde, um dem Zeno zu helfen, den er liebgewonnen hatte, da er in Constantinopel war erzogen worden. Dieser Theodorich aus Pannonien, konnt indessen den Theodorich, des Triarius Sohn, nicht überwältigen. Er verglich sich also mit demselben, und würkte bey dem Zeno so viel aus, daß Zeno diesem letztern versprach, ihn in der Feldherrnwürde zu behalten, in welcher Basiliscus ihn gesetzet hatte. Zeno mogt indessen sein Versprechen nicht recht halten wollen, und da zog dieser Theodorich, gegen ihn nun wieder, in das Feld, und verheerte Thracien.

Nach Christi Geburt 479.

Constantinopel.

Marcianus, ein Sohn des ehemaligen Kaisers Anthemius, hat einen öffentlichen Aufruhr erreget, und den Kaiser vom Throne stoßen wollen, denselben auch wirklich schon, in seinem Pallast hier belagert gehalten. Durch Geschenke und große Verheissungen, ists indessen dem Kaiser noch gelungen, viele von dem Anhange des Aufrührers, auf bessere Gedanken zu bringen, und dadurch den ganzen Anhang zu zerstreuen, auch ihren Anführer Marcianus, in die Flucht zu jagen. Diese Flucht hat er indessen nicht weiter, als bis zu einer unsrer Kirchen genommen, aus welcher ihn der Kaiser nun herausführen, jedoch nicht tödten, sondern zum Priester weihen lassen, und sodann in ein Kloster eingesperret hat.

Ein anderes eben daher.

Da denen Gothen in Pannonien, ihre Jahrgelder gar nicht richtig ausgezahlet werden; so ist ihr König Theodorich, (Theodomirs Sohn) in unser Macedonien eingebrochen, hat daselbst nach Möglichkeit geplündert, und also sich selbst bezahlt gemacht.

Nach Christi Geburt 480.

Constantinopel.

Durch die Vermittelung unsers Kaisers, der mit dem Könige Hunnerich in Afrika, den alten, schon mit dem Genserich getroffenen Vergleich, von neuem bestätiget hat, ists den rechtgläubigen athanasianischen Christen in Afrika, wiederum erlaubt, athanasianisch gesonnene Bischöfe und Priester zu erwählen. Uebrigens aber haben wir, was Macedonien, und die darinnen eingebrochene Gothen anbetrift, die Hofnung, sie sämtlich nun zu Grunde zu richten, da Theodorich, ihr Führer, zu kühn gewesen, und zu weit vorgerücket ist, unser dortige Feldherr Sabinianus also, den ganzen Nachtrab desselben niedergehauen, alles Feldgeräthe, nebst mehr als 2000 Wagen, demselben abgenommen, und ihm nun auch den Rückzug abgeschnitten hat.

Nach Christi Geburt 481—483. *)

*) In diesen Jahren stirbt Theodorich, des Triarius Sohn, und wird Theodoricus, Theodomirs Sohn, aus Vannonien, der sich aus seiner Verlegenheit, in Macedonien (man weiß nicht wie?) sehr gut auswickelt, als Oberfeldherr der morgenländischen Truppen anerkannt.

Es stirbt auch Childerich, der König eines Stammes der Franken, im Jahr 481, und hinterläßt sein Gebieth, dem Clovis (auch Clodoväus, auch Ludovicus, Ludoricus) seinem Sohne, der sogleich den Syagrius angreifet, und von dem wir noch öfter reden werden, weil er der eigentliche Stifter der fränkischen Monarchie geworden ist.

Nach

Nach Christi Geburt 484 — 488. *)

*) Wider den Zeno empören sich in Asien, verschiedene Feldherrn, deren Parthie, besonders durch den Theodorich, Theodomirs Sohn, der nun mit dem Zeno ausgesöhnet ist, und jetzt nach Asien herübergehet, gedämpfet wird. Eh man indessen sich's versieht, so steht dieser Theodorich, im Jahr 486, wider den Zeno in den Waffen, weil Zeno, ihn, man weiß nicht, war es wirklich, oder bildete Theodorich sichs nur ein, beleidiget hat. Er kommt denn auch, als ein, alles vor sich her zu Boden reißender Strom, bis auf wenige Meilen an Constantinopel heran, erhält aber einen Theil Möstens und Daciens, vom Kaiser für sich, läßt sich also besänftigen, kehrt nach Hause, und rüstet sich zum Kriege gegen den Odoacer in Rom. Wie nemlich in der Folge, die Gothen behaupten; so sagt jetzt Zeno: — „Theodorich möchte gegen Odoacern ziehn, er, Zeno, wolle, wenn er Italien eroberte, nichts darwider haben, sondern es gerne sehen, wenn Theodorich es behielte!“ — und das läßt Theodorich sich gefallen. Wie aber die Römer sagen, so vergleicht sich Zeno mit dem Theodorich nur dahin, daß Theodorich Italien zwar erobern, und es auf seine Lebenszeit behalten, daß es nach seinem Tode aber, an das morgenländische Kaiserthum zurückfallen solle. Wer nun unter diesen, die Wahrheit saget, das ist unbekannt, der Erfolg aber ist es nicht, und wird nun bald gemeldet werden.

In Spanien herrschen indessen die Westgothen, nach dem Tode Euriche, im Jahr 484, unter desselben Sohne Alarich, und vor ihnen, halten sich die Sueven, immer noch in Gallicien, auf ruhigste. In Gallien wird indessen Clodovaus immer mächtiger, auch im Jahr 486, der Ueberwinder des Syagrius, und Gallien wird derowegen, theils von diesem Franken, dem sich auch die Britten in Bretagne unterwerfen, theils von den Westgothen, theils endlich von den, schon weniger mächtigen Burgundiern, beherrschet.

In Africa stirbt 484 Hunnerich, und hat den Gontamond zu seinem Nachfolger, der den athanasianischen Christen, alle ihre bisher noch verschlossen gehaltene Kirchen zurücke giebt, sich also, als ein edeldenkender toleranter Herr erweiset.

In Persien wird der König Perozes (auch Feroux) von den asiatischen Hunnen, die er wiederrechtlich bekrieget, im Jahr 488 geschlagen, auch im Treffen getödtet, worauf denn Valens, (auch Barlach) sein Sohn, (nach andern, sein Bruder) den Thron besteiget.

Nach Christi Geburt 489.

Rom.

Wie unser König Odoacer, gegen verschiedene germanische Völker, besonders aber gegen die Rugier, zu Felde liegen müssen, sie aber auch aufs glücklichste besieget hat; so muß er nun, gegen den Theodorich, der das Oberhaupt der Gothen in Pannonien ist, zu Felde liegen, da derselbe, ihn, mit einem großen Heere überfällt, ihm Italien nun streitig machen, und sich an seiner Statt, zum Herren über uns erheben will.

Ein spateres aus Rom.

Allem Ansehn nach, ist unser Odoacer, nun verlohren, denn bereits in zween Schlachten, ist er von dem Gothen Theodoricus überwunden, und genöthiget worden, sich in Ravenna hinein zu werfen, woselbst nun Tufa, einer seiner besten Generale, mit vielen Truppen, von ihm abgefallen, und zu dem Theodorich übergegangen ist.

Noch ein spateres eben daher.

Mit einemmale hat sich jetzt, die Gestalt der Sachen, aufs gänzlichste geändert, und Theodorich, der zuvor der Sieger schien, scheint nun, dem Odoacer unterliegen zu müssen, muß wenigstens sich anjetzt in Pavia einschliessen, und darf sich nicht vor seinem Feinde in dem Felde sehen lassen.

Denn als der treulose Tufa, von dem Heer des Odoacers, zu dem Heer des Theodorichs übergehet; so lässet dieser Theodorich, den Verräther, dem er so gänzlich trauet, augenblicklich gegen seinen alten Herren, vor Ravenna rücken, um ihn darinnen einzuschliessen, und die Belagerung des Orts daselbsten vorzunehmen, gehet vor sich selbsten aber, mit dem übrigen Theile seines Heeres, vor die festen Städte Pavia und Mayland, erobert auch selbige gar bald, und meynt das nemliche von Ravenna zu hören. Er aber, der verrätherische Tufa, auf den er seine Hofnung hier so fest hinbauet, geht wiederum, mit denen Truppen die er hat, zum Odoacer über, und ein gleiches thut auch Friederich, ein rugischer Prinz, der vor andern am mehresten, zur Bekriegung des Odoacers, ihm, dem Theodorich, angelegen hat.

Odoacer also, durch den Beytritt dieser zween Oberhäupter, und der, unter ihnen stehenden Truppen, sehr gestärkt, kann nun Ravenna verlassen, mit seinem, dadurch schon mächtigern Heer, sich wiederum im freyen Felde zeigen, und den sonst glücklichen Theodorich aus dem Felde, und bis hinter die festen Mauren der Stadt Pavia hinjagen, wo er ihn jetzt belagert hält.

Nach

Nach Christi Geburt 490.

Aus Rom.

Die Westgothen in Gallien, schicken dem Theodorich eine ansehnliche Hülfe zu, und kommt diese glücklich an, so ist unser Odoacer, immer wieder in Gefahr, daß er am Ende unterliege, dies sein Reich, und auch das Leben noch verliehre.

Ein späteres aus Rom.

Wirklich sind die westgothischen Hülfstruppen aus Gallien, bey dem Theodorich angekommen, und sogleich hat er sich, aus Pavia herausgemacht, mit diesen Truppen sich verbunden, und dem Odoacer abermalen, solch ein glückliches Treffen geliefert, daß derselbe die Flucht ergreifen, und sich abermalen in Ravenna einsperren müssen. Ravenna wird also nun wiederum aufs engste belagert, und solche Belagerungen müssen jetzt, noch sehr viel andere Städte unsers Italiens erdulden. Denn unser Odoacer hat, als er nach Ravenna geflohen ist, es nicht vergessen, in ihnen allen, die ansehnlichsten Besatzungen zu werfen, und dadurch den siegenden Feind, so viel als möglich, aufzuhalten.

Nach Christi Geburt 491.

Constantinopel.

Endlich hat uns doch der Tod, (im April) von unserm Kaiser Zeno befreyet, der, je länger er lebete, desto merklicher auch seiner Ueppigkeit, Unzucht, und Ungerechtigkeit wegen, von aller Welt gehasset wurde. An seiner Statt haben wir indessen, den Anastasius zum Kaiser, einen Herrn, der zuvor ein Kaiserlicher Kammerherr hier war, dessen bisheriges gutes Verhalten aber, daraus wohl am deutlichsten zu sehen ist, daß, als er den Purpur an sich legte, alles Volk hierselbst nichts anders von ihm forderte, und nichts weiteres ihm entgegen rief, als diese Worte: — „Regiere Anastasius nur so, wie du bisher gelebet hast!"

In Ansehung seines Wandels hat also, der gedachte Herr, ohnstreitig wohl den besten Ruf für sich, und drum ists Schade, daß er eben diesen guten Ruf, nicht auch in Absicht auf

Digitized by Google

auf den Glauben hat. — Einige behaupteten nemlich, er sey ein Manichäer, andere aber halten ihn, zum mindesten vor einen Arianer, oder Eutychianer, und er mußte derowegen, eh unser Bischof ihn hier krönete, ihm feyerlichst zuschwören: — „daß er, nicht nur die athanasianischen Christen schützen, sondern daß er selbsten auch ein solcher Christ seyn wollte!“ *)

*) Erst war die Krönung der Kaiser, durch die Bischöfe, nur eine Feyerlichkeit, jetzt aber glaubte man schon, diese Feyerlichkeit müsse vorangehen, ehe jemand das volle Recht zum Kaiserthume hätte: jetzt also konnt ein Bischof allbereits, die Kaiser-Wahlen hindern und befördern, für sich aber und für seine Kirche, mancherley Vortheile, bey der Wahl erzwingen. Wie übrigens aber dieser Anastasius, zuvor bereits, mit Ariadnen, des Zeno Gemahlin, in einem geheimen Liebesverständnisse stehet; durch sie zum Kaiserthum empfohlen und erhoben wird; ihr auch, als ein schon 60 jähriger Mann, gleich nach seiner Erhebung, sich zum Gemahl antrauen lässet, so wollen einige auch sagen: — „Ariadne hätte ihren Gemahl Zeno gehasset, und denselben, da er Anfälle von schweren Gebrechen gehabt, sofort in einen Sarg einlegen, und niemanden zu ihm gehen lassen, obschon er, noch im Sarge, auf das jämmerlichste geschrien hätte!“ Sie setzen auch hinzu: „als man in der Folge sein Grab eröfnet, so hätte man gefunden, daß er im Sarge wirklich noch gelebet haben müsse, weil das Fleisch von seinen Armen, ja seine Stiefeln, wären zerfressen gewesen.“ — Billig aber glaubt man dieses nicht, obs gleich wahr seyn kann, daß die Schmerzen im Eingeweide, an welchen Zeno, nach andern, gestorben seyn soll, von einem Gifte hergerühret haben, welches Ariadne, oder ein anderer Mensch, dem verhaßten Fürsten beygebracht gehabt.

Aus Persien.

Wir leben in einem steten Kriege, mit den Hunnen, haben jetzo aber, da unser König Valens gestorben ist, den Cavaden, (auch Cobad) als unsern König über uns, der ein Herr voll kriegerischen Muthes ist, und der uns, gegen das gedachte kriegerische Volk, genugsam schützen wird.

Nach Christi Geburt 492.

Rom.

Theodorich erobert eine Festung unsers Italiens nach der andern, kann aber Ravenna immer nicht in seine Hand bekommen, weil Odoacer sich darinnen, auf das beste hält, auch durch verschiedene Ausfälle auf die Truppen des Theodorichs, oft genug, die wichtigsten Vortheile zu erhalten weiß.

Con-

Constantinopel.

Longinus, ein Bruder des Zeno, hat Anspruch auf das Reich gemacht, und dieserhalb einen förmlichen Aufruhr hier erreget. Unser Anastasius ist uns aber dergestalt schon lieb und werth geworden, daß er von diesem Aufruhr nichts zu fürchten hatte, indem, der gedachte Aufrührer sofort gegriffen, und nach seinem Vaterlande Isaurien exiliret wurde. Weil denn überhaupt aber die Isaurier kühn und sehr verwegen sind, auch darauf, daß Zeno ein Isaurier war, sich nicht wenig zu gute halten, und gerne wieder einen Isaurier auf unserm Throne sehen mögten; so sind nun alle Isaurier hier aus der Stadt gejagt, damit sie nicht, zum Vortheil eines ihrer Landesleute, einen neuen Aufruhr unter uns erregen.

Ein späteres aus Constantinopel.

Mit der Verbannung der Isaurier von hier, haben wir, für die Ruhe unsers Reichs nur schlecht gesorget, denn ganz Isaurien ist in vollem Aufruhr gegen uns, und ein Heer von 150000 Mann, steht schon von ihnen aufgestellet. Je mehr nemlich unser vorige Kaiser Zeno, die Isaurier, weil sie seine Landsleute waren, zu den höchsten Würden hier erhob, je leichter haben nun diese, da sie von hier vertrieben sind, die übrigen Isaurier erhitzen, und zur Empörung reizen, also denn solch eine Macht sehr füglich auf die Beine bringen können. Sie erhitzet vornemlich aber auch, ein gewisser Conon, der ebenfalls ein gebohrner Isaurier ist, und nun den Schimpf, der seinen Landsleuten wiederfahren, für so groß ansiehet, daß er, da er zuvor als Bischof in Apamea stunde, seine Gemeinde verlassen, unter seinen Landesleuten Lerm geblasen, und nun sich selbst an ihrer Spitze hingestellet hat, *) um solchen Schimpf durch Blut und Mord zu rächen.

*) Dies war wider die Kirchengesetze, ein erbittertes Volk achtet indessen der Gesetze nicht, und desselben gesetzloses Verhalten, widerlegt also das nicht, was wir zuvor, von den Kirchengesetzen, in Ansehung der Priester angeführet haben.

Nach Christi Geburt 493.

Rom.

Am 27 Februar, hat unser Odoacer, wegen des, in der Stadt Ravenna, überhand genommenen Hungers, sich selbst und auch die Stadt, dem Theodorich übergeben müssen. Das ganze Italien ist nun also dem Theodorich unterworfen, und nun hat er sich auch zum Könige Italiens ausrufen lassen. Dem Odoacer hat ers übrigens, gleich bey der Uebergabe der Stadt geschworen, daß er sein

sein, auch seiner Freunde Leben, schonen wolle, und diesem Schwur gemäß, lebt er also bey ihm, wird auch sein Blut, wohl nicht vergossen werden.

Constantinopel.

Die Aufrührer in Isaurien, sind zwar von unsern Feldherrn nachdrücklichst geschlagen, aber noch bey weitem nicht dahin gebracht, daß sie sich beruhigen, und in Frieden aus dem Felde gehen sollten. Wir haben derowegen gegen sie noch immer Krieg, und hier in unserer Stadt, ist auch ein Krieg gewesen, der ebenfalls gegen unsern Kaiser *) angesponnen war, der aber doch, (man weiß nicht wie?) geendet ist.

*) Die Kaiser pflegten, seit des Augustus Zeit, erst alle zehen, nachher aber alle fünf Jahr, ihr Krönungsfest zu feyern, und bey dieser Gelegenheit, gaben die Unterthanen, wie bey verschiedenen Vorfällen, z. E. bey Vermählungen, in Kriegeszeiten u. s. w. auch noch jetzt einige Völker pflegen, den Kaisern, jedesmal ein freywilliges Geschenk, (don gratuit) Dies freywillige Geschenke wurde aber, in der Folge, als ein nothwendiges Geschenk, und endlich, sogar als eine gerechte Auflage von den Kaisern angesehen, und dadurch eingetrieben, daß man alle fünf Jahr, von jedem, wer er auch nur war, ein gewisses forderte, und daß dem zufolge, allemal im fünften Jahr, jeder Unterthan, außer seinen jährlichen Abgaben, auch noch ein gewisses für sich selbst; ein gewisses für sein Gewerbe; ein gewisses für seine Knechte und Mägde; ein gewisses für seine Häuser und Güter u. s. w. entrichten mußte.

Diese Auflage fiel nun dem Volke, das jährlich schon genug belastet war, so schwer, daß Eltern unterweilen, um nur diese Auflage, die Chrysargyrum hieß, herbeyzuschaffen, ihre Kinder zu Sclaven verkaufen mußten, weil sie so hoch und übertrieben war. Und weil sogar auch die öffentlichen Huren, die man dazumalen so wie jetzt, gegen jährliche Abgaben duldete, zu dieser Abgabe ebenfalls auch angehalten wurden, so wurde die ganze Auflage, von dem Volk, als ein schändliches Hurengeld verschrieben, und mehr als alle andere Abgaben, mit Abscheu betrachtet.

Anastasius wird indessen Kaiser, und ist es kaum geworden, als er auch den Unterthanen alle Schulden erläßt, und da freuet sich das Volk über den so guten Herrn gewaltiglich. Er fährt denn aber fort, und erklärt: „das Chrysargyrum solle abgeschaffet seyn!“ und da erhebet ihn das Volk bis in den Himmel. Bald nachher, in diesem 493. Jahre, fühlt er aber die Bedürfnisse des Staats so sehr, daß er eine neue Auflage machet, und da wird das Volk sogleich auch rasend; will ihn des Throns entsetzen; reißt seine und seiner Gemahlin Bildsäulen nieder, und schleifet sie, unter den abscheulichsten Schmähungen durch die Straßen der Stadt. — Dies ist, der hier gemeynte Krieg, und dies ist die Veranlassung zu demselben, die fernern Umstände und der Erfolg, sind indessen, in der Geschichte nicht gemeldet, die Begebenheit selbst aber macht, so wie unzählig andere, noch immer keinen vortheilhaften Begriff, von dem Christenthum der damaligen Zeit.

Rom.

Gegen seinen feyerlichen Eid, hat unser König Theodorich, den Odoacer, mit

eigener

eigener Hand entleibet, auch, (bis auf einen Bruder deſſelben, und etlichen andern, die ſich mit der Flucht gerettet haben,) alle ſeine Anverwandten, ja ſogar ſeine Bedienten hingerichtet. Viele wollen indeſſen, er habe dies gethan, weil Odoacer gegen ſeinen Eid, ihm ſelbſt, dem Theodorich, nach dem Leben betrachtet hätte, und wäre dies, ſo mögte des Odoacers Tod, noch wohl gerecht genennet werden, ſo wird doch aber auch der andern Männer Tod, darum noch nicht recht chriſtlich ſeyn.

Nach Chriſti Geburt 494—499.

Im morgenländiſchen Reiche, werden allererſt im Jahr 498, die Iſaurier völlig bezwungen, wobey denn Einige der Rädelsführer, mit Ketten beladen nach Conſtantinopel geführet, und da getödtet werden, andere aber, nachdem ſie in Schlachten und bey Belagerungen blieben, todt nach Conſtantinopel geſchaffet, und daſelbſt zur öffentlichen Schau geſtellet werden. Der Biſchof Conon verliehrt hierbey denn auch ſein Leben, doch wie ein Held, an der Spitze der Iſaurier, und nach allen Erweiſen eines unerſchrockenen Heldenmuthes.

In eben dieſem Jahre wird indeſſen auch, das Volk in Conſtantinopel, gegen den Kaiſer, der einige Gefangene nicht losgeben will, zum zweytenmal ſo wild, daß es auf ihn, da er auf dem großen Circus iſt, ſogar mit Steinen wirft, und daß ſeine Leibwache die gröſſte Mühe hat, ihn vor der Wuth des Pöbels zu beſchirmen, auch das nicht hindern kann, daß das erbitterte Volk nicht Feuer nimmt, und den Circus verbrennet.

In den Abendländern und zwar in Afrika, kommt im Jahr 496, Thraſamund zur Regierung, und ob er zwar die Athanaſianer nicht verfolgt; ſo erhebt er doch alleine nur die Arianer zu Ehrenſtellen, verbiethet auch: die ledig gewordenen Biſchofthümer der Athanaſianer, wieder zu beſetzen.

In Italien herrſcht Theodorich, als ein edler Menſchenfreund, ja als ein guter Chriſt, obſchon er kein Athanaſianer, ſondern ein Arianer iſt. Denn obſchon er Italien, als ein erobertes Land betrachten kann, ſo enthält er ſich doch aller Beraubungen und Kränkungen der Bewohner deſſelben; läßt auch den Bewohnern, nicht nur ihre Haab und Güter, ſondern ſogar auch alle ihre römiſche Geſetze, ihre Gebräuche, ihre Freyheiten, und ihren athanaſianiſchen Glauben völlig ungekränkt; fordert nicht nur, nicht mehr als

vorher, sondern sogar noch weniger von den Unterthanen ein, und macht, daß Italien unter ihm sich glücklich schätzet, auch unter ihm sich sehr erholet.

Entsteht auch irgendwo in seinem Gebieth ein Unglücksfall, so ist er, sobald die unglücklichen Unterthanen zu ihm kommen, mit seiner Hülfe bereit. Und da, zur Zeit seines Krieges mit dem Odoacer, die Burgundier, die schon Christen waren, besonders die Länder Ligüriens schrecklich verwüstet, und die Einwohner aus demselben, mit sich in die Sclaverey geführet haben; so sendet er einen Bischof mit großen Geldsummen, an den Gundebald, den König der Burgundier ab, und kauft von demselben die unglücklichen Ligurier los, die er nun wieder in ihr Land einsendet.

Solch ein guter Soldatenfreund er übrigens auch ist; so dürfen doch seine Soldaten, den Bürger nicht beschweren, und so lebt er vor sich selbsten auch so enthaltsam und so mäßiglich, daß er, ohne das Land zu drücken, seine Truppen unterhalten; alles was sie auf ihren Märschen brauchen, baar bezahlen; Flotten bauen; die Handlung beschützen; die verfallenen Mauren und Städte wieder ausbessern, und überhaupt, in allen Stücken, sich als ein Vater und Versorger seines Volks bezeigen kann.

In Gallien gewinnet während dessen aber Clodovaus, der sich mit andern Stämmen der Franken und derselben Königen verbindet, über einige Alemannen und Thüringer (welche letztern dazumalen bis an den Rhein heran, sich ausgebreitet hatten,) im Jahr 496, einen so entscheidenden Sieg, daß er steete, sich bis nach Schwaben, Bayern, Oesterreich und sogar bis nach Italien hinflüchten. In diese Länder nimmt sie aber Theodoricus willig auf, und hält auch den Clodovaus davon ab, daß er sie dahin nicht verfolget. Denn Theodorich ist nicht sobald der Herr Italiens, als er auch der benachbarten Fürsten Freundschaft sucht, und zu dem Ende, dem Thrasamund in Afrika, dem Alarich, dem Könige der Westgothen, und (vermuthlich nachher) auch dem Gundebald, dem Könige der Burgundier, seine von einer Beyschläferin erzeugten Tochter zur Ehe giebt, von dem Clodovaus aber eine Schwester, für sich selbst zur Ehe nimmt. Er wird also, des letztern Fürsten Schwager, und jener Fürsten Schwiegervater, erhält mithin ein solches Ansehn unter ihnen, daß ihm, da er für die Alemannen spricht, der König Clodovaus theils nicht widersprechen mag, theils auch nicht widersprechen darf.

In Persien besieget Cavades die Hunnen, ist aber so unerträglich üppig und stolz, daß die Großen des Reiches sich empören, ihn gefangen setzen, und im Jahr 498 einen gewissen Zambades, als ihren König anerkennen.

Anmerkung 1.

Als im Jahr 496 Clodovaus gegen einige Alemannen im Felde ist, und ihnen ein Treffen liefert; so sind die Alemannen so tapfer, daß er sie nicht zum Weichen bringen kann, und daß er das Treffen

sen allbereits vor ganz verlohren halten muß. Er hat indessen die Clotildis, eine Tochter des Königes der Burgundier, die eine eifrige Christin ist, zur Gemahlin, und diese fromme Gemahlin, hat ihm, schon Jahre lang, den Gott der Christen angepriesen. Er hat indessen, als ein, unter den, immer noch heidnischen Franken, gebohrner Heide, auf ihre Predigt niemals achten mögen, achtet aber jetzt darauf, da ihm in seiner großen Verlegenheit, der Gedanke an diesen, ihm gepredigten Gott, in sein Gedächtniß fällt, und gelobt's auch diesem Gotte, daß er nur ihn, und Jesum seinen Sohn verehren wolle, falls er ihm den Sieg verliehe.

Zu seinem nicht geringen Erstaunen sieht er also, daß, sobald er dies, in seinem Herzen Gott gelobet hat, sobald auch seine Truppen wieder muthig werden, sich mit neuer Kraft, auf seine Feinde stürzen, und nun dieselben wirklich auch aufs völligste besiegen.

An der Wahrheit der christlichen Religion, kann dieser Fürst also, nach solch einem erstaunlichen Mirakul, durchaus nicht ferner zweifeln. Er entdeckt demnach die Gesinnungen, und die Gefühle seines Herzen, der frommen Clotildis, und die verzieht nun keinen Augenblick, dem frommen Bischof Remigius, zu Rheims (in Frankreich) die nöthige Nachricht, von diesem mirakulösen Vorfall zu geben, siehts denn auch, daß der gottselige Mann, sofort erscheint; Gott, und Jesum, ihrem aufmerksamen Gemahle prediget, und ihn zur feyerlichen Entsagung seines bisherigen Götzendienstes ermuntert.

Ihr Gemahl ist denn auch, auf seinen Vortrag aufmerksam genug, fühlt aber doch, (daß er nicht wie Paulus ehedem, sogleich zufahren könne, sondern) daß er noch mit Fleisch und Blut, (wie Paulus Gal. 1. v. 16. redet) einige Worte hier zu sprechen habe, und sagt demnach: — „Er wolle seinem Gottesdienste entsagen, wenn nur seine vornehmere Franken es erlaubeten, und diese müßt' er allererst um ihre Meynung fragen!"

Zum Stück, (und natürlich wohl, durch ein zwar unbegreifliches, aber doch wahrhaftes Mirakul,) geschiehts indessen, daß er, dieser Fürst, nicht sobald vor seinen Franken, von dieser Verleugnung und Abschwörung ihres alten Glaubens spricht, als dieselben auch (schon völlig erleuchtet im Geist, und gereiniget im Willen,) die Abscheulichkeit ihres bisherigen Gottesdienstes empfinden; sogleich vor ihm und aller Welt bekennen: — „ihre Götter seyn nur falsche Götter!" und dabey mit Ueberzeugung sprechen: — „nur der Gott ist der wahre, den der, (ihnen unbekannte) Bischof von Rheims, gepredigt hat!"

Nach solchen erstaunlichen Mirakuln, hat der gute Bischof also nichts weiteres zu thun, als daß er nur zur Taufe des Königes, und aller derer Franken, die jenes Bekenntniß von sich geben ohne Anstand schreite. Er geht derowegen, mit

ihnen, etwan 3000 an der Zahl, in seine Kirche; will sie nun allesamt da taufen; findets aber doch vor gut, zum mindesten die Leidensgeschichte Jesu, diesen Täuflingen zuvor noch vorzulesen, (weil zwar seine Täuflinge, wie aus obigem Vorfall erhellet, durch ein Mirakul über die Wahrheit des Christenthums erleuchtet sind, jedennoch aber von dem Leiden Jesu, von dessen Absicht und Folgen, beforglich noch nicht mögten unterrichtet seyn!)

Der so vorsichtige Kirchenlehrer, liest derowegen die Leidensgeschichte, in der Kirche laute ab, und hörts zu seiner Freude, daß Clodovaus, da er von dem Speyen in das Angesicht, von den Backenstreichen, von der Geisselung und von der Kreuzigung höret, überlaut auch rufet: — „Da hätt' ich und meine Franken bey seyn müssen, nimmermehr hätt' das geschehen sollen!“

Der einsichtsvolle fromme Mann, der Bischof Remigius, freuet sich demnach so recht von Herzensgrunde, über die so feine Erkenntniß, und heilige Empfindung, die sein hoher Täufling allbereits vom Leiden Christi, und von dessen Absicht hat, (siehe also keinen fernern Grund die Taufe zu verschieben,) merkt aber bald ein grosses Hinderniß, das ihm hier noch im Wege stehet.

Wo nemlich ein König, und neben ihm 3000 angesehene Männer, mit einemmal getaufet werden sollen, da entsteht natürlich wohl, ein ganz erstaunendes Gedränge. In der Kirche also, auch vor derselben, und in allen Zugängen zu derselben, ist so sehr viel Volks, daß kein Mensch durch selbiges zur Kirche kommen kann, und zum Unglück fehlt es in der Kirche jetzt am Oehl, mit welchem man zu damaliger Zeit, die eben getauften Menschen, allemal zu salben pflegt. Der gute Priester nemlich, der dem Bischofe dieses Oel in die Kirche bringen soll, der steht mit seiner Oelflasche draußen vor der Kirche; will in ihr hinein; kann aber nicht, vor der allzu grossen Menge des Volks, und macht demnach den frommen Bischof hier nicht wenig bange. (Denn die Taufe zu verschieben, das könnte dem Teufel Gelegenheit geben, die vorhandene Ueberzeugung aus den Herzen der Täuflinge herauszureißen, und die Bereitwilligkeit sich taufen zu lassen, in Widersetzlichkeit verwandeln.)

(Getauft, und recht getauft, mithin denn auch gesalbet, muß also, aus sehr gerechter Furcht, vor jenem bösen Menschenfeinde, diese kleine Heerde, sobald nun werden, und fehlt dazu das Oel, je nun, so fällts dem frommen Bischof ein, daß Gott, um solches Oeles willen, das hier so sehr nothwendig ist, wohl werd ein Wunder thun, und daß, wenn schon der gute Priester nicht durch jene Menge dringen konne, doch sicherlich der heilige Geist, durch selbige durchdringen werde.) Er bethet derowegen nun zu Gott, daß der ein solches Oel ihm sende, und kaum daß er darum zu Gott so bethet, so erscheint auch eine Taube; weisser wie der Schnee; mit

mit einer Flasche voll Oels in ihrem Schnabel; flieht mit derselben, zu dem frommen Bischof hin; läßt sich von ihm die Flasche aus dem Schnabel nehmen, und verschwindet dann im Augenblicke.

Es rettet also der heilige Geist, in Taubengestalt, den bängstigten Hohenpriester von Rheims, so daß derselbe nun 3000 Menschen taufen und auch salben kann. Und es haben nun hiermit, der Franken König, die sämtlichen Franken, ja die ganze Christenheit, zur damaligen, so wie noch jetzt zu unsrer Zeit, ein Wunderwerk, das ganz gewiß unleugbar ist. (Denn viele Tausende haben es gesehen, und solch ein Oel, und solche Flasche, können überdem auch nicht, von einer abgerichteten natürlichen Taube, sondern müssen nothwendig nur vom heiligen Geist gekommen seyn.)

Dieses Oel, das hatte nemlich einen so lieblichen Geruch, als sonst kein Oel auf Erden hat; (muß derowegen aus dem Himmel seyn.) Und eben dieses Oel, kommt damals schon so viele tausend Menschen salben; verfleget auch zu keiner Zeit; und ist noch jetzt zu Rheims wohl aufbewahret, obschon seit dieses Clodovàus Zeit, bis auf den jetzigen König Ludewig den XVI. alle Könige Frankreichs, mit demselben, in der Kirche zu Rheims gesalbet sind. Solch eine Menge Oels also, als darzu gehöret, trägt sicher keine natürliche Taube; eine übernatürliche muß es derowegen hier wohl seyn. — So urtheilte ehedem, und in tausend ähnlichen Fällen, auch noch jetzt, ein großer Theil der aufgeklärten Christenwelt, wenn schon der Unglaube dagegen schreyt, und den bischöflichen Stuhl zu Rheims, beschuldiget, daß er die alte Flasche immer wieder mit dem besten frischen Oele füllen lasse, und die Christenheit im Irrthum erhalte. — Erstaunt also ihr Christen, über die angeblichen Mirakul des Heidenthums, und entwickelt mit triumphirender Freude, das Ungereimte in demselben! Erstaunet aber nicht über die Mirakul unter euch, und gesetzets nicht, daß ihr noch alberner seyn könnt, als jene waren!

Noch jetzt, und also, nach nun schon 1300 Jahren, wird ein jeder König Frankreichs, nicht zu Paris etwan, sondern zu Rheims; nicht von einem pariſischen Bischofe, sondern von dem rheimischen; nicht aus jeder Flasche, sondern aus dieser dreyzehnhundertjährigen; und nicht etwan mit frischem, sondern nur mit diesem altväterischen Oele gesalbet, und muß damit gesalbet werden, wenn ihn sein Volk, als König anerkennen soll. — Sind stärkere Züge der Albernheit, als diese?

Die Folge wirds noch lehren, welch ein Christ nun dieser Clodovàus wurde; vorjetzt sagen wir also nur dieses noch, daß, weil die Eingebohrnen Galliens, schon Christen, und zwar athanasianische Christen waren, er aber, sowohl die andern fränkischen Könige, die noch Heiden waren, als auch den Westgothen Alarich, der ein Arianer war und denn auch die arianischen Burgundier besiegen, und

ganz

Gallien besitzen wollte, er keinen bessern Staatsstreich spielen konnte, als den, da er sich athanasianisch taufen ließ, und alle Eingebohrnen, sich dadurch zu Freunden machte.

Der Bischof erhielt denn auch für seine Taufe, trefflich schöne Güter, für die Kirchen in Gallien, taufte mithin den Herren nicht umsonst, und konnt gar leicht, für solchen Preiß, dies oder jenes, für den König vortheilhafte Mirakul hier erdichten. — Die Könige Frankreichs erhielten übrigens, dieses Vorfalls wegen, von der athanasianischen Kirche, den Beynahmen: — allerchristlichste, hiessen auch die ersten Söhne der Kirche, denn jetzt waren die Fürsten außer diesem, Arianer.

Anmerkung 2.

Abermals am Ende eines Jahrhunderts, setzen wir die Namen der berühmtesten Schriftsteller desselben hier her: — Olympiodorus, Claudianus, Ambrosius, Macrobius, Diomedes, Socrates, Sozomenus, Philostorgius, Priscus, Idatius, Theodulus, Malus, Candidus, Cyrillus, Isidorus, Palladius, Augustinus, Orosius, Salvianus, Leo M. Prudentius, Vincentius.

Nach Christi Geburt 500.

Constantinopel.

Ein, uns fremdes Volk, das sich Bulgaren *) nennet, ist in unserm Thracien gewesen, und hat dasselbe weit und breit verheeret, auch unsern Feldherrn, der sie verjagen sollen, auf das Haupt geschlagen, nun aber, mit reicher Beute beladen, sich über die Donau wiederum zurückgezogen.

*) Diese Bulgaren kamen zuerst aus Asien, um den Palus Mäotis herum, nach Europa herüber, und setzten sich an der Volga, oder Wolga, weswegen man sie auch, Volgarier und endlich Bulgarier nannte. Wie aber vor ihnen, Gothen, Hunnen, Alanen und Vandalen, immer näher an die Donau herangerücket, ja gar nach Spanien und Afrika gegangen waren, also den Bulgariern etwas Platz gemachet hatten, so gingen auch die Bulgarier nun immer näher und näher an die Donau heran, und jetzt sogar über die Donau herüber.

Rom.

Unser König Theodorich, hat von den Burgundiern in Gallien, eine schöne Eroberung

Digitized by Google

kung gemacht, indem er, kraft eines, mit dem Clodovåus, dem Könige der Franken getroffenen Vergleichs, gemeinschaftlich mit demselben, die burgundischen Besitzungen angefallen, und für sich das Gebieth derselben, um Marseille herum, nun im Besitz genommen hat. *)

Uebrigens aber dauren die Streitigkeiten, die nach dem Tode unsers Bischofes (Pabstes) Anastasius, über die Wahl eines neuen Bischofs, hier entstanden sind, noch immer fort, und obgleich der König theils selbst, über diese Streitigkeiten ein Urtheil gesprochen, theils auch durch ein Concilium ein Urtheil sprechen lassen; so wollen dennoch die streitenden Partheyen sich immer nicht zufrieden geben, und so ist demnach ein steter Streit hier unter uns. **)

*) Der angeblich gottselige Clodovåus, will sein Gebieth vergrößern, und die Burgundier bekriegen. Er ermahnt also den Theodorich zur Theilnehmung an dem Kriege, und Theodorich will auch gern Eroberungen machen, und dem Burgundier schaden, der dem Odoacer wider ihn geholfen hat. Er will indessen gegen das kriegerische Volk nichts wagen, und ungern seine Soldaten opfern. Er sagts also zwar zu: — daß er kommen, und dem Clodovåus helfen wolle! aber er kommt vorsätzlich zu spät, und da allererst, da die Gefahr vorüber ist, er aber mit dem Sieger annoch theilen kann.

Mit Vorsatz wartet er es nemlich ab, ob Clodovåus, oder ob Gundebald, in einem Treffen siegen werde, und will sich dann, weil er den kriegerischen Clodovåus eben so gern, als den Burgundier Gundebald geschwächet sehen mögte, zu dem hinwenden, der der Sieger bleiben wird.

Der Burgundier hat indessen einen Bruder, Namens Godegisel, und der schändliche Mensch, wird seines Herrn und Bruders Verräther; geht zum Clodovåus über, und wirkt dadurch so viel, daß Clodovåus Sieger bleibt, daß aber Gundebald nun fliehn und sich verbergen muß. Theodorich tritt denn aber, da Clodovåus das Reich des Burgundiers, mit dem Verräther theilen will, geschwinde zu, und sagt: — nur die schlimmen Wege hätten ihn im Marsche gehindert; sieht sich als einen Bundesgenossen des Clodovåus an, und nimmt nun auch für sich, sowohl als Clodowig einen Antheil von den burgundischen Ländern.

Gundebald bekommt indessen Gelegenheit, sich, sobald als Clodowigs und Theodorichs Truppen abmarschiret sind, seinen ehemaligen Unterthanen zu zeigen; findet, daß sie ihn recht sehr ergeben sind; geht also dem treulosen Bruder Godegisel eiligst auf den Leib; bekommt ihn gefangen und richtet ihn hin: setzt sich also wieder in seinem Reiche fest, muß es indessen dulden, daß so Clodovåus als Theodorich, den besten Theil desselben, für sich behalten!

**) Die kirchlichen Unruhen, sind kürzlich diese: — In Rom stirbt der Pabst Anastasius, und da wird ein gewisser Symmachus an seiner Statt erwählet, doch nur von einem Theile der Bischöfe, indem ein gewisser Festus in Rom, diesem Symmachus gar nicht gewogen ist, und so viel Cabalen in Rom zu spielen weiß, daß zu eben der Zeit, da in der einen Kirche die Wahl auf den Symmachus fällt, in einer andern Kirche, ein gewisser Laurentius gewählet wird, und darum gewählet wird, weil Festus ihn im Vorschlag bringet, und weil in dieser Kirche, nur solche

Geistlichen versammlet sind, die sich vom Festus leiten lassen.

Ihn, diesen Festus, treibt indessen der morgenländische Kaiser Anastasius zu diesen Schritten an. Denn obschon dieser Kaiser es geschworen hat, der sogenannten rechtgläubigen Kirche ergeben zu seyn, so ist ers doch im Herzen nicht, und will nur gar zu gern, in Rom, einen Bischof haben, der eben so wie er gesonnen ist. Er ermuntert also den Festus zu diesen Schritt, denn Festus, weiß es wohl, daß Symmachus ein solcher Mann, als Anastasius sich wünscht, nicht ist, und daß im Gegentheil Laurentius, aus Orthodoxie und aus Pasdorie sich wenig mache, sobald er durch die eine oder durch die andere, zum Pabst erhoben werden kann.

Um dieser geheimen Absichten willen, sind indessen zwey Päbste erwählet, und einer soll doch nur da seyn. Natürlich giebts demnach nun Streit und Krieg, ja Blutvergiessen in Rom, da keiner von Beyden weichen, und da auch jede Parthey den rechten Mann gewählet haben will; sie beyde auch das glauben, oder doch behaupten, daß ihre Wahl der heilige Geist geleitet habe.

Da sie denn also, sich selbst hier nicht vergleichen können; so werden beyde Parthien einig: — „daß der König Theodorich die Wahlen untersuchen, und über die Rechtmäßigkeit derselben sprechen solle;“ tragen wirklich auch dem Theodorich alles harklein vor, und hörens denn, daß er die Wahl, die auf den Symmachus gefallen ist, für die rechtmäßigste erkläret, mithin denn auch die Gegenparthie zur Ruhe verweiset.

Solche Ruhe ist indessen den Laurentianern ärger als der Tod, und um zu zeigen, daß sie bey dem Symmachus sich schlechterdinge nicht beruhigen könnten, so behaupten sie: — „Symmachus sey der abscheulichste Mensch, der ärgste Böswicht, ja gar ein Knabenschänder, und der Himmel weiß, was mehr!“ Sie folgern also: „der heilige Geist könne ihn ohnmöglich zu dem Bischofthum erkohren haben,“ und meynen, daraus folge sehr natürlich auch, daß Laurentius von selbigem erkohren sey.

Theodorich greift indessen, als ein (gegen seine Unterthanen,) immer gutgesonnener Fürst, hier keinesweges zu, sondern beruft Bischöfe nach Ravenna hin, und läßt diese die Beschuldigungen gegen den Symmachus untersuchen, hörts denn aber daß sie meynen: — „Es könne kein einziger der Verbrechen, die dem Symmachus zur Last geleget worden, ihm erwiesen werden, und seine Wahl sey immer auch gegründeter, als jene andere. Er spricht also, als König, den Symmachus nun frey, und setzet ihn in sein Bischofthum auch ein.

Dagegen schreyen aber die Laurentianer immer noch, und der arianische König erträgt auch, ohne alle intolerante Gewalt, dies ihr Geschrey. Die Bischöfe in Gallien aber werden unwillig, und sagen: — „Es ist eine Sünde zum Erstaunen, daß ihr einen Bischof von Rom, von einem Concilium, und von einem Könige könnt richten lassen! Ein römischer Bischof ist ungleich mehr, als ein König, und als ein Concilium ist, statt dessen also, daß das Concilium, die, dem Symmachus schuld gegebene Verbrechen, hätt anhören und deren Wahrheit prüfen sollen, statt dessen wär es des Conciliums Pflicht gewesen, die Würde des Bischofes in Rom zu vertheidigen, und zu beweisen, daß er keiner Untersuchung, und keinem Gerichte unterworfen wäre!“

Wider diese Behauptung sagen indessen die Laurentianer, und die Bischöfe, die auf

auf dem Concilium gewesen: — „das wäre zu viel behauptet, und auf diese Weise würde ein Bischof in Rom, fiel's ihm einmal so ein, die größten Missethaten ungestraft verüben können!“ doch dieser Widerspruch gilt nichts. Denn nun tritt ein gewisser Ennodius hervor, und belehrt die Christenheit, daß die gallischen Bischöfe gar nicht unrecht haben, erweiset auch nun diese Lehre, so bündig, als sie immer kann erwiesen werden, und als sie auch noch jetzt erwiesen wird.

Er sagt nemlich: — „der erste Bischof in Rom, war kein anderer als der heilige Apostel Petrus, dem Christus des Himmels und der Höllen Schlüssel gab, auf den auch Christus seine Kirche bauete. Die jetzigen Bischöfe Roms also, was sind sie anders, als Nachfolger dieses großen Apostels, und was ist also natürlicher, als das, daß dieser Apostel, diesen Nachfolgern, seine Untrüglichkeit, auch seine Unsündlichkeit, eben so gewiß werd hinterlassen haben, als gewiß er ihnen das Bischofthum, nebst aller Gewalt des Himmelreiches hinterlassen hat? Und gesetzt denn auch, es hätte der eine oder der andere dieser Nachfolger, Fehler und Gebrechen, und Laster an sich; so wird doch dieses alles wenig zu bedeuten haben, da unstreitig die Heiligkeit des gedachten Apostels so übergroß gewesen ist, daß aus ihrer unendlichen Fülle, alle Nachfolger desselben, was ihnen etwan an eigener Heiligkeit noch mangeln sollte, aufs völligste ersetzen können!“

So also streitet man sich hier in Rom, und das nun, daß der Bischof Roms untrüglich seyn soll, daß aber doch der Bischof Symmachus sich hier, erst von dem Könige, und dann von einem Concilium richten läßt, er aber keinem Gericht auf Erden unterworfen seyn soll, das führen nun, nebst andern Beyspielen, die Protestanten, gegen die römischkatholischen Christen, häufig an, und meynen, hierin liege wenigstens so viel: — „daß der Pabst Symmachus sein Recht nicht gekannt; folglich in Beurtheilung seines Rechtes sich geirret haben müsse; folglich nicht frey von allem Irrthum sey, wie Katholiken dies meynen und auch behaupten wollen.

Sehn wir indessen, das alles so mit an, was wir in der Geschichte, von den christlichen Fürsten, und von der hohen christlichen Geistlichkeit, gemeldet finden; so erblicken wir mit Schauder, unendlich viele Albernheiten und Uebelthaten, deren selbst die Heiden sich schämeten, und zu welchen, wenigstens in den ältern Zeiten Roms, so leichte wohl kein Römer, so sehr er auch ein Heide war, sich jemals würd entschlossen haben. Wir könnten uns denn aber, da wir so vieles schon von diesen Missethaten angeführet haben, und auch ferner anführen müssen, nicht entbrechen, unsre Meynung hier zu sagen, und in der Folge uns darauf zu gründen. Uns fällt nemlich der Spruch der Bibel hierbey ein: — „daß man der Weisheit Geschrey, nicht eben hören werde auf den Straßen der Stadt, und nicht in den Pallästen der Großen, und wir denken also, daß das Christenthum immer nur im verborgenen, und in dem häuslichen Leben der Menschen gewürket habe. Wundern uns also nicht wenig, wenn unsre Gottesgelehrten, ihre Beweise für die Vortrefflichkeit der christlichen Religion, von den Straßen und aus den Pallästen hervholen wollen; sich zu dem Ende auf die Geschichte berufen, und aus ihr behaupten: „daß sobald diese Religion gepredigt worden, sobald auch die vortheilhaftesten Veränderungen auf Erden seyen zu sehn gewesen.

In dem Innern der menschlichen Herzen, mag dies freylich Wahrheit seyn, aber aus der Geschichte ist diese Wahrheit nicht zu nehmen, und stützt man darauf diese Religion; so muß der Kenner der Geschichte, bald ein Zweifler, ja wohl gar ungläubig werden. Denn die Geschichte, enthält, nicht die häuslichen frommen Thaten, der einzelnen gemeinern Christen, sondern immer nur die Thaten der Fürsten, der Minister, der hohen Geistlichkeit, und der Völker überhaupt. Prüfen also unsere Leser, das Christenthum nach denen Thaten, die die Geschichte aufbehalten hat; so fürchten wir werden sie sagen: „daß sich die Welt im Christenthum verschlimmert, aber nicht gebessert habe!“

Denn das, daß hier der Gottesgelehrte zur Führung seines Beweises, sagt: — „Vor der Zeit des Christenthums, opferte man Thiere um die Götter damit zu versöhnen, ja man opferte Menschen diesen Göttern auf, und man brach den Völkern die Hälse, sobald ein Augur sagte, daß die Götter dies beschlossen hätten, u. s. w.“ — das ist das einzige, was hier aus der Geschichte angeführet werden kann, und das hat freylich einen großen Schein. Aber, wurd es, da dies unselige Wesen von dem Kraiß der Erden Abschied nahm, mit der Welt wohl besser?

Wie die Geschichte lehrt, so opferte der reiche Christ, nun freylich nicht mehr Ochsen zur Vergebung seiner Sünde, aber er opferte, und opfert auch noch jetzt, sein Geld und Guth den Kirchen, und den Kirchendienern, meynt auch, (wir sagen nicht, weil man so überall das lehrt, sondern weil er, trotz aller Lehre, auch noch bis jetzt das feste glaubt) die Taufe, die Absolution, und der Genuß des Abendmals, das alles würke die Vergebung seiner Sünden, recht so, wie das der Jude und der Heide von den Opfern meynete, und welche Meynung ist denn schädlicher? — Das annoch warme Blut der Opferthiere; das jammervolle Sterben derselben, vor den Augen und unter den Händen des opfernden Sünders, neben dem Geständnisse: „daß es es sey, der solch einen Tod verdienet habe!“ — nicht wahr, das sind sinnlich rührende Dinge, und die können, da man doch immer viel vom sinnlichen Menschen redet, den Sünder, der immer sinnlich ist, gar sehr erschüttern, und je mehr sein Opfer kostbar ist, desto mehr muß es ihn von Sünden schrecken? Kann aber der Genuß einer Speise, und ein leeres Bekenntniß des Mundes, (wir sagen immer: — nicht wie die Lehrer es fordern, sondern wie dasselbe ganz unleugbar, unter unsern Christen wirklich war, und wirklich bleibt —) solch eine Erschütterung würken, und die Sünde so erschweren, als jene Sinnlichkeiten? Wird also von dieser Seite eine merkliche Besserung, oder Verschlimmerung, da Schrecknisse der Sünde, zwar nicht nothwendig, aber doch wirklich, von der Erden Abschied nehmen? — Nach der Geschichte gab es rohe Sünder vor der Zeit des Christenthums, und nach eben der Geschichte gab es, und giebt es noch, viel rohere Sünder, in den Zeiten desselben, ehedem zwar um der Thiere willen, die man opferte, gegenwärtig aber, um Jesu willen, der sich lange schon geopfert hat.

Und Priester und Augurs, opfern ehedem den Götzen, Menschen auf: abscheulich wars, wir bekennens gern, und wir verfluchen diese Sitte. Aber, o ihr Christen! wenn die christlichen Fürsten und Bischöfe, wie unzählige Beyspiele geben, ihrer Rache, ihrer Eifersucht, und ihrer Herrschbegierde, selbst ihre Blutsfreunde, aufzuopfern pflegen, ist da die Welt gebessert?

fert? Ein Menschenopfer Gotte, aus Irrthum, mit Zustimmung des Gewissens, gebracht, und ein Menschenopfer der Rache oder Ehrfurcht, aus Vorsatz und unterm Widerspruche des Gewissens dargebracht, welches von beyden ist das schlimmeste? Ist nicht auf der einen Seite Irrthum und Unglück, auf der andern aber Unglück und Frevel? Ist das Besserung?

Um der Augurn willen, brechen sich die Völker jetzt nicht mehr die Hälse: ist das Wahrheit? — Nun freylich, nicht um der Augurn willen, aber doch um unsrer philosophirenden Theologen willen! — Denn fehlt es unter Christen an lebendigen Menschenopfern? Haben wir keine Auto da fe, und opfert man nicht in denselben, nach sehr langer Quaal und Marter, anbey auch unter Androhung einer schreckenvollen Ewigkeit, Christo Jesu Menschen auf, da man ehedem die Menschen unter freudenvollen Erwartungen, und ohne vorhergegangene Quaal, den Göhen opferte? Und zählet, o ihr Christen, die Ströme des Menschenbluts, die blos um der Theologen Jesu willen, haben fliessen müssen, nebst den Strömen, die um der Augurn willen flossen, so sehet ihr wahrhaftig das Schicksal der Menschen, nach der Geschichte, nicht gebessert. Ihr seht sodann, daß man im Christenthum, bey Tausenden und Hunderttausenden, lebendige Menschen, ohne Zahl und ohne Wahl, dem Herrn geopfert hat, da der Heide sie mit Wahl nur opferte, und nicht wie Christen, Mütter und Väter von den Kindern riß, auch nie bey Tausenden zu opfern pflegte. — Es bleibt also, wie uns es dünkt, dabey: — die Frucht des Christenthums ist eine zwar wahre, aber verborgene Frucht, und sie ist nicht in den Pallästen, sondern in den unbekannten Hütten der Niedrigen zu suchen. Fühlen wir ihren innern Werth in stillen Seelen nicht, in der Geschichte würden wir ihn niemals fühlen, ja sogar verleugnen müssen. (— s. Constant.)

Nach Christi Geburt 501.

Constantinopel.

Bey unserm gewöhnlichen Wettfahren haben unsre Bürger, über die Geschicklichkeiten der Kutscher, sich dergestalt entzweyet, daß es unter ihnen zu Schlägen kommen ist, und daß an 3000 derselben nun erschlagen sind. *)

*) Wie gesagt: — der fromme gute Christ, entzieht sich dem unnützlichen Gewirre, das in der Welt sich findet, und kömmt nicht mit seinen Tugenden so sonderlich auf die Bühne hin, daß alle Welt ihn sehen, und daß die Nachwelt in der Geschichte von ihm lesen könnte. Die Geschichte weiß also fast nichts von ihm. Er aber, der wilde und eitle Mensch, er läuft durch alle Straßen der Stadt; er drängt sich in die Pallästе der Großen; und er betritt die Bühnen der Welt; brüstet sich auch überall so sehr, daß man schlechterdinge ihn bemerken muß. Und so bemerken wir denn

ebenfalls auch hier, die Bürger Constantinopels, die sich raufen, nicht aber die, die in nützlicher Thätigkeit in ihren Häusern sitzen, und als würdige Christen Gott dem Herren dienen.

In Constantinopel werden nemlich immer noch die alten Lustspiele gehalten, und was dabey unter den Heiden einmal Sitte ist, das behalten die leichtsinnigen Christen ebenfalls als Sitte bey; theilen sich also, wie die Heiden, besonders auch beym Wettfahren, in zwey Parthien, weil die wettfahrenden Kutscher in zwey Parthien getheilet sind, und der eine Theil der Bürger, dieser, der andere Theil aber jener Parthie, am mehresten gewogen ist.

Einige von denen Kutschern sind nemlich blau, andere aber grün gekleidet, und je nachdem nun dem einem und dem andern Bürger, die blaue, oder die grüne Tracht gefällt, je nachdem wünscht er auch, daß die blaugekleidete, oder daß die grüngekleidete Schaar der Kutscher, als die vorzüglichste möge angesehen werden, und kanns nicht leiden, wenn sein Nebenbürger, zum Vortheile der andern, ihm minder gefälligen Schaar, ein Urtheil spricht, und die Preise zuerkennet. Dies geht denn auch in Constantinopel nun so weit, daß sich die Bürger, dieserhalb, in die Haare fallen, und daß 3000 dabey ihr Leben lassen müssen.

Man denke derowegen, bey diesem Vorfall das nur näher nach, was oben allbereits von uns gesaget ist; so wird man unsre Meynung, und derselben Richtigkeit, noch richtiger und noch gewisser finden. Denn von 3000 auf einem Platz ermordeten Menschen, ists nicht wahr, von denen konnte die Geschichte etwas melden? Aber, von 100000, hin und her, in den Häusern zerstreueten gutherzigen und zu eben der Zeit geschäftigen Christen, was konnte von denen die Geschichte uns melden? — Nicht für, aber auch nicht wider das Christenthum, kann in sofern also, die Geschichte Zeugniß geben.

Aus Persien.

Unser, seines Throns entsetzte König, Cavades, ist durch die List seiner Gemahlin,*) aus seinem bisherigen Gefängnisse entronnen, und hat sich nun, zu den Hunnen hingeflüchtet, die er zuvor so heftig bekrieget, und so sehr gedemüthiget hat. Derselben König soll denn auch, diesen hohen Flüchtling mit der größten Gütigkeit empfangen haben, ja sogar entschlossen seyn, ihn mit einer mächtigen Armee zu uns zurück zu schicken, um sich von neuem hier auf unsern Thron zu setzen.

*) Cavades, wird von den Persern zu einer ewigen Gefangenschaft verdammet, und zu dem Ende in ein Gefängniß geführet, wo niemand zu ihm gelassen wird, als nur der Kerkermeister. Die Gemahlin des unglücklichen Gefangenen läßt indessen, bey diesem Kerkermeister, mit ihren Liebkosungen nicht ehe nach, ehe sie nicht sein Herz erweichet, und sich von ihm die Freyheit erwirbet, ihren gefangenen Gemahl, in seinem Kerker zu besuchen. Indem sie nun endlich aber diese Erlaubniß hat; so giebt sie ihre Kleider dem gefangenen Gemahle; bleibt selbst im Kerker zurück, und läßt dagegen ihn, in ihren Frauenskleidern entwischen. Sie hat außerdem aber, einige getreue Freunde desselben bereits dahin gebracht, daß sie ihr versprechen, ihrem fliehenden Gemahle Gesellschaft zu leisten, und da fliehen diese nun mit ihm aus Persien hinaus.

Weil

Weil denn aber die gutherzige Dame fürchtet, daß, wenn seine Flucht frühzeitig ruchbar würde, man ihm nachjagen, und ihn wohl wieder zurücke führen könnte; so stellt sie sich in dem Gefängnisse, drey Tage lang bettlägrig krank; so daß der Kerkermeister, wenig oder gar nicht zu ihr ins Gefängniß kommt, also auch den Betrug, den sie gespielt, da allererst entdeckt, da Cavades lange schon über die Grenze des Landes ist. Für diese ihre eheliche Treue, wird sie indessen, wie es scheint, ums Leben gebracht, er, ihr Gemahl aber findet eine gute Aufnahme, bey den Fürsten der Hunnen, und nachher auch, wie die Folge lehret, das beste Glück in seinem Vaterlande Persien.

Nach Christi Geburt 502.

Constantinopel.

Die Bulgaren sind abermals in unsere Provinzen eingedrungen, und in Syrien, auch in Palästina, sinds die Saracenen, die eben so wie jene Barbaren, Schreck und Verwüstung um sich her verbreiten, und mit Gelde, oder mit gewafneter Hand, zurückgewiesen werden müssen.

Aus Persien.

Unser Cavades, hat sich mit einer Tochter des Königes der Hunnen vermählt, und ist mit einem hunnischen Heere in unsere Lande eingerücket; hat den vortreflichen Fürsten Zambades, der seither uns in Ruhe beherrscher hat, vom Thron gestossen, ihn seiner Augen beraubet und ins Gefängniß werfen lassen, *) sich selbsten aber wieder auf den Thron gesetzt.

*) Nach andern, war Cavades so grausam nicht, sondern Zambades legte Kron und Scepter 'nunmehr] nieder,' und Cavades ließ ihn ganz in Ruhe leben.

Constantinopel.

Indem wir von den Bulgaren in Thracien und Illyrien, von den Saracenen aber in Syrien genugsam schon gedränget werden, zieht auch Cavades, der König von Persien, sein Schwerdt, bricht plötzlich in Mesopotamien hinein, und belagert nun daselbst die feste Stadt Amida, mit der größten Heftigkeit. Zu diesen Feindseligkeiten reizet ihn indessen am mehresten wohl die Noth, in der er sich befindet, da er, wie er's versprochen haben soll, dem Könige der Hunnen, der ihn mit einem Heere, und mit sehr großen Summen, zur Wiedererlangung seines Reiches unterstützet hat, die Unkosten nicht erstatten kann, und da auch unser Kaiser sich geweigert hat, die großen Summen ihm zu leihen, die er zu diesem Zwecke von ihm borgen wollte.

Nach

Nach Christi Geburt 503.

Aus Persien.

Unser König Cavades weiß sich, wie es scheint, aus seiner Verlegenheit zu helfen, denn wenn er Gelder haben muß, und sie nicht hat, sie ihm auch niemand leihen will; so greift er zu den Waffen, erobert und plündert fremde Städte und Länder, und schaft dadurch die Gelder die er braucht, sich an. Als er nemlich seinem Wohlthater, dem Könige der Hunnen, große Summen zu bezahlen hatte, von dem Kaiser in Constantinopel sie gern borgen wollte, aber von demselben sie in Güte nicht erhalten konnte, so ist er sofort in das Gebieth des gedachten Kaisers eingefallen, und hat nun, besonders da er auch die große Stadt Amida eingenommen, so viel Beute schon gemacht, daß er die Schuld genug bezahlen kann.

Genau erwogen, war er indessen zu diesem Schritt genöthiget, und hätt er nicht zur Befriedigung der Hunnen, dieses Mittel hier erwählt, so wären die Hunnen sicher auch in unser Land gedrungen, und hätten das verheeret. Hätt er auch länger noch mit seinem Einbruche in das kaiserliche Gebieth gezögert; so wären ihm die großen Reichthümer nicht in die Hände gefallen, die ihm nun darin gefallen sind, da die Bewohner desselben, an nichts weniger als am Krieg gedenken, also denn auch mit ihren Gütern nicht entfliehen können.

Hat denn bey dieser Gelegenheit aber, die Stadt Amida am mehresten gelitten, und ist sie von unsern Truppen gänzlich ausgeplündert, sind auch die Einwohner in derselben, in der ersten Hitze, größtentheils in Stücken gehauen worden; so haben sie doch gewissermaaßen, sich selbst das zuzuschreiben. Denn während der 4 monathlichen Belagerung, haben sie sich zu sehr auf ihre Tapferkeit, und auf die Festigkeit ihrer Stadt gegründet, und sogar den liederlichsten Frauensleuten es gestattet, sich auf die Mauren, unserm Könige von denselben entgegen zu stellen, und ihm ihre Blöße zu zeigen, um seiner auf das allerschimpflichste zu spotten.

Constantinopel.

Wider die Perser hat unser Anastasius die besten Anstalten getroffen, und das vortreflichste Heer steht nun bereits gegen sie im Felde. Die hochste Zeit aber ist's auch mit diesem Heere, denn schon haben die Perser die wichtige Stadt Amida erobert, auch Mesopotamien durchplündert, und dürften also leicht noch weiter um sich greifen. *)

*) Die Bulgaren scheinen mit Geschenken abgefunden zu seyn, die Saracenen aber suchten dazumalen, nicht eben neue Wohnsitze, sondern Beute, und waren sie damit beladen, so kehrten sie in ihre Heymath zurück.

Rom.

Rom.

Clodovaus, der König der Franken, ist im Begrif, mit dem westgothischen Könige, Alarich in Gallien, zu brechen, und das, dem Angeben nach, um einiger (unbekannt gebliebenen) anzüglichen Reden willen, die dieser Herr, wider jenen soll geführet haben, eigentlich aber darum wohl, weil er alleine nur in Gallien der Herr seyn mögte, und der dortigen Gothen Macht gern schwächen will. Unser König Theodorich ists indessen, der den Ausbruch eines Krieges zwischen beyden Mächten, bishero noch gehindert hat, und selbigen auch wohl ferner hindern wird. Denn er erklärts, daß wer von beyden Fürsten das Schwerdt zuerst aus seiner Scheiden ziehen würde, sein Feind seyn solle, bittet anbey denn aber beyde Theile auf das freundlichste, daß sie den Widerwillen, den sie gegen einander gefasset haben, fahren lassen, und sich wiederum versöhnen. *)

*) Man hat noch die Briefe, die Theodorich dieserhalb, durch eigene Gesandten, sowohl an den Alarich, als auch an den Clodowich gesandt, und diese sind in solchen Ausdrücken abgefaßt, daß man den Theodorich lieben muß, weil er als Menschenfreund darinnen redet. Man hat aber auch Briefe, die er bey dieser Gelegenheit auch an den Gundebald, und an noch andere Fürsten, z. E. der Thuringier u. s. w. abgeschicket hat, und die scheinen dahin gerichtet zu seyn, daß alle Fürsten den Clodovaus hassen; sich sofort mit dem Theodorich, und mit den übrigen Fürsten, wider den Clodovaus verbinden, und dessen Reich zertrümmern sollen. — Theodorich scheinet demnach ein Herr zu seyn, der die Liebe und den Gehorsam seiner Unterthanen wohl verdienet, weil er sie als ein gütiger Vater beherrschet, der aber in Absicht anderer Fürsten, den Neid oder die Furcht, dermaßen bey sich würken läßt, daß er sie gerne unterdrücken, sich selbsten aber über alle setzen will.

Nach Christi Geburt 504 — 506.

Im Morgenlande, führt der Kaiser Anastasius, mit dem Cavades, dem Könige Persiens, einen Krieg, in welchem ihm das Glück so wenig günstig ist, daß er sich nach Frieden sehnet, und gern, (im Jahr 505) einen siebenjährigen Waffenstillestand schliesset, da sich sein Feind Cavades, dem während dessen verschiedene hunnische Schaaren, in sein Gebieth einfallen, zu solchem Stillestande geneigt bezeiget.

Kaum ist denn aber dieser Stillestand geschlossen; so äußert auch Anastasius, seine wahre Gesinnungen in Ansehung der christlichen Lehre, indem er, die sogenannten Recht-

gläubigen verfolgt, den eutychianisch gesinnenen Christen aber, seinen Beyfall, nebst jeder Art der Unterstützung schenket. Er bringt indessen, durch diese seine Aeußerungen, das Volk in Constantinopel, dermaßen wider sich auf, daß es förmlich aufrührisch wird, und daß er, auch nicht einmal durch seine Soldaten, vor dieses Volkes Wuth gesichert werden kann, sondern zur Verstellung seine Zuflucht nehmen, dem aufrührigen Volke gute Worte geben, und es also besänftigen muß.

In den Abendländern, und zwar:

1) In Afrika, sehn die athanasianischen Bischöfe, daß ihr jetziger vandalischer König Thrasamund, die erledigten athanasianischen Bischofsthümer nicht besetzen läßt, und daß auf diese Art, die Lehre des Athanasius, in Afrika aussterben müsse. Sie versammlen sich derowegen, ohne Erlaubniß von dem Könige zu haben, aus eigenem Antriebe, und besetzen eigenmächtig, die sämtlichen erledigten athanasianischen Bischofsthümer, mit neuen Lehrern ihrer Religionsparthie. Hierdurch erbittern sie indessen den gedachten König dergestalt, daß er sie insgesamt, 220 an der Zahl, aufgreifen, sie zu Schiffe bringen, und nach Sardinien abführen, also aus ganz Afrika, so weit als er dasselbige beherrscht, verbannen läßt.

2) In Italien nimmt sich der König Theodorich, eines gewissen Mundo, eines gebohrnen Gothen an, da sich derselbe in der Präfektura Illyriens, gegen den Kaiser Anastasius, im Jahr 505 empöret. Anastasius wird derowegen gegen diesen König Italiens nicht wenig entrüstet, ist indessen dem Anschein nach, selbst schuld daran, daß Theodorich dem gedachten Mundo Beystand leistet. Denn eines Theils will er, daß Theodorich, das Reich, das er beherrsche, als ein Vasall des morgenländischen Reichs beherrschen soll, und andern Theils, fallen bulgarische Völker, dem Theodorich in sein pannonisch Gebieth, ohne daß ihnen Anastasius, den Durchzug durch sein Gebieth, verwehret hätte, und wahrscheinlich auf des Anastasius Rath, nicht nur, um für sich selbst, vor ihnen Friede und Ruhe zu haben, sondern um auch die beständig wachsende Macht des Theodorichs zu entkräften.

Weil denn aber, weder die Bulgaren, noch auch der Kaiser Anastasius, dem siegreichen Theodorich widerstehen können; so bequemt sich der gedachte Kaiser, dem Scheine nach, zu einem aufrichtigen Frieden, mit diesem Könige Italiens, setzet aber unter der Hand, den König Clodovaus in Gallien darzu an, daß er, wie ers längstens schon gewollt, gegen die Westgothen zu Felde gehn, und dadurch, dem ostgothischen König Theodorich, Händel machen soll.

3) In Spanien und Portugall, herrschen noch immerfort die Sueven in Gallicien; die Westgothen des Alarichs II. aber, in dem gesamten übrigen Theile, dieser großen Länder.

4) In Gallien herrschen, theils Theodorich, über die Gegend von Marseille; theils Gundebald, der Burgundier; theils Alarich II. der König der Westgothen; theils

theils endlich Clodovâus, der König der Franken. Und dieser Clodovâus ists, der niemals ruhen kann, den sein Ehrgeiz und seine Eroberungssucht beständig treiben, und der daher, da er aus Furcht vor dem Theodorich, gegen die Westgothen sein Schwerdt bisher nicht ziehen dürfen, dasselbe nun, im Jahr 505 u. 506, gegen die Britten ziehet, die sich in Armorica, (Bretagne) niedergelassen, und bey dem Verfall der römischen Macht in Gallien, sich unabhängig und frey gemachet haben. Er hat denn wirklich auch, gegen dieses freye Volk, das bisherige Glück; besiegt und unterjocht dasselbe, und wird also noch mächtiger und noch furchtbarer als zuvor. Dabey steht er indessen, daß eben jetzt der Kaiser Anastasius, dem Theodorich abgeneiget ist, und daß derselbe, diesem Theodorich vieles werd zu schaffen machen. Er entschließt sich derowegen, ohne daß der Kaiser Anastasius ihn sonderlich darzu noch reizen dürfe, den Krieg, wider die Westgothen in Gallien, auf den er so lange schon gedacht, nicht länger zu verschieben, da, wie er nun denkt, der Ostgothe Theodorich, vom Anastasius im Zaum gehalten, und an Unterstützung der Westgothen, genug gehindert werden kann.

Nach Christi Geburt 507.

Constantinopel.

Um unser Constantinopel vor allen Ueberfällen der Bulgarèn zu sichern, bauet unser Anastasius, auf der Erdzunge, auf welcher diese unsere Stadt gegründet ist, (etwan 8 deutsche Meilen, landeinwärts von der Stadt) eine Mauer, die von dem einem Meere bis zum andern reichen, also 13 deutsche Meilen lang, durchgehends aber 20 Fuß breit seyn wird.

Uebrigens aber hat unser Kaiser, sobald er nur den letzten Aufruhr hier gedämpft gesehen, seine außerordentliche Neigung zu den Eutychianern abermalen, und dadurch zu erkennen gegeben, daß er den rechtgläubigen Bischof Macedonius, als den Stifter des Aufruhrs, heimlich greifen, und von hier ins Paphlagenische verweisen lassen, dagegen aber Thimotheum, einen Eutychianer, in dieses Bisthum eingesetzet hat.

Rom.

Der König Theodorich läßt aufs eiligste die Truppen zusammenrücken, und eilt mit ihnen nach Gallien, wo der fränkische König Clodovâus, eine übergroße Macht *) zusammengezogen hat, und mit derselben, den westgothischen König Alarich überfallen will.

*) Um den sittlichen Charakter des Clodovaus näher kenntbar zu machen, müssen wir hier noch folgendes sagen:

Er war nicht der einzige Fürst der Franken, sondern es waren neben ihm, noch andere fränkische Fürsten, theils in dem jetzigen Holland, theils am Rheinstrom bey Cöln, theils auch in Gallien zu finden, und überdem war Clodovaus so wenig, als die gedachten andern Fürsten, ein unumschränkter Herr. Er mußte vielmehr, da die fränkische Nation, fast mehr als jede andere, auf ihre Freyheit eifersüchtig war, bey allen wichtigen Angelegenheiten und Unternehmungen, einen Reichstag halten, um auf demselben die Stimme der Nation zu hören, und nach derselben sich zu achten.

Weil nun also seine Franken, mit den Besitzungen, die sie in Gallien bereits gemachet haben, genug zufrieden sind, und sich nach neuen Eroberungen nur sehr wenig sehnen, so siehet Clodovaus, der keine Armee im Solde hat, und den die Franken, immer nur freywillig, in das Feld begleiten dürfen, das genugsam ein, daß er seine so große Eroberungssucht, niemalen werd befriedigen können, wenn er nicht zu andern Mitteln schreite, und dadurch seinen Zweck erreiche.

Mit diesen Gedanken schwanger, wirft er demnach sein Auge auf die Christen, die er in Gallien schon findet; sieht, daß diese sich in Arianer und in Athanasianer theilen, und daß sie sich in ihren Herzen hassen, und verfolgen. Er merkts also, daß wenn er sich selbst, zu der einen, oder zu der andern Parthie hinwenden sollte, diese ganze Parthie, ihm völligst werd ergeben seyn, und bedenkt sich dieserwegen, über den Schritt nicht ferner, den er zur Befriedigung seiner unbegränzten Eroberungssucht, zu wagen habe.

In Gallien sind nemlich die Eingebohrnen, oder die ältern Bewohner Galliens zu finden, und die sind sämtlich Athanasianer. Neben diesen sind aber, auch die Burgundier in Gallien, und wie diese Leute, bey ihrem Einmarsche in dies Land, den Gott der Römer, Vortheils halben, zu verehren suchen, mithin denn auch, die, unter den Römern herrschende Lehre des Athanasius, so unbekannt sie ihnen in der That auch ist, für die allein wahre angeschen wissen wollen; so nehmen sie in der Folge, da Beute zu hoffen ist, von den siegreichen Westgothen in Gallien, die Lehre des Arius, als die allein nur wahre an; werden also, wie Westgothen Arianer, und zugleich ein Gegenstand des allgemeinen Hasses, der von ihnen besiegten und bedrückten Eingebohrnen. Unter diesen Burgundiern entsteht denn aber bald, eine nicht geringe Gährung. Denn der burgundische König Gundebald, hat beym Antritt seiner Regierung, noch drey Brüder am Leben, und zween von ihnen neigen sich, um den Gundebald zu Grund zu richten, zur athanasianischen Lehre; ziehen also die Eingebohrnen Galliens, durch diese ihre Neigung, sehr auf ihre Seite, und erregen, im Vertrauen auf derselben Hülfe, gegen ihren Bruder Gundebald, einen förmlichen Krieg.

Gundebald wird damals aber, von seinem Bruder Godegisel unterstützt, besiegt seine rebellischen Brüder; richtet sie hin, und läßt zwar derselben Kinder, besonders aber die Clotildis, die Tochter des einen Bruders, am Leben, wird dennoch aber, von den Athanasianern, als der grausamste Barbar verabscheut und vermaledeyet, da im Gegentheile, die, von ihm besiegten und getödteten athanasianischen Brüder, nebst der, in ein Kloster gesperrten Clotildis

hilde, von den Eingebohrnen Galliens, geehret und geliebet werden. —

Dies alles steht denn aber, dem nach Eroberung dürstenden Clodewig vor Augen, und da kann er, von seinen Franken, in seiner barbarischen Eitelkeit, nicht hinreichend unterstützt, jetzt allerdings nichts klügers thun, als daß er sich zuförderst mit dieser, von den Gallern geliebten Prinzeßin Clotildis, ehelich verbinde; unter angeblichen Wundern, sich selbst mit seiner Gemahlin zum athanasianischen Christenthum bekennet, und durch dies sein öffentliches Bekenntniß eben sowohl, als durch seine, nach Rächung des Todes ihres Vaters, sehr begierige Gemahlin, die Eingebohrnen Galliens desto kräftiger reizet, mit ihm, gegen die ungläubigen oder ketzerischen Arianer, gegen die Burgundier nemlich, und gegen die Westgothen, in das Feld zu gehen?

So wars, so entschloß sich Clodoväus zum athanasianischen Christenthum! So, und in dieser Absicht fing er an, die athanasianischen Bischöfe und Priester zu ehren! So, und in dieser Absicht fing er an, sie selbst, und derselben Kirchen zu beschenken! Und so reizte Clotildis selbst, so reizte endlich auch, der, genugsam schon gewurzelte Haß gegen anders denkende Menschen, die Eingebohrnen Galliens, zur Liebe des Clodoväus, und zur Anhänglichkeit an ihm. So konnt er also, wie wir gesehen haben, zuerst den Gundebald, nebst dessen Burgundiern, nächst dem aber auch, wie wir noch sehen werden, die ungleich mächtigern Westgothen, leicht genug mit Krieg beziehen.

Denn nun tritt er nur auf, heuchelt und spricht: — „Es thut mir in der Seelen wehe, daß die ketzerischen Menschen, die Burgundier und die Westgothen, die besten Länder Galliens besitzen sollen; ich kann dabey nicht ruhig seyn; ich muß die Ehre Gottes und Jesu suchen: auf also, und in das Feld!“ und so oft er nun so spricht, so oft spricht auch der athanasianisch-gallische Christ, von seinem Bischof darzu angefeuret, „Amen, ja, es sey dies so!“ und da kann denn der Franke ebenfalls nicht ruhig bleiben.

Denn nun, da die eingebohrnen Gallier so sprechen, nun ist auch Clodoväus stark genug zum Kriege, und nun ist nichts bey ihm, als Beut und Ruhm zu hoffen. Nun geht also der Franke ebenfalls, getrost ins Feld, weil auch sein Neid es nicht erlaubet, die, von ihm zuvor besiegten Gallier, mit Muth erfüllt, und mit der Zuneigung des Fürsten derhrt zu sehen, für sich selbst nun aber, diese Zuneigung zu vermehren, und den Schein an sich zu nehmen, als hätte er die alte Tapferkeit schon längst verlohren.

So ists, so handelt dieser König Clodewig; und unserm Gefühle nach, ists wahre Schande, solchen Menschen, als einen Christen zu preisen. Er hat, ohne gerechte Ursach, ganze Ströme des Menschenbluts vergossen. Er hat, wie ein Barbar, unterweilen mit eigener Hand, Männer ermordet, die gerechter waren als er, sobald sie ihn, im mindesten beleidiget. Er hat, wie wir zum Theil noch hören werden, auf die niederträchtigste schändlichste Art, viel andere Fürsten, und selbst seine nächsten Blutsfreunde selbst, theils ermordet, theils ermorden lassen. Er hat sogar Söhne gegen ihre leiblichen Väter, mit mörderischer Wuth und Lust erfüllt, immer aber, den ehrwürdigen Namen Jesu Christi, an der Stirn getragen, und unter dem Schutze dieses Namens, nach Tyger-Art die Menschen abgeschlachtet: — ist das ein Christ? Sind das auch Christen, die ihn nun dennoch einen Christen nennen?

„Schwachheiten,“ sagt man, „blieben bey diesem, unter Barbaren erzogenen Herrn noch immerfort:“ und ist das, wo bleibt alsdann des Christenthumes Ehre, wenn das Christenthum, in so geringen Maaß den Menschen bessert, daß er auch nicht einmal von solcher, mehr als barbarischen Wuth, ablassen kann? So sagt man ja, daß nicht eben dieses Christenthum, sondern daß schon jede andere gestrittene Erziehung, die Gemüthsart bessern müsse; und ist denn dies Empfehlung unsers Christenthums?

Aus Persien.

Wie unser König Cavades, dem Kaiser aus Constantinopel, seine Macht hat fühlen lassen, so hat er dieses auch in Ansehung der Hunnen gethan, die in seine Staaten eingedrungen waren, und die er nun aufs glücklichste beseget, auch tief in ihr Gebieth hinein verfolget hat. War er denn auch, bey dem Antritte seiner Regierung, übermäßig stolz, und vergrif er sich sogar an die ewigen Gesetze des Landes, da er, ihrem ausdrücklichen Inhalte zuwider, die Gemeinschaft der Weiber unter uns einführen wollte: so ist er anjetzt, und seit der Zeit, da er wieder hier auf unserm Throne sitzet, so gemäßiget in seinem Betragen, und den Gesetzen so getreu, daß er sogar den besten Freund, den er auf Erden hatte, nicht in Schutz genommen, sondern ihn, nach dem Inhalte unser Gesetze, zur Hinrichtung übergeben hat, da derselbe seine verstorbene Gemahlin, begraben, nicht aber, wie das Gesetz es will, auf einem Thurm hinlegen, und da, in freyer Luft verwesen lassen. — (s. Th. I. pag. 317)

Aus Rom.

In Gallien hat der König Clodovaus, die Westgothen angegriffen und geschlagen, auch ihren König Alarich im Treffen erlegt, noch ehe Theodorich, zu dem unglücklichen Fürsten stoßen, und sich mit ihm verbinden können. *)

*) Die Westgothen sind tapfere Männer, trauen aber ihrer Tapferkeit so sehr, und wissen sich damit so viel, daß sie ihren König Alarich zu einem Treffen nöthigen, und, sobald sie nur die Franken sehen, mit ihnen handgemein werden, um den, in ihrer Hofnung, schon gewissen Sieg, denen Ostgothen des Theodorichs, auf keinerley Art verdanken zu dürfen.

Wie denn aber auf dieser Seite, die eitle Zuversicht auf eigene Kräfte, sogar merklich würkt; so würken auf der andern Seite der Aberglaube, der Religionshaß, und die Priester, die diesen Haß entflammen.

Denn, die vorherigen Begebenheiten machens klar, daß von je her, im abendländischen Reiche, die Arianer sehr verfolget wurden, und die Geschichte meldets, daß sich von Zeit zu Zeit, ungemein viele, von diesen verfolgten Arianern, aus Italien und aus andern Provinzen, entfernet, und theils zu den Westgothen in Gallien, theils zu den Vandalen, Alanen, auch Sueven in Spanien und Afrika, die sämtlich Arianer waren, hingeflüchtet hatten.

Diese, in ihrem ehemaligen Vaterlande so verfolgten Arianer, brachten natürlich aber, von den Athanasianern, ihren Feinden

den und Verfolgern, den oben gedachten Völkern, keine günstige Begriffe bey. Sie machtens vielmehr, daß diese Völker, die athanasianisch gesonnenen Eingebohrnen, der gedachten Länder, scheueten, ja drückten, und unterweilen auch verfolgeten. Und da wars denn begreiflich genug, daß nun auch, die lange schon verfolgten und bedrängten athanasianischen Eingebohrnen Galliens, nichts freudigers sich dachten, als wenn der angebliche athanasianisch denkende Clodoväus käme, und der arianischen Westgothen Macht zu Boden würfe. Da wars denn auch begreiflich genug, daß nun die athanasianischen Bischöfe insonderheit, diesen Wunsch sich merken liessen, indem sie, wenn Clodoväus herrschete, Geschenke, Ehre und Macht für sich, und für die Kirchen hoffen konnten, wenn aber Alarich der Herr verblieb, an Schmach und an Beraubung, mehr als an Beschenkung denken mußten. Und da war denn endlich auch das ganze Gallien, für den gedachten Clodoväus, dergestalten eingenommen, daß er überall so vielen Beystand fand, als Alarich nur Widerstand und Abneigung erfahren mußte.

Denn, wie schon gesagt, der König Clodoväus war aufmerksam genug, um alle bisherige Vorfälle, unter den Arianern und Athanasianern hinlänglich zu wissen, und schlau genug, um selbige zu seiner Vergrößerung, aufs möglichste zu nützen. Er sah es auch, daß alles Volk getreulich, und ohn Bedenken, alles glaubte, und alles that, was seine Priester geglaubet wissen wollten und zu thun gebothen, und daß es vornemlich dann sehr gerne alles that, wenn der Bischöfe Wünsche und Geborthe, zum Verderben der Westgothen und Burgundier eingerichtet waren, die diesem Volke, den dritten Theil der Ländereyen abgenommen hatten, die es mit harten Auflagen plageten, und die überdem nicht seinen Glauben ehren wollten. Er wandte sich also an keinen mehr, als an die Priester und an die Bischöfe; ehrte diese allesamt auf das unablässigste; beschenkte sie denn auch aufs reichlichste, und hatte nun, in dem athanasianischdenkenden Gallien, so viele Herolde seiner christlichen Tugenden, und so viele ihm getreue Unterbefehlshaber über das gallische Volk, als in demselben Priester waren.

Christliche Tugenden waren nemlich, in diesen Zeiten vornehmlich nur, der blinde Glaube an Glaubensformuln, die pünctlichste Beobachtung der gottesdienstlichen Ceremonien, und noch mehr als beydes, die Freygebigkeit gegen die Kirchen, und gegen derselben Diener. Denn, wer hier in diesem Stück sich zeigen konnte, der gab die stärksten Beweise seiner Liebe zu Gott, und der saß auch völlig Gott im Schoße, da das, was man denen rechtgläubigen Kirchen und Lehrern gutes oder böses that, nach damaliger Lehre, Gotte selbst gethan wurde. Und welcher Gallier durfte derowegen, die rechtgläubigen Kirchen und Kirchendiener nun noch kränken? Wer durfte nun es unterlassen, wenn sie, die Kirchendiener es begehreten, das Schwerdt um sich zu gürten, und selbst gegen seinen Landesherren, das so umgürtete Schwerdt mit aller Zuversicht zu entblößen? Wie sehr begreiflich war demnach des Clodoväus Sieg?

Von der Schlacht selbst ist indessen noch zu merken, daß der schlaue Clodewig, als er das Gebieth von Tours betritt, welches einem gewissen Martinus, als seinen Heiligen und Schutzpatron verehret, geschwinde einige Leute in die dortige Martinskirche sendet, um zu sehen, ob ihm der Heilige, auf seinem jetzigen Heereszuge, wolle ein Zeichen geben, und daß der Bischof

schof des Orts, der darzu vermuthlich schon gestimmet war, eben da, da diese Leute in die Kirche treten, vor dem Altar die Worte singet: — „Herr du hast mich ausgerüstet mit Kraft zum Streit; du hast alle, die sich wider mich setzen, unter meinem Fuß gethan; meine Feinde jagst du in die Flucht, und bringst die um, die mich hassen!“ daß denn hieraus also, das ganze Heer, die beste Vorbedeutung nimmt, und deswegen auch mit großem Muth, an die Westgothen rücket, und sie schläget.

Für eine solche Würkung auf das Heer, verdient denn aber, nach dem Urtheil der Bischöfe, der Priester und des Volks, der gedachte Heilige belohnt zu werden, und drum gelobt ihm auch, der schlaue Clodewig sein bestes Pferd, im Falle daß er ihm, den Sieg verleihen würde. Er, dieser Clodewig siegt denn auch, und muß, denen Geistlichen zu Gefallen, es nun glauben, daß der heilige Martin diesen Sieg bewürket, und das Pferd verdienet habe. Er sieht denn aber, daß die frommen Herrn, daß Pferd selbst nicht wollen, sondern 200 Goldgülden, die sie besser nutzen können, im Namen ihres Heiligen, statt dieses Pferdes fordern, giebt demnach diese Summe ihnen hin, sagt aber auch: — „der Heilige ist zwar ein guter Helfer in der Noth, aber er läßt sich auch recht trefflich dafür zahlen!“ Genugsam giebt ers also zu verstehen, daß er, von diesem Heiligen, im Grunde wenig halte, daß er indessen, da dies sein eigner Vortheil heischet, dem Willen der Geistlichen sich immerfort sehr gern ergebe.

Nach Christi Geburt 508 u. 509.

Rom.

Nach verschiedenen Gefechten, zwischen unsers Theodorichs, und des fränkischen Königs Clodovâus Truppen, ist nun (509) der Frieden unter ihnen wieder hergestellet, und demselben gemäß, behält unser Theodorich, (als Vormund, für den noch unmündigen Amalarich, des westgothischen Königs Alarich II. Sohn) die Provinzen Languedoc in Gallien, nebst allen alten westgothischen Besitzungen, in Spanien und in Portugall. Er, Clodovâus aber, behält den übrigen Theil des westgothischen Reiche in Gallien. *)

*) Die Geschichte hat uns nicht ausdrücklich gemeldet, wo, und mit welchem Glücke, Theodorich und Clodewig gefochten haben. Im Jahr 509, steckten indessen beyde, die Schwerdter in die Scheide, und theilten sich, wie schon angeführet ist, in die westgothischen Länder.

Da auch, nach dem Tode Alarichs, der eine kriegerische Theil der Westgothen, den Gesalic, einen, von einer Beyschlä-

Digitized by Google

ferin erzeugten Sohn des Alarichs, zu seinem Könige wählet, und den Amalarich, weil er ein bloßes Kind noch ist, in diesen Zeiten der Gefahr, darzu nicht haben will, ein anderer Theil dieser Krieger aber, dieses Kind darzu erwählet, die Krieger selbst also in Zwiespalt gerathen, und sich vor den Clodewig in Gallien nicht mehr sicher sehen; so stehet der eine, wie der andere Theil derselben nach Spanien, und so kann Clodewig das ganze Gallien von den Westgothen nehmen. Er nimmts indessen, wie wir gesehen haben, nicht ganz hinweg, und da muß demnach, der König Theodorich, ihm hierin gewehret, mithin denn auch, in etwas wenigstens gesieget haben.

Da auch, während dieses Krieges, der Kaiser Anastasius, eine Flotte nach Italien sendet, und die dortigen Küsten, doch ohne merkliche Vortheile, plündert, also gegen den Theodorich sich abermals als Feind beweiset; so muß Theodorich, über den Clodewig, wirkliche Vortheile erhalten haben, und demselben zu stark gewesen seyn, weil sonsten Clodewig, ihn gar leichtlich würde überwältiget haben, da er, auch noch vom Athanasius gedränget wurde.

Vom Theodorich sagen übrigens einige: — „er hätte die Provinz Languedoc als Vormund beherrschet, andere aber sagen: — „er hätte sie wie die Provence, die ihm vorhero schon gehöret, und die er auch anjetzt behielt, als sein eignes Land beherrschet, und für sich, nicht aber für (seiner Tochter Sohn,) den jungen Amalarich, in Spanien hinein, seine Truppen geschickt, um die Parthie des Gesalics zu unterdrücken. Im Jahr 511, gelang's denn wirklich auch diesem Könige, den gedachten Gesalic aus Spanien zu jagen, und wirklich schemt er auch, für sich selbst, so Spanien als Languedoc und die Provence beherrscht zu haben.

Constantinopel.

Unserm Anastasius ist nichts so angenehm, als wenn der König Theodorich in Italien gebeuget wird, und da dies nun Clodewig, der König der Franken, am mehresten thun kann; so suchet ihn der Kaiser auch aufs möglichste zu ehren, und hat ihn zu dem Ende zum Consul ernannt, ihm auch alle Ehrenzeichen und Kleidungsstücke dieser hohen Würde, zum Beweise seiner Achtung, zugesandt.*)

*) Ein Consul hatte jetzt im mindesten nichts zu befehlen, demohnerachtet aber blieb der Name und die Tracht eines Consuls, den Völkern ehrenwerth, und das besonders darum, weil immer nur die größten Lieblinge der Kaiser, mit dieser Würde bekleidet wurden, die Würde selbst also, als ein Zeichen der vorzüglichsten Zuneigung der Kaiser angesehen werden mußte. Und da überdem auch jedes Jahr, nur 2 Männer dieser Ehre theilhaftig werden konnten, indem der Kaiser Roms nur einen, und der Kaiser von Constantinopel ebenfalls nur einen Mann darzu ernennen durfte; so konnten nicht viele, und so konnten immerr nur die allerangesehensten Männer, mit dieser Würde prangen, und so mußte sie auch, in den Augen aller Völker, immerdar sehr wichtig bleiben.

Indem denn auch der Kaiser, den Clodewig zum Consul ernannte, indem gestand er es auch ein, daß die, dem Clodewig ergebenen Völker, in seinen Augen, nicht Feinde und Rebellen, sondern Freunde, in

Ansehung des römischen Reiches wären, und indem machte er auch den Völkern, unter den Ost- und Westgothen, auch Burgundiern, einen neuen Muth, dem Clodewig anzuhängen, und ihren Landesherren ungetreu zu werden. Dem Clodewig konnte derowegen, diese Ehre nützen, den übrigen aber konnt und sollte sie schaden.

Nach Christi Geburt 510.

Aus Rom.

Unser König Theodorich rüstet eine starke Flotte aus, und will damit den Kaiser Athanasius heimsuchen, der in dem gallischen Kriege, an unsern Küsten erschien, und unser Italien anfallen wollte. *)

*) Eine Flotte ließ Theodorich bauen, und gegen den Anastasius wollte er sie, ohne Zweifel wohl, gebrauchen. Er hatte indessen noch bis ins folgende Jahr, in Spanien, den Gesalic zu dämpfen, durft auch wohl dem Clodewig nicht trauen, und fand überdem auch noch seinen Feind, den Kaiser Anastasius, zum Nachgeben bereit. Es unterblieb daher der Krieg gegen ihn, ohne daß man eigentlich es weiß, warum?

Ein anderes aus Rom.

Clodovaus, der König der Franken, hat sich die Stadt Paris, zu seiner Residenz erwählet, ist daselbst aber nichts weniger als ruhig, sondern hat, von seiner unbändigen Herrschsucht geleitet, alle andere fränkische Fürsten, die zum Theil seine nähesten Blutsfreunde waren, auf die schändlichste und frevelvollste Art, ums Leben gebracht.

Denn da ist z. E. Siegebert, ein naher Vetter des Clodewigs, (auch ein Bundesgenosse desselben, in dem letztern Kriege gegen die Gothen in Gallien,) und dieser Siegebert beherrschet die Franken, die in den Gegenden von Cöln beym Rhein, sich niedergelassen haben. Derselbe ist indessen jetzt schon sehr betaget, auch lahm an seinen Füssen, und hat einen Sohn, der herrschbegierig ist, auch lange schon mit Ungeduld auf seines Vaters Ende wartet, vor seinen, (noch heidnischen) Franken aber, den Vatermord nicht wagen darf.

Und da wendet sich, zum wahrhaften Abscheu aller, nur etwas redlich denkenden Menschen, der, nach Eroberungen schmachtende Clodewig, an diesen unnatürlichen Sohn, und reizet selbigen, indem er ihm, seine sehr mächtige Unterstützung verspricht, auch seinen abgelebten Vater, hochst verächtlich schildert, dergestalten, daß er den Vatermord bey sich im Ernst beschliesset, denselben auch, auf einer Jagd vollführet, und hiernächst sich, um

um den Beystand Clodewigs bemühet, um an seines Vaters Statt, über diesen Theil des fränkischen Volks, (das noch das Wahlrecht hatte,) das Scepter zu führen.

Statt dessen aber, daß der, des Abscheus würdige Clodewig, den Vatermörder, wie ers ihm gelobet, unterstützen sollte, statt dessen läßt er ihn, durch seine Abgesandten meuchelmörderisch ums Leben bringen, und stellt hierauf, den, freylich wohl fluchwürdigen, jedennoch aber von ihm selbst verführten Sohn, als einen Vatermörder den gedachten Franken vor; verabscheuet auch vor denselben, den gemeldeten Vatermord, den er selbst so sehr veranlaßt hat, mit solcher Kunst, daß das eben gedachte Volk, dadurch bewogen wird, ihn selbst zu seinen Fürsten zu erwählen, und daß er derowegen, auch über dieses Volk nun herrschen kann.

Nicht zufrieden aber, auch hier, am Rheinstrom, seine Herrschaft ausgebreitet und befestiget zu sehen, läßt er überdem nun noch, den Kararich, den Fürsten derjenigen Franken, die sich in der Picardie und in Artois niedergelassen haben, nebst seinem Sohne, durch List, (die nicht aufgezeichnet ist,) entführen; scheeret beyden, da er sie gefangen siehet, die Haare vom Kopfe, und läßt sie zu Priestern weihen; maaßet sich selbsten aber ihr Gebiethe an, und tödtet endlich, so den Vater als den Sohn, da sie von seiner Ungerechtigkeit reden, und über dieselbe sich beschweren.

Er sieht denn auch, daß noch zween andere Fürsten der Franken, theils im Hennegau, theils in der Provinz la Maine, (ein Theil der Provinz Orleans,) neben ihm das Scepter führen; will auch diese neben sich nicht dulden, und ruhet derowegen nicht ehe, ehe er nicht Beyde gefesselt und getödtet siehet; bewürkt dies alles aber, mit der größten Treulosigkeit, und zur ewigen Schande seines Namens.

Denn, mit eisernen, aber stark übergoldeten Armbändern, Harnischen, und andern Rüstzeugen, die er den Angesehensten der gedachten Fürsten, zum Geschenke macht, blendet er zuförderst diese alle dergestalt, daß sie sich gegen obgedachte Herren empören, diese ihre Fürsten gefangen nehmen, und sie gefesselt, vor dem Clodewig hinführen. Da macht er indessen, den gefesselten Unglücklichen, die verächtlichsten Vorwürfe, darüber, daß sie, wie Sclaven gefesselt, vor ihm erscheinen, und ihrer Fürsten Würde zuwider, sich haben fesseln lassen. Ja, da hauet er, sowohl ihnen, als ihren Brüdern und ihren Söhnen, gleich unwürdigen und zur Regierung unfähigen Menschen, mit seiner Streitart, die Köpfe ein; tödtet zugleich auch, noch viel andere Fürsten der Franken, und drohet die Verräther mit dem Tode, da sie, was sie vor Gold gehalten, als Eisen erfinden, und deshalb unmuths werden wollen.

In der That hat er also, alle seine Anverwandten aus dem Wege geräumet, damit nie jemand, außer seinen Söhnen, nach ihm dereinst, das Scepter führe. Und damit er hierbey desto mehr gesichert sey; so klagt er nunmehr öffentlich, auch dem Anschein nach, recht ängstiglich darüber, daß er jetzt gar keinen Anverwandten in dem Leben habe. Er

Digitized by Google

klagt indessen nur zum Schein also, damit er es erfahre, ob noch irgend jemand sey, der in irgend einem Grade der Verwandtschaft mit ihm stehe, und der, aus diesem Grunde, sich dereinst zum Nachfolger, bey dem fränkischen Volke, melden könne. Ein solcher wäre nemlich ohne Zweifel, sein, und seiner Kinder Feind, und ein solcher müßte derowegen herbeygelocket, und des förderſamſten auch getödtet werden.

*) Zur Erläuterung merken wir noch folgendes hier an.

Unter den Franken, kamen zwar die Söhne der Könige, und in deren Ermangelung, die nächsten Verwandten derselben zur Regierung, aber nicht ehe, ehe nicht die, auf Erhaltung ihrer Freyheit, eifersüchtige Nation, ihre Einwilligung darzu gegeben hatte. Eben dieser Ursach wegen, durft also derjenige, der dermaleinst regieren wollte, nie etwas thun, was der Nation zuwider war, und das war begreiflich genug, vornehmlich auch der Vatermord.

Wollte derowegen, nach Vollbringung desselben, Sigebert noch herrschen, so mußte es durch fremde Gewalt geschehen, und so mußte er, da kein Stärkerer jetzt war, auf dieses Clodewiges Macht sich hier verlassen.

Indem nun aber, wie wir gesehen, dieser Clodewig, die fränkischen Fürsten, derselben Söhne und Brüder, nach und nach ermordet, sich selbst aber als unschuldig an ihrer aller Tode, und zugleich, wie er's denn wirklich war, als der nächste Anverwandte derselben, zur Befestigung ihrer Thronen, denen Franken darstellet: so geschieht auch was er will, um so leichter, da eines Theils sein kriegerischer Geist, und sein bisheriges Glück, dem kriegerischen Theil der Franken wohl gefällt; da anderntheils aber, der betrügerische Fürst, bey allen obgedachten Vorfällen, als rein und unschuldig an denselben, vor den Galliern erscheinet, und da endlich auch, wenn ja ein großer Theil der Franken, seine Verstellung und Betrügerey genug erkennet, die Macht, die er, dieser Clodewig schon hat, dermaßen angewachsen ist, daß aller Widerstand nichts sonderliches fruchten kann.

Wie man übrigens aber, aus allen diesen Vorfällen, die höchst unchristliche und abscheuliche Gemüthsart, dieses, von vielen höchst gepriesenen Königes, erkennen kann; so kann man bey dieser Gelegenheit, auch den Geist erkennen, der ohngefähr zu dieser Zeit, die gallikanische Geistlichkeit regierete. Denn, indem uns z. E. der heilige Bischof Gregorius von Tours, alle diese, und noch andere Ruchlosigkeiten dieses Clodewigs erzählet; so setzet er hinzu: — „So demüthigte Gott die Feinde Clodewigs, und so vermehrte er desselben Reich, weil er mit rechtschaffenem (d. h. mit einem, den athanasianischen Priestern wohlgewogenen, den arianischen aber abgeneigten) Herzen wandelte, und alleine das nur that, was Gotte angenehm seyn konnte!“

Denke sich demnach ein Mensch hier diesen Heiligen! Denke sich ein Mensch die alten Griechen und die alten Römer, neben diesem Priester, und neben noch andern seiner Brüder, die von diesem Ungeheuer, mit eben so viel Ehrfurcht sprechen! Fühl und sag es uns ein Mensch, obs möglich ist, daß die Lehre Jesu sey gepredigt und beherzigt worden! — Wir, unsers Orts, wir bethen erläutrungsweise hier nur kurz: — „O heiliger Heide Fabricius, bitte, ja bitte du, für unsern christlichen Bischof Gregorius, und für alle seine Brüder!“ — (s. Th. II. p. 159)

Nach

Nach Christi Geburt 511.

Rom.

Aus Gallien vernehmen wir, daß der König Clodovâus, zu Paris gestorben sey, und daß seine vier Söhne, sich in sein Reich getheilet haben. *)

*) Diese vier Söhne waren, 1) Theodorich, von einer Beyschläferin erzeuget, und unter allen der älteste, welcher die Stadt Metz, seine Residenz seyn ließ. 2) Clodomir, der, nebst dem nachfolgenden, von der Clotildis erzeuget war, und zu Orleans residirte; 3) Clotarius, der zu Soissons, und Childebert, der zu Paris, seine Residenz aufschlug.

Nach Christi Geburt 512.

Constantinopel.

Unser Volk ist abermalen, gegen unsern Anastasius in großer Wuth gewesen, und abermalen hat hier nichts, als nur das Nachgeben des Kaisers, und die Betheurung dessen, daß er den Rechtgläubigen ergeben seyn wolle, diese Wuth besänftigen können. Wie indessen die vormalige Betheurung dieses Herren, seine Gesinnungen gar nicht umgestimmet, und sein Verhalten im mindesten nicht geändert hat; so scheinet auch die diesmalige Betheurung desselben, bey ihm nichts umgestimmt und abgeändert zu haben. Denn kaum ist unser Volk hierselbst besänftiget gewesen, so hat man auch schon wiederum, die Eutychianer, von dem Kaiser geehret und unterstützt, die Rechtgläubigen aber verachtet, und, zwar nicht in dieser Stadt, jedennoch aber in Syrien, und in noch andern Gegenden des Reiche, gedränget und verfolgt gesehn.

*) Bisher hatten die Rechtgläubigen gesungen: — „Heiliger Gott, Heiliger und Starker, Heiliger und Unsterblicher, erbarm dich über uns!“ und nun wollte Anastasius, nebst dem eutychianischen Bischofe Thimotheus, daß in allen Kirchen, dem eutychianischen Glauben gemäß, — „Heiliger Gott; heiliger und starker; heiliger und unsterblicher Gott, der du für uns gekreuziget bist!“ gesungen werden sollte, und das machte das Volk so wild, daß es sich förmlich empörete, und daß nur die Demüthigung des Kaisers, dessen Wuth begränzen konnte.

Digitized by Google

Bey 100000 Einwohner kamen hierbey um ihr Leben; die Statuen des Kaisers wurden niedergeschmissen und zertrümmert, auch wurde Feuer angelegt, und manches schöne Haus den Flammen aufgeopfert. Die Unruhe wurde auch, vorjetzo zwar, gestillet, sie brach aber in den folgenden Jahren, so heftig wieder aus, daß sogar Armeen des Kaisers, gegen Armeen der Rechtgläubigen, die aus den Schätzen, der rechtgläubigen Kirchen, besoldet wurden, zu Felde zogen, und daß diese letztern, einen gewissen Vitalianus zum Kaiser ausriefen, der des Anastasius Truppen aus dem Felde schlug, und endlich mit gewafneter Hand vor Constantinopel rückte, doch endlich sich zur Ruhe begab, da der geängstigte Kaiser Anastasius, die Aenderung seines Betragens abermals gelobte, auch, um das Volk zu blenden, die Zusammenberufung eines Conciliums versprach, welches die eutychianische und antieutychianische Lehre abermalen untersuchen, und über derselben Grund oder Ungrund sprechen sollte.

Im Jahr 511, wagten sich auch einige Herulер, die bishero viele Gegenden durchwandert hatten, über die Donau, und da Anastasius zu schwach war, ihnen zu wehren; so wieß er ihnen, in diesem Jahre 512, Länder zu Wohnsitzen, in Thracien an, sie aber versprachen: ihm, so oft ers fordern würde, im Felde zu dienen.

Nach Christi Geburt 513 — 517.

Im Orient ruft Anastasius freylich wohl ein Concilium zusammen, aber er weiß denn auch, da die italiänischen Bischöfe insonderheit, so manches fordern, was den andern Bischöfen gar nicht angenehm, dem Volk im Oriente auch zuwider ist, die Sache dahin zu bringen, daß er, sicher vor dem Volke, die Eutychianer fernerhin beschützen, die sogenannten Rechtgläubigen aber drücken kann. Die unwürdigsten Absichten, die unanständigsten Ränke, und die menschenfeindlichsten Behandlungen, kommen übrigens auch hier, in der Kirche Christi zum Vorscheine, müssen aber, nicht hier, wo sie uns zu sehr aufhalten würden, sondern in den Kirchen-Geschichtschreibern aufgesucht werden. Im allgemeinen können wir indessen sagen: — Man fragte auch anjetzt, so wie vorher, und in der Folge, darnach nur: — „was kann und soll man glauben?“ man fragte aber nicht: — „was kann und soll man thun? Man feindete sich auch an, und man verwies, und tödtete, und verfluchete die Irrenden, aber man verwies und tödtete und verfluchte nicht, die stolzen, die geldgierigen, die unkeuschen, und die mörderischen Priester, deren gewiß nicht wenig waren.

Und weil man denn, fast nichts von Jesu Christi Sinne hatte, so war auch Clodewig, ein

ein Kind des Allerhöchsten, da er immer, wenn er seine Nebenkönige beraubete, von einem Theile dieses Raubes, Kirchen und Klöster bauen ließ, und Priester und Mönche wohl beschenkete; so waren aber Anastasius und Andere, nichts als Kinder des Teufels, blos weil sie glaubten: — Christus sey als Gott und Mensch, unzertrennlich verbunden, und also auch, als Mensch nicht nur, sondern auch als Gott, gekreuziget worden.

In Italien, herrschet Theodorich, der König der Ostgothen, wie bisher aufs rühmlichste, und trachtet nicht eben nach neuen Besitzungen, sondern sucht, die Länder die er beherrscht, aufs möglichste im Flor zu bringen.

Im fränkischen Gallien, herrschen die vier Söhne des Clodewigs, und Theodorich der älteste von ihnen, ist wie sein Vater unternehmend, voll List, voll Herrschbegierde, und zu jeder Treulosigkeit bereit, sobald sie nur sein Ansehn mehren, und die Macht seines Reichs vergrößern kann. Seine Absichten richtet er indessen vorjetzt nur noch auf Thüringen, in welchem drey Brüder herrschen, die sich unter einander beneiden, und mit deren einem, er, zur Besiegung der andern gemeine Sache machen, und dadurch viel Land erobern will.

Im burgundischen Gallien, stirbt, im Jahr 517, der König Gundebald, und hinterläßt sein Reich, dem Sigismund, seinem Sohne.

Im westgothischen Gallien, auch in Spanien und einem Theile Portugals, herrschet Theodorich, der König Italiens, nach völliger Besiegung des Gesalics, in Ruhe, und neben ihm, sind auch noch die Sueven in Gallicien.

In Afrika, herrscht immer noch der König Thrasamund, die athanasianischen Bischöfe aber, sind immer noch aus seinen Staaten verwiesen, auch die Kirchen dieser Religionsparthie, nur schlecht, und zum Theile gar nicht, mit Lehrern besetzt.

Im persischen Reiche, regiert annoch Cavades, und ob zwar, der siebenjährige Waffenstillestand, mit dem römischen Kaiser in Constantinopel, längst verstrichen ist, so bleiben dennoch beyde Mächte noch in Ruhe, und lassen die Grenzen ihrer Länder, auch ihre wechselseitige Verbindungen, wie sie sind, ohne einen Krieg zu führen.

Nach Christi Geburt 518.

Constantinopel.

Unser Kaiser Anastasius, ist, am 9. Julius dieses Jahres, todt in seinem Zimmer gefunden worden, und einige meynen, es habe ihn ein wirklicher Blitz getödtet, andere aber meynen, sein böses Gewissen habe ihn, zur

zur Zeit eines heftigen Gewitters, so in Schreck und Furcht gesetzet, daß er, ohne daß ein Strahl des Blitzes ihn getroffen, plötzlich seinen Geist hätte aufgeben müssen.

Wahr ists denn freylich auch, er hat, so rühmlich auch der Anfang seiner Herrschaft war, aufs unrühmlichste, in der Folge, und bis an das Ende seiner Regierung, sich betragen; die Unterthanen mit großen Auflagen beschweret, und alle obrigkeitliche Aemter, für große Summen verkaufet. Aber gewiß, er würde dies viel weniger gethan haben, und viel weniger auch verhasset seyn, wenn sich unser Volk gemäßigter gegen ihn betragen, und wenn er den Eutychianern weniger angehangen, die Rechtgläubigen aber mehr geehret hätte. Und dann würde gewißlich auch sein Tod, der ihn, im 88sten Jahre seines Alters, natürlich genug, so schnell abfordern konnte, nicht eben aus solchen Ursachen, die Gottes Strafe merklich machen sollen, abgeleitet werden.

Dem sey indessen wie ihm wolle, wir haben jetzt an seiner Statt, den Justinus, den bisherigen Oberbefehlshaber bey der kaiserlichen Leibwache, zu unserm Kaiser, und obschon derselbe, in seiner Jugend ein nur gemeiner Hirte, nachher aber ein gemeiner Soldat gewesen, auch durch Bestechung der kaiserlichen Leibwache, von derselben, zu unserm Kaiser ausgerufen ist: so freut sich dennoch jeder über ihn, da er, sobald als er den Thron betreten, verschiedene der vornehmsten Eiferer für die eutychianische Lehre, hingerichtet, und sich also auf das deutlichste, für die rechtgläubige Parthie erkläret hat. *)

*) Wir wollens zugeben, daß Anastasius ein böser Regent gewesen, und daß er Gottes Zorn auf sich geladen habe; ja wir wollens auch gelten lassen, wenn ihn die rechtgläubige Geistlichkeit, unter diesem Vorwande, verfluchet. Wir können dann aber, schlechterdings auch das nicht billigen, daß eben diese Geistlichkeit, die Constantinen, die Theodosier, und die Clodewige, die wahrlich ungleich mehr aufgeklärt haben, selig spricht, und wir müssens wünschen, daß, besonders unsre jungen Leser, an solch Verfahren, und an eine so übertriebene Werthschätzung der Glaubensformeln, auch Geringschätzung und Herunterwürdigung, ja Vernachlässigung der Lebenspflichten, den unbedächtigsten Abscheu fühlen, und wir sagen dieserwegen, zur desto mehrern Erregung dieses Abscheus, hier noch folgendes:

Da Anastasius entschläft, da nimmt der Oberschatzmeister desselben, die Schätze des Verstorbenen, giebt sie dem Justinus, und treibt ihn an, sein so großes Ansehen bey der Leibwache, nebst diesen Schätzen, zum Besten eines gewissen Theocritus zu verwenden, damit derselbe Kaiser werde. Justinus sagt denn auch, dem gedachten Oberschatzmeister dies alles zu; nimmt demzufolge die kaiserlichen Schätze, und theilt sie unter die Soldaten aus; spricht dabey aber, nicht für den Theocritus, sondern für sich selbst, und wird also auch Kaiser.

Weil nun aber, wie sehr begreiflich ist, sehr viele hier mit ihm nicht wenig unzufrieden sind, dieselben auch zu seinem Untergange, nicht wirklich schon den Anschlag fassen, aber ihn doch fassen können; so klagt er über Verschwörung wider sein Leben; stellt den Oberschatzmeister, nebst dem Theocritus, als solche Verschworne wider ihn, und wider sein Leben vor, und richtet sie, nebst noch einem andern angesehenen

sehenen Manne, hin, ohne daß das rechtgläubige Volk drum murre; ja zur Freude desselben, blos darum, weil diese Unglücklichen, Freunde des Anastasius, und im Verdacht des Eutychianismus sind.

Diese seine Mordthat wird denn wirklich auch, eine gerechte, ja fromme That, in dieser rechtgläubigen Leute Augen, und der neue Kaiser, ist nicht ein Mörder, auch nicht ein Kronenräuber, sondern ein ächter, und ein gottseliger Christ, besondere da, da er sofort noch weitere Anstalt macht, die Eutychianer auszurotten. — Haben auch die Heiden, jemalen schlechter gedacht? jemalen schlechter gehandelt? jemalen Unthaten dieser Art so sehr verherrlichet?

Nach Christi Geburt 519 u. 520.

Constantinopel.

Unser Kaiser Justinus hat alle, von seinen Vorfahren verjagte rechtgläubige Bischöfe zurückberufen, und in ihre Würden wieder eingesetzet, die eutychianischen Bischöfe aber verjaget, und die Irrthümer derselben, auf einem Concilium verdammen lassen.

Weil denn auch Vitalianus, den wir schon ehedem zu unserm Kaiser erhoben, und der, wenn ers sonst gewollt, (wie es wenigstens das Ansehn hat) sich dazumal genugsam hätte auf dem Thron erhalten können, dem jetzigen Kaiser Justinus nach dem Leben getrachtet haben soll, auch den Eutychianern sehr geneigt geschienen hat; so hat ihn der Kaiser, durch seinen Schwester-Sohn Justinianus, hinrichten lassen, und also, auch in Ansehung dieses Mannes, seinen Thron gesichert. *)

*) So läßt Justinus es, zum wenigsten geschehen, daß auch dieser Mann ermordet wird, und so wird auch dieser frevelvolle Mord von den Christen, mit dem Schleyer der Rechtgläubigkeit bedeckt, und gar nicht sonderlich getadelt, sobald nur hier der Mörder sagt: „Vitalianus war ein Mann, der den Eutychianern ganz ergeben war!“ — Durch die lieben Glaubensformeln, lassen sich demnach die Sachen allesammt verkehren, und Licht und Recht, in dicke Finsterniß einhüllen!

Nach Christi Geburt 521.

Aus Rom.

Theodorich, des Clodewigs Sohn, und König von Austrasien, *) ist im Thüringischen, im Felde gewesen, und hat zwar als ein Held daselbst gefochten, aber nicht die mindeste Eroberung gemacht. Denn Hermanfried, der Thüringische Fürst, der ihn, gegen seinen Bruder Baderich, zur Hülfe gerufen, und ihm, nach geleisteter Hülfe, einen ansehnlichen Theil der Länder des Baderichs verheissen hatte, hat sein Versprechen schlechterdings nicht halten wollen, sondern alle Länder, des besiegten Bruders, für sich selbst behalten.

*) Weil der Theil des fränkischen Reichs, den Theodorich erhielt, als das Ölnische, das Maynz- und Trierische, die Pfalz, Lothringen, Elsaß, u. s. w. in Ansehung der übrigen Theile dieses Reichs, gegen Osten, oder Morgen lag; so wurde dieser Theil Ostrasien, oder Austrasien genannt. — Die Thüringer waren zu dieser Zeit, seine nächste Nachbarn, von Seiten Germaniens, und ihre Herrschaft erstreckte sich weit und breit in Germanien hinein, so, daß neben den obgedachten zween Brüdern, noch ein dritter Bruder, Namens Berthar, (den aber Hermanfried vor diesem Jahre schon, seines Gebieths beraubet hatte,) über diese thüringische Nation regieren konnte. Daß aber Hermanfried es wagen darf, den Theodorich, einen sonst sehr kriegerischen Fürsten, auf eine so grobe Art zum Zorn zu reizen, das hat er dem Theodorich in Italien zu danken, der sein Schwiegervater ist, und ihm, gegen den fränkischen Theoderich helfen kann.

Die Thüringer waren übrigens jetzt noch Heiden, demohnerachtet aber erzog, der gedachte Hermanfried, die Kinder seines besiegten Bruders an seinem eignem Hofe, und hielt sie daselbsten standesmäßig. Er machte es also nicht, wie es die angeblich christlichen Constantine und Clodewige machten, die ihre Rache, auch auf die Kinder ihrer Feinde fallen liessen, und es ist derowegen nicht zu erweisen, daß unter den Barbaren, ein so unmenschliches Wesen, als man zur Entschuldigung so mancher christlichen Fürsten anzunehmen pfleget, so allgemein, und der Natur, so sehr bereits gemäß gewesen sey, daß selbst das Christenthum es nicht abändern können.

Aus Persien.

Der König hegt gegen seinen jüngsten Sohn Chosroes, eine so starke Zuneigung und Liebe, daß er ihn, seinen zween ältern Brüdern vorziehen, und zum Nachfolger auf dem Thron erheben will. Weil er indessen das wohl weiß, daß, (da besonders der älteste Prinz Caoses, ganz ohne Tadel, und von vielen Verdiensten ist, und da überhaupt auch niemand es ergründen kann, warum der König, eine so große Abneigung von diesem Prinzen bey sich heget,) die Thron-

bestei-

beſeitigung des jüngſten Sohns, ſehr vielen Schwierigkeiten dürfte ausgeſetzet werden, ſo will er dieſen Schwierigkeiten dadurch nun entgehen, daß er eine auswärtige Macht, zur Unterſtützung dieſes Prinzen geneigt zu machen ſuchet, und zu dem Ende, dem Kaiſer Juſtinus einen ewigen Frieden antragen läßt, im Fall, daß er, dieſen ſeinen Sohn Chosroes, an Kindesſtatt annehmen, und ihn in der Folge auch, zur Behauptung des perſiſchen Thrones, mit aller Macht ſeines Reiches, unterſtützen will.

Conſtantinopel.

Bey unſerm Kaiſer, hat Cavades, der König von Perſien, darauf angetragen, daß ſein jüngſter Sohn Chosroes, von ihm, unſerm Juſtinus, an Kindesſtatt mögt angenommen, und zur Thronfolge in dem perſiſchen Reiche unterſtützet werden. Er hat auch gemeynet, daß der Kaiſer, gerad auf dieſe Art, für ſich ſelbſt, und für ſein Reich, mit dem perſiſchen Reiche, und mit deſſelben Könige, am allerſicherſten in ſteter Ruhe und Freundſchaft leben würde.

So annehmungswerth indeſſen dieſer Antrag, dem Kaiſer ſelbſt, und auch den Miniſtern deſſelben, bey dem erſten Anblick geſchienen, und ſo geneigt ſie auch geweſen, demſelben gemäß zu handeln, ſo ſehr ſind ſie doch nun anders Sinnes worden, da viele glauben, es könnt auch wohl, wenn dieſe Annahme an Kindesſtatt geſchähe, der perſiſche Prinz Chosroes, dies unſer morgenländiſch Reich, dereinſt in Anſpruch nehmen, und es als ein Erbtheil, das ihm, als einem an Kindesſtatt Angenommenen, nach allem Recht gebührte, fordern, und mit gewafneter Hand für ſich zu nehmen ſuchen.

Dieſer Bedenklichkeit wegen, wird alſo, aus dieſem Vorſchlage nun wohl gar nichts werden; Cavades aber wird uns dies, vermuthlich wohl ſehr übel deuten, und nicht länger Frieden halten wollen. Denn für dieſen ſeinen Prinzen, ſoll er ſo ausnehmend eingenommen ſeyn, daß er nichts in der Welt mit größrer Unluſt bemerket, als das, was dieſem Lieblinge und deſſen Glück entgegen iſt.

Nach Chriſti Geburt 522.

Rom.

In unſerm Italien, wo der Jude, der arianiſche, und der athanaſianiſche Chriſt, unter dem Scepter des weiſen Theodorichs, einen gleichen Schutz bisher genoſſen, auch in Verträglichkeit gelebet

haben, sind plötzlich einige Religionsunruhen entstanden, die daher rühren sollen, daß einige Juden, etliche Hostien ins Wasser geworfen, auch auf andere Art gemißbrauchet haben, und die dadurch sehr vermehret seyn sollen, daß unsere Christen, einige Synagogen der Juden angezündet, und sie in Asch' und Schutt verwandelt.

Wir hoffen indessen, die Ruhe bald wieder hergestellt, und die Gemüther befriediget zu sehen, da unser gute König, den Juden, dergleichen fernere Frevelthaten untersagen, auch die Thäter unter ihnen, bestrafen, unsern Christen aber befehlen und andeuten lassen: „Gelder zusammen zu bringen; und die eingeäscherten Judenschulen, eben so, wie sie gewesen, wieder aufzubauen, auch gewärtig zu seyn, daß der Christ, der an diesem Unfuge Theil genommen hätte, und nun nicht seinen Beytrag gäbe, deshalben öffentlich gepeitschet werden solle."

Constantinopel.

Cavades, der König von Persien, hat die abschlägige Antwort unsers Kaisers dermaßen übel aufgenommen, daß er sofort, in unsere Lande feindlich eingedrungen ist, und daß wir nun genöthiget sind, gegen ihn, ein Heer ins Feld zu senden. *)

*) Dieser Krieg, der einige Jahre währete, sonst aber für uns von keiner Erheblichkeit ist, muß vornemlich, des Belisarius wegen, gemerket werden, der jetzt zwar, noch ein bloßer Jüngling war, und unter der kaiserlichen Leibwache, welche Justinianus, der nachmals Kaiser wurde, anzuführen hatte, Dienste that, der bald aber sehr in die Höhe kam, und ein berühmter Feldherr wurde.

Außerdem aber ist auch noch zu merken, daß die angegebene Ursachen dieses Krieges schwerlich wohl die einzigen waren, und daß die Römer, mehr als die Perser, Schuld an dieser Unruhe hatten.

Jeder treulose Fürst, und jede treulose Nation, wandten sich nemlich, wenn ihnen die Unterwürfigkeit unter den persischen Monarchen ferner nicht gefallen wollte, an die Kaiser; erbothen sich das Christenthum anzunehmen, und fanden auch die Kaiser bereit, ihnen christliche Priester zuzusenden, die ihnen oft genug, die Liebe zu den christlichen Regenten, und die rechtmäßige Abneigung von den nicht christlichen, eben so nachdrücklichst predigten, als sich die Kaiser ihrer annahmen, wenn sie ihrer unpflichtmäßigen Abneigung wegen, von den Persern, gezüchtiget werden sollten. Eben dies geschah auch jetzt, in Ansehung des Fürsten der Lazier, und das wars eigentlich, was hier den Krieg entzündete.

Rom.

Aus dem burgundischen Gallien vernehmen wir, daß Sigismundus, der König der Burgundier, seinen Sohn Segeric, der zugleich ein Tochtersohn unsers Theodorichs ist, ermordet habe, weil seine zweyte Gemahlin, diesen ihren Stiefsohn, bey ihm, seinem Herrn und Vater, übel angeschwärzet, und von ihm behauptet hat, daß er aus eitler Herrschbegierde, dem Vater, nach dem Leben stehe.

Weil

Weil indessen die Unschuld des Prinzen, dem unglücklichen Vater, bald nachher sichtbar worden ist, so soll derselbe nun fast trostlos seyn, und keine Ruhe mehr in sich verspüren, ja im Begrif schon stehen, Thron und Scepter zu verlassen, und sich in ein Kloster einzusperren, um für seine übereilte Härte, gegen seinen Sohn, durch stete Buße, und durch strenges Fasten, diese Sünde, gehörig abzubüssen.

Nach Christi Geburt 523.

Rom.

In Afrika ist Thrasamund, der König der Vandalen, gestorben, und hat sein Reich, dem Hilderich, einem Sohne Hunnerichs, hinterlassen. Weil denn aber der Verstorbene, gegen die athanasianischen Bischöfe, bis auf den Aushauch seines Lebens, auf das gehäßigste gesonnen gewesen; so hat er, noch vor seinem Ende, von diesem seinem Nachfolger, einen feyerlichen Eid genommen, daß er die athanasianische Lehre, in seinen Staaten, niemals dulden, und noch weniger befördern wolle. Er indessen, dieser sein Sohn, hat dafür gehalten, daß ein solcher Eid ihn gar nicht binde, und also, sobald er die Regierung angetreten, sämtliche, nach Sardinien verbannte athanasianische Bischöfe, wiederum zurückberufen; sie in ihre Würden wieder eingesetzet, und überhaupt auch denen Athanasianern, die völligste Religionsübung in allen seinen Staaten frey gegeben. *)

*) Hilderichs Mutter war Eudocia, eine Tochter Valentinians III. eine Athanasianerin von Geburt, und um ihrentwillen, that der junge Fürst, den Athanasianern wohl.

Ein anderes aus Rom.

Clotildis, die Wittwe des Königs Clodovaus, kanns immer nicht vergessen, daß der verstorbene burgundische König Gundebald, ihren Vater besieget und auch hingerichtet hat. Sie sieht auch immer noch das Reich der Burgundier, zum Theile wenigstens, als ein Erbtheil an, das sie, in ihres Vaters Namen, längstens schon besitzen sollte, und dürfte jetzt auch wohl, dies ihr vermeyntlich väterliches Erbe, für sich, oder für ihre Söhne im Besitz bekommen.

Denn da Sigismund, des Gundebaldes Sohn, und jetziger König der Burgundier, wegen der übereilten Hinrichtung seines Sohnes Segerics, fast trostlos wei-

net; sich um das Regiment sehr wenig nur bekümmert; den Unterthanen wenig lieb und würdig ist; dagegen aber, sich in ein Kloster eingeschlossen hat, und für seine Sünde daselbst fastet und bethet: so scheint, der Königin Clotildis, dieser Zeitpunct, zur Erreichung ihrer Absicht, höchst bequem zu seyn, und so hat sie, ihre drey Söhne, Clodomir, Clotarius und Childebert ermuntert, gemeinschaftlich zu den Waffen zu greifen, und das burgundische Reich nun anzufallen. Sie thun denn dieses wirklich auch schon jetzt, und allem Ansehn nach, wird der Erfolg, für sie erwünschet seyn. *)

*) Theodorich, der Ostgothe, war über den Sigismund, der Ermordung seines Sohnes wegen, ungehalten, und Theodorich, des Clodovaus Sohn, hatte eine Tochter des Sigismundus, mogt also seinen drey Halbbrüdern eben so wenig helfen, als jener dem Burgundier. Beyde glaubten auch wohl, die Burgundier und die Franken, sollten sich auf diese Art schwächen, und dann wollten sie nachher, von ihrer Schwäche Vortheil ziehen.

Constantinopel.

Durch ein eigenes Gesetz, hat unser Kaiser Justinus, den Arianern, Eutychianern, und allen andern Ketzern, die Kirchen zu schliessen befohlen, auch verordnet, daß jeder, der sich nicht zur rechtgläubigen Kirche bekennen wollte, aller Ehrenstellen und Ehrenämter verlustig seyn solle.

Anmerkung.

Dies alles geschahe, wie die Geschichte sagt, auf Antrieb der rechtgläubigen Geistlichkeit. Rechtgläubig war denn aber, was der Pabst in Rom, als Nachfolger des heil. Petrus, vor rechtgläubig erklärete; und daß man, auch in Constantinopel, dies vor rechtgläubig hielt, das rührte vornemlich aus politischen Umständen her, welche niemalen fruchtlos sind, sondern bald für, bald wider die Wahrheit kämpfen; und das wollen wir hier, zur etwanigen Erläuterung, umständlicher zeigen.

Je größer eine Stadt, und je angesehener die Gerichte waren, die in solcher Stadt sich fanden, desto wichtigere Dienste konnte, in den ersten Zeiten des Christenthums, derjenige Priester, der in dieser Stadt war, den Gliedern seiner Kirche, die im Lande zerstreuet waren, leisten: das denken wir, ist begreiflich genug, und eben so begreiflich ists daher, daß z. E. die christlichen Priester, in den Hauptstädten, Rom, Alexandria, Antiochia und Constantinopel, vor allen übrigen, ein Gewichte haben mußten, indem sie, den Kaisern, den höchsten Landes-Regierungen, und den obersten Stadthaltern, allemal am nähesten waren, derselben Gewogenheit leichter erwerben, und durch diese Gewogenheit, Vergünstigungen, auch Befehle, zum Vortheile, sowohl der Kirchen überhaupt, als auch einzelner Gemeinden und einzelner Prediger, bewürken konnten.

Mit gutem Bedachte, wählte man derowegen, auf eine eben so begreifliche Art, die

angesehensten und geschicktesten Männer, zu Priestern in den angesehensten Städten, und wie denn diese Priester, schon für sich selbst, und ihrer Talente wegen, sehr im Ansehn waren, so wurden sie es noch ungleich mehr, sowohl durch die Vortheile, die sie andern Priestern und andern Gemeinden stiften konnten, als auch durch den Schaden, den sie allen denen christlichen Gemeinden und einzelnen christlichen Lehrern zubereiten konnten, die ihnen sonst zuwider waren. Bald erhoben also diese Priester, ihr Haupt, über ihre Brüder, sahen auf alles, was in den kleinern Städten, auch auf dem Lande geschahe; gaben den andern Priestern und Gemeinden Anweisungen, ja Befehle, und machten sich, leicht genug, zu Herren, und zu Oberaufseher ihrer Brüder.

Aus allen andern Verhältnissen der Menschen, konnten sie nemlich, das genug begreiflich machen, daß, wo Ordnung und Eintracht, und Vortheile für die Kirche bleiben sollten, nicht jeder Lehrer, was ihm gelüste, sondern was ihm, und andern vorgeschrieben wäre, thun und lehren müßte. Und jeder Lehrer von Gaben und Geschick, mogte im Anfange des Christenthums, solch eine Erklärung und Anforderung der höhern Geistlichen, um so weniger tadeln, je mehr er zu damaliger Zeit, noch Hofnung vor sich sahe, daß er selbst einmal solch ein Oberaufseher in der Kirche werden konnte.

Jeder Priester von Gaben und von Ehre, erkannte derowegen, auf den Versammlungen der Geistlichkeit seiner Provinz, sowohl seines eigenen Vortheils, als auch des gemeinen Besten wegen, die Befugniß der Priester gröſserer Städte, zur Oberaufsicht über die andern Priester, und so entstunden Oberaufseher der Priester, oder Bischöfe, und auf die nemliche Art, entstunden auch Patriarchen oder Päbste, in den gröſsesten und mächtigsten Städten.

Diese Patriarchen aber, wurden nachmalen, von Constantin dem Groſsen, der durch sie, die Christenheit am besten im Zaume halten konnte, in ihrem Ansehen, noch ungleich fester gesetzt; waren aber bald genug, damit nicht zufrieden, daß ihnen die Bischöfe vieler Länder, das oberste Ansehen zugestunden, und ihren Anweisungen folgsam waren, sondern trachteten auch darnach noch, daß alle Bischöfe, aller Länder, ihnen, als den klügsten und würdigsten Oberhirten, folgsam werden sollten, und konnten insonderheit das nicht leiden, daß irgend einer ihrer Bischöfe raisonniren, ihnen widersprechen, und sich, falls sie ihn tadeln, oder strafen wollten, auf den Patriarchen irgend eines fremden Landes (Präfektur) berufen wollte.

Das geschah indessen häufig genug, und das war denn auch, (wie wenigstens die Protestanten behaupten, römischkatholische Christen aber, nicht ganz zugeben wollen,) den Patriarchen zu Rom und zu Constantinopel, allemal sehr angenehm. Denn sie, diese Patriarchen, wünschten, daß, weil sie in den Hauptstädten des ganzen römischen Reiches lebten, sie auch als die Häupter der ganzen Christenheit angesehen worden, und eben so, über die geistlichen Angelegenheiten aller Menschen herrschen mögten, als ihre

Kaiser

Kaiser, über die leiblichen Angelegenheiten derselben zu herrschen pflegten. Sie selbst aber, diese zween Patriarchen, waren unter sich fast allezeit im Streit, denn der römische wollte Rom, der constantinopolitanische aber wollte Constantinopel, als die Hauptstadt des ganzen Reichs gehalten wissen, und da fanden nun andere Patriarchen, und andere Bischöfe, großen Vortheil bey, die Kirche Christi aber wurde jämmerlich zerrüttet und entzweyet.

Denn, lief nun ein Priester oder Bischof, z. E. nach Rom, und klagte er daselbst, über seinen bisherigen Patriarchen, fand er auch, wie wir schon sonst gesehen haben, bey demselben einiges Gehör; so wurde, der angeschuldigte Patriarch entrüstet, warf sich gleich dem Patriarchen in Constantinopel in die Hände, suchte den, und dessen Geistlichkeit auf seine Seite zu ziehen, und machte nun, daß der Patriarch in Constantinopel, um das Ansehn des römischen Patriarchen zu schwächen, dem römischen Unrecht gab; daß dieser aber, sich mit andern Patriarchen, so gut er konnte, verband; daß hierauf, der eine wie der andere, Concilia gegen Concilia berief; daß sie sich unter einander verdammeten; auch auch absetzten; ja verjagten und ermordeten, und List und Gewalt, ja Mord darzu gebrauchten, um andere Männer, die ihre Freunde waren, an jener Stelle, zu Patriarchen, und zu Stützen ihres Ansehens zu bekommen.

Es war denn also, besonders seit des Constantinus Zeit, ein ewiger Krieg unter den Bischöfen und Patriarchen, und den führten sie, wie genug zu beweisen ist, unter keinem Scheine lieber, als unter dem Scheine des Eifers für die Wahrheit des Glaubens. Ihr Eifer aber, den gewöhnlich, nur ihr Neid und ihr Ehrgeiz erzeugete, war immer der heftigste, und diese Heftigkeit mußte Entschuldigung suchen, und fand sie auch in dem Vorgeben: — „daß die bestrittene Wahrheit, die oft sehr unbedeutend war, zur Seligkeit ganz unentbehrlich wäre!“ Und da hatte denn, der Feuereifer dieser Herren, nicht Ziel nicht Ende. Da wurden der Ketzereyen, nicht etwan nur die wenigen, die wir hin und wieder namentlich angeführet haben, sondern neben ihnen, so unzählbar viele, daß es uns ein Ekel ist, nur ihre Namen aus den Ketzerregistern abzuschreiben, und sie hieher zu setzen.

Nach dieser Vorstellung ists denn aber klar genug, wie sehr politische Umstände, auf das Christenvolk gewürket haben, und wenn jetzt der Kaiser Justinus, allen Ketzern ihre Kirchen nimmt; so ist das abermalen Politik, nicht Christenthum, was hier den Kaiser treibt.

Die arianischen Gothen des Theodorichs, beherrschten nemlich lange schon, das athanasianisch-denkende Italien, und hatten dieses schöne Land, nebst dem athanasianisch-denkenden Spanien, einem Theile Galliens, auch Germaniens, (nemlich von Italien bis an die Donau hinan,) dem constantinopolitanisch-römischen Reich entrissen. Dies konnte gewißlich aber, den patriotisch-denkenden Constantinopolitanern nicht gefallen. Sie hasseten mithin die Gothen, und mit

mit ihnen die Arianer, die an den Gothen die stärkste Stütze fanden, die auch in Afrika bisher, unter dem Thrasamund, die athanasianische Lehre, mächtig unterdrücket hatten. Und da konnte gewiß der schwache Kaiser Justinus, bey diesem Volk sich nicht beliebter machen, als wenn er die Arianer, mithin auch die arianischen Gothen, deren lange schon unzählige in seinem Reiche waren, beschimpfte und verjagte.

Er hatte indessen, vor dem Theodorich, dem großen Beschützer der Arianer, sich zu fürchten, und er mußte derowegen diesen Herrn zu schwächen, sich selbsten aber zu stärken suchen. Das konnte er denn aber, durchaus nicht besser, als wenn er die athanasianischen Christen Roms und Italiens, auf seine Seite zog, und dahin zog er sie, sobald er nur den Bischof Roms, der die athanasianische Christenheit regierete, dahin gezogen hatte. Das alles wußte er, und das that er derowegen.

Er nahm nemlich, alles nun als Wahrheit an, was dieser Bischof angenommen wissen wollte. Er unterdrückte ferner alle Ketzer, weil dieser Bischof es begehrete. Er strich nun auch die Namen einiger constantinopolitanischen Bischöfe, ja selbst die Namen der Kaiser, Zeno und Anastasius, als unrechtmäßige und ketzerische Namen, aus allen kirchlichen Verzeichnissen aus, weil dies der römische Bischof forderte, und er wurde nun, da er dieses Bischofes Ansehen dergestalt erhob, ihm auch in allem folgsam war, von dem Bischofe, als der frommste Kaiser angesehen; als ein solcher, in der ganzen athanasianischen Christenheit geschildert, und den Italiänern, den Spaniern und den Galliern, so lieb und werth gemacht, daß er die Hofnung haben konnte, es würde ihm, wenn er, oder wenn sein Nachfolger dermaleinst, Italien und Spanien und Gallien wieder erobern wollte, diese Eroberung, um der Zuneigung des athanasianischen Volkes willen, etwas leichtes seyn. Ja, Justinus suchte, wie aus der Folge erhellet, durch die Athanasianer, und durch den Pabst zu Rom, eine Rebellion gegen den Theodorich anzurichten, und da war, was er hier that, allerdings nur Politik, nicht Christenthum.

Rom.

Die drey fränkischen Fürsten, Clodomir, Clotarius und Childebert, haben, den burgundischen König Sigismund, der sich aus dem Kloster, an der Spitze seiner Armee gestellt gehabt, besieget, und ihn genöthiget, sich in ein anderes Kloster zu flüchten, auch Mönchskleider an sich zu legen, um vor allen Aufforschungen seiner Person gesichert zu werden. Das Ende des burgundischen Reichs, wird also wohl nahe seyn, unser Theodorich aber scheint das nicht vermuthet zu haben, und wird nun endlich wohl, der täglich wachsenden Macht der Franken, die nöthigen Grenzen setzen.

Nach Christi Geburt 524.

Aus Rom.

Der unglückliche König der Burgundier, ist von einem seiner Unterthanen verrathen, und den fränkischen Fürsten in die Hände geliefert worden, in welche auch vorhero schon, seine Gemahlin und seine Kinder gerathen waren. Nach diesem unglücklichen Vorfalle, haben sich indessen, die sämtlichen Burgundier, den fränkischen Fürsten unterworfen, sie, die hohen Gefangenen aber, sind von denselben, nach Orleans abgeführet worden, wo sie ihr Schicksal nun erwarten müssen.

Uebrigens ist, in unserm Italien, eine nicht geringe Bewegung und Bestürzung zu spüren, da eines theils unser König Theodorich, allen Eingebohrnen untersaget hat, irgend ein Schwerdt, einen Dolch oder ein Messer bey sich zu führen; da andern theils aber, dieser Herr anjetzt den Anfang macht, einige Kirchen unsrer rechtgläubigen Athanasianer zu verschliessen, und da endlich auch unglaublich viele Arianer, aus dem morgenländischen Reiche, sich hier bey unserm Theodorich melden, und den um Schutz anflehen, nachdem sie von ihrem Kaiser verjaget, aller ihrer Ehrenämter und Bedienungen entsetzet, auch ihnen und ihren Glaubensgenossen alle ihre Kirchen schon verschlossen sind.

Aus diesem allem scheint es nemlich deutlich zu erhellen, daß er, unser König, jene Bedrückung seiner Glaubensgenossen sehr zu Herzen nehme, und sie zu hindern suche, ja daß er, da unsre Eingebohrnen, über diese Bedrückungen, (vermuthlich wohl) so manche Freude bey sich haben spüren lassen, denselben wenig guts zutrauet, und es wohl gar befürchtet, daß sie, um dem religiösen Kaiser Justinus zu dienen, zur Meuterey und zur Rebellion geneigt seyn dürften. In der That ist auch Albinus, ein Mann, der vor einigen Jahren unser Consul war, und der vor andern sehr im Ansehn stand, des Hochverraths beschuldiget, und als ein Verräther, der mit dem Kaiser Justinus, in einer unerlaubten, und für den König höchst gefährlichen Verbindung stehe, angeklaget, und deshalben eingezogen worden.

Ein spateres aus Rom.

Die Unterwerfung der Burgundier, unter den fränkischen Fürsten, ist, wie man nun sehr deutlich siehet, nichts als nur ein Werk der Furcht gewesen. Denn kaum haben sich die gedachten Fürsten, in ihre eigene Staaten zurückgezogen gehabt, so sind auch die Burgundier, dem Godemar, einem Bruder des unglücklichen Königes Sigismundus, beygefallen, und haben sich unter dessen Anführung nun wieder frey gemacht. Die gedachten fränkischen Fürsten sind indessen nicht gesonnen, diesen Abfall so geschehn zu

lassen,

Digitized by Google

lassen, und eilen derowegen, gegen die Burgundier, nun abermalen in das Feld. Sie haben indessen, höchst grausamer weise, noch ehe sie dahin aufgebrochen sind, nicht nur den unglücklichen gefangenen Sigismund, sondern zugleich auch seine Kinder ersäufen lassen, also denn sich, bey den Burgundiern, noch mehr als sonst, verhaßt gemacht.

Noch ein spätéres aus Rom.

Allem Anschein nach, muß wirklich etwas, der gothischen Herrschaft sehr nachtheiliges geschehen, und mit dem Kaiser Justinus verabredet seyn. Denn er, unser, sonst so gerechte und weise König Theodorich, hat den Albinus, den er zuvor so sehr in Ehren hielt, auch den Boetius *) und den Symmachus, die nebst dem Albinus, außerordentlich viel hier galten, vor kurzem aber, als des Hochverrathes schuldig, angeklaget wurden, anfangs nur verwiesen und ihrer Güter beraubet, bald nachher aber, auch am Leben strafen lassen.

*) Boetius, ein sehr angesehener und sehr gelehrter, sonst auch rechtschaffener Mann, schrieb in seinem Gefängnisse, das Buch, de Consolatione, das noch vorhanden ist, und kann zwar seinem Könige getreu gewesen seyn, kann aber auch darum, weil er die Verrätherey anderer Männer nicht entdecken mögen, dem Theodorich als ein Verräther geschienen haben. Theodorich muß wenigstens, da ihm sonst eines jeden Unterthanen Leben, äußerst kostbar schien, irgend ein Verbrechen bey ihm gesehen haben, und sein Befehl, daß kein Römer, Dolch oder Messer bey sich führen solle, machts wahrscheinlich, daß irgend ein verrätherischer Anschlag müsse seyn im Werk gewesen.

Eben dieser höchst wahrscheinliche verrätherische Anschlag aber, der gegen den besten König jetzt gefasset wurde, der machts, nebst dem, was wir vom Pabst Johannes, bald nachher hören werden, sichtbar genug, wie sehr das Verhalten des Kaisers Justinus politisch gewesen sey, und was er dadurch hab erreichen wollen.

Noch ein spätéres aus Rom.

Unser Pabst Johannes hat sich, auf ausdrücklichen Befehl des Königes, nach Constantinopel hinbegeben müssen, um bey dem dortigen Kaiser darauf zu dringen, daß 1) alle Arianer, die wegen der letztern harten Verordnung zu den Athanasianern übergetreten sind, ohn ihre Aemter und Würden zu verliehren, sich wiederum zu den Arianern halten dürften; daß 2) den Arianern, alle ihnen abgenommene Kirchen wieder eingeräumet würden; auch 3) nie fernerhin von einem Arianer gefordert werden sollte, seinem Glauben zu entsagen, und sich zur athanasianischen Lehre zu bekennen.

Er hat denn auch Befehl, dem gedachten Kaiser zu erklären, daß, wenn er diese Forderung nicht bewilligte, er, unser König, sich alsdann gegen alle Athanasianer, die er in seinen Staaten fände, eben also betragen würde, als der Kaiser sich bisher gegen die Arianer betragen hätte, die in den Staaten des Kaisers wären. *)

Digitized by Google

*) Sonst war jeder falscher Glaube, sowenerderblich und verdammlich, mußte auch mit aller Gewalt gehindert, und so gehindert werden, daß man dem Irrenden, seine Ruhe, seine Ehre, seine Güter, ja, so oft als man es konnte, sogar sein Leben nahm. — Das war, wie wir lange schon gehöret haben, nach damaligen, vermeintlich rechtgläubigen Grundsätzen, nicht nur gut und nützlich, sondern Pflicht, wahre Pflicht vor Gott.

Jetzt reiset indessen der Patriarche Roms, nach Constantinopel, und erbittet, den ketzerischen, und so oftmals schon, von heiligen Concilien, bis in die tiefste Hölle verfluchten Arianern, diesen vermeintlich frevelvollen Schändern der Gottheit Christi, Schutz und Sicherheit für ihre Lehre, also Schutz und Sicherheit, um Christum, (wie man wenigstens unter Athanasianern dieses glaubte) fernerhin entehren und lästern zu dürfen, und um auch andere Menschen, zu eben derselben Lästerung und Entehrung anzuführen: was ist also dieses patriarchalische Fürwort, wenn jene Hinderung des Schutzes, und jene Verfolgung der Irrenden, die wahre Pflicht des Christen ist?

Sollte nicht der Christ, und besonders der, der Christi Ebenbild seyn soll und will, viel lieber sterben, als seiner Pflicht zuwider handeln, und das, was er als Gotteslästerung betrachtet, auch nur dem Scheine nach, zu befördern und zu mehren suchen? Was soll man derowegen von solchem Christen sagen?

Vom Theodorich muß man sagen: es war vortreflich, daß er nur die eine, und die andere rechtgläubige Kirche verschließt, nicht aber die Rechtgläubigen allesamt verfolget, und daß er Frieden hält, und Frieden sucht. Daß er aber den Pabst Johannes, nach Rom hinsendet, das zeigt genug, daß er, der weise König, es gewußt, in welcher gehörnen Verbindung dieser Pabst mit dem Justinus stehe, und daß Justinus, wie er um des Pabstes willen, die Arianer verfolget, also auch, um desselben willen, die Arianer wieder dulden würde.

Nach Christi Geburt 525.

Constantinopel.

Der Pabst Johannes aus Rom, ist hier in unsrer Stadt, und siehet sich von unserm Kaiser ganz ausnehmend geehret, wird auch, was er für die Arianer suchen soll, erhalten, da sonst unsre Glaubensgenossen in Italien, nur allzu vieles leiden würden.

Rom.

In Gallien hat der Burgundier Godemar, sich dermaßen tapfer gehalten, daß die Franken, nachdem sie sich mit den Burgundiern genug herumgeschlagen haben, den Frieden vor dem Kriege wählen, sich in ihre Länder zurücke ziehen, und dem Godemar, die sämtlichen burgundischen Besitzungen, abermalen haben überlassen müssen.

In

In dem einem, der Gefechte aber, die sie gehabt, ist Clodomir, der eine von diesen fränkischen Fürsten, geblieben, und da theilen sich nun Childerich und Clotarius, die zween Brüder des Gebliebenen, in die Länder desselben. Zugleich aber haben sie, ohnerachtet sie Christen seyn wollen, die Kinder ihres Bruders, damit sie nicht einmal auf ihres Vaters Gebieth einen Anspruch machen, ermordet, und also ihr Christenthum, uns mehr denn zu sehr verdächtig gemacht. *)

*) Clotildis, ist in fast allen Geschichtbüchern die gottseligste Frau, hegt aber, durch so viele Jahre hindurch, den bittersten Haß gegen ihren Onkle, den Gundebald, der ihren aufrührischen Vater erleget, ihrer selbst aber sich erbarmet, und sie am Leben gelassen hat. Sie läßt denn auch ihre Rache, sogar gegen den Sohn dieses ihres Onkles, gegen den König Sigismundus aus, und weiß ihre Söhne, zum Kriege gegen diesen geängstigten, und alles Mitleides würdigen Herren, genugsam zu reizen: Sie weiß es aber nicht, wie sie diese ihre Söhne, zur Schonung dieses Herrn, und seiner unschuldigen Kinder reizen soll: und ist wohl das ein Zeichen ihres Christenthums? Ists Recht, daß solche Frau, so ungescheut, als die vortrefflichste und christlichste Dame geschildert wird?

Ihre barbarischen Söhne nehmen nun zwar, die drey hinterbliebenen Söhne des Clodomirs, erstechen zween von denselben, nebst allen ihren Bedienten, und machen den dritten, durchs Abscheeren seiner Haare, (auf welche die Franken, bey ihren Fürsten, als auf etwas nothwendiges sahen) zur Regierung unfähig: und da betrübet sich Clotildis, die Großmutter dieser unglücklichen Prinzen, außerordentlich. Da dünkt uns aber, da thut sie nichts, was mehr als sehr natürlich ist, und da läßt sie uns gar deutlich sehen, daß ihre angeblich christlichen Söhne, von ihr, und von ihrem Vater Clodovaus, so wenig Menschlichkeit geerbet haben, daß sie die heissesten Zähren ihrer leiblichen Mutter verachten; sie zu tode ängstigen, und wilder, als ein Barbar seyn können.

Aus Rom.

Unser Patriarch Johannes, ist aus Constantinopel glücklich wieder zurückgekehret. Er muß indessen das Geschäfte, das ihm aufgetragen gewesen, nicht vollkommen ausgerichtet, oder doch, in irgend einem andern Stücke, etwas sehr versehen haben. Denn unser König Theodorich hat ihn, und alle Senatoren, die in seinem Gefolge gewesen, sobald sie vor ihm nach Ravenna gekommen sind, gefangen legen lassen, hält sie auch noch jetzt gefangen, und muß demnach, aus irgend einem Grunde, mit ihnen insgesamt zu zürnen Ursach haben. *)

*) Als der Pabst, sich Constantinopel nähert, so geht ihm alles Volk, mit Crucifixen, mit Wachskerzen und mit Fackeln, an 4 Meilen weit entgegen, und der Kaiser fällt, (wie wenigstens römischkatholische Schriftsteller, zum Erweise, der, ihrem Oberhirten, schon von undenklichen Zeiten her, gebührenden Ehrfurcht, behaupten.) da er ihn siehet, vor ihm auf seine Knie. In der Stadt wirds nachher auch diesem Pabste verstattet, den Rang über den Pabst zu Constantinopel einzunehmen, und in der Kirche, den Gottesdienst, in lateini-

scher Sprache, und unter römischen Ceremonien zu verrichten.

Diese große Ehrenbezeigungen und Willfahrungen, erweisens also deutlich genug, daß dieser Pabst, mit dem Kaiser, ein geheimes Verständniß unterhalten habe, und die sonstige, von allen eingestandene, sehr große Gerechtigkeitsliebe des Königes Theodorichs, lässet es vermuthen, daß in Constantinopel, so etwas sey beschlossen worden, was zum Nachtheil Theodorichs, der Gothen, und der Arianer überhaupt, gereichen sollen.

Daß denn auch der Kaiser Justinus, seine Verordnung gegen die Arianer widerrufen habe, das wird zwar von den Geschichtschreibern behauptet. Daß aber dieser Widerruf ernstlich gewesen sey, und daß die Arianer im kaiserlichen Gebiethe, nun wirklich auch, an allen Orten, seyn geschützet worden, das scheint nicht glaublich, und zwar darum nicht, weil Theodorich, allbereits im folgenden Jahre, Befehle geben will, allen seinen Athanasianern ihre Kirchen zu nehmen, und ihre Bischöfe zu verjagen. Dies nemlich, denken wir, würde dieser, selbst von Athanasianern sehr gepriesene Herr, gewißlich nicht beschlossen haben, wenn nicht, entweder jener Widerruf, ein bloßes Blendwerk gewesen wäre, oder aber die athanasianischen Geistlichen seines Landes, eine merkliche Neigung zur Meuterey verrathen hätten.

Nach Christi Geburt 526.

Rom.

Der Pabst Johannes, ist in seinem Gefängnisse zu Ravenna gestorben, und da hat nun der König uns befohlen, einen gewissen Felix, an des Verstorbenen Stelle, zum Pabste zu erwählen.

*) Mit diesem Befehle, ist die römischkatholische Christenheit höchst unzufrieden, und wahr ist es immer, wenn der heilige Geist es ist, der auf dem Pabst zu Rom sich niederläßt; so sollte man natürlich wohl, das eben nicht vermuthen, daß es demselben gefällig seyn würde, sich allemal auf den Mann niederzulassen, der ein Günstling unsrer, oft sehr ungeistlichen Fürsten ist. Und gleichwohl haben, von diesem Zeitpunkt an, die Könige und Kaiser, Italiens, Frankreichs, Germaniens und anderer Länder, bey den Pabstes-Wahlen, dem Theodorich nachgeahmet, und dem heiligen Conclave, wie dem heiligen Geiste, die Männer namentlich angewiesen, die den römischen Bischofsstuhl besteigen sollten, und die der heilige Geist mit seinem Glanz und Gaben zu erfüllen hätte. Allen diesen natürlichen Vermuthungen zuwider, muß demohnerachtet aber, der gute Geist von Gott, alle diese hochfürstliche Bezeichnungen sich wirklich jedesmalen haben wohlgefallen lassen, denn noch ist, nach römischkatholischer Lehre, jeder Pabst, dieses guten

Digitized by Google

ten Geistes voll gewesen, und hat aus dieser Fülle die ganze Christenheit beströmet.

Uebrigens ist es wahrscheinlich, daß Theodorich eben darum, weil ers an dem Johannes gesehen, wie viel ein Bischof zu Rom, zum Nachtheile des ostgothischen Reiches würken könne, anjetzt darauf gefallen sey, zu diesem Bischofsthum, um dessen Besetzung er sich nie bekümmert hatte, anjetzt besorgt zu seyn, und einen Mann dahin zu setzen, auf dessen gute Gesinnung, er, und seine Erben sich verlassen könnten.

Constantinopel.

Seit vielen Monathen, hat in einemfort, die Erde gebebet, und insonderheit ist die schöne und große Stadt Antiochia, beynahe ganz verschüttet worden. Unser Kaiser Justinus gehet derowegen, in einem härnen Kleide, voll großer Betrübniß einher, und hat sofort die ansehnlichsten Summen, nach dieser unglücklichen Stadt gesandt, um derselben Elend zu mindern, will auch fernernoch sein möglichstes hier thun, um diese sonst so herrliche Stadt, nun abermals im Flor zu bringen. *)

*) Das Erdbeben verbreitete sich, auch nach dem kleinern Asien, ja bis in Griechenland hinein, wo besonders die Stadt Corinth, sehr vieles litte. Der Kaiser handelte übrigens, auch gegen Corinth, und gegen andere unglückliche Städte, als ein guter Herr, würde aber dieser guten Thaten wegen, die bey dergleichen Vorfällen, sogar von Wütherichen pflegen geübt zu werden, von athanasianischen Schriftstellern so sehr wohl nicht gepriesen seyn, hätt er nicht die Arianer so verfolgt. Und wär er selbst ein Arianer gewesen, so fürchten wir, so würde es bey diesen guten Werken von ihm heissen: — „Alt und schwach, wie dieser Herr nun war, dabey, vom Schmerze einer unheilbaren Wunde, stets geplaget, und durch die fürchterlichsten Erderschütterungen sehr erschreckt, suchte er natürlich nun, durch Wohlthun, Gott zu befriedigen, der alle diese Unglücksfälle, darum kommen ließ, weil er den Ketzern immerdar gewogen war.“ — So hat man wenigstens, bey manchen ketzerisch geachteten Fürsten, oft genug geredet, und so hat man bey jedem rechtgläubigen Verfolger der Irrenden, die geringste gute That desselben, zum unwiderleglichen Beweise seiner ausnehmenden Tugend gemacht.

Rom.

Unser gute König Theodorich, ist am 30. August gestorben, und da hat nun Amalasuntha, die Tochter desselben, im Namen ihres, noch unmündigen Sohnes, Athalarichs, das Scepter in die Hand genommen. Statt dessen aber, daß der Verstorbene gute Fürst, nebst unserm Italien, einem Theile Germaniens und Galliens, zugleich auch Spanien beherrschete, herrscht sie, die gedachte Prinzeßin, im Namen ihres Prinzen, nach der Verordnung ihres verstorbenen Herrn Vaters, alleine nur über die erstgedachten Länder, Amalaric aber, des westgothischen Königes Alarichs II. Sohn, (der auch ein Enkel Theodorichs ist) beherrschet Spanien. *)

*) Theodorich unterzeichnet am 26. Aug. den Befehl: daß alle athanasianische Kirchen geschlossen werden sollen; setzt auch den

den 30. Aug., als den Tag an, an welchem, die Verschüttung in dem ganzen Lande vor sich gehen soll, wird aber, am 27. August schon krank und stirbt, wie athanasianische Schriftsteller wollen, recht durch ein Wunder, zum Heil der Athanasianer, am 30. August, also an eben dem Tage, an welchem der heilige Athanasius, in dem ganzen ostgothischen Reiche, gleichsam sterben soll.

Er stirbt denn auch, durch noch ein anderes Wunder, nemlich durch den Anblick eines Kopfes, von einem großen Fische, der ihm am 27. Augustus aufgetischet wird, und bey dessen Anblick er, den Kopf des athanasianischen Symmachus zu sehen meynet, den er, nebst dem athanasianischen Boetius am Leben strafen lassen, und deren Beyder Tod, er jetzt, aufs ängstlichste, und so bereuet, daß er drey Tage nachher, den Geist aufgiebt.

Wenn denn aber, sogar nach solchen Wundern, und nach so vermeintlichen deutlichen Erweisen des Mißfallens unsers Gottes, an den Thaten eines arianischen Königes, die athanasianische Christenheit sich nicht enthalten kann, denselben ganz ausnehmend zu rühmen, und wenn sie wider ihn, keine andere, als nur die ebengedachte Uebelthaten, der Welt aufweisen kann: so kann man ihr, sofern sie ihn auch rühmet, gewißlich allen Glauben schenken, und von diesem Theodorich also mit Gewißheit glauben: — daß er der preißwürdigste Regent gewesen sey, der so regieret, und sein Volk so beglücket habe, daß alle andere Regenten, von ihm das Muster nehmen könnten. — Denn all dies rühmliche, was wir hier sagen, das sagen ausdrücklich, die athanasianischen Schriftsteller; aus der damaligen Zeit, und da bedürfen wir demnach keines weiteren Erweises, für die Rechtschaffenheit dieses Herren. Da sehn wir auch, daß, wenn er jetzt den Untergang des Athanasianismus wünscht, der Athanasianismus, ihm, schon sehr gefährlich müsse geworden seyn, und daß, wenn sein, mit Zärtlichkeit gegen alle angefüllees Herz, den Tod jener Männer beweinet, die Unschuld derselben, aus diesen Thränen, eben nicht so ganz erhelle.

Noch ein anderes aus Rom.

Obgleich unser Theodorich, noch vor der eigentlichen Pabstes wahl gestorben ist; so haben wir dennoch, den Felix, den er zu dieser Würde empfohl, mit selbiger bekleidet, *) und dieserhalb, ein gnädiges Schreiben von unserm jungen Könige Athalaric erhalten, in welchem er uns noch nebenher die Hofnung und Versicherung giebt, daß er, mit eben der väterlichen Zärtlichkeit regieren wolle, mit welcher sein Vater hier regieret hat.

Eine Freude ists denn auch für uns, daß er, sobald sein Vater gestorben, dem Kaiser Justinus davon Nachricht geben lassen, und ihn, um seine Freundschaft, und um steten Frieden sehr gebethen, also, alles mögliche beobachtet hat, um die wiedrigen Gesinnungen aufzuheben, die lange schon zwischen unserm und dem kaiserlichen Hofe waren, auch leicht genug zu einem verderblichen Kriege hätten führen können.

*) Daß Rom jetzt wirklich diesen Felix wählet, das zeigt, wenn Rom es willig that, wie werth ihm Theodorich, wie werth auch Felix war; wenn es aber aus Furcht nur wählete, wie wichtig jetzt ein Pabst schon war, und wie sehr jetzt Rom befürchten mußte, den Zorn des Hofes zu fühlen, falls es, wider das Interesse desselben,

Digitized by Google

selben, einen andern wählete. Aus allen Fällen erhellet bewogen, daß Theodorich und seine Minister, von Seiten der Athanasianer und ihres Pabstes, Gefahren gesehen haben, die vermuthlich alle Schritte des Theodorichs, auch vor uns rechtfertigen würden, wenn nicht die athanasianisch-denkenden Geschichtschreiber dieser Zeiten, zum Vortheile ihrer Glaubensgenossen, und zur Ehre des Pabstes, diese Gefahren uns verschwiegen hätten.

Sonst können unsre Leser sich noch merken, daß wenn wir auch nicht immerfort, die albernen Fratzen, die jetzt, und in der Folge, eben so, wie lange Zeit vorher, von den Priestern und von den Bischöfen, den Christen gepredigt wurden, ausdrücklich erzählen, dennoch an denselben, nie ein Mangel sey verspüret worden, und daß vornemlich alle diese, höchst abgeschmackte Dinge, ein Erweis der Wahrheit der Religion seyn sollten.

Denn so wurde z. E. um hievon doch etwas zu sagen, erzählt: — „der fromme Pabst Johannes hätte, da er nach Constantinopel gehen müssen, auf einem recht sanftmüthigen Pferde, die Reise dahin angetreten. Weil aber, solch ein Heiliger auf diesem Thier nun einmal schon geritten hätte; so wäre es so stolz geworden, daß es in der Folge, auch nicht einmal die Dame hätte auf sich sitzen lassen wollen, der es gehöret, und die es dem heiligen Manne geliehen hätte.

Wie denn aber sogar die unvernünftigen Thiere, die Würde eines Bischofes von Rom gefühlet hätten; so wäre, gab man ferner vor, der König Theodorich, der diese hohe Würde nie erkennen wollen, nach seinem Tode noch, gewissen Einsiedlern erschienen; wär nackt und blos gewesen, und gebunden in einen brennenden Abgrund hinein geworfen worden, in welchem er nun ewig liegen müßte, u. s. w. Auf ähnliche Art erzählte man auch: „dieser rechtgläubige Bischof hier, und jener rechtgläubige Bischof dort, hätte bald diesen, bald jenen ketzerischen Menschen, taub, blind, lahm, oder stumm gemacht, auch bald dies, bald jenes Wunderwerk verrichtet, und dadurch dann, die Ketzer, von der Wahrheit der athanasianischen Lehre überführet, und also diese Lehre, schon in den entferntesten Provinzen verbreitet. — Dies alles erzählte man, um der Lehre ein Ansehen zu verschaffen, und man unterstützte sie demnach mit Lügen, nicht mit Gründen.

Nach Christi Geburt 527.

Constantinopel.

Unser Kaiser Justinus fühlt sich, vom Alter so entkräftet, und von einer vor vielen Jahren schon empfangenen, aber immer noch offenen Wunde, so geplaget, daß er die Last der Regierung nicht mehr tragen kann. Er hat also, den Justinianus, seinen Schwestersohn, der bisher unser Oberfeldherr gewesen ist, und der auch, ohne den Namen eines Mitregenten zu führen, bisher immer schon regie-

ret hat, zur Mitregentschaft, und zu der dereinstigen Nachfolge auf den Thron erhoben.

Sonst ist aber auch, ein gutes Vernehmen, zwischen diesen unsern Kaisern, und zwischen den Ostgothen in Italien, jetzt wieder angerichtet, da der junge ostgothische König, eine eigene Gesandtschaft hieher geschickt; seine Erhebung bekannt gemacht, und um die Aufhebung alles Misverständnisses, auch um die stete Freundschaft unsers Hofes, in sehr ehrerbietigen Ausdrücken, angelegentlichst gebethen hat.

*) Dieser Justinianus ist eben der, dessen wir beym Jahr 520 gedachten. Er war es auch, der, um sich selbst empor zu schwingen, den Tod des Vitalianus bewürkete, und der überhaupt den schwachen Fürsten Justinus leitete. Er verliebte sich denn auch in Theodoram, eine Tochter des Aufsehers über die wilden Thiere, die noch immerfort zu Kampfspielen ernähret wurden, und er nahm diese Theodora, die vorher als eine Hure, alle Länder durchstrichen, und als Comödiantin gedienet hatte, aus einem öffentlichen unzüchtigen Hause, und hielt sie als seine Beyschläferin bey sich, da es seine leibliche Mutter und auch die Kaiserin nicht leiden wollten, daß er sich mit ihr vermählen sollte.

Einige wollen nun, der Rath und das Volk in Constantinopel, hätten demohnerachtet, Justinum, um die Erhebung dieses Justinianus gebethen, andere aber wollen, der Rath und das Volk hätten dagegen großen Unwillen geäußert, jedoch dem Kaiser gehorchen müssen.

Die Freundschaft, die Justinus und Justinianus, gegen die Ostgothen äußern, rührte wohl eigentlich von dem Kriege her, den sie, mit den Persern, auch noch jetzo führeten, und vielleicht auch daher, daß, wegen der Erdbeben, die Cassen erschöpfet waren, überdem auch Justinian, jetzt mehr auf sich selbst, und wie er den Thron besteigen mögte, als auf anderweitige Eroberungen denken mußte. Er war dieserwegen auch, am Hofe, und nicht bey der Armee, die gegen die Perser lange schon, ohne sonderlichen Nutzen stund.

Rom.

Um den westgothischen König Amalaric vollkommen zufrieden zu stellen, hat die Regentin Amalasuntha, im Namen ihres Sohnes, die Besitzungen in Gallien mit ihm getheilet, und für sich und ihren Sohn, nur den Theil Galliens, der uns, diesseits der Rhone, lieget, behalten, den übrigen jenseitigen Theil dieses Landes aber, dem Amalaric abgetreten, so daß sich nunmehr dessen Reich, von dem jenseitigen Ufer der Rhone, bis an Portugall heran erstrecket.

Constantinopel.

Der große Beschützer unsrer athanasianischen Christen, unser Kaiser Justinus, ist im 77sten Jahre seines Alters, (am Ende des Septembers) gestorben, und da hat nun, sein Mitregent das Scepter ganz allein in Händen. Dasselbe hat er auch nicht sobald darin gehabt, als er auch, ohnerachtet aller Widersetzlichkeit der verwittweten Kaiserin, und seiner Mutter, seine Beyschläferin Theodora, mit sich vermählen lassen, und sie zur Augusta oder Kaiserin, erkläret hat.

Nach

Nach Christi Geburt 528.

Rom.

Die Vornehmern unsrer Gothen, wollen es durchaus nicht leiden, daß unser junge Prinz Athalarich, in Künsten und Wissenschaften unterrichtet werde, haben auch die Mutter desselben genöthiget, seine bisherigen Lehrmeister von ihm zu entfernen, und gemeynet: — Der große König Theodorich, *) hätte weder lesen noch schreiben können, und wäre dennoch ein so mächtiger und preißwürdiger Fürst gewesen. Sein Sohn würde derowegen eben das auch werden, wenn er nur das auch lernete, was sein Vater, und überhaupt die Gothen zu lernen pflegten, nemlich zu reiten und zu fechten, die Truppen zu stellen, und sie zu Schlachten zu üben.

*) Theodorich konnte, (wie einige wollen, andere aber, wahrscheinlich mit gutem Grunde, bestreiten,) so wenig schreiben, daß er, die Buchstaben Theod, die er zu Unterschriften nothwendig brauchte, von Künstlern aus einem Bleche ausstechen ließ, dann aber dies Blech auf sein Blatt hinlegte; in den ausgestochenen Räumen seinen Griffel steckte, und mit demselben, an den Seiten dieser Räume, zur Ausdrückung der Buchstaben einher zu fahren pflegte.

So sehr er auch, nach aller Geständniß, die Künste und die Wissenschaften ehrte und beförderte, so wenig wollt ers doch, daß seine Gothen sich damit beschäftigen sollten. Er wollte vielmehr, die Italiäner sollten Gelehrte und Künstler, seine Gothen aber sollten Soldaten seyn, und verboth daher diesen letztern alle Schulen: — „Denn," sagte er: „in der Schule lernt der Knabe sich vor Stock und Ruthe fürchten, und wer diese Furcht schon eingesogen hat, der wird vor Spieß und Schwerdt, noch ungleich mehr sich fürchten!"

Constantinopel.

Der Kaiser hat allen Irrgläubigen ihre Kirchen schliessen lassen, und es den rechtgläubigen Bischöfen aufgegeben, die Stadthalter und Obrigkeiten, die in Handhabung der Gerechtigkeit sich nachläßig bezeigen, ihrer Pflichten zu erinnern, den Unterthanen aber befohlen, wenn sie über ungerechte Obrigkeiten zu klagen hätten, ihren Bischöfen solches anzuzeigen, und dann, wenn der Bischöfe Warnung noch nichts fruchtete, sich geradezu an ihn zu wenden. Zu seinem Ruhme müssen wirs demnach sagen, daß er, allem Ansehn nach, die Gerechtigkeit geübet wissen will, und daß dieselbe jetzt auch wohl geübet werden müßte, wenn die Bischöfe aller Orten, unpartheyisch wären, und wenn man nicht befürchten müßte, daß sie das große Ansehen, das ihnen diese Verfügung, die sie gleichsam zur Aufsicht über die obersten Gerichte verordnet, nur darzu gebrauchen würden, um ihre

Freunde, vor Gerichte desto besser durchzuhelfen, ihre Feinde aber desto besser zu verfolgen. *)

*) Aus dem, was wir nachher hören werden, wirds erhellen, daß Justinian, nichts weniger als das Recht geliebet hat, und daß er nur den Schein der Gerechtigkeitsliebe gesuchet, auch durch die Büchse, die jeden Fürsten der sie ehret, himmelhoch erheben, den Ruhm seines Namens, und den Gehorsam seiner Unterthanen hab erhalten wollen.

Rom.

Die Königin Amalasuntha, ist eine so große Freundin und Beschützerin der Künste und Wissenschaften, daß sie unserm Rath in Rom, es ernstlich eingebunden hat, den Lehrern und Erziehern der Jugend, ihr Gehalt, weder zu kürzen, noch auch lange einzubehalten, sondern es alle halbe Jahre richtig auszuzahlen, und auch nach Möglichkeit zu vermehren. So sehr indessen, sie selbst, die Gelehrten und die Künstler liebt, so sehr scheint ihr Sohn, unser König, den jetzt die ungebildeten Gothen, allein nur leiten, den Künsten und Wissenschaften abgeneigt zu seyn, und so wird er auch schwerlich wohl zu einem solchen Herrn sich bilden, als sein Vater, unser Theodorich, war. *)

*) Wie wir eben sagten, daß nach einigen, der König Theodorich ganz unwissend solle gewesen seyn; so müssen wir hier nun sagen, daß andere behaupten: — „er sey in seiner Jugend, in Griechenland, bey den vortreflichsten Lehrern gewesen, und durch selbige, in den Künsten und Wissenschaften ausnehmend weit geführet worden. Ein Lobredner sagt wenigstens, dem Theodorich, dies alles ins Auge, und das wär in der That, der gröbste Spott gewesen, falls dieses nicht geschehen wäre. Der beste Gelehrte kann indessen, unterweilen gar nicht schreiben, und Theodorich kann also, durch Künste und Wissenschaften sich gebildet haben, wenn schon er seinen Namen, ohne Blech, nicht hätte schreiben können. Wer weiß auch, ob nicht etwan seine Hand zu sehr gezittert hat, und wenn er die Milderung der Denkungsart, die von Künsten und Wissenschaften ihren Ursprung nimmt, in sich selbst gefühlet, so kann er leicht genug daraus geschlossen haben, daß der kriegerische Geist der Gothen, dadurch vertauschen würde, kan mithin den Gothen, die Erlernung der Wissenschaften, allerdings verbothen haben, weil er tapfere und getreue Krieger nothwendig gebrauchte, die athanasianischen Italiäner aber, dies nicht waren, mithin die Gothen dies seyn mußten.

Constantinopel.

Das gute Antiochia, ist von einem Erdbeben, abermalen erschüttert, und so zu Grund gerichtet worden, daß nun auch nicht ein Haus daselbst noch unbeschädigt stehet, und daß sogar die Mauren dieser Stadt, ganz umgestürzet sind. Unser Kaiser, und auch Theodora, unsere Kaiserin, thun inzwischen Beyde ihr Möglichstes, um den unglücklichen Einwohnern dieser Stadt, deren an 5000, bey dem Umsturze der Häuser, und der Kirchen um das Leben kommen sind, ihr klägliches Schicksal zu erleichtern, und haben zu dem Ende große Summen Geldes

des dahin abgesandt, wollen auch die Stadt nun wiederum von neuem bauen, *)

*) Da man diese Stadt nun wieder bauete, da setzte man über die Thüren: — „Stehet! denn Christus ist mit uns!“ — Und nun dachte man, nun müßte diese Stadt wohl stehen, und nun sollte sie auch, nicht Antiochia, sondern Theopolis, d. h. Gottesstadt, genennet werden.

Rom.

Theodorich, des Clodovàus Sohn, und jetziger König von Austrasien, hat in Gemeinschaft mit seinem Bruder Clotarius, den thüringischen König Hermanfried, der ihn vor einigen Jahren, schrecklich hintergangen hatte, an den er aber, (weil derselbe eine Enkelin unsers Theodorichs zur Gemahlin hatte, und auf dessen Schutz, sich einigermaßen wohl verlassen durfte,) dazumalen sich nicht wagen konnte, mit Krieg überzogen; ihn an der Unstrut, auf das Haupt geschlagen, und nachmalen dergestalten überlistet, daß er nun, das ganze thüringische Land, hat an sich reißen können.

Denn gleich nach dem erfochtenen Siege, stellt er sich gegen den gedachten Hermanfried so an, als wenn er sich recht gern, mit ihm vergleichen wollte, und macht denselben dergestalten sicher, daß er in eigener Person zu ihm, nach Zülpen gehet, und da mit ihm, sich wiederum versöhnen will. Daselbst empfängt ihn aber der treulose Fürst, mit der äußersten Verstellung, als einen warmen Freund; geht als ein solcher auch, mit ihm, an allen Orten umher, und zuletzt auch auf die hohen Mauren dieser Stadt; hat daselbst aber Leute neben sich, die den Hermanfried, so wie von ohngefähr, dermaßen heftig stossen müssen, daß er von der Mauer herab, sich gleich zu Tode fällt, und daß er also, der arglistige Theodorich, das, seines Oberhaupts beraubte thüringische Volk, ganz ohne Widerstand, sich unterjochen, und sein Reich dadurch vergrößern kann. *)

*) Wie dieser Theodorich sich gegen den Hermanfried beträget, so beträgt er sich bald nachher, auch gegen seinen Bruder Clotarius; lockt den ebenfalls zu sich in ein Zimmer; hat aber hinter den Tapeten Leute versteckt, die ihn erstechen sollen. Clotarius sieht indessen beym Eintritt in dasselbe, die Füße dieser Leute hervorragen, springt sofort zurück, und eilet seiner Begleitung entgegen.

Dieser Clotarius ist indessen ein eben so böser, ja noch ärgerer Mensch als Theodorich ist. Denn er ermordet nicht nur, mit dem Childebert, die Söhne seines Bruders Clodomirs, sondern er nimmt sich auch desselben Wittwe zur Frau, und überdem noch eine andere Frau, ohnerachtet er eine, noch lebende Gemahlin, und also wider aller Christen Sitte, drey Frauen zu gleicher Zeit nun hat.

Die Franken folgen ihm denn auch hierinnen treflich nach; nehmen sich auch, noch mehr als eine Frau, und machens also nöthig, daß ihnen ein Concilium dies untersagen muß.

Nach Christi Geburt 529.

Constantinopel.

Mit den Persern leben wir, seit vielen Jahren schon, in einem steten Kriege, der immer noch kein Ende nimt, da in demselben, keine einzige entscheidende Schlacht geliefert wird, und da das Glück in selbigem sich bald für, bald wider uns erkläret hat. Jetzt haben indessen die Juden in Palästina sich zusammengerottet, einen gewissen Julianus zu ihrem Könige ausgerufen, und den Anfang gemacht, gegen die armen Christen der dortigen Lande, mit Feuer und mit Schwerdt zu wüthen. Jetzt ists also hohe Zeit, daß unser Kaiser mit den Persern Frieden mache, und diese Rebellen züchtige, und jetzt sind derowegen Friedens-Vorschläge an die Perser ergangen, die hoffentlich den Frieden mit denselben, endlich nun bewirken werden. *)

*) Die Gefechte zu erzählen, die in diesem steten Kriege vorgefallen sind, das würde hier nichts nutzen. Im Allgemeinen sey es also gesagt: daß Belisarius schon hier, zum obersten Commando kam, und fast überall sich trefflich hielt, selbst da, wo er, wie unterweilen auch geschahe, in die Flucht geschlagen wurde. Vornemlich aber muß mans merken, daß der Kaiser Justinian, da er den Einfluß, den Glaubenssachen, auf die Gemüther der Menschen machen, deutlich sahe, diese Glaubenssachen zur Stärkung seiner Macht vortrefflich nutzte.

Denn alles mögliche wandte er daran, die kleinen, den Persern zinsbaren Fürsten, auch die Fürsten, sowohl naher, als entlegener barbarischen Völker, dahin zu überreden, daß sie sich mögten taufen lassen. Und diese Herren thaten dieses wirklich auch, aus Gefälligkeit gegen sein, so inständiges ihnen selbst auch, gar nicht nachtheiliges, Verlangen; ließen sich taufen; wählten den Kaiser zu ihrem Pathen, und hatten nun an ihm, bey jeder Unruhe, die sie erregeten, die mächtigste Stütze.

Er indessen, Justinian, der so, die nahen und die entfernten, bisher noch unchristlichen Fürsten, wie dies wenigstens so schien, zu Christen machte, und zugleich auch alle Ketzer verfolgete, er schien nun, den christlichen Geistlichen, der beste Apostel zu seyn. Er konnte derowegen, auf die Treue der Christen rechnen; mit ihnen, und mit jenen Fürsten, stets zu Felde liegen, und seine Heere immerfort ergänzen. Sie, die neuen Christen aber, sie wußten weiter nichts, als daß sie, sich hatten taufen lassen, um sich dem Kaiser gefällig zu erweisen, und um durch ihn, von der Abhängigkeit von den Persern frey zu werden, auch, um sich über ihre Nachbarn zu erheben, und um Beute und Eroberungen zu machen. Sie lebten derowegen, wie ungetaufte Heiden zu leben pflegten, in allen Lastern des Heidenthums, Justinianus aber schien der aufrichtigste Christ zu seyn, und wars, so viel wir sehen können, im geringsten nicht.

Rom.

Digitized by Google

Rom.

Der König Hilderich in Afrika, hat Amalafreden, die Wittwe des vorigen Königes Thrasamunds, auf einige Zeit gefangen gehalten, jetzt aber, sogar auch tödten lassen, indem er vorgegeben, daß sie wider ihm eine Verschwörung hätte stiften wollen. Diese Amalafreda war indessen eine Schwester unsers Theodorichs, und da wollen demnach, Amalasurtha, unsere Regentin, eben so wenig, als Atalarich, unser König, zu dieser Dame Tod so gänzlich schweigen, fordern also Beweise, der, wider sie vorgegebenen Beschuldigung, und bedrohen den gedachten Hilderich geradezu mit einem Kriege, im Falle daß er nicht diese Beschuldigung, auf völligste erweislich mache.

Aus Persien.

Nach einem schon vieljährigen Kriege mit dem Kaiser in Constantinopel, und mit verschiedenen, von dem Kaiser, zur Rebellion verleiteten Fürsten und Provinzen, sind endlich einmal einige Vorschläge zum Frieden, bey unserm Cavades eingelaufen, aber er hat dieselben von der Hand gewiesen, und will den Krieg noch ferner führen, besonders da anietzt, die sehr zahlreichen Juden, sich wider den Kaiser aufgeleget haben, und dessen Macht also vertheilen werden.

Aus Rom.

Die Königin hat den Kindern des Boetius und des Symmachus, alle Güter wieder gegeben, die zur Zeit unsers Theodorichs, ihren Vätern entzogen, und dem Staate zugeschlagen wurden. (*)

*) Solch ein, gegen seine Unterthanen gerechter König, als Theodorich war, konnte unmöglich diese Güter an sich ziehen, wenn nicht, wenigstens der stärkste Anschein des Verbrechens ihrer Besitzer, ihm vor Augen war. Giebt indessen Amalasurtha diese Güter anjetzt wieder, so kann das freilich wohl ein Bekenntniß des Irrthums ihres Vaters Theodorichs; es kann aber auch eine bloße Gutherzigkeit dieser Dame, ja es kann eine bloße Vorsicht, und eine bloße Bemühung seyn, durch diese Gutthat an athanasianischen Kindern, die athanasianischen Unterthanen zu gewinnen, und sich durch sie, gegen die Gothen, die, wie wir bald sehen werden, sich wider sie schon regen, in Sicherheit zu setzen, und sich der Treue, angesehener Athanasianer so zu versichern, daß sie durch selbige, die, ihr ungetreuen angesehenen Gothen, aus dem Wege räumen könne.

Nach Christi Geburt 530.

Constantinopel.

Die Perser haben die Friedensvorschläge unsers Justinians verworfen, und besonders auf die Juden gesehen, die ihnen, mit 50000 Mann, haben helfen wollen. Unsere Waffen haben indessen, gegen dieses Volk, ein solches Glück gehabt, daß sie sich nicht ferner haben halten können, sondern lange schon um Frieden und um Vergebung unsern Kaiser angeflehet haben, jetzt auch ganz geduldig, unter den schweren Abgaben leben, die der Kaiser auf sie geleget hat, und mittelst welcher er, sie jetzt nicht wenig drücket.

Noch mehr als diese Juden, werden indessen alle Heiden,*) alle Ketzer und Irrgläubige, unter uns, gedrücket. Denn, nach einem ausdrücklichen Befehle des Kaisers, soll jeder, der sich nicht in Zeit von dreyen Monaten, zu der rechtgläubigen athanasianischen Kirche wendet, seiner Ehrenstellen, seiner Aemter, ja seiner Güter verlustig seyn, und sollen auch alle Tempel und alle Kirchen dieser Leute, ihrer Schätze, und aller ihrer silbernen und goldenen Zierrathen und Gefäße sofort beraubet, was auch an Götzenbildern noch zu finden ist, zerschmissen, und nebst allen andern Reichthümern, in den kaiserlichen Schatz geliefert werden. **)

*) Nach so vielen, äußerst strengen Verordnungen gegen das Heidenthum, muß man billig erstaunen, wenn man noch ferner Heiden siehet, und zwar in so großer Anzahl, daß z. E. nur ein einziger Bischof, von sich sagen kann, er habe jetzt, da er Carien, Lydien und Phrygien durchreiset wäre, an 70000 Heiden zur Annahme der Taufe bewogen. — Also, noch unzählig viele Heiden, nach so unendlich vielen Verordnungen gegen sie!

**) Hier fällt nun wieder, wie die Geschichte meldet, der orthodoxe Christ, die Irrenden ganz ungestrafet an; beraubt die Kirchen, und die Tempel derselben; zerschmettert die Götzenbilder und alle kirchliche Gefäße der vermeyntlichen Ungläubigen und Ketzer, haut auch die Unglücklichen, die hier noch klagen, zu Boden, und dünkt sich bey dem allem, Gott, und Jesum, diesen Menschen Freund, zu ehren. Hier raubt und plündert aber auch, der Kaiser Justinian, den Erdkreis aus, und will hier zwar das Ansehn haben, daß er für Gottes Ehre eifrig sey, sieht aber wirklich nicht auf ihn, den Gott der Liebe hin, sondern hat alleine nur den Krieg im Auge, den er schon führt, den er noch ferner führen will, und zu dem er Geld gebraucht.

Er kann denn allerdings auch kriegen, denn er selbst geht nicht zu Felde, ist also vor Gefahren immer sicher, und frohnet seiner Eitelkeit, durch ein unmäßig Bauen, indem er, 63 Kirchen, 10 Hospitäler, und 23 Klöster bauen läßt.

In allen Dingen will er nemlich, vor allen einen Vorzug haben, drum fängt er allerley auch an, verräth aber seine eitle Ruhm-

Ruhmsucht, besonders, bey der überaus prächtigen Sophien-Kirche, die er in Constantinopel bauen läßt, und von der wir, ein anders mal noch reden werden.

Rom.

Gelimer, ein Vetter des Königs Hilderichs in Afrika, hat die Großen des dortigen Reichs, so sehr auf seine Seite gebracht, daß sie sich mit ihm verbunden, den Hilderich seines Throns entsetzet, und gefänglich eingezogen, ihn aber, den Gelimer, zu ihrem Könige erkohren haben. Sollt derowegen, die Vermuthung uns auch trügen, daß unser Hof, zu diesem Vorfalle, vieles beygetragen habe; so ist dennoch so viel wohl gewiß, daß wir mit dem vandalischen Reich in Afrika, jetzt keinen Krieg anfangen werden, da er, der Mörder Amalafredens, genug bestrafet ist, und die Rache unserer Königin Amalasuntha, nicht sowohl ihn, als andere treffen würde.

Außerdem ist aber Felix IV. unser Patriarch, gestorben, und da haben wir nicht wenig Unruhe, eines neuen Pabstes oder Patriarchen wegen, unter uns gehabt. Denn durch große Geldsummen haben verschiedene Bewerber, um diesen Patriarchalischen Stuhl, theils dem Senat, der mit dem Volke und der Geistlichkeit, das eigentliche Wahlrecht hat, theils auch den Hof, der jetzt keinen, als nur den, der ihm gefällt, bestätigen will, zu erkaufen gesuchet, und da ist es denn geschehen, daß sowohl ein gewisser Bonifacius, als auch ein gewisser Dioscorus, zum Pabste sind erwählet worden. Da haben aber diese beyden Männer, und derselben Parthien, sich auch dergestalten hier gestritten und angefeindet, daß eine kirchliche Spaltung hätt erfolgen können, wenn nicht der Tod, den Dioscorus hinweggerissen, und des Streits also ein Ende gemachet hätte. *)

*) Bey diesem Jahre, wollen wir noch merken, daß ein gewisser Benedictus, ein, allem Anschein nach, redlicher und frommer Mann, nachdem er die Greuel unter den Christen bemerket, und Jahre lang, um ein frommes Leben zu führen, in Einöden zugebracht hatte, zu Cassien, jetzt Monte Cassino, im Lande der Sammier, mit einigen frommen Gefährten, die sich nach und nach zu ihm gesellet hatten, ein Kloster bauet, welches noch vorhanden ist, und aus welchem in der Folge, fast alle Mönche ausgegangen, und alle Mönchs-Orden entsprossen sind, die heutiges Tages, sich in Europa finden.

Von diesem Benedictus hat denn auch der Orden der Benedictiner, seinen Namen, und wie Benedictus, gleichsam der Vater aller europäischen Mönche wurde; so mögen selbst die Protestanten es nicht leugnen, daß der Benedictiner Orden, sich außerordentlich um die Gelehrsamkeit, und um die Religion verdient gemachet habe. Er, der gute Benedictus, suchte in der That auch wohl nichts weiteres, als die Entfernung von aller sündlichen Lust, und die Verbreitung der Kenntnisse der Religion und der Tugend. Er wieß auch seine Gefährten auf eben dieses Ziel, und hat zwar einige ihm ähnliche, aber auch viele, ihm sehr unähnliche Nachfolger in der Christenheit gehabt.

Das merkwürdigste bey ihm, ist unter andern aber auch das, daß es von ihm heißet: „Als er nach Monte Cassino kam, so fand er daselbst, einen Götzen-Tempel, in welchem sich auch noch jetzt die Leute zur Anbetung versamleten. Er lies indessen die Götzenbilder zerbrechen, die Altäre niederreißen, und das heilige Gehölze um den Tempel herum niederhauen.“ — Mitten in Italien, und nicht eben weit von Rom, war also noch immerfort der Götzendienst in seiner Kraft.

Weil übrigens aber, viele Gegenden Italiens jetzt wüste lagen, und die Benedictiner dazumalen, nicht eben Geistliche, sondern fleißige und geschickte, auch redliche Arbeiter und Handwerker waren, so brachten sie Bequemlichkeiten, für die Bewohner solcher verwüsteten Gegenden, mit sich; reizten derowegen, da sie anbei auch redlich handelten, diese Bewohner zur Achtung und zur Liebe; fanden mithin stärkern Zulauf, und konnten, ohne daß man die Wunderwerke, die der fromme Mann verrichtet haben soll, behaupten dürfte, auf eine sehr natürliche Art, eine benedictinische Mönchs Colonie nach der andern, weiter senden, und dadurch sowohl den Orden selbst, als auch die christliche Lehre verbreiten.

Nach Christi Geburt 531.

Rom.

Unsere Regentin, Amalasuntha, wird von einigen der vornehmern Gothen, die es nicht leiden können, daß sie, an ihres Sohnes statt, das Scepter führe, nicht wenig gedränget, und fürchtet, wie es scheint, daß dieselben weiter gehen, und eine förmliche Meuterey gegen sie erregen dürften. Sie hat wenigstens ein Schiff, mit 40000 Pfund Gold, und mit andern Kostbarkeiten beladen, unter der Aufsicht, einiger ihr getreuen Diener, von hier nach Durazo, (in den jetzigen Albanien) gesandt, wo es auf weiterm Befehle, bleiben soll. Und das hat sie, dem Anschein nach, wohl darum nur gethan, damit, im Falle, daß unsere Gothen, wider sie in Aufruhr kämen, und sie deshalb flüchtig werden müßte, sie sodann nicht ohne alle Mittel sey, sondern ihrem Stande angemessen leben könne.

Sie hat aber überdem auch noch, die ansehnlichsten Geschenke, an den Kaiser nach Constantinopel abgesandt, und demselben fragen lassen: — „ob es ihr erlaube, wenn es die Umstände mit sich brächten, zu ihm nach Constantinopel zu kommen?„ von ihm auch die Antwort erhalten, daß ihm dies zu aller Zeit sehr lieb seyn würde. Sie muß derowegen so sehr sich fürchten, daß sie

an ihrem Bleiben in Italien, und wohl gar an ihrem Leben schon verzweifelt.

Constantinopel.

Der Kaiser Justinianus nimt, das unglückliche Schicksal des vandalischen Königes, Hilderich in Afrika, gar sehr zu Herzen, und hat seinetwegen eine Gesandtschaft, an den jetzigen dortigen König Gelimer abgehen lassen, um für den gefangenen Unglücklichen, wenigstens so viel zu erhalten, daß er seines Gefängnisses erlediget, und in irgend einem, seiner hohen Würde gemäßern Zustand, mög versetzet werden. *)

*) Die Politik wirkte immer auf die Religion, und die Religion auf die Politik. — Hilderich hatte nemlich die Athanasianer lieb, und derselben Bischöfe zurückgerufen: das haben wir schon sonst gemeldet; und was meinen wir nun: werden nun wohl diese Bischöfe, die so viel gelitten hatten, und die schon gegen den Thrasamund so trotzig waren, geruhet haben, sich an den arianischen Afrikanern, und an der arianischen Amalafreda, des Thrasamunds Gemahlin, zu rächen?

Und auch sie, die arianischen Afrikaner, konnten sie, den Hilderich, der so die Athanasianer schützt; der Amalafreden, ihre Glaubensgenossin, (vermuthlich nur) der Lästerungen und Rachsucht, athanasianischer Bischöfe, opfert, herzlich lieben? Mußten sie nicht, dem Anstiften der arianischen Amalasuntha, und des ebenmäßig arianisch gesonnenen, Gelimers recht gerne folgsam seyn, und den Hilderich des Throns entsetzen? War also Religion hier mehr als Politik, und Politik hier mehr als Religion?

Es fällt denn aber Hilderich, der Freund der Athanasianer in Afrika, und was ist da natürlicher, als daß die athanasianische Christenheit, nun seinen Fall beweinet, und daß der große Schutz-Patron der Athanasianer, der Kaiser Justinian, der überall nach Ruhm und Bewunderung geizet, für diesen Hilderich nun spricht, und anfangs zwar für ihn nur bittet, nachher aber pochet und kämpfet, und sich dadurch bey allen Rechtgläubigen noch ungleich mehr in Ansehn bringet?

Rom.

Amalasuntha, die Vormünderin unsers jungen Königes, hat einige der Angesehensten unter den Gothen, die ihr vor andern zum Aufruhr geneiget schienen, unter allerley ehrenreichen Aufträgen, von hier entfernt, nachmals aber, auf verschiedene Art, ganz in der Stille, aus dem Wege geräumet. Und nun scheints auch, als hätte sie für sich nichts mehr zu fürchten; nun soll auch also die Reise nach Constantinopel unterbleiben, und der nach Durazzo geschaffte Schatz dürft' nun, entweder nach ihrer Residenz Ravenna zurückgebracht, oder auf unvorhergesehene Fälle, in Durazzo bleiben, und da verwahret werden.

Ein anderes aus Rom.

Childebert, der eine der fränkischen Fürsten, hat den Westgothischen König Amalaric bekrieget, und aus dem Felde geschlagen, jedoch, sich seiner Länder nicht bemeistert,

ohnerachtet Amalaric, gleich nach der unglücklichen Schlacht, von einigen seiner Leute umgebracht worden, und diese Eroberung also, dem Anschein nach, gar füglich hätte geschehen können.

Was denn auch den Childebert, zur Rückkehr in seine Staaten angetrieben hat, das ist noch nicht bekannt; daß er aber den Feldzug unternommen, das hat Clotildis, seine Schwester, bewürket, die der König Amalaric zur Ehe gehabt, die er aber schnöde gehalten, und die er, da sie, als eine Athanasianerin, seinen Arianischen Gottesdienst verachtet, zur Beywohnung und Verehrung desselben, schlechterdings hat zwingen wollen. Ihm, diesem Childebert, ists denn wirklich auch gelungen, diese seine Schwester in seine Hände zu bekommen; sie ist aber bald nachher gestorben, und das Reich der Westgothen, ist gegenwärtig in den Händen eines gewissen Theodes, der ein geborner Gothe ist, und zur Zeit unsers Königes Theodorichs, den, damals noch unmündigen Amalaric in Spanien, erziehen mußte.

Da man denn auch nicht eigentlich es weiß, durch wessen Hand, der König Amalaric, auf seiner Flucht nach der unglücklichen Schlacht, entleibet worden; so wollen viele davor halten, daß dies, durch eben diesen Theodes, geschehen sey, und machen dieses dadurch desto glaublicher, daß schon unser Theodorich, am Ende seiner Tage, ein nicht geringes Mißtraun in ihm setzte, und damals schon die Besorgniß bey sich merken ließ, daß dieser Theodes sich selbsten dermaleinst das Reich anmaßen mögte.

Nach Christi Geburt 532.

Rom.

Da unser Papst Bonifatius der II. gestorben ist, und wir den päbstlichen Stuhl nun wiederum besetzen wollen; so haben sich abermalen viel Bewerber um denselben eingefunden, und abermalen mit den großsten Summen, die so hohe Würde sich erkaufen wollen.

Weil denn dieses aber immer mehr und mehr, sowohl bey diesem, als auch bey andern Bischofthümern, zur Gewohnheit wird, und die Priester, auch die Bischöfe, die nach höhern Würden trachten, um durch ihre Geschenke, bey den Wählenden das Uebergewicht zu bekommen, sogar die heiligen Gefäße ihrer Kirchen zu Gelde machen, und dieses Geld zu verschenken pflegen, auch dem

Könige

Könige, und den Wählenden, alles nur mögliche versprechen: so hat unser Rath von Rom, ein Gesetz bekannt gemacht, vermöge dessen, alle und jede, die ferner, um ein geistliches Amt zu erhalten, Geschenke geben, und dies oder das verheißen würden, vor Kirchenräuber gehalten, und als solche bestrafet werden sollen.

Unser junge König Athalarich hat denn wirklich auch, dies Gesetz unsers Rathes, vollkommen genehmiget, und befohlen, daß es in Marmor eingehauen, und an der Vaticanischen Kirche, zu aller Menschen Wissenschaft solle aufgehenket werden. *)

*) Aus diesen Vorfällen sieht man tief in den Schooß der Kirche Christi hinein, findet aber, sogar bey den angeblichen Stadthaltern desselben, wenig edeles und der Gottseligkeit gemäßes. Man siehe zugleich aber, daß zwar der Rath in Rom Verordnungen machen können, daß aber die Könige dieselben haben bestätigen müssen. Und endlich sieht man auch, aus noch andern Rescripten des Athalarichs, daß es, auch in dem christlichen Rom, nicht nur ungerechte Besitzer der Güter, Mörder, Hurer und Ehebrecher, sondern sogar auch Männer gegeben habe, die sich mehr Weiber als eines, zu gleicher Zeit gehalten haben. — Der König bestätigt übrigens, auch jetzt, das Recht, daß die Geistlichkeit, der Rath und das Volk in Rom, den Pabst erwählen können, behält sichs aber vor, daß er ihn allemal zuvor bestätigen müsse, und sieht also, dies geistliche Amt, für eben so wichtig an, als sein Vater Theodor.

Constantinopel.

Die Vorstellung unsers Justinians, zum Vortheil des unglücklichen Königes Hilderichs in Afrika, hat keine weitere Folge, als die gehabt, daß der grausame König Gelimer, den unglücklichen Gefangenen, nebst dem Hoamer, der mit ihm gefangen gelegen, und den alle Vandalen in Afrika, als den größten Helden ihrer Zeit verehren, die Augen ausstechen lassen, damit beyde um so weniger Hoffnung haben, je wiederum zum Glücke zu gelangen. Dies barbarische Betragen beschimpft indessen unsern Kaiser, und schmerzt ihn, wie es scheint, so sehr, daß er eine abermalige Gesandtschaft nach Afrika hinsendet, und für die Unglücklichen, zum mindesten um die Wohlthat bitten lässet, daß Gelimer sie beyde, nach unserm Constantinopel abgehn lasse, um hier, so wie ihr Stand es fordert, verpflegt zu werden. *)

*) Wir warnen unsre Leser, den Justinian hier lieb zu gewinnen: denn dieser Mann, ist auch in dieser That, des Abscheus würdiger, als der Bewunderung und der Liebe.

Er will, wie aus Zusammenhaltung aller seiner Thaten genug erhellet, aus innerm Stolz, vor allen Menschen in aller Absicht den Vorzug haben. Er will also auch, als der größte Eroberer in der Geschichte glänzen, und gern die abgerissenen Theile des römischen Reichs, von neuem zusammenbringen, damit man ihn, als den Stifter einer neuen Monarchie, in allen Zeiten preise.

Einen gerechtscheinenden Vorwand muß er also, bey allem, was er thut, sich su-

chen, und Unterstützungen am Gelde, und an Mannschaften, sind ihm ebenfalls vonnöthen. Er fordert derowegen, daß Hilderich, der, weil er sonst sehr rühmlich regieret hatte, natürlich genug, in Afrika noch viel Verehrer finden mußte, in Freyheit gesetzet, und nach Constantinopel geschicket würde: und wie kann er dies fordern?

Er selbst hatte, den Vitalian, dessen wir schon sonst gedacht, an den kaiserlichen Hof gelocket. Er selbst hatte, im Namen seines Onkles, des Kaisers Justinus, diesen Vitalian, vor dem Altar des Herrn, und beym Genuß des Abendmahls, die völligste Treue und Sicherheit zugeschworen, und demohnerachtet hatte er diesen Mann, weil er ihm, seiner großen Gaben wegen, sehr gefährlich schien, um das Leben gebracht. Er konnte also, da er selbst so scheu vor Männern von Verdiensten war, das schwerlich glauben, daß Gelimer, den Hilderich und Hoamer ausliefern, oder auch in einen glänzenden Zustand setzen würde, da beyde, dem Gelimer, ganz augenscheinlich höchst gefährlich waren. Und was wars also, was trieb ihm nun hier an?

Er bath um das, wovon sein eignes Herz ihm sagen mußte, daß er es nicht erhalten würde. Seine Bitte war daher gewiß nicht recht gemeynt. Er bath aber, und dachte: — Thut Gelimer nun das, und läßt er die Gefangenen zu mir gehen; so send ich sie mit meinen Truppen nach Afrika zurücke, und kanns denn hoffen, daß die Afrikaner, und insonderheit die Athanasianer, die daselbst sehr zahlreich sind, sich großentheils zu mir hinwenden werden. Mir muß es also leichte werden, in Afrika mich fest zu setzen, und dieses große Reich, das kann ich denn, im Anfang, freylich nur, im Namen des Hilderichs, aber nachher doch für mich besitzen. Sollts indessen, wie ich mit Recht vermuthe, geschehen, daß Gelimer den Hilderich noch mehr mißhandelte, nun so gebrauch ich diese Mishandlung darzu, daß ich in der ganzen Christenheit dann schreye: — Hilderich, der sonst mein Freund gewesen ist, hat so höchst ungerechter weise leiden müssen, und sie, die armen Athanasianer, sie müssen ebenfalls, unter dem arianischen Gelimer, beständig vieles leiden; ich aber, ich bin von Gelimern, da ich nur Vorbitte bey ihm eingeleget habe, aufs merklichste beschimpfet worden: auf also, ihr rechtgläubigen Christen! auf, und helfet mir die Herrschaft des Gelimers zerstöhren, und den Glauben des Athanasius in Afrika fortpflanzen! — So sprech ich dann, und so rühmt mich dann die athanasianische Christenheit. Den arianischen Christen aber, den andern Irrgläubigen, den Heiden und den Juden, denen allen breche ich hierauf, in meinem ganzen Reich die Hälse, und mein Name muß alsdann, nothwendig wohl gepriesen werden, u. s. w.

So ohngefähr, sagen wir, dachte hier, der immer abscheuwürdige Fürst, und wem diese Gedanken, anjetzt noch nicht recht glaublich sind, der sehe zuvor die Folge an, und urtheile dann, ob wir zu viel hier thun, die wir, voll Abscheu, von ihm sprechen, oder ob die dies thun, die ihn, als den abermaligen Stifter des athanasianischen Glaubens, gleich Gottes Aposteln ehren, und ihm Tugenden andichten, von denen er, wie Belial von Gott geschieden war.

Aus Persien.

Wir haben unsern König Cavades, durch den natürlichen Tod verlohren, und nun den

den Cosroes, desselben jüngsten Sohn, nach des Verstorbenen Willen, auf den Thron gesetzt. Derselbe ist denn auch gesonnen, den bisherigen langweiligen Krieg, gegen den Kaiser Justinianus, noch weiter fortzusetzen, und dürfte dies auch wohl mit besserm Glücke thun, da eine große Macht der Massagethen, eines tapfern scythischen Volkes, zu unserer Hülfe, schon im Anmarsch ist.

Constantinopel.

Der Kaiser hat es nun im Ernst beschlossen, den vandalischen König Gelimer, in Afrika zu bekriegen, und desselben Reich zu Grund zu richten. Denn eines Theils, werden die rechtgläubigen Christen in demselben noch immerfort gedrücket, andern theils aber, hält der König Gelimer, den geblendeten Hilderich noch immerfort gefangen. Und da nun unser Kaiser, diesen Herren außerordentlich schätzet, beym Gelimer aber, in Güte nichts für ihn bewürken kann; so will er nun für ihn, mit seinen Waffen würksam seyn.

Zum besten Glücke ist denn auch, der Frieden mit den Persern wieder hergestellet, und es kann also das Heer, das bis anhero dort gestanden hat, zurückgezogen, und gegen die Vandalen gebrauchet werden. *) — (s. Pers.)

*) Da Justinian, über Krieg und Frieden mit den Vandalen, seine Minister zu Rathe ziehet; so widerrathen sie allesamt den Krieg, und haben darzu auch Grund genug.

Denn, durch den steten Krieg mit den Persern, und noch mehr, durch die unzähligen prachtvollen Gebäude, die der Kaiser, um sich an allen Orten einen ewigen Namen zu machen, fast in jeder berühmten Stadt aufführen läßt, werden die kaiserlichen Cassen, ohnerachtet alle Schätze der Ketzer dahinein geflossen sind, beständig ausgeleeret, und der Kaiser, der demohnerachtet immer kriegen, und immer bauen, auch seine, schändlichst üppige und verschwenderische Theodora, immerfort vergnügen will, hat immer schon die Aemter und die Richterstellen vor Geld verkaufet; reiche und angesehene Männer immer schon, unter tausenderley ungerechten Vorwänden, gleich einem Nero und Domitian, ihres Lebens und ihrer Güter beraubet, auch die Unterthanen seines Reiches, mit den unerschwinglichsten Abgaben belegt, zugleich aber den Richtern und den Stadthaltern freye Hand gelassen, sich durch Ungerechtigkeiten zu bereichern, und dann, wenn es ihm am Gelde gemangelt, immerdar es gut genug gewußt, wer jetzt Geld besitze, wen es also jetzt anfallen, jetzt berauben, und jetzt zum Tode, oder doch ins Elend führen müsse.

Im Fall also, daß nun ein neuer Krieg entstünde, fürchten die Minister, bey dem vorhandenen Geldmangel, neue Auflagen, auch neue ungerechte Hinrichtungen zu ersehen, und widerrathen dieserwegen aus aller Kraft den Krieg.

Damit sind indessen die rechtgläubigen Bischöfe im geringsten nicht zufrieden, denn das Reich des Arius, das kann und muß nunmehr in Afrika zerstöhret, das Reich des Athanasius aber, das kann und soll nun mehr daselbst gegründet werden. Es kömmt derowegen, entweder aus blos bischöflicher, oder wahrscheinlicher, aus kaiserlicher und bischöflicher Scheimerey, ob man es sich versieht,

Digitized by Google

versteht, ein fremder Bischof, frägt nach dem Kaiser, und sagt, da er vor ihm kommt: — „Gott ist mir im Traum erschienen, und hat mir befohlen, zu dir zu gehen, und dir einen derben Verweis zu geben, da du dich scheuest, die Athanasianer in Afrika vom Drucke zu befreyen. Gott hat mirs aber zugleich auch anbefohlen, dirs zu versichern, daß er, der Herr, dich gegen die Arianer schützen, und Afrika nun wiederum, durch dich, mit deinem Reich verbinden will!“

Mit einemmale ist also, der Krieg gegen Afrika, ein Krieg des Herrn, und da er dieses einmal ist, da darf begreiflich kein Minister, der nicht als ein Arianer verschrien und verfolgt seyn will, auch nur ein Wort noch reden; da wird nunmehr, mit denen Persern ein Vergleich gemacht, und da gehts wirklich auch, gegen die Vandalen, nach Afrika ins Feld.

Aus Persien.

Mit den Römern ist der Friede geschlossen, und den haben sie, der List zu danken, mit welcher sie unter unserm Heere, und in allen Gegenden, das Gerüchte ausgesprenget haben: — „daß die, im Anzuge begriffenen Massagethen, von dem Kaiser Justinianus bestochen seyn, und zwar, unter dem Schein, daß sie unsre Freunde wären, zu uns stoßen, bald aber ihre Schwerdter wider uns gebrauchen würden.“

Und weil wirs denn seit einigen Jahren schon erlebet haben, daß verschiedene, der uns sonst ergebenen Fürsten und Völker, ja daß sogar auch verschiedene unsrer vornehmsten Generale, (z. E. Narses, Aratius und Isaak,) Verräther gewesen, und von uns, zu den Kaiserlichen herüber gegangen sind; so haben unser Chosroes und desselben Feldherrn, es vors sicherste gehalten, der Massagethen Ankunft nicht erst abzuwarten, sondern den Frieden hier viel lieber als den Krieg gewählet.

Nach Christi Geburt 533.

Rom.

Die unruhigen fränkischen Fürsten, Childebert und Clotarius, haben den Godemar, den König der Burgundier, mit Krieg bedrohet, und das hat diesen genöthiget, sich mit dem mächtigen fränkischen Könige Theodorich zu verbinden, so, daß jene Fürsten, nun aus Furcht ganz ruhig sind. Weit gefehlet aber, daß auch er, dieser Godemar, und sein Bundesgenosse Theodorich, sich ebenfalls nun ruhig halten sollten, so trachten sie vielmehr nach dem Theile Galliens, (die Provence) den unser Athalarich besitzet, und nöthigen also, die Regentin Amala-

Amalasuntha, daß sie aufs eiligste, ein ansehnliches Heer, nach Gallien absenden muß, um unsere dortige Besitzungen, gegen ihre Anfälle, in die vollkommenste Sicherheit zu setzen.

Constantinopel.

Wären nicht unsere Feldherren, Belisarius und Narses, mit ihren Truppen, recht zur gelegenen Zeit, hier angekommen; so wäre unsere Kaiser jetzt nicht mehr, und so wär auch hier in unserer Stadt, noch ungleich schrecklicher gewüthet worden: denn solch ein Aufruhr, als hier gewesen, ist schwerlich wo gesehen worden, und Mord, und Rauch und Dampf, war während desselben, in allen Straßen schon zu sehen.

Er, unser Kaiser, äußerte nemlich lange schon, gegen die blau gekleidete Parthie der Kutscher auf der Rennbahn, eine solche Zuneigung, daß diese Leute ungestrafet, allen Frevel und die größesten Gewaltthätigkeiten, unter uns verüben konnten, ja, daß auch verschiedene Richter, die einige dieser Frevler bestrafet hatten, ihm, dafür mit ihrem Leben büßen mußten. Und da geschah es denn, daß eines Tages, unser Volk, da es eben in dem Circus war, seine Unzufriedenheit mit dem Kaiser, laute zu erkennen gab; ihn laut auch schimpfete, und, da er dies zu ahnden Miene machte, dergestalt in Wuth gerieth, auch dergestalten sich zusammenrottete, daß der Kaiser, in der That, des Lebens hier nicht sicher war, und wirklich schon ein Schif betreten, und von hier entfliehen wollte.

Weil denn seine Theodora aber, diesen seinen Entschluß ihm tadelt, und ihn zum Bleiben in der Stadt, den besten Muth einspricht; so schließt er sich, in seinem festen Pallast ein, und vertheidiget sich in demselben, da während dessen, das so sehr erbitzte Volk, die Häuser seiner Lieblinge, und aller derer, die nicht gemeine Sache mit ihm machen wollen, erbricht, sie plündert, und in Flammen setzt, zugleich auch, einen gewissen Hypatius zum Kaiser ernennet, und trunken von Wuth und Freude, den schrecklichsten Unfug in der Stadt anrichtet.

Eben da kommen aber Belisarius und Narses, mit ihren Truppen in die Stadt, und da hauen sie sofort auch, in die Bürger mit dem Schwerdte ein, fällen an 35000 derselben nieder; nehmen auch den Hypatius gefangen, und machen also dem schrecklichsten Aufruhr, ein, für den Kaiser, höchst glückliches Ende.

Denn Hypatius ist nun schon hingerichtet; die aufrührigen Bürger aber, sinds zum Theil nicht weniger, zum Theile aber, schon genug in Furcht gesetzt, und die Cassen des Kaisers werden nun mit großen Summen wieder angefüllet. Denn nun ist, fast ein jeder reicher Mann hierselbst, nach dem Vorgeben der Kaiserin und des Kaisers, ein Verräther, und ein Mitschuldiger an dem, was vorgefallen ist. Nun werden also die besten Schätze eingezogen, und die besten Männer aus der Welt geschaft. *)

*) Es ist nicht zu begreifen, wie man diesen Kaiser, als einen Christen betrachten

und als einen solchen, preisen kann. Denn, wenn er zuförderst die Theodora, die berüchtigste unzüchtigste Dirne, zu einer Zeit, da seine leibliche Mutter noch lebet, und sich dieserhalb zu Tode grämet, zur Gemahlin nimmt, da er doch jede züchtige und tugendhafte Jungfrau darzu nehmen könnte; so ist schon das ein Zeichen, eines gottlosen, und eines wahrhaftig nicht christlichen Gemüthes.

Wenn er aber ferner auch, dieser höchst schändlichen Frau, in allen Stücken ihren Willen läßt; — wenn er die erhebt, und die verweiset und auch tödtet, die diese Frau erhoben, verweisen oder getödtet wissen will; — wenn er es ihr erlaubet, Gelder zu verschwenden, und Gelder, wie sie immer will, zusammen zu scharren; — wenn er es nicht verbeut, daß die Angesehensten Männer, sobald sie vor ihr kommen, mit Händen und Füßen ausgestreckt, vor ihr zur Erden fallen, und ihr die Füße küssen müssen; — wenn ers nicht ahndet, daß sie ihren, vor ihrer Vermählung mit ihm, erzeugten unehelichen Sohn, über die Seine schafft; — daß sie, wen sie nur will, zu sich rufet; ihm, die Augen aus dem Kopfe sticht; ihm Hände und Füße binden, und so auf ein Schiff, nach den entlegensten Gegenden der Welt abführen läßt; — wenn ers auch zugiebt, daß sie unterirrdische Gefängnisse haben kann, in die kein Strahl des Lichts eindringet; — daß sie in diesen Gefängnissen, unschuldige Menschen, gleich Pferden und Ochsen, an Krippen anschliessen, aus Krippen essen und trinken lassen kann, bis sie, weil sie immer stehend essen und trinken, stehend schlafen und wachen müssen, von Sinnen kommen, und wohl gar lebendig verwesen; — wenn er auch durch sie, die Huren und die Ehebrecherinnen schützt, und die Ehemänner straft, die ihre Ehefrauen, im Ehebruch betreffen, und deshalb klagbar werden; — wenn er endlich auch, wie sie, Amt und Staatsbedienung jeden Böswicht verkauft: so ists doch wahrlich nicht zu denken, daß auch nur ein Funken des wahren Geistes unsers Christenthums, in ihm, und ihr gewesen sey, und so ists Schande, wahre Schande für uns Christen, wenn wir solchen so berüchtigten Böswicht, mit den Namen eines Christen beehren.

Man siehr, wir glauben es, es sey wahr, dieser Kaiser und diese Theodora, haben diese, und noch andere Abscheuliche Leiten begangen, die der Geschichtschreiber Procopius von ihnen meldet. Es sey denn aber immerhin, daß er, dieser Procopius, — der damals lebete, den auch der Kaiser beförderte, der also nicht zum Hasse, wohl aber zur Liebe und zur Verehrung desselben Gründe vor sich hatte, — die Unwahrheit hier melden sollte: so ist es doch gewiß, er hat die schändliche Theodora, unter den angeführten Umständen, zur Ehe genommen; so ist es doch gewiß, er hat, auch nach den Zeugnissen anderer Schriftsteller, die Unterthanen gedrückt; die Bedienungen den unwürdigsten verkauft; die Irrenden verfolgt; und blos um seiner Narrheit willen, auch die Bürger dieser Stadt in solche Wuth gebracht, und also 35000 Bürger, die er, als seine Kinder lieben sollte, bey diesem Vorfall, als ein Narre abgeschlachtet: — ist das ein Christenthum? — Ist es nicht wirklich wahr, was wir schon sonst bemerket haben; — die schlechtesten Fürsten, sind gewöhnlich auch die intolerantesten, und das sind sie, weil sie doch auf irgend eine Art, für sie die schicklichste ist, dem Herrn gefallen wollen, und diese Art, da sie derselben Schatzkammer vortreflich bereichert, und immer auch die Geistlichkeit, zu solcher Fürsten Ruhm anfeuret.

Ein

Ein anderes aus Constantinopel.

Der tapfere Belisarius, ist mit einer beträchtlichen Macht, am Ende des Junius, von hier aus, nach Afrika, unter Segel gegangen, wird auf der Insel Sicilien Erfrischungen einnehmen, und von dorten sich sogleich nach Afrika hinwenden.

Da übrigens aber, während des letztern Aufruhrs, viele Häuser, und besonders auch, die herrliche Kirche, die der große Constantin hier bauete, eingeäschert sind, so wird jetzt alles wieder aufgebauet, und so will der Kaiser, insonderheit auch die gedachte Kirche, von neuem, und ungleich prächtiger bauen, als zuvor, und so soll bey ihr, an Festigkeit, an Kunst, und an Pracht, auch nicht das mindeste gespart werden.

Wie er denn auch, beynahe schon vom Antritte seiner Regierung, sich mit den Gesetzen beschäftiget, und durch die größten Rechtsgelehrten, ein neues Gesetzbuch herausgegeben hat; so fährt er mit dieser Gesetzgebung noch immer fort, und so erhält durch ihn, die Rechtsgelehrsamkeit, eine so neue Gestalt, daß man ihn, als einen Vater derselben, dereinst wird nennen hören. *)

*) Aus allen Thaten Justinians, erhellet die Eitelkeit seiner Seele, nach welcher er, in allen Dingen, den Namen eines grossen Mannes haben wollte. Denn, in der That ist er um die Leiden seiner Unterthanen unbekümmert, läßt demohnerachtet aber, aus dem Gesetzbuche des Theodosius, alles ausmerzen, und in ein neues Gesetzbuch alles niederschreiben, was ihm niederzuschreiben oder auszumerzen gefällig ist; bereichert also, unsere Rechtsgelehrten, mit einem Gesetzbuche, oder Codice Justiniano, mit den Pandekten, mit den Institutionen, mit den Novellen u. s. w. die insgesamt, noch heut zu Tage gültig, den Rechtsgelehrten nothwendig, uns aber, in diesem Geschichtsbuche, weiter nicht erheblich sind.

Er indessen, der sonderbare Mensch, bedient sich bey allen diesen Sammlungen, heidnischer Männer, und vornemlich eines gewissen Tribonianus. Er weiß es auch, daß dieser, und daß die andern Männer, Heiden sind; er läßt sie auch Heiden seyn und bleiben, und ist ihnen günstig; verfolgt aber alle andere Heiden, während dessen er mit diesen, in Gemeinschaft stehet, und sie sogar zu Gesetzgeber aller Christen macht. — Seine Ehrsucht will nemlich gute Gesetze, und kluge Sammlungen der Gesetze. Und da nun diese Heiden, mehr als andere Christen ihm hierzu aufgeleget scheinen; so muß die Religion, den Trieben seiner Ehrsucht weichen. Und, um es recht zu zeigen, daß er nichts, als nur den Namen eines neuen Gesetzgebers für sich hier suche; so übertritt er selbst die Gesetze, die er gegeben hat, und handelt selbst, eben so wüthrich, argwöhnisch und abscheulich, als die übrigen Richter, die ungestraft, wider alle seine Gesetze handeln dürfen, so bald sie nur, was sie dadurch erbeuten, mit ihm, oder mit seiner Theodora theilen. Das so unverschämt stolze Herz dieses Fürsten, sieht man indessen, nie im größerem Lichte, als wenn man bey der Kirche stehen bleibet, die er, wie der Text schon sagt, erbauet, und die nachher die Sophien-Kirche genennet wird. Denn es ist zwar wahr, er bauet eine Kirche, die bewundernswürdig prächtig ist, aber er ruft auch, da sie fertig ist, mit großem Entzücken aus: — „O Salomo, ich hab

dich übertroffen!« Er läßt auch dieser Kirche, die, nicht seine, sondern anderer Baumeister Weisheit, aufgebauet hat, gerade gegen über, eine Bildsäule setzen, die den König Salomo abbildet, der die Kirche ansiehet, und sich voll Unmuths, darum seine Ohren kratzet, weil sein ehemaliger Tempel zu Jerusalem, so prächtig nicht geworden, als diese Kirche ist. — Baut also, o ihr Fürsten, unsern Bischöfen und unsern Priestern, nur recht viele prächtige Tempel auf; gebt ihnen nur recht viele Macht, und vieles Geld in ihre Hände; streitet nur, wo sie nicht widerlegen können, mit dem Schwerdte in der Hand für ihren Glauben: so könnt ihr, ihretwegen sicher, so den David als den Salomo verspotten; so könnt ihr Jesum selbst verhönen, auch Millionen Menschen schlachten, und von Priestern immer noch gepriesen werden!

Rom.

Unsere Truppen in Gallien, haben den Burgundier Godemar aus dem Felde geschlagen, und ihn dermaßen in die Enge gebracht, daß er sich, unserm Reiche, unterwerfen müssen, auch nun, als ein Vasall desselben, sich halten und betrachten will. Seinem Bundesgenossen, Theodorich, hats denn auch zu fürchterlich geschienen, sich nun noch gegen unsere Macht zu setzen, und er ist demnach, höchst misvergnügt, in sein Gebieth zurückgekehret, so, daß auch von ihm nun nichts, für unser Gallien, zu fürchten ist.

Nach Christi Geburt 534.

Constantinopel.

Bereits im December des verwichenen Jahres, ist unser Belisarius in Afrika gelandet, hat daselbst, den Gelimer verschiedentlich in die Flucht geschlagen, und sogar Carthago schon, in seinen Besitz genommen. Mit seiner Flotte hat er überdem auch noch, Sardinien, Corsica, Majorca, Minorca, und andere Insuln, unserm Kaiser unterworfen, und besonders in den Schlachten, fast unermeßliche Reichthümer von den Vandalen erbeutet. Ja, so gar die Schätze des Königes Gelimers, die derselbe in Schiffe laden lassen, und nach Spanien in Sicherheit absenden wollen, sind diesem unsern Belisarius, in die Hände gefallen, und es ist dahero zum Erstaunen, mit welchem sonderbaren Glück, dieser Belisarius, in einer nur so kurzen Zeit, in aller Absicht, dort so vieles ausgerichtet hat.

*) Der

Digitized by Google

*) Der heiße Boden Afrikens, hatte, die sonst so kriegerischen Vandalen weich gemacht, so, daß sie nun ganz ausgeartet waren; sich noch wohl der Tapferkeit ihrer Väter erinnerten, aber, viel zu sehr nun schon entnervet, und den Wollüsten viel zu sehr nun schon ergeben, dieser Tapferkeit nicht nachahmen konnten.

In diesem Lande auch, von den Eingebornen Afrikanern, die immer Athanasianer waren, ganz umgeben, halten sie sich selbst vorjetzt nicht länger gesichert, sondern nehmen den alten Raub, den ihre Voreltern, aus Gallien, aus Spanien, und aus Italien mit sich nach Afrika geführet haben, nebst ihren Weibern und Kindern, mit sich in das Feld, und werden also, je verworrener und bedrängter ihr Feldlager dadurch wird, desto leichter auch geschlagen, ihre Schätze aber fallen allesamt den Siegern in die Hände. Und weil denn auch der athanasianische Schutz-Patron, Justinian, es ist, der jetzt den Gelimer bekrieget; so fallen alle Eingeborne Athanasianer, sowohl in Afrika, als auf den Inseln, diesem Kaiser zu; stiften Empörungen gegen Gelimern, und zwingen dieses, daß er seine Macht zertheilen; sie besonders nach den Inseln, zur Dämpfung der Empörungen senden muß, und auch dieserwegen gegen den Belisar, sich selbst nur wenig halten kann.

Aus Rom.

Durch ein höchst unordentliches und schwelgerisches Leben, hat sich unser König Athalarich, einen sichen Cörper, auch nun sogar, in der Blüthe seiner Jahre, den Tod bereitet. Und da hat nun, die bisherige Regentin unsers Reiches, um desto sicherer bey der Regierung zu bleiben, einen gewissen Theodehath, (auch Theodat,) der auch ein Gothe, und ein Schwester-Sohn unsers großen Theoderichs ist, zum Mitregenten angenommen.

Dieser Theodat ist indessen ein Herr, der bishero im Toskanischen, als eine Privat-Person gelebet, daselbst aber gegen andere, so viel Ungerechtigkeit begangen hat, daß ihn die Regentin dieserhalb, zur Wiedererstattung des unrechtmäßig an sich gebrachten, hat verdammen müssen. Wir fürchtens derowegen, daß dieser Mann nun wohl auf Rache denken, und daß mithin, die Verträglichkeit desselben, mit ihr, unserer Regentin, nicht sonderlich seyn dürfte, obschon er ihr, mit einem Eide es gelobet hat, daß er in allen Dingen, nur nach ihr sich richten wolle.

Constantinopel.

Indem, daß hier die Rede gehet, daß unser Belisarius sich unabhängig von unserm Kaiser machen, und für sich selbst ein Königreich in Afrika errichten wolle, kommt dieser große Feldherr unverhofft hier an; bringt den König Gelimer, der, (da ihm Belisarius, im Namen des Kaisers, alles nur mögliche Gute versprochen,) ihm sich willig übergeben hat, als einen Gefangenen mit sich, und nebst diesem Könige, unglaublich viel gefangene Vandalen, auch unbeschreiblich viele Schätze, besonders aber die Gefäße des ehemaligen Tempels zu Jerusalem, die Titus von dort nach Rom hinbrachte, die aber Genserich nach Afrika fortführete. Und weil er denn, in so gar kurzer Zeit, das

Digitized by Google

ganze vandalische Reich zerstöhret, und es uns nun unterworfen hat, so ist er auch, zu unser aller unbeschreiblichen Freude, im vollem Triumph hier eingezogen.

Aus Rom.

Wie es vorher schon zu vermuthen war, so ists gekommen; unser Theodat, hat über seine eydliche Zusage, im Herzen nur gelachet; die treusten Diener der Königin Amalasuntha aus der Welt geschafft, und sie selbst von hier, auf eine kleine Insul verwiesen, auf welcher sie nunmehr, Gott weiß, durch wessen Verfügung, *) von den Anverwandten derjenigen Gothen, die sie vor einigen Jahren aus dem Wege räumen lies, ermordet ist.

*) Einige wollen, Theodat habe diese Gothen darzu angefrischet; Procopius aber sagt: — „die unglückliche Frau, die immerdar des Kaisers Justinianus Freundschaft gesuchet, auch erhalten hatte, die wollte nun nach Constantinopel gehen, und Justinian war auch geneigt, sie daselbst aufzunehmen. Theodora wußte aber, daß ihr Gemahl dies wollte; wußte, daß er Achtung für diese Dame hegte, und fürchtete, sie mögte, wenn sie nach Constantinopel käme, ihr selbst, in diesem oder jenem Stücke, schädlich werden. Sie ruhte derowegen nicht ehe, ehe diese Dame nicht ermordet war. “

Ein anderes aus Rom.

Die fränkischen Könige Clotarius und Childebert, haben, der verwirrten Umstände unsers Reichs sich so bedienet, daß sie den Gondemar, völlig besieget, und das Burgundische Reich nun ganz an sich gerissen haben. Es scheint auch nicht, daß unser Theodat hiergegen etwas unternehmen werde, besonders da er jetzt, nur darauf denken muß, wie er den Kaiser Justinianus besänftige, der ihm das höchst übel deuten wird, daß er, seinem Eide zuwider, die Amalasuntha von dem Thron gestoßen hat, die jederzeit eine große Freundin des Kaisers war, und deren Unglück, er sich eben so zu Herzen nehmen kann, als er sich das Unglück des Hilderichs in Afrika zu Herzen nahm.

Uebrigens aber vernehmen wir, daß nun auch Theodorich, der König Austrasiens gestorben sey, und daß Theodebert, sein Sohn, ein ebenfalls sehr kriegerischer Herr, an seines Vatern statt, den Scepter daselbst führe. *)

*) Diesen Scepter führte er nicht anders, als nach einem Kriege mit seinen bösen Oheimen, den Childebert und dem Clotarius, die, sobald sein Vater gestorben war, die Unterthanen desselben, auf ihre Seiten ziehen, und vom Theodebertus abwendig machen wollten, auch, da sie Unterthanen edler als sie, gedachten, mit Gewalt in dessen Lande drangen, und die zuletzt, da sie der Tapferkeit des Theodeberts nicht widerstehen konnten, sich zur Ruhe begaben, und ihn also im Frieden herrschen ließen.

Nach

Nach Christi Geburt 535.

Constantinopel.

Der Kaiser hat den gefangenen Gelimer mit vielem Gelde, auch mit schönen Gütern in Galatien, beschenket, und ihn auch dahin gehen lassen, um sein Leben dorten ruhig zu vollenden. Eben dieser Kaiser hat aber auch die kostbaren Gefäße, aus dem ehemaligen Tempel zu Jerusalem, den christlichen Kirchen der gedachten Stadt übersandt, und sie also, an den Ort nun wieder hingebracht, an welchem sie ursprünglich waren.

So sehr indessen dieser unser Kaiser, seine Absicht auf Italien, dem dortigen Könige, Theodat, bisher verhelet, sich auch gegen ihn, mehr freundlich, als feindlich gesonnen, angestellet hat; so gewiß ists doch, daß er sie jetzt, im Ernst durchsetzen, und auch Italien für sich erobern will. Obschon er aber, nicht ohne Grund, auf die Neigungen, der athanasianisch gesonnenen Italiäner, die allesamt es sehnlichst wünschen, von der Herrschaft der arianischen Gothen, durch ihn befreyt zu werden, nicht wenig rechnen kann; so geht er doch, auch jetzo noch, mit großer Vorsicht hier zu Werke.

Denn, er überlistet oder betrüget zuförderst den Theodat, da er unsern Belisarius, mit einer Flotte, auf welcher 8000 Mann sich finden, geradenweges nach Sicilien, welches dem Theodat gehört, absegeln läßt, denselben aber glaubend macht, daß diese Mannschaft in Sicilien, nur Erfrischungen an sich nehmen, und von dort nach Afrika, zur Dämpfung, einiger dort vorgefallenen gefährlichen Unruhen, abgehen solle, da sie doch wirklich, nicht nach Afrika, wo alles wieder ruhig ist, hingehen, sondern Sicilien erobern, und dann auch in Italien sich zeigen soll.

Außerdem aber, sendet er auch die ansehnlichsten Geschenke, denen athanasianisch gesonnenen fränkischen Fürsten zu, und ermuntert sie, durch die stärksten Versicherungen, daß er sie mit Gelde und mit Truppen unterstützen wolle, nun ebenfalls gegen den Theodorus loszubrechen, desselben Besitzungen in Gallien, zu nehmen, auch aus Gallien für sich in Italien hineinzudringen.

Damit denn auch, der gedachte König Theodat, noch mehr gedränget werde; so soll auch von hier aus, eine Macht, geradezu, in den ostgothischen Theil Illyriens eindringen, und auch dort Eroberung machen. — Von allen Seiten also angefallen, anbey, von allen Eingebohrenen des Landes, mehr gehasset, als geliebet, und überdem auch noch, durch falsche Vorgebungen, von der ganzen Gefahr nicht völlig unterrichtet, ists, dem Anschein nach, nicht anders, es wird, und es muß nunmehr das Reich des

Theodats

Theodats und seiner Gothen, eben so, wie das Reich der Vandalen in Afrika zerstöhrt werden. *)

*) Wie rühmlich und wie christlich, alle diese Verfügungen des Kaisers sind, das werden unsre Leser für sich selbst schon sehen. Wir sagen hier nur das, daß bisher, gewöhnlich Jahr vor Jahr, ein Consul für Rom, und auch ein Consul für Constantinopel gewählet wurde, daß aber jetzt, in diesem Jahre, da die Feindseligkeiten ihren Anfang nahmen, für Rom dies nicht geschahe, und daß nun, von diesem Jahre an, das Consulat für Rom aufhörete, so daß in der Folge nur ein Consul für Constantinopel war.

Rom.

Theodatus, unser König, sieht sich gegenwärtig in der alleräußersten Verlegenheit. Denn, indem ers feste glaubet, daß der Kaiser Justinianus, der bisher, in den freundschaftlichsten Ausdrücken an ihn geschrieben, und eben so, durch seine Minister, zu ihm reden lassen, in der That sein Freund auch sey, indem sieht ers nun, daß sich auf der einen Seite, eine beträchtliche Macht dieses Kaisers, in dem ostgothischen Illyrien zeiget; daß auf der andern Seite aber, die sämtlichen fränkischen Fürsten, seine Besitzungen in Gallien angreifen wollen, und daß vornemlich auch der kaiserliche General Belisarius, von dem es hieß, daß er mit seiner Flotte nach Afrika gehen sollte, keinesweges dahin gegangen ist, sondern sich der Insul Sicilien, die nur wenig gothische Truppen zur Besatzung hatte, bemächtiget habe, und wahrscheinlich von dort, herüber nach Italien kommen, und sich auch dieses Landes werde bemächtigen wollen.

In dieser äußersten Verlegenheit und großen Bedrängniß, weiß er also, sich nicht anders zu rathen, als daß er unsern Pabst Agapitus, nach Constantinopel gehen, und dem Kaiser sagen läßt: — „hielte er mit ihm nicht Friede, und zöge er die Truppen nicht zurück, so würde er sofort die vornehmsten eingebohrnen Römer, nebst ihren Weibern und Kindern tödten!“

Er denkt nemlich, der Kaiser, der den Athanasianern so gewogen ist, der werde solch ein Unglück, über die angesehensten unserer Athanasianer, gewiß nicht kommen lassen, und in der That wird er, unser fromme Pabst, dies zu verhindern suchen. Wahr ists indessen, angenehm würde es allen unsern Eingebohrnen seyn, wenn der arianischen Gothen Reich und Herrschaft jetzt zertrümmert würde, und dem Belisarius würden wir, eben so gern die Thore öfnen, und ihn mit eben solcher Freude hier empfangen, als die Sicilianer, die auch Athanasianer sind, in dem ganzen Sicilien, ihn empfangen haben, sobald sie nur, vor ihren gothischen Besatzungen, mit einiger Sicherheit, dies haben wagen können.

Constantinopel.

Unser Belisarius, hat Sicilien erobert, und wird nun wohl, nach Italien herüber gehen, wo alle Eingebohrnen, ihn eben so,

Digitized by Google

so, mit offenen Armen aufnehmen werden, als die Eingebohrenen Siciliens ihn aufgenommen haben.

Nicht alleine aber, unter dem Belisarius, in Sicilien, sondern auch, unter dem Mundo, in Illyrien, haben unsere Truppen großes Glück gehabt. Sie haben nemlich die Ostgothen, die ihnen das Eindringen in ihr Gebieth verwehren wollen, überall zurückgeschlagen, auch sich nun schon des ganzen Dalmatiens bemächtiget. Und da nun außerdem auch noch die fränkischen Fürsten, wirklich auf der Seite unsers Kaisers sind, und den Theodat anfallen; dieser Theodat also seine gallische Provinzen, von Besatzungen nicht entblößen kann: so ist er, um so mehr nun wohl verlohren, da er auf die Eingebohrnen Italiens keine Rechnung machen darf, da er auch überdem vom Kriegeshandwerk nichts verstehet, auch solchen Geist nicht in sich hat, der erfinderisch genug, bey solchen Gefahren wäre.

Rom.

Unser König Theodat weiß jetzt, vor allzu großer Furcht, fast selbst nicht was er will, und hat jene Drohung: „die angesehensten Athanasianer hinzurichten," wie wir nunmehr sehen, aus bloßer Uebereilung von sich hören lassen, und sie schon wiederum zurückgenommen.

Denn gleich nach der Abreise unsers Agapitus, denkt er der Sache näher nach; glaubt, daß diese Drohung den Kaiser nur noch mehr erbittern dürfte, und erklärt derowegen, vor dem, bey ihm, in Ravenna, befindlichen kaiserlichen Bothschafter Petrus: — „Er wolle dem Kaiser Sicilien, die einzige Kornkammer unses Italiens, überlassen; ihm jährlich, zum Zeichen dessen, daß er seine höhere Würde anerkenne, eine drey hundert Pfund schwere goldene Krone, zum Geschenke senden; ihm, so oft er es verlange, 3000 Gothen, zum Dienst im Felde, stellen, und keinen angesehenen Athanasianer, mit dem Verluste seiner Güter, noch weniger seines Lebens bestrafen, ohne zuvor, die Einwilligung des Kaisers darüber einzuholen. Ja, er wolle auch, wo ihm zur Ehre, eine Statüe errichtet würde, des Kaisers Statüe, neben der seinigen, und zwar oben an, errichten lassen, zugleich auch befehlen, daß das Volk, bey allen Lustspielen, so oft es den Namen des Königes nennen, und ihm Glück anwünschen würde, so ofte auch, den Namen des Kaisers, noch vor seinem eigenen Namen nennen, und auch dem Kaiser alles Glück anwünschen sollte."

Solche erniedrigende Erklärung, sagen wir, thut dieser unser König, gleich nach der Abreise unsers Agapitus, dem kaiserlichen Bothschafter, und da ein jeder es nun denkt, daß er zum wenigsten, die Antwort des Kaisers, werd erwarten wollen, da erfährt man schon, daß der so sehr beunruhigte Fürst, den Bothschafter Petrus, noch einmal hat zu sich fordern lassen, und daß er ihm nun aufgetragen hat, dem Kaiser, falls er sich bey jenen Anerbietungen, nicht zufrieden geben wollte, sogar auch das noch anzutragen: — „daß er, Theodatus, unser König,

nig, in diesem Falle, sein ganzes Reich, dem Kaiser überlassen wolle, falls ihm der Kaiser, nur so viel Güther liesse, daß er, aus den Einkünften derselben, zwölfhundert Pfunde Goldes, für sich und seinen Unterhalt zu heben hätte.

Nichts ist denn also vermuthlicher, als daß der Kaiser, diesen letzten Antrag genehmigen werde, und das ist denn, den Eingebohrenen unsers Italiens, eine nicht geringe Freude. Denn da werden nun, die gottlosen Lehren des **Arius**, denen die Gothen so ergeben sind, in unserm Italien, bald eben so ersterben müssen, als sie in Afrika, und sonst im morgenländischen Reich, durch unsern großen Beschützer **Justinian**, fast gänzlich schon erstorben sind.

*) Ohnerachtet noch immer Mirakel, über Mirakel, von den athanasianischen Priestern, zur Vertheidigung ihrer Lehrsätze, erdichtet und verbreitet wurden; so wollte doch die ketzerische Welt, da diese Mirakel, nie vor ihren Augen geschahen, sondern nur in entferntern Provinzen vorgegangen seyn sollten, diesen Mirakeln gar nicht glauben, und das war der rechtgläubigen Geistlichkeit, ein wahres Leiden, besonders in Italien und in Afrika, wo die arianischen, von den Gothen und Vandalen unterstützten Priester, das Mark des Landes genossen, und die besten geistlichen Pfründen besaßen. Sie sahens also gern, da Belisarius den Arianern in Afrika, alle ihre reiche und prächtige Kirchengefäße nahm, und sie dem Kaiser überaab, auch der Kaiser diesen Arianern die Gewissensfreyheit raubte, und einen Theil dieser reichen Gefäße, auch derselben prächtige Kirchen, und recht fette Pfründen, den athanasianischen Priestern schenkete. Sie konntens überdem auch denken, daß dieser Herr, für sich, und auch für sie, in Italien nicht minder ökonomisch handeln würde, wünschten derowegen, auch in Italien, solch einen Herrn zu haben, und brachten es dem Volke bey, daß sie zur Ehre des verleugneten Sohnes Gottes, schlechterdings dies wünschen müßten: — trauriges Geschick in dieser Menschenwelt!

Da Justinianus jetzt der Herr der Afrikaner ist; da verfolgt er alle Arianer, und an fünf Millionen Menschen, werden hierbey, durchs Schwerdt, und durch die Flucht, ins Unglück gestürzet. Die rechtgläubigen Athanasianer aber sehn dies Elend, das ihr intoleranter Geist anrichtet, und weinen nicht dabey. Sie wünschen, auch in Italien das nemliche Elend zu erleben: und scheint nun unter ihnen wohl ein herrlich Licht von Gott? Sind sie nicht verblendeter, als die bloße Vernunft jemalen blenden kann?

Nach Christi Geburt 536.

Rom.

Die Truppen unsers Theodats, haben über die Truppen des Kaisers einige Vortheile erfochten, auch hat der König jetzt die beste Hofnung, die fränkischen Fürsten ruhig zu erhalten, da er ihnen alles, was er in Gallien besitzet, gutwillig überlassen, und noch überdem eine große Summe Geldes, an sie zahlen will.

Weil er also, in so mancher Absicht, seinen vorhero sehr bedrängten Zustand, in etwas wenigstens gebessert siehet, auch seine Gothen, die bisher in Gallien waren, zu sich nach Italien berufen kann; so ist er auch entschlossen, den Krieg, den der Kaiser wider ihn, ohn alle gerechte Ursach, angefangen hat, mit allem Ernste fortzusetzen, und will, von alle dem nichts wissen und nichts halten, was er zuvor, dem Kaiser angetragen hat.

Der Kaiser hat sich indessen den Antrag, daß unser Theodat die Regierung niederlegen, und sich mit einigen Gütern begnügen wolle, ausnehmend wohlgefallen lassen, wird also, wenn er die jetzige Entschliessung unsers Theodates hören wird, noch mehr als sonst, erbittert werden, und den Krieg gegen ihn, mit noch viel größrer Hitze führen.

Constantinopel.

Der Kaiser ist jetzt mehr, als je zuvor, über den König Theodatus unzufrieden, da derselbe Friedensvorschläge thut, und bald darauf, von selbigen nichts weiteres wissen will. Wahrscheinlich wird denn aber, diese Veränderlichkeit des gothischen Fürsten, ihm selbst zum größten Schaden gereichen, denn sie verdoppelt den Eifer unsers Kaisers, ihn zu Grunde zu richten, und es hat sofort, eine neue Macht nach Illyrien abgehen müssen, um unsere dort befindliche Macht, die einigen Verlust erlitten hat, gehörig zu verstärken, und unser tapfere Bellsarius, hat ebenfalls auch schon Befehl, ohn ferneres Verweilen, aus Sicilien nach Italien zu gehen.

Uebrigens aber, ist der römische Bischof Agapitus, der von seinem Könige, mit Aufträgen an den Kaiser, zu uns kam, sehr unverhofft allhier gestorben, nachdem er viele Ehre unter uns genossen, auch, für die Einigkeit der Kirche, es bewürket hat, daß der hiesige Patriarche Anthimus, der unter dem Schutze der Kaiserin, die nicht vollkommen rechtgläubig ist, der eutychianischen Ketzerey anhing, seines Amts entsetzet ist, und daß noch andere angesehene Geistlichen, die ebenfalls so ziemlich ketzerisch gedachten, sich haben aus der Stadt entfernen müssen, ohnerachtet sie die Kaiserin beschützete. *)

*) Die Eroberung Italiens, war dem Herzen des Kaisers, und auch der ehrgeizigen Kaiserin, aufs höchste angelegen, drum mußten, dem Agapitus zur Liebe, diese Ketzer weichen, weil Agapitus hinwiederum die Italiäner, für einen so rechtgläubigen Hof, bis zur Rebellion verleiten, und also die Eroberung Italiens erleichtern konnte. Theodora war übrigens eine Dame, die für reiche Geschenke, und für andere Gefälligkeiten, jedem, alles was er suchte, gern erlaubete, also auch die Gewissensfreyheit ihrer Lieblinge, bald schützete, bald verkaufete, und im Grunde, nur mit dem Stolz, der Eitelkeit, der Rach- und Herrschbegierde, nicht aber mit der Religion Bekanntschaft hatte.

Rom.

Aus Constantinopel hören wir, daß unser Pabst Agapitus, daselbst gestorben sey, und nun in einem bleyernen Sarg gelegt, zu uns zurückgeführet werde, nachdem er sich, um die Reinigkeit der Lehre, auch in Constantinopel sehr verdient gemachet hat. Statt dessen aber, daß wir einen neuen Pabst, mit voller Freyheit hierselbst wählen wollten, haben wir, da unser Theodat, unter den härtesten Drohungen, es begehrete, den Sylverius darzu erwählen müssen, einen Mann, der ihm ergeben ist, und den er, in diesen Zeiten der Gefahr, in unserm Bischofthum, für sich, vor unentbehrlich hält.

*) Von diesem Agapitus heisset es: — „als dieser heilige Mann, nach Constantinopel reiste, hatte er zu dieser Reise nicht Geld genug, und mußte derowegen die prächtigsten heiligen Gefäße versetzen!“ — Wie so groß mußte derowegen der Aufwand seyn, den solch ein Apostel Jesu jetzt schon machte? Und um wie leichter war's nun nicht, auch in Constantinopel sein Ansehen zu stärken, da Kaiser und Kaiserin, die sonst nach niemand fragten, in allen Dingen ihm zu Willen leben mußten?

Und wenn denn lange schon, der Patriarch zu Constantinopel, diesem Patriarchen gleich seyn wollen, er, dieser Patriarche aber es nun siehet, daß eben jetzt der Zeitpunkt ist, in welchem er jenen ersteren, am besten beugen kann, weil der Hof so leicht ihm nichts versagen, und auch vor ihm sich nicht als ketzerisch verdächtig machen darf: wird dann ein solcher diesen Zeitpunkt nicht erwählen, und jenen Patriarchen also beugen? Wird er es aber sagen, daß er aus Neid und Stolz dies thue, und wird er nicht vielmehr die Reinigkeit der Sitten und der Lehre, hier zum Vorwand nehmen? — Wird aber dann, die Welt sich wundern können, wenn, da solche Fälle ofte kommen, das Ansehen solches Bischofes, nach und nach, noch stärker, und endlich allgemeiner wird? — So raisonniren hier, und bey andern Vorfällen, die Protestanten, gegen römisch-katholische Christen, die die Stadthalterschaft des Bischofes in Rom, unterwellen auch daraus erweisen wollen, daß alle andere Bischöfe, und selbst der constantinopolitanische, diesem hätte weichen, und daß selbst die Kaiser, aus Gefühl dieser stadthalterischen Würde, derselben Willen hätten überall vollziehen müssen.

Ein anderes aus Rom.

Belisarius ist bey Rhegium, (jetzt Rheggio) an das Land getreten, und hat das

das ganze Calabrien, Bruttium, Lucanien und Campanien, bis auf die Stadt Neapolis, die er anjetzt recht eng belagert hält, ohn allen Schwerdtschlag schon erobert. Es haben auch die Eingebohrnen dieser Provinzen, ihn aller Orten, mit den größten Freuden aufgenommen, er aber der gothische General, der die Landung des Belisarius hat hindern sollen, ist unserm Theodat sehr untreu worden, und hat, da Belisarius, ihm große Summen Geldes zugeschicket, auch große Versprechungen gethan, demselben, bey seinem Uebergange aus Sicilien, sich nicht im mindesten widersetzet, vielmehr sich selbst nach Constantinopel auf den Weg gemacht, um da, wie Belisarius es ihm verheissen hat, von dem Kaiser hochgeehret, und aufs reichlichste belohnt zu werden.

Noch ein anderes aus Rom.

Hier erleben wir einen wichtigen Vorfall nach dem andern, und plötzlich hat sich jetzt die Lage der Sachen, auf das merklichste geändert.

Indem nemlich unser König Theodat es höret, daß der constantinopolitanische Feldherr Belisarius, sogar auch die feste Stadt Neapolis, im Sturm erobert, und gänzlich ausgeplündert habe; so eilt er, so sehr er kann, und sendet den Vitiges, einen seiner tapfersten Generale, mit einer beträchtlichen Macht, dem gedachten siegreichen Feldherren, der mit starken Schritten, allbereits auf unser Rom anrückt, entgegen, und meynet, durch diesen seinen General, sich noch auf seinem Throne zu erhalten, verliehrt aber durch denselben, so seinen Thron als auch sein Leben.

Denn sie, die gothischen Truppen, die nun unter dem Vitiges, dem Belisar entgegen gehen sollen, sehen das genugsam ein, daß sie nicht stark genug, gegen dieses Feldherrn Truppen sind, und ärgern sich denn auch, daß er, ihr König, keine bessere Anstalt trift, auch nicht, wie sonst der Gothen Könige zu thun gewohnt gewesen, in eigener Person zu Felde geht. Sie biethen derowegen ihrem Generale Vitiges, die Krone ihres Königes an; rufen ihn, da er davon nicht abgeneiget ist, als ihren König aus, und kehren mit ihm, nach unserm Rom zurück, um diesen neuen König einzusetzen, den Theodatus aber, der eben zu der Zeit, bey uns hier ist, gefangen zu nehmen, und sofort auch hinzurichten.

Plötzlich entsteht also, in diesem unserm Rom, der fürchterlichste Lermen; plötzlich flieht auch unser Theodat von hier, um sich in seiner Residenz Ravenna einzuschliessen, aber plötzlich sind denn auch die Gothen, mit dem neuem Könige, bey uns hier in der Stadt; jagen dem flüchtigen Könige eiligst nach; ergreifen und tödten ihn, und dringen uns nunmehr den Vitiges als unsern König auf.

Ein spateres aus Rom.

Unser König Vitiges, ist nicht dem Belisarius entgegen gegangen, sondern hat sich sofort nach Ravenna begeben, in unserm Rom aber 4000 seiner Gothen, zur Besatzung zurückgelassen, nachdem er unsere Bürger,

unsern Rath, und unsern Pabst, durch Vorhaltung der unzähligen Vortheile, die wir unter der Regierung des großen Theodorichs hier genossen haben, zur dankbaren Treue ermuntert, von uns allen, einen feyerlichen Eid der Treue genommen, und es uns nun anbefohlen hat, dies unser Rom, in Gemeinschaft mit seinen Gothen, gegen den Belisarius, so lange auf das tapferste zu vertheidigen, bis er, eine stärkere Macht an sich ziehen, und mit derselben zum Entsatz zurücke kehren könne.

In Ravenna lässet er denn auch, aus aller Kraft sichs angelegen seyn, die Truppen zu vermehren, und alle Bedürfnisse des Krieges anzuschaffen; hat auch, die, vom Theodat schon angefangenen Unterhandlungen mit den fränkischen Fürsten auf das glücklichste zu Ende gebracht; ihnen unsere gallische Besitzungen überlassen, auch noch überdem eine große Summe Geldes ausgezahlet, und sogleich Bevollmächtigte nach Constantinopel abgeschickt, um, wenn es möglich wäre, den Frieden mit dem Kaiser wieder herzustellen.

Damit er indessen, auch in Ansehung dieses Gesuches, desto glücklicher seyn möge; so hat er sich mit Mathasunthen, der Tochter der Amalasuntha vermählet, und hofft, daß der Kaiser, der nur den Tod der Amalasuntha, dem Vorgeben nach, in diesem Kriege rächen will, sich schämen werde, diesen Krieg nunmehro noch zu führen, da derselbe, nur zum Schaden ihrer Tochter, müßt geführet werden. In der That hat er demnach, von seiner Seite, alles mögliche gethan, was in diesen verworrenen und gefährlichen Umständen, ein kluger Fürst, nur je zu thun im Stande ist, und in der That kann nun der Kaiser keinen Vorwand haben, den Krieg noch fortzusetzen.

Noch ein späteres aus Rom.

Nicht die glückseligen Zeiten, die wir unter der Herrschaft der Gothen gehabt, und auch nicht der Eid der Treue, den wir dem Vitiges hier leisteten, sondern die Religion, und das traurige Schicksal, das die Neapolitaner erleben müssen, haben uns vor Augen gestanden, und uns bewogen, dem Belisarius, noch eh er vor unsere Stadt ankommen ist, entgegen zu senden, ihm, um die Beschleunigung seines Marsches hieher, zu bitten, auch ihm, da er sich vor unsern Thoren zeigete, dieselben zu öfnen, und ihn mit Freuden hier hereinzulassen. *)

Auf solche Art, sind wir also, nun endlich einmal, unter dem Schutze und unter den Befehlen, des gottseligsten und rechtgläubigsten Kaisers, haben uns aber an unserm Bischofe Sylverius, von dem wir, weil er von dem Theodat, so sehr empfohlen wurde, die stärkste Anhänglichkeit an die Gothen befürchteten, nicht wenig geirret. Denn er ist es hauptsächlich gewesen, durch dessen Bemühung unser Rath, und unser Volk, dem Belisarius entgegen gesandt, und denselben hieher eingeladen.

*) Der Einzug Belisars geschahe am 10. December, und indem er in die Stadt einrückte, rückten die Gothen aus ihr heraus,

Digitized by Google

aus, weil sie nicht im Stande waren, ohne Zustimmung der Bürger, sich gegen den Belisar darin zu halten.

Zur etwanigen Entschuldigung des Pabstes und der Römer überhaupt, kann man übrigens sagen: — die Festungswerke der Stadt Rom, waren jetzt nicht recht im Stande, und das gräßliche Blutbad, welches Belisar, wie einige wollen, unter den Bürgern in Neapolis, die sich ihm nicht hatten ergeben wollen, angerichtet hatte, das schreckte die Römer.“

Wahr ist's indessen, hätten die Römer es mit den Gothen redlich gemeynet; so hätten sie allerdings, gegen die, wirklich nur geringe Macht des Belisars sich halten können, und die Gründe für, und wider dies Betragen der Römer, neben einander abgewogen, so dürfte immer, die Schaale der schändlichsten Treulosigkeit, und des wirklichen Meineides, die schwerste seyn.

Nach Christi Geburt 537.

Constantinopel.

Die Waffen unsers Kaisers, unter unserm großen Feldherrn Belisar, haben auch in Italien das allergrößte Glück gehabt, indem durch sie nun schon, ein großer Theil dieses Landes, ja selbst die Hauptstadt Rom erobert ist. Es ist derowegen ganz umsonst, daß jetzt der neue König unsern Hof um Frieden bittet, und es wird der Krieg gegen ihn, nun noch gewisser als zuvor, mit allem Ernst und Eifer fortgesetzet werden.

Rom.

Die Gothen sind unter den Befehlen ihres Königes Vitiges, mit einer großen Macht, gegen unsern Belisarius heranegerücket, und haben ihn, da er ihnen entgegen gegangen ist, nach einem harten Widerstande, hierher zurückgetrieben, wo nun die Thore geschlossen, die Mauren besetzet, und alle Vorkehrungen, zur Aushaltung einer Belagerung, die wir alleine nur erwarten konnen, aufs eifrigste gemachet werden.

Constantinopel.

Unser Belisarius wird gegenwärtig, von den Gothen, die alle ihre Kräfte zusammengenommen haben, auf das engeste in Rom belagert, und bittet um frische Truppen, zu seinem Entsatze. Der Kaiser läßt also, aufs ungesäumteste, einige Truppen übers Meer dahin führen, und wir hoffen, daß Belisar, sich während dessen, noch wohl halten wird.

Uebrigens

Uebrigens aber ists dem Kaiser höchst zuwider, daß die fränkischen Fürsten, der, dem Kaiser gegebenen Versicherung gerad entgegen, anjetzt ganz ruhig sitzen; sich mit dem Vitiges verglichen haben, und diesem Vergleich zufolge, die gallischen, auch helvetischen und germanischen *) Provinzen der Ostgothen, die ihnen Vitiges abgetreten hat, unter sich nun theilen, und nicht mit ihrer vereinigten Macht in Italien eindringen, ja sogar ihren neuen Unterthanen es vergönnen, sich zu den Fahnen der Gothen zu begeben.

*) Vitiges trat, nach einigen, jetzt alles ab, was er, außerhalb dem eigentlichen Italien, besaß, nach andern aber, ist die eigentliche Grenze der abgetretenen Länder nicht zu bestimmen, doch das ostgothische Gallien gewiß abgetreten worden.

Die fränkischen Fürsten handelten übrigens politisch genug, da sie, an diesen Besitzungen sich begnügten, und auch den neuen Unterthanen es nicht wehreten, dem Vitiges zu helfen. Vitiges konnte nemlich, nach jetziger Lage der Sachen, ihnen niemals so gefährlich seyn, als Justinian, wenn er den Vitiges überwand; und sie mußten in diesem Falle fürchten, daß Justinian gegen sie, die nemliche Sprache führen mögte, die er gegen die Ostgothen führete: — „Gallien," konnt er nemlich sagen, „und alles was ihr Franken besitzet, gehört dem römischen Reiche zu. Ihr, und eure Vorfahren, ihr habt alle diese Lande, dem Reiche geraubet; ich nehme sie daher anjetzt nun wieder."

Sie hatten indessen dem Kaiser es gelobet, daß sie ihm helfen wollten; wünschten nunmehr aber, daß dem Vitiges geholfen würde, und schämten sich, mit ihrer fränkischen Macht, diese Hülfe zu leisten, da sie gerad das Gegentheil gelobet hatten. Auf ihren Vortheil, also stets bedacht, und immer schlau genug, bleiben sie anjetzt, mit ihrer eigenen Macht unthätig sitzen, erlaubens aber ihren neuen Unterthanen, (deren viele gothischer Abkunft und ariantschen Glaubens sind, andere aber gerne Beute machen wollen,) in des Vitiges Dienste zu treten, und entschuldigen sich, bey dem Kaiser, mit dem Vorgeben: — daß sie ihren neuen Unterthanen, ihre Herrschaft leichte machen, und sie nicht durch Zwang regieren müßten.

Diese, und noch unzählig andere Vorfälle, werden von den Schriftstellern, mit der Bemerkung erzählt, daß die Franken von je her, voll Argliſt und voll Betrug gewesen seyn, und daß noch, bis auf diese Stunde, die Abkömmlinge der Franken, die heutigen Franzosen, ihre Politik auf Betrügereyen gründen. Unsere Leser mögen also, was wir von den Franken erzählet haben, und noch erzählen werden, gehörig erwägen, und dann urtheilen: ob diese Bemerkung der Schriftsteller, vollkommen gegründet sey.

Rom.

Nach einer langen, und äußerst heftigen Belagerung, auch nach allen Mühseligkeiten, die der Hunger und eine pestilenzialische Krankheit, unter uns hier angerichtet haben, genießen wir endlich einiger Erholung, da zwischen uns und denen Gothen ein dreymonatlicher Waffenstillstand geschlossen ist. Wir wissens indessen fast gewis, daß diese unsere Ruhe und Erhohlung, gar nicht länger dauren, und daß auf ihr der Frieden nicht erfolgen,

Digitized by Google

gen, sondern der Krieg noch heftiger werden wird, sobald nur die streiterden Partheyen, die in Scharmützeln und durch ansteckende Krankheiten, beynahe gleich viel gelitten haben, durch frische Truppen verstärkt, und von der Ansteckung befreyt, auch mit den nöthigen Bedürfnissen wiederum versorgt seyn werden.

Uebrigens haben wir aber, unsern Pabst Sylverius verlohren, und an seiner Stelle, einen gewissen Vigilius als Pabst erkennen müssen, einen Mann, der durch die offenbarste Simonie, und durch die Aufhebung der Verdammungsurtheile, die unser ehemalige fromme Pabst Agapitus, gegen den Irrlehrer Anthimus in Constantinopel, und gegen andere Ketzer daselbst, bewirkete, sich schändlicher Weise, auf diesen päbstlichen Stuhl geschwungen, jenen rechtschaffenen Sylverius aber, von demselben verdränget, und nach Patara, (in Lycien) ins Elend abgeschicket hat. *)

*) Dieser Vorfall ist merkwürdig genug, und eigentlich dieser:

Theodora, die Kaiserin, hört jetzt, daß Rom erobert ist, und meynt, nun sey es nicht mehr nöthig dem Bischofe Roms zu schmeicheln, und der müsse nun, mög er auch von ihr, und ihrem Glauben halten, was er wolle, das alles thun, was sie begehre. Ohne Umstände schreibt sie also, dem römischen Bischofe Sylverius: — „er solle eiligst nach Constantinopel kommen, und da erklären: daß der Patriarche Anthimus, nebst jenen andern Geistlichen, die sich ihre Gunst erworben haben, von dem Pabste Agapithus, ohne alle gerechte Ursach abgesetzet seyn; daß die Lehren dieser Leute, die Agapitus, und die schon vor dem Agapitus, das chalcedonensische Concilium verdammet hätte, Wahrheit wären, und daß mithin, das eben gedachte Concilium, Irrthümer bestätiget, Wahrheiten aber verfluchet, und verdammet hätte, u. s. w. "

Dies will nun aber, der Pabst Sylverius, nicht thun, und er darf auch in der That an so etwas nicht denken, wenn er die Würde seines Stuhls erhalten, und nicht durch die deutlichste Thathandlung erklären will, daß auch der römische Pabst sich irren könne, und sich geirret habe, also nicht untrüglich, und aus eben diesem Grunde auch, nichts weniger, als ein mit dem heiligen Geist erfüllter Petrus, und Stadthalter Jesu Christi sey.

Billig sollte also die Dame, dieses Mannes schonen, und seine Würde, und deren Umstände erwegen. Sie kann es aber gar nicht leiden, daß irgend jemand sey, der nicht auf den ersten Wink von ihr die willigste Folge leiste, und wirft derowegen ihren Groll dem armen Manne zu; nimmt sogleich auch den gedachten Vigilius, der mit dem Agapitus, als dessen Diaconus, die Reise nach Constantinopel angetreten hat, und noch anjetzt in Constantinopel ist, auf die Seite, und redet mit ihm, von alle dem, was sie im Herzen hat. Sie wird denn auch mit dem ehrbegierigen, und nach der päbstlichen Würde geizenden Diaconus, des Handels eins, und verspricht ihm diese Würde, da er, was Sylverius nicht will, ohne Widerrede zu thun gelobet.

Das begreift sie indessen, daß die ganze athanasianische Welt über ihr Verfahren gewaltig schreyen werde, wenn sie gerade zu, es zu verstehen gäbe, daß sie es sey, die sie den Sylverius aus Rom verjagen wolle, und daß die angeführten elenden Absichten, die sie darzu hat, die einzigen, auch die al-

lein

lein nur wahren seyn. Sie glaubt also, sie müsse andere Absichten wider diesen Pabst zum Vorschein bringen; denkt auf solche scheinbare Absichten; findet sie gar bald, und sagt nunmehr:

„Theodat war es, der diesen Pabst Sylverius erhob, und das that Theodat, weil ers mit voller Gewißheit wußte, daß dieser Sylverius den Arianern, und den Gothen ganz ergeben wäre, und die Folge hat auch dies gelehret. Denn, während dessen der neue König Vitiges, unsern Belisar in Rom belagert hat, während dessen hat er, dieser Pabst, mit dem Vitiges, einen geheimen Briefwechsel unterhalten, den Belisar, und alle Anschläge desselben, dem Vitiges verrathen, also denn auch gemacht, daß alle seine Ausfälle wenig gelungen sind, und daß Vitiges, noch bis auf diese Stunde, nicht von Rom vertrieben ist. — Er sterb also, als ein Verräther, oder er werde wenigstens verbannt, und Vigilius, dieser Mann, von dem ichs mit Gewißheit weiß, daß er den Arianern und den Gothen nicht gewogen sey, der werde nun, an jenes Pabstes statt, zum Pabst erwählet, u. s. w. “

So ohngefähr spricht nun, die höchst abscheuliche Frau, zu ihrem Gemahl, dem Kaiser, und dieser, in sie äußerst verliebte Fürst, der stets das thut, was sie begehret, schickt ihn, den gedachten Vigilius, nach Rom, und giebt dem Belisarius daselbst Befehl, die Sache gegen den Sylverius zu untersuchen, und ihn, wenn er würklich ein Verräther wäre, von dem bischöflichen Stuhle zu stoßen.

Belisarius also, der sonst mit dem Glücke sehr bekannt, fast alles mögliche ausgerichtet hat, in Rom aber, vom Vitiges belagert, nur wenig oder nichts ausrichten können, siehts herzlich gern, daß nun der Mangel an glücklichen Erfolgen, nicht ihm, sondern einem andern Manne, zu Schulden kommen soll. Er ist denn überdem auch noch, mit den Gesinnungen der Kaiserin, mehr als zu gut bekannt, hat sein Glück, vorzüglich ihr, und seiner Gemahlin, die eine der besten Freundinnen Theodorens ist, zu danken; schmiegt sich auch, weil er würklich eitel denkt, aufs niederträchtigste vor beyden bösen Weibern, und fädelt nun die Sache, zum Vortheil des Vigilius, so schändlich ein, daß Sylverius, durch vorgewiesene unächte Schreiben, die man für die seinigen ausgiebt, vom päbstlichen Stuhl gejaget, und nach Patara verwiesen; Vigilius aber zum Pabst in Rom erkohren wird.

In Rom ist er denn aber nicht so bald als Pabst, da er so fort auch an die Patriarchen zu Alexandrien und Antiochien, auch an den abgesetzten Anthimus, die allesamt eutychianisch denken, Briefe sendet, und ihnen meldet: — er denke eben so wie sie, und er sey auch gegen das Concilium von Chalcedon, nur erfoderten tausend Umstände es noch jetzt von ihm, daß er sich noch jetzt, dies nicht recht merken ließe. Dies schreibt indessen dieser Schelm, um nur der Kaiserin zu genügen, die ebenfalls eutychianisch denkt, oder zum wenigsten den obgedachten Männern günstig ist. Und weil der Kaiser selbst, nicht so wie diese Männer denkt; so schreibet er zugleich auch an den Kaiser, daß er in allen Dingen seines Glaubens sey, und sucht also durch Schelmerey, des Kaisers und der Kaiserin Gewogenheit.

Ein

Ein anderes aus Rom.

Bey unserm Belisarius, sind einige frische Truppen glücklich angekommen, und zugleich ist auch, ein sehr ansehnlicher Vorrath von Lebens-Mitteln bey uns hier eingetroffen, so, daß nun wohl bald, die bisherige Ruhe vorbey seyn dürfte, und die Kriegesunternehmungen wieder ihren Anfang nehmen werden.

Nach Christi Geburt 538.

Rom.

Um uns hier Luft zu machen, hat unser Belisarius, einen Theil seiner Truppen, von hier aus in das Picenische abgeschickt, *) die die ganze Provinz aufs möglichste verheeren, und alle Städte derselben, erobern und besetzen sollen. Er denkt nemlich, der Feind, der solle nun, zur Beschützung dieser Provinz, und seiner Residenz Ravenna, sich von uns hier wenden, und sich ebenfalls in das Picenische begeben.

Es sind denn würklich auch die Eingebornen der gedachten Provinz, ja selbst die Bürger von Ravenna, und sogar die Königin Mathasuntha, **) für unsern Kaiser gesonnen, und wünschen nichts so sehr, als daß unsere Truppen sich daselbst nur zeigen mögen, da sie denn augenblicklich, sich für uns erklären, und dem Kaiser ihre Thore öfnen wollen.

Bis dahin darf es aber der Feind durchaus nicht kommen lassen, und er muß demnach, da unsere Truppen dorthin gehen, einen grossen Theil seiner eigenen Truppen, in die wichtigsten Plätze zur Besatzung legen, um die Bürger daselbst im Zaum zu halten, mithin denn seine Macht im Felde merklich schwächen, und endlich auch die Belagerung unsers Roms aufgeben, das er ohnedem, aus Mangel an Truppen, bey weitem nicht ganz, und auf allen Seiten sperren kann.

*) Dies thut Belisarius, der rechtgläubige Feldherr, schon während des Waffenstillestandes, denn denen Ketzern brauchte man schon damals nicht, Treu und Glauben zu halten.

**) Diese Dame soll sogar, den Johannes, den Unterfeldherrn des Belisars, im Picenischen, gebethen haben, sich vor Ravenna, wo sie war, zu lagern, weil der Platz nicht stark genug besetzt wäre. Sie soll ihm auch, um ihn destomehr darzu anzutreiben, die Ehe versprochen haben, indem sie den Vitiges nur aus Zwang zur Ehe genommen hatte, und keine Neigung zu ihm bey sich spürete.

Constantinopel.

Der Bischof von Patara, hat den Kaiser angetreten, und ihm nachdrücklichst vorgestellt, wie so ungerecht man gegen den Pabst Sylverius in Rom gehandelt hat. Der Kaiser hat derowegen, so sehr auch seine Gemahlin dagegen gewesen ist, diesen Verwiesenen nach Italien zurückgesandt, und unserm Belisarius, Befehl ertheilet, desselben Sache abermals zu untersuchen, und ihn, wenn er unschuldig befunden würde, wiederum auf seinen bischöflichen Stuhl zu setzen.

Uebrigens aber vernehmen wir, daß unsere Truppen, die zur Unterstützung des Belisars, nach Italien gehen mußten, daselbst nun glücklich angekommen sind, daß die Kriegesunternehmungen sofort nun wieder angefangen haben, und daß das ganze Italien, ein großes Verlangen äußere, von der Herrschaft der Gothen befreyt, und unserm Herrn und dessen Scepter unterthan zu werden.

Rom.

Was unser Belisarius gedacht, das ist geschehen; die Gothen haben sofort, einen Theil ihrer Macht, in das Picenische senden, und nun, da dieser Theil von dem Unfrigen, die dort schon sind, geschlagen ist, diese Unfrigen auch, die feste Stadt Rimini, die nicht genug besetzet war, bereits erobert haben, die Belagerung dieser unsres Roms aufzugeben, und sich nach Rimini hinziehen müssen, um diesen wichtigen Platz nun wieder einzunehmen, und um Ravenna zu decken.

Wir sind derowegen von einer langwierigen Belagerung, nun endlich wiederum befreyet, und haben auch die Wonne, es jetzt zu hören, daß die kaiserlichen, die mit etwan nur tausend Mann, von hier aus, übers Meer, in das Ligurische hineingehn mußten, aufs glücklichste daselbsten eingetroffen sind; daß alle Eingebornen, sie, mit tausend Freuden aufgenommen; daß sie auch, von diesen unterstützt, die Gothen, die ihnen widerstehen wollen, in die Flucht getrieben haben, und, daß sie nun bereits, außer der festen Stadt Pavia, nach welcher sich die sämtlichen Gothen der dortigen Gegenden, hingeflüchtet haben, alle andere Städte, bis an Mayland heran, ja Mayland selbst besitzen.

Wie wir indessen, diese wichtige Eroberung, vornemlich wohl dem Rathe, des mayländischen Erzbischofes Datius zu danken haben, der in eigener Person, bey unserm Belisarius gewesen ist, und die allgemeine Neigung der dortigen Bewohner, zu dem großen Kaiser Justinianus, nebst ihrer Bereitwilligkeit die Gothen zu verlassen, umständlich genug versichert hat: so ist der König Vitiges anjetzt gezwungen, sich, auch nach dieser Seite nun zu wenden, und einen beträchtlichen Theil seiner Truppen dahin abzusenden. Er ist also da er zugleich auch in Dalmatien gegen die Kaiserlichen eine Armee hinstellen muß, auf allen Seiten sehr bedrängt, und wird, da er von den Eingebornen des Landes, alles mögliche zu befürchten hat, natürlich wohl sein Reich nun scheitern sehen. *)

*) Bey der Belagerung Roms, die noch über ein Jahr daurete, thaten Vitiges, und

und vornemlich auch Beliſar, alles, was ausnehmende Tapferkeit und Klugheit nur immer thun können. Wir würden indeſſen zu weitläuftig werden, wenn wir alles hiervon anführen wollten, beanügen uns alſo, nur mit einem Beyſpiele von der Klugheit, und der Liſt des Beliſars.

Wollte nemlich Beliſar, Geld, Proviant, oder friſche Truppen an ſich ziehen; ſo rückte er in Schlachtordnung aus Rom heraus; zog alſo die Gothen, von allen Seiten, auf einen Ort zuſammen, und machte während deſſen, auf der andern Seite, zum Eingange in die Stadt, den Seinigen die offenſte Straße.

Ein anderes aus Rom.

Auch Beliſarius iſt, nachdem er eine Beſatzung zurückgelaſſen, gegen den Vitiges, der Rimini beſtürmet, in das Feld gerücket. Wie wir indeſſen, während ſeines Hierſeyns unausſprechlich vieles leiden müſſen, *) ſo hat er auch, aus bloßer Gefälligkeit für die Kaiſerin Theodora, gegen unſern ehemaligen Pabſt Sylverius, ſich dergeſtalt betragen, daß wir ihn durchaus nicht rühmen können, ſondern ſchlechterdings wohl tadeln müſſen.

Denn, da der Kaiſer, auf Vorſtellung des Biſchofes von Patara, dieſen unſern guten Sylverius, wiederum zu uns herſendet, und dem Beliſarius befiehlet, die wider ihn angebrachte Beſchuldigung von neuem zu unterſuchen, da verſtattet er's, daß dieſer Sylverius einigen Leuten des Pabſtes Vigilius in die Hände geliefert wird, und daß dieſer Vigilius, den guten Mann, nach der Inſul Ponzia fortführet, daſelbſt gefangen leget, und ſo gar auch Hungers ſterben läſſet. **)

*) Je beſtiger Vitiges in ſeinen Angriffen auf Rom ſich zeigete, jemehr mußten die treuloſen Römer, auf Befehl des Beliſarius, ſchanzen, die Mauren ausbeſſern, ſie bewachen und vertheidigen, dabey aber Hunger leiden, und mit peſtilenzialiſchen Krankheiten kämpfen. Vornemlich aber mußten ſie den Geldbeutel des Beliſarius füllen, der nicht nur für ſich, königliche Schätze ſammlete, ſondern ſolche Schätze, auch für ſeine Gemahlin, für die Kaiſerin, und für den Kayſer eifrigſt ſammlen mußte. Das treuloſe Rom, das wurd alſo, für ſeine Treuloſigkeit gar hart beſtraft, aber es ertrug vor der Hand, alle dieſe Schinderey mit guter Geduld, denn ſie kam von rechtgläubigen Athanaſianern, und nicht von ketzeriſchen Arianern her.

**) Nach andern Berichten, ſchickt Theodora einen gewiſſen Eugenius, der gewöhnlich der Anrichter ihrer blutdürſtigen Entſchlüſſe iſt, dem Sylverius nach, Antonina aber, ihre Freundin, und Gemahlin des Beliſarius, giebt ihrem Gemahl von dieſer Abſendung die nöthige Nachricht, und dieſer hindert es nun nicht, daß Eugenius, den gedachten Pabſt ermorde.

Wenn denn dieſes Schickſal aber, das Sylverius anjetzt erlebt, von Seiten Theodorens, Beliſariens, und des Pabſtes Vigilius, freilich wohl abſcheulich iſt, ſo iſt denn doch im Gegentheile zu bedenken, daß dieſer Pabſt, ſolch Schickſal, gewiſſermaßen wohl verdienet hatte, und daß die Kaiſerin, nicht ganz ohn allen Grund, bey ſich gedenken konnte: — „Hat dieſer Menſch, dem Kayſer zur Liebe, den Eyd der Treue, gegen den Vitiges brechen, und Rom, zu eben dieſem Bruch des Eydes,

gut genug ermuntern können; so kann er mir zur Liebe, auch dies und das wohl thun, und thut ers nicht, so thut ers keinesweges aus frommer Gewissenhaftigkeit, sondern aus Stolz und aus Eigennutz, um von seiner Würde, und von der, angeblich damit verbundenen Macht, um meinetwillen, nichts zu verlieren. Er sterb also, denn er ist so fromm gewißlich nicht, als er seyn sollte; er ist ein Scheim, und sieht vornemlich nur auf sich!"

Merkwürdig ist es aber, was römischkatholische Schriftsteller, zur Aufrechthaltung der päbstlichen Würde, in Ansehung des Vigilius nun sagen.

Nach ihren Grundsätzen, kann nemlich, die Kirche Christi, nie ohn ein sichtbares Oberhaupt seyn, und dies sichtbare Oberhaupt ist ununterbrochen in Rom gewesen. Nun ist aber jetzt Vigilius dies Oberhaupt, und dieser Vigilius ist offenbar ein Mörder, ein Betrüger, und recht wie Simon der Zauberer, den Petrus ehedem verfluchete: — wie kann der also, der Nachfolger dieses Petrus, der Stadthalter Christi, das Haupt der Gemeinde des Herrn, und mit dem heiligen Geist erfüllet seyn?

Dies sind Fragen, die hier die Protestanten thun, und auf diese Fragen antworten nun die römischen Gelehrten: — „So lange Sylverius noch lebete, so lange war Sylverius, und nicht Vigilius, der wahre und rechte Pabst, wenn schon derselbe jetzt nicht mehr, auf dem päbstlichen Stuhle saß. Nach dem Tode des Sylverius aber, wählte vermuthlich die Geistlichkeit von neuem, den Vigilius zum Pabst, und da wurd auch dieser, durch diese neue sehr vermuthliche Wahl, ein wahrer Pabst, und fing von dieser auch an, ein anderer, und ein recht frommer Pabst zu seyn." — So, sagen wir, so antworten Römischkatholischdenkende, auf diese Einwürfe. Sie vermuthen eine neue Wahl, und ein neues, oder ein besseres Leben dieses Pabstes, vermurben dies alles aber darum, weil ohne solche Vermuthung, die Kirche gewiß einmal, ohne einen wahren Stadthalter würde gewesen seyn, also auch, ohne ihn, noch ferner wohl seyn könnte, sie aber das eine wie das andere, schlechterdings verneinen.

Der Kaiser Justinianus bestraft übrigens, der, an den Sylverius verübten Mordthat wegen, weder den Vigilius, noch sonst jemand. Er liefert derowegen, wie es scheint, den Sylverius blos darum wieder nach Italien zurück, damit er vor andern Bischöfen, den Schein der Gerechtigkeit erhalten, und diesem Scheine ohnbeschadet der Kaiserin zur Liebe, diesen Mann, durch den Eugenius oder Vigilius hinrichten, und den daraus entspringenden Haß und Abscheu, von sich selbst entfernen könne.

Constantinopel.

Von hierans gehen abermalen, unter der Anführung des Narses, an 7000 Mann frischer Truppen nach Italien, von woher die Nachrichten, die hier bey Hof eingehen, noch immerfort aufs angenehmste lauten. Es scheint indessen in Persien, ein neues Ungewitter über uns jetzt aufzusteigen, und der König Cosrhoes zur Ergreifung der Waffen jetzt mehr als sonst geneigt zu seyn.

Denn dieser Fürst hat einige Araber, (Saracenen) aufgewiegelt, daß sie in unsere Ländet fallen, und dieselben verheeren müssen, meynt auch, da unser Justinian sich dierselhalb bey ihm beschweret, darzu berechti-

rechtiget zu seyn, weil er, unser Kaiser, eben diese Lente, und auch die asiatischen Hunnen aufgewiegelt habe, in die persischen Staaten einzufallen.

*) Cosrhoes schickt, während des gothischen Krieges, immerdar Gesandten nach Constantinopel an den Kaiser, und wünscht ihm Glück zu seinen Siegen, läßt aber ihm auch sagen: — „Alle Siege und alle Vortheile, hätte der Kaiser vornemlich ihm zu danken, denn zöge er wider ihn sein Schwerdt; so würde der Kaiser seine Truppen zurücke nehmen, und gegen die Gothen gar nicht kriegen können.“

Justinianus sieht denn auch, die Wahrheit hiervon sattsam ein. Er will indessen gern Eroberung machen, darf sich aber an den mächtigen Cosrhoes, ohne Furcht nicht wagen, und macht also diesem Herrn, in einemfort die gröfesten Geschenke, um ihn in Ruhe zu erhalten, und durch die Besiegung des schwächern Vitiges, den Namen eines großen Eroberers zu verdienen.

Demohnerachtet aber, stets darüber in Sorgen, daß Cosrhoes doch wohl mögte zu den Waffen greifen, wiegelt er zuförderst insgeheim die Hunnen, wider den Cosrhoes auf, und nachher, nachdem Cosrhoes diese Hunnen gedemüthiget hat, auch die gedachten Saracenen, die Cosrhoes aber auf seine Seite zieht, und dem Kaiser nun in seine Länder schickt.

Aus Persien.

Unser König Cosrhoes, hat eine Verschwörung, die wider ihn angerichtet war, entdeckt, und die Verschwornen hingerichtet, wird auch dem Ansehn nach, wohl bald, gegen den griechischen Kaiser etwas unternehmen, denn er stärket seine Macht, und trift alle Anstalten zum Kriege.

Rom.

Belisarius hat abermalen frische Truppen, unter dem Narses zugeführt bekommen, und nun auch Rimini entsetzet, gerade zu der Zeit, da die Noth in dieser Stadt aufs höchste gestiegen war, und die unglückseligen Bewohner, sich schon vom Menschenfleische haben nähren müssen.

Man sagt denn auch für ganz gewiß, daß unter andern, zwo Weiber in dieser Stadt, gemeine Sache gemacht, und während der Belagerung, siebzehn Männer, die sie einzeln, und nach und nach, in ihre Wohnung hereingelockt gehabt, geschlachtet und verzehret haben sollen. Ja, man rechnet, daß in diesem einzigen Jahre, und alleine nur im Picenischen Gebiethe, wo die vielen Truppen, alles, theils verzehret, theils verwüstet haben, an die 50000 Menschen vor Hunger sollen gestorben seyn.

Ein anderes aus Rom.

Die gute Stadt Mayland, wird von einem beträchtlichen Corps gothischer Truppen, auf das härteste belagert, und leidet den bestialsten Hunger. Es ist auch unserm Belisarius, der nebst dem Narses, den Vitiges beobachten muß, und der fast eben so viel starke Festungen, als Städte vor sich findet, fast gar nicht möglich, der guten Stadt hinlänglich

lich zur Hülfe zu kommen, und sie wird derowegen, den Gothen wieder in die Hände fallen, besonders da anjetzt, an 10000 Burgundier, die der fränkische König Theodebert, den Gothen zur Hülfe abgeschicket hat, dieser Gothen Macht zu sehr dort stärken. *)

aber doch, daß Justinian, Italien nicht erobern soll, und mögtens lieber für sich selbst besitzen, oder zum mindesten, den, ihnen minder gefährlichen König Vitiges, in diesem Besitz erhalten sehen.

Sie erlaubens also, unter dem Schein, als müßten sie ihrem Bruder gefällig leben, den Burgundiern, daß sie sich zu dem Theodebert, ihrem Bruder verfügen können, und der sendet sie nun dem Vitiges zur Hülfe, stellt sich aber, als breche er das Versprechen nicht, das auch er, dem Justinian gegeben. Denn er sagt, er selbst sende seine Truppen nicht, sondern es kämen nur fremde Leute, die nicht sein wären, und denen er im Grunde nichts zu gebiethen hätte, nach Italien zum Vitiges; dieselben kämen auch, nicht auf sein Geheiß, sondern aus eigener kriegerischer Lust, und um Beute zu machen.

*) Durch schändliche List, und durch große Untreue, suchte sich Clodewig empor zu heben, und durch eben solche Mittel, suchten dieses, auch seine Kinder und Kindes Kinder, die fränkischen oder französischen Fürsten.

Denn jetzt z. E. jetzt haben Clotarius und Childebert, das ehemalige burgundische Reich in ihrem Besitze; haben dem Justinian zuerst Hülfe, nachmalen aber Unpartheylichkeit und Ruhe gelobet; wollen

Nach Christi Geburt 539.

Rom.

Die gute Stadt Mayland ist von den Gothen und Burgundiern erobert, ausgeplündert, angesteckt und ganz in Schutt und in Asche verwandelt. Nur der fromme Erzbischof Datius, hat sich mit der Flucht gerettet, und nur die kaiserliche Besatzung hat einen freyen Abzug erhalten, sonst aber sind Kinder und Weiber, von den Burgundiern als Sclaven fortgeführet, und alles was männlich ist, ohn Verschonen, und selbst in den Kirchen, auch vor den Altären des Herren, niedergehauen worden, so, daß an 300000 Menschen ihr Leben hier verlohren haben.

*) Solch ein unglückliches Ende nimmt diese Empörung die der Böswicht Datius angezettelt hat, und demohnerachtet können angesehene römischkatholische Schriftsteller, zur Aufrechthaltung des orthodoxen Lehrbegrifs, solch einen Uebelthäter, nicht nur entschuldigen, sondern seines Eifers wegen auch noch rühmen, und Justinian kann ihn, da er, nach seiner Flucht, zu ihm, nach Constantinopel kommt, mit offenen Arm empfangen, und nicht vielmehr, durch die ausgesuchtesten

Digitized by Google

sten Martern, die seine Treulosigkeit sehr wohl verdienete, zu tode peinigen.

Das auch, daß hier der Menschen Blut, so frommweise flieſſet, das ist obgedachten Schriftstellern eben nicht was schreckliches, das aber, ist ihnen mehr als himmelschreyend, daß sogar auch Priester hier nun bluten müssen, und daß diese Priester in den Kirchen und an ihren Altären, keine Freystätte ihrer schändlichen Meuterey vorfinden können. — O Menschen, die ihr dies und was dem ähnlich ist, in der Geschichte findet, begreift es doch, welch ein Unglück für die Menschenwelt es ist, wenn man die irrenden Brüder verdammt! Wie leicht man sie alsdann auch hasset; wie leicht man gegen sie alsdann auch treulos wird, und wie unsäglich vieles Menschenblut dabey dann flieſſen muß!

Ein anderes aus Rom.

Belisarius und Narses, sind uneins mit einander, *) wollen beyde befehlen, aber nicht gehorchen, hindern also den Fortgang unsrer Waffen, und liegen bald vor dieser, bald vor jener festen Stadt, die sie unterweilen bald, unterweilen aber, erst nach Verstreichung vieler Zeit, erobern können.

Ihre Uneinigkeit also, und auch die vielen wohl besetzten und wohl befestigten Städte, verursachen es, daß noch immer nichts entscheidendes geschiehet, und daß Vitiges sich immer wieder stärken, besonders aber seine Residenz Ravenna, mit Lebensmitteln füllen, und sie auf jeden Fall, zum sichersten Zufluchtsort für sich bereiten kann.

*) Diese Uneinigkeit gründete sich auf die Achtung, in welcher Narses bey der Kaiserin stand, und auch darauf, daß Narses es wohl wußte, wie sehr dem Justinian es schmerzete, daß Belisar so sehr gepriesen wurde, und wie gern ers sehen würde, wenn nun einmal ein andrer Feldherr sich wo zeigte, der dem Belisar gleich kommen, und desselben schon erworbenen Ruhm vermindern könnte.

Eben diese Uneinigkeit ging aber auch so weit, daß sich die Kaiserlichen in zween Haufen theileten, und daß, da Belisar, von seinem Haufen, einige Truppen zum Entsatz nach Mayland sendet, diese aber noch zu schwach sich finden, Belisarius also, auch von dem Haufen des Narses, einige Truppen dahin senden will, diese, ohne des Narses Befehl, dahin nicht gehen wollen, und daß während dessen, da man den Narses darum bittet, die Stadt auch schon erobert und zerstöhret wird.

Constantinopel.

In Italien haben unsere Waffen, einige Zeit hindurch, weniger Glück als sonst gehabt, und da dies vornemlich von den Feldherrn, die dort sind, herrühren soll, auch unser Belisarius jetzt immer über den Narses, dieser Narses aber, über ihn, den Belisarius, so manche Klage führet; so hat der Kaiser den Narses schon zurückgerufen, könnte leichtlich auch den Belisar nach Hause kommen lassen, und einen andern Mann, an seine Stelle dorthin senden.

Rom.

Der Eifer für den rechten Glauben, der hauptsächlich, ja allein es ist, um dessentwillen wir die Gothen über uns nicht dulden konnten, und um dessentwillen wir die Kaiserlichen hieher lockten, der richtet in der That, so schreckliche Verwüstungen unter uns nun an, daß schwerlich eine Zeit zu denken ist, in welcher eben so viel Blut vergossen, und eben so viel Städte ausgeplündert und eingeäschert wären, auch eben solche Hungersnoth, so lange schon geherrschet hätte, als jetzt in dieser unsrer Zeit.

Denn, wo man nur das Aug hinwendet, da sieht man auch die Felder wüste, die Dörfer und die Städte abgebrannt, und Truppen, die mit unmenschlicher Wuth, die Unbewafneten berauben und ermorden. Man sieht auch das noch nicht, wie diese Noth ihr Ende finden wird; aber man siehet sie, tagtäglich noch viel größer werden, ja von noch neuen Seiten her, noch neue Noth entstehen.

Denn nicht genug, daß unsere Gothen, nebst den Kaiserlichen, nach Belieben, so Stadt als Dorf ausplündern und verbrennen, so sind nun auch die Franken, unter der Anführung des austrasischen Königs Theodeberts, wider aller Menschen Denken, (durch Savoyen und Mayland) in dies unser Italien hingebrochen; haben sich gestellet, als kämen sie den Gothen, (die die Stadt Mayland, und die dortigen Gegenden wieder erobern mußten,) zu Hülfe; sind aber, sobald sie bey Pavia, von diesen Gothen wohl bewillkommet, über den Po gegangen, sind über diese Gothen hergefallen; haben sie in Pavia hereingeschlagen; derselben Läger geplündert, derselben Weiber und Kinder aber, ihrem Götzen Wodan, den fast alle Germanier verehren, zum Opfer, in den Fluß geworfen, und ersäufet. *)

Unsere griechische Truppen haben also, da sie dies Verfahren gehöret, und zum Theil auch selbst gesehen, nicht anders geglaubt, als diese Franken, und ihr König Theodebert kämen, um ihnen zu helfen, und um endlich einmal, ihr, unserm Kaiser längstens schon gegebenes Versprechen, in Erfüllung zu bringen. Sie sind demnach diesen treulosen Leuten, als ihren Helfern, mit großer Zuversicht entgegen geeilet, aber überfallen von ihnen, und auch von ihrer Uebermacht überwältiget, mit grossem Verluste, aus dem ganzen Ligurien, bis in das Toscanische hereingejaget worden. Und da raubet und plündert und senget nun, das äußerst treulose fränkische Volk, so in Dörfern als in Städten des ganzen Liguriens, und der benachbarten Provinzen. Da ruft aber auch der gothische König Vitiges, der dergestalt sich jetzt gedränget siehet, die Longobarden **) zu Hülfe, und unser unglückliches Italien muß also nun fürchten, daß, wenn diese Barbaren ebenfalls hierher sich ziehen, die Verwüstung noch viel allgemeiner, und unser Elend, nur noch schrecklicher werden dürfte.

*) Theodebert bekam die Länder der Ostgothen, die zu Germanien gehörten, Rhätien nemlich, und einen Theil Pannoniens, zu der Zeit, zu seinem Antheile, da die Ostgothen, um Frieden vor den Franken zu haben, alle ihre gallische und germanische Be-

Besitzungen diesen Franken überliessen. In diesen germanischen Provinzen wohnten aber unterschiedene germanische Völker, besonders die Alemannier, die der große Theoderich, da Clodoväus sie besieget hatte, in seine Länder ließ, und diese waren fast allesamt noch Heiden.

Die Franken selbst, waren auch eben nicht alle insgesamt schon Christen worden, und obschon die mehresten von ihnen, dem Namen nach es waren, so achteten sie doch Christum, gewissermaßen nicht mehr, als einen andern ihrer ehemaligen Götter, beteten ihn nicht mehr als andere Götter an, und opferten auch in Gallien noch immerfort den Götzen. Es konnten derowegen, dergleichen abscheuliche Opfer, um so mehr geschehen, da Theodebert, an den treulosen Italiänern es jetzt sahe, welche schreckliche Folgen für den Fürsten der Religionsdruck hatte, und da er, als ein sonst kluger Fürst, desto mehr nun Ursach fand, einen jeden seiner Unterthanen, seinen Glauben zu lassen, und also auch, dergleichen Opfer ihnen nicht zu wehren.

**) Die Longobarden waren Völker, deren erste Stamm-Väter, Wohnsitze und Schicksale, in eben solche undurchdringliche Finsternisse gehüllet sind, als die Stamm-Väter, die Wohnsitze und die Schicksale, aller andern Nationen auf Erden. Zu der Zeit, da sie in der Geschichte zuerst ein Aufsehen machen, wohnten sie, allem Anschein nach zwischen der Elbe und Oder, in der jetzigen Mark Brandenburg. Wie aber alle Völker bald hie, bald dorthin, bald in größern, bald in kleinern Schaaren, wanderten, so thaten dieses auch die Longobarden, deren, zur Zeit der Regierung des Kaisers Justinianus, beträchtliche Schaaren an die Donau rückten, und von dem Kaiser, der sich immer ungern, mit solchen Barbaren schlug, und der viel lieber Afrika und Italien erobern wollte, die Erlaubniß erhielten, sich in Noricum und Pannonien niederzulassen.

Ihr jetziger König hieß, nach einigen Vaces, nach andern aber regierte schon Audoinus, über sie, und ihren Namen leiten einige, von den langen Barden oder Spießen, andere aber von den langen Bärten ab, die man bey ihnen soll gefunden haben. Einige rühmen auch die grossen Tugenden dieses Volkes, andere aber verschreyen es als das lasterhafteste.

Aendert sich indessen der einzelne Mensch, und eine jede Nation, so oft sie in ein anderes Klima kommt; andere Eindrücke in dem Körper und in der Seele fühlet; andere Bedürfnisse erhält; andere Lebensarten wählet, und auch andere Sitten siehet: so kann ja wohl das Volk, das sonst die Tugend liebte, das Laster liebgewonnen, auch die alten Laster fliehn, und sich zur Tugend wenden. Es können also die, die dieses Volk erheben, sowohl recht haben, als die, die es erniedrigen.

Ein anderes aus Rom.

Die Hitze unsers Italiens, und noch mehr, der anfängliche übermäßige Genuß, der, den Bewohnern Italiens, hinweg geraubten Lebensmittel, nebst dem hierauf eingerissenen Mangel an denselben, hat das fränkische Heer, um mehr, als um ein Drittheil geschwächet, auch genöthiget, unser Italien zu räumen, und sich, in die mindest heissen, auch nicht so ausgezehrten und verwüsteten Provinzen Germaniens zurückzuziehen.

Von diesen höchst beschwerlichen Gästen, sind wir jetzt also befreyet, und von den Longobarden, die Vitiges hieher gerufen hat, dürfen wir, dem Vernehmen nach, für uns nun ebenfalls nichts fürchten. Denn, so kriegerisch auch diese Nation sonst ist; so wenig will sie doch den Dank vergessen, den sie dem Kaiser schuldig ist, der sie in sein Gebiethe aufgenommen, auch bisher als seine Freunde angesehen und behandelt hat.

Ist denn aber dem Vitiges, auf dieser Seite, seine Absicht nicht gelungen; so gelingt sie ihm nun doch, auf einer andern Seite, aufs vortreflichste. Denn er hat, durch eigene Abgesandten, dem persischen König Cosrhoes, zum Kriege gegen den Kaiser aufgewiegelt, und der ist wirklich nun daran, sofort auch loszuschlagen. Der Kaiser wird also, in Asien, genugsam sich beschäftiget sehen, und Vitiges würde allerdings sich wiederum erholen, wenn er nicht zu unserm Glücke, schon aufs äußerste gebracht, in Ravenna hereingetrieben, und von dem Belisarius daselbst aufs engste belagert wäre.

Nach Christi Geburt 540.

Aus Persien.

Nach einer recht guten Zubereitung zum Kriege, ist unser König Cosrhoes plötzlich in das Feld gegangen; hat den Kaiserlichen, unterschiedene feste Plätze abgenommen, und den Krieg, nach Cilicien und Syrien gespielet. Oerter, die sich ihm willig unterwerfen, die behandelt er mit der größten Gnade. Oerter aber die sich widersetzen, bestürmt, und plündert, und verwüstet er, so, daß des Schreckens vor ihm her, gewaltig viel schon ist, da insonderheit vorjetzt, noch keine hinreichende feindliche Macht im Felde stehet, die ihn in seinem Laufe hindern könnte.

Constantinopel.

Das Glück des Krieges, das wir bisher so sehr genossen haben, scheint sich mit einemmale umzuändern, und unserm Reich den Untergang zu drohen.

Wider uns ist nemlich Cosrhoes, der König Persiens, von dem Gothen Vitiges darzu ermuntert, plötzlich aufgetreten, hat sich mit seiner ungeheuren Macht, des ganzen Syriens und Ciliciens, fast ohne Widerstand bemeistert, auch, außer noch andern Städten, die schöne und herrliche Stadt Antiochia, (die mit so viel Kosten, aus dem mehrmaligen Schutte wieder aufgebauet war, und gewißlich wohl die Königin unter den Städten Asiens seyn konnte,) bestürmt, erobert

bert, geplündert und in Brand gesteckt, so, daß, bis auf die einzige große Kirche daselbst, die ganze herrliche Stadt aufs völligste zerstöret ist.

Die unglücklichen Bürger derselben, sind indessen gewissermaßen selbst dran schuld, daß sie ein solches Schicksal haben leiden müssen. Denn, da diese Stadt vor fast allen andern Städten, außerordentlich feste war, auch die Festungswerke derselben, allererst vor nur gar kurzer Zeit, fast sämtlich ausgebessert, und überdem auch noch, mit einer zahlreichen Besatzung wohl versehen waren; so hatte der König Cosrhoes, in der That, nichts weniger im Sinne, als diese Festung zu belagern; wollte vielmehr, vor ihr vorüber ziehn, und nur, um seiner Ehrbegierde und seinen Geiz, in etwas doch zu fröhnen, eine nur mäßige Summe Geldes von ihr haben.

Das schien denn aber den Bürgern dieser Stadt, nur lächerlich zu seyn, und im Vertraun, auf ihre so festen Werke, und auf ihre so starke Besatzungen, beantworteten sie die ganze Forderung, mit groben Spott; entrüsten also diesen kriegerischen Herrn, und bringen ihn dahin, daß er, ohne die nöthigen Vorbereitungen zu treffen, wie halb rasend, an die Stadt anrückt, und sie in voller Wuth bestürmet.

Solch einen unüberlegten Sturm, schlagen indessen die Belagerten höchst glücklich ab, und da der König demohnerachtet diese Stadt von neuem stürmet, auch einige große Thürme, mit Truppen wohlbesetzt, dicht an die Mauren dieser Stadt anrückt; da rückt er sie, auf der einen Seite, so unvorsichtig an dieselben heran, daß die Besatzung des Ortes, diese Thürme, mit gräßlichem Gepraſſel niederstürzen kann, und daß die Mannschaft in denselben, unter eben so gräßlichem Geschrey zerschmettert wird.

Dies Gepraſſele und dies Geschreye, entsteht denn aber dicht an den Mauren der Stadt, und unglücklicher weise scheint dies alles, den Bürgern in derselben, ein Fall und ein Gepraſſel, des einen Theils ihrer Mauren, auch ein Geschrey ihrer eigenen Besatzung zu seyn. Sie urtheilen also, die Mauren der Stadt, seyn zum Theile niedergeschmissen; die Perser drängen, durch die Oefnungen herein, und schrien, blos aus Freuden über ihren Sieg, also.

Haufenweise stürzen sie sich derowegen, auf den andern Seiten der Stadt, zu den Thoren hinaus, um dem Blutbade, das sie bereits befürchten müssen, zu entrinnen, und treten in den Straßen, und in den Thoren, vor allzugroßer Eile, sich selbst zu Boden.

Solch einen Drang, und solch eine Eilfertigkeit, sehen indessen die Soldaten, und die Bürger, die noch auf der Mauer stehen. Sie begreifens nicht, wie dies alles möglich wäre, wenn nicht der Feind, die Mauer irgendwo durchbrochen hätte, und in die Stadt schon wäre. Sie denken also, die Stadt sey wirklich schon in ihrer Feinde Händen, und verlassen nun die Mauren und die Thore, um für ihre eigne Sicherheit besorgt zu seyn.

Das alles bemerkt denn aber der König Cosrhoes, und da er dies bemerkt, da beordert er sofort, noch mehrere Truppen zum Anrücken an die Stadt, ersteigt mit ihnen, in

aller Eil, die unbesetzten Mauren, erbricht, die jetzt nicht mehr bewachten Thore, und siehet sich in dem Besitze der Stadt, zu welchem er, ohn solch ein seltenes Versehn der Bürger, gewiß wohl nimmermehr gelanget wäre.

Bey allen diesen äußerst unglücklichen Vorfällen, kann demnach unser Kaiser, schlechterdings nicht ruhig seyn, und er muß nothwendig wohl im Ernst, auf einen persischen Feldzug denken, da die Gesandten, die er zur Wiederherstellung des Friedens, an den König Cosrhoes abgeschicket hat, diesen Frieden wahrscheinlich wohl nicht bewürken werden. In dieser Absicht suchet er derowegen, auch mit dem Vitiges nun Frieden, und hat, damit er seine Truppen aus Italien herausziehen könne, auch an den Vitiges Gesandten abgeschickt, die wegen dieses Friedens, den auch Vitiges sehr sucht, mit ihm nun handeln sollen.

Geb's denn auch der Himmel, daß dieser Friede nun erfolge, denn, wird der Krieg hier fortgesetzt, so fürchten wir, müssen wir noch bald genug, das alles, was wir in Italien bereits erobert haben, mit Schimpf und Schande überhäuft, verlassen, indem auch in Italien anjetzt, das Glück uns nicht recht günstig ist, und die fränkischen Fürsten, dem Vitiges es schon versprochen haben, mit ihrer vereinigten Macht, zu seiner Hülfe herbey zu eilen, und uns von dort hinweg zu schlagen.

Rom.

Endlich ist Ravenna, und selbst auch Vitiges, in den Händen unsers Belisars, aber durch Vergleich, und nicht durch stürmende Gewalt; auch ist Belisar nun unser Herr, und nicht Justinianus, der Kaiser: — so sehr hat sich anjetzt, in diesem unserm Italien, die Lage der Dinge geändert!

Da nemlich auf der einen Seite, die Perser, dem Justinian in sein Gebieth einfallen, auf der andern Seite aber, die fränkischen Fürsten, dem Könige Vitiges, die stärkste Hülfe verheißen, da eilet der Kaiser zu einem Vergleiche mit dem Vitiges, schickt Bothschafter an ihn ab, und vergleichet sich durch selbige dahin: — „daß Vitiges alles Land Italiens, von den Alpen an, bis an den Po, mit seinen Gothen ungestört besitzen, den übrigen Theil Italiens aber, der, (uns Deutschen) hinter dem Po gelegen, und von den Kaiserlichen beynahe gänzlich schon erobert ist, dem Kaiser überlassen solle.

Mit diesem Vergleiche ist denn aber niemand unzufriedener, als der kaiserliche Feldherr Belisarius, und obschon alle, unter ihm dienende Generale, diesen Vergleich vollzogen wissen wollen; so setzet er demohnerachtet, dieser Vollziehung sich entgegen, und will schlechterdings Ravenna erobert, auch den Vitiges gefangen sehen, obgleich alle seine Generale, diese Eroberung, wegen der Festigkeit der Stadt, als etwas unmögliches betrachten. Er rechnet indessen auf List, da seine Generale nur allein auf ihre, freylich nur geringe Macht, die Rechnung machen, und in der That erhält er auch durch List, was er hier sucht, ja noch vielmehr als dies, nemlich

sich die königliche Würde, die ihm zuletzt die Gothen selbst anbiethen.

Wie nemlich denen Gothen in Ravenna, das nicht wenig befremdend ist, daß Belisarius, von dem geschlossenen Vergleich durchaus nichts wissen will; so wird ihnen auch ihr König Vitiges, der diesen Vergleich schon eingegangen ist, verächtlich, und zugleich verdächtig, so bald in der Stadt Ravenna, ganz unvermuthet, das gröſste Magazin abbrennt, und niemand sagen kann, wodurch das Feuer daselbst ausgekommen sey. In der That iſte aber Belisarius, der einen Mordbrenner in der Stadt mit groſsen Summen, ganz ins geheim darzu erkaufet: und da die Gothen in der Stadt, sich dies nicht denken, sogar ihren König dieserhalb in Verdacht nun ziehen, und es genugsam sehen, daß unser Belisar, sie jetzt gewiß, durch Hunger werde überwältigen können; da verbinden sie sich wider ihren König; biethen dem Belisar das Königreich des ganzen Italiens freiwillig an, und wollen, wenn er für sich dasselbe nehmen will, sogleich Ravenna übergeben, ihm auch mit aller Treue dienen.

Das denken sie denn auch, das sey es eben, was unser Belisar nur wünsche, und eben darum wolle er, von dem Vergleich nichts wissen. Das alles sieht und hört denn aber auch der König Vitiges, und da begreift er wohl, daß er sich nicht weiter werde halten können. Er eilt also, um eben diese Anerbietung, unserm Feldherrn Belisar zu machen, und öffnet ihm die Thore, da dieser es gelobet, daß er der Gothen König werden; sie bey allen ihren Rechten lassen, auch gegen jedermann beschützen wolle.

Er, unser Belisar, ist derowegen nun der König von Italien, hat Ravenna, und die königlichen Schätze, die dort waren, im Besitz, und läßt, da nun der Krieg geendigt ist, die sämtlichen Gothen ruhig aus einander gehen, wird dadurch aber ein Rebell, gegen den Justinian, seinen Kaiser, und macht, daß alle Welt erstaunen muß, da ihm sonst ein jeder, mehr als allen andern, die unverbrüchlichste Treue gegen den Kaiser zugetrauet hat. *)

*) Ueber die Treue des Belisars, gegen seinen Kaiser, wird die Folge den nöthigen Aufschluß geben, über die Treue aber, die selbst der Feind, seinem Feinde schuldig, und deren Verletzung jedem ehrlichen Manne, wahre Schande ist, über die können wir anjetzt noch dieses sagen:

Die fränkischen Fürsten, wollen mit 50000 Mann, dem Vitiges zu Hülfe kommen, wenn Vitiges einen Theil Italiens, an sie abtreten will, und das erfähret Belisar. Sogleich schreibt er also an den Vitiges, den er in Ravenna eng belagert hält, und giebt ihm den Rath, nicht mit den treulosen Franken, sondern mit dem Kaiser zu handeln. Er selbst also veranlaßt die obgedachten Vergleichsunterhandlungen, und ist nachhero doch der Einzige, der diese Unterhandlungen, die er selbst in Vorschlag gebracht, und die des Kaisers Bevollmächtigte bereits genehmiget haben, blos darum nicht genehmigen will; weil er nach der eitlen Ehre geizet, den Vitiges lebendig in seine Hände zu bekommen, und ihn, wie ehedem den Gelimer, zu Constantinopel, im Triumphe aufzuführen.

Er erwägts auch nicht, daß Vitiges in der That durch ihn, darzu verleitet, die

Hülfe

Hülfe der Franken ausgeschlagen, und daß er dadurch die Gothen, gegen diesen Vitiges, erhitzet hat. Er bedienet sich aber, sogar auch der treulosen Gemahlin dieses Vitiges, zur Vermehrung des Misvergnügens der Gothen, über die ausgeschlagene Hülfe der Franken, hält auch, wie die Folge zeigt, den Gothen nicht sein Wort, sondern bricht auch gegen sie, die öffentliche Treue, da doch, bey noch so großen Vortheilen, jeder ehrliebende Mann, und noch vielmehr der Christ, vor solcher Untreue sich zu hüten hat. An dem Belisarius finden wir demnach, den großen und würdigen Mann gewißlich nicht, den andere an ihn finden wollen.

Uebrigens aber, ist zu merken, daß, da die Truppen des Belisars, in Ravenna ziehen, und die gothischen Weiber es nun sehen, wie derselben nur so wenige sind; sie ihren Ehemännern ins Gesichte spucken, da sie sich ergeben, und nicht vielmehr die Griechen aufgerieben haben. Belisarius ist indessen gegen alle und jede freundlich, und sorget nur, daß die Gothen bald in Frieden auseinander, und nach ihrer Heymath gehen, damit sie ihn und seine Leute nicht überfallen und erwürgen. Sie, diese Gothen aber, die unter ihrem Theodorich so ausnehmend tapfer waren, sie waren jetzt unter den weichlichern und wollüstigern Italiänern, sehr schon ausgeartet, und eilten gerne ihrer Heymath und ihren Gütern zu, um da, der Ruhe und der Gemächlichkeit, nun wieder zu genießen.

Constantinopel.

In unserm Asien, und auch in Italien, siehts jetzt für unser Reich sehr mislich aus, und noch zur Zeit, können wirs nicht sehen, wie sowohl hier, als dort, die Sachen sich noch enden werden.

Denn, was unser Asien betrifft, so ists zwar wahr, es haben unsere Bothschafter, bey dem Könige Cosrhoes, die beste Aufnahme gefunden, und es hat auch Cosrhoes, der angefangenen Feindseligkeiten wegen, sich auf das rührendste, ja fast mit Thränen in den Augen, entschuldiget, und alle Schuld, dem vornehmen persischen Adel, der schlechterdings ins Feld gehn wollen, beygeleget, würklich auch, gegen den Empfang von 5000 Pfunden, und gegen das Versprechen eines jährlichen Tributs von 500 Pfunden Goldes, mit uns einen Frieden geschlossen. Aber er hat diesen Frieden nicht so bald geschlossen, und das Gold nicht so bald in seiner Hand gehabt, als er auch seinen Rückzug angetreten, und auf demselben alle Städte geplündert, und das platte Land verheeret hat.

Gerad also, als wenn bey ihm, am Frieden ganz und gar nicht zu gedenken wäre, gerade so, hat dieser Herr sich hier betragen. Und da er nun zwar ruhig ist, auch abermals zum Frieden geneigt zu seyn scheinet, sicher aber, den Kaiser nur zu berücken, und seine Truppen in den Winterquartieren zu erfrischen gedenket, und dann im Frühjahr wiederum in unsere Länder brechen will: so eilet unser Kaiser, um ein mächtiges Heer, und einen tüchtigen Feldherrn, diesem kriegerischen Herrn, entgegen zu stellen, und so soll unser Belisarius, Italien verlassen, und zu uns herüberkommen, um von hier, mit einem Heer nach Asien zu gehen.

In Italien ist indessen eine höchst wichtige Veränderung vorgefallen, und die macht uns nicht wenig hier bestürzt. Denn die Gothen

ihen haben sich, so wie ihr König Vitiges, dem Belisarius ergeben, und ihn so gar zu ihrem Könige ausgerufen, weil sie ihre eigene Könige haben, und unserm Kaiser schlechterdings nicht unterthan seyn wollen. Es hat auch Belisar dies alles sich gefallen lassen; stehe sich würklich jetzt, als dieser Gothen König an, und soll nun zwar, dem Kaiser es versichert haben, daß er dies alles nur zum Scheine thue, und daß er auch anjetzo noch dem Kaiser ganz ergeben sey; wird dennoch aber, von vielen hier, sehr angeklagt, und soll den Kaiser nur betrügen wollen. Er macht uns also, in dem Urtheil irre, welches wir von ihm zu fällen haben, und kann ein weit gefährlicherer Feind für uns nun seyn, als Vitiges und auch Cosrhoes.

Rom.

Belisarius meynts in der That, mit dem Kaiser auf das treulichste, und ist mit allen Schätzen der ostgothischen Könige, auch mit dem Vitiges, mit der Matasuntha, und mit noch andern vornehmen Gothen, von Ravenna nach Constantinopel unter Segel gegangen, so bald ihn nur der Kaiser dahin berufen, und er, zur Sicherheit Italiens, die nöthigen Verfügungen getroffen hat.

Eben hierdurch zeigt er's aber, daß er für seine Person, der König Italiens und der Gothen, nicht seyn will, und daß er nur zum Schein, und zum Vortheile des Kaisers, in das Begehren der Gothen eingewilliget hat. Eben hierdurch ist indessen, die Ruhe unsers Italiens, schon merklich wieder gestöret, und in Pavia ist allbereits, ein gewisser Ildebald, ein Gothe von Geburt, von einigen vornehmen Gothen, zum Könige Italiens ausgerufen, und der giebt sich nun alle nur mögliche Mühe, um unter allen andern Gothen Anhang zu finden, und alle, von den Kaiserlichen besetzten Städte Italiens, unter seinen Gehorsam zu bringen.

Nach Christi Geburt 541.

Constantinopel.

Jetzt ist niemand mehr in unser aller Munde, als unser Feldherr Belisar, der mit ganz ungemeinen Schätzen für unserm Kaiser, und auch mit dem Könige Vitiges, nebst dessen Gemahlin, und noch viel andern vornehmen

Weil denn aber unser Kaiser, diesem verdienten General es nicht erlaubt, auch jetzt, wie ehedem wegen Afrika, hier im Triumphe einzuziehen, und der Held doch dies gern mögte; so murrt man ins geheim auch wider den Kaiser, und so wird desselben Neid, über die Liebe und Bewunderung, die Belisar hier findet, nur noch größer. Er braucht indessen diesen Mann, und kann ihn also nicht, wie er doch sonst wohl würde, ansetzt bereits aus seiner Gnade stoßen, sondern muß ihn ungesäumt nach Asien hinsenden. *)

*) Bey dieser Gelegenheit müssen wir noch sagen, daß Justinian den Vitiges gnädigst empfieng, und ihn zum Patricius erklärete. Dies Prädicat war aber, nach damaliger Sitte, das höchste, das einem beygeleget werden konnte; sagte unendlich mehr, als es ehedem in Rom zu sagen pflegte, und kam gleich nach den Ehrentiteln, Augustus und Cäsar. — Der ruhmbegierige Belisar wollte übrigens, im Ernst, den Vitiges, und desselben Haus, im Triumph aufführen, und das war abermals nicht Treu und Glauben, noch weniger aber Edelmuth, und Christenthum. Durch ihn wurden indessen die Arianer geschwächt, die Athanasianer aber gestärket, und darum ist er diesen auch, ein wahrer Held, und ein sehr großer Mann. Der General aber, der, wie er, ein Schelm seyn will, und dann nicht vieles, eben so gut als Belisar verrichten sollte, der müßte gewiß ein Dummkopf, oder feige seyn. — Also nur die gewöhnliche Klugheit, nur die gewöhnliche Herzhaftigkeit eines Generals, mit vieler Schelmerey zusammen gedacht; so können viele Belisare seyn. Denn wo man seinem Feind, nicht Treu, nicht Glauben hält, der Feind aber auf Treu und Glauben Rechnung macht, da ist natürlich auch der Feind verloren.

Aus Persien.

Der König ist mit unsäglicher Beute beladen, aus dem kaiserlichen Gebiethe, glücklich zu uns zurückgekehret, und hat sich, nachdem er seine Truppen, den Winter über, ruhen lassen, nun schon wieder in das Feld gemacht, wo ein mächtiges Heer des Kaisers aus Constantinopel, ihn allbereits erwarten soll.

Rom.

Ildebald, der neue König der Gothen, ist, nachdem er viele Städte und Provinzen in sein Interesse gezogen, von einem aus seiner Leibwache, bey Tische ermordet worden, und da hat diese Leibwache, einen gewissen Erarich, einen gebornen Rugier, der sonst aber unter den Gothen gedienet, zum Könige ausgerufen. *)

Wie gut, oder wie schlecht denn aber, das gothische Volk, mit diesem Könige zufrieden seyn wird, und welche Eroberungen dieser König auch noch machen dürfte, das alles kann uns nur die Zukunft lehren. Das aber wissen und fühlen wir schon jetzt genug, daß wir, in unserm Italien, unter der Regierung der Gothen, unendlich glücklicher waren, als unter der Regierung des Kaisers, und daß wir besonders ansetzt, über unsere eigene Untreue seufzen müssen, da ein gewisser Alexander, im Namen des Kaisers, in Ravenna ist, und unser Italien regieret.

Denn

Denn er, dieser abscheuwürdige Mensch, kennet weiter kein Geschäfte, als die Häufung des Reichthums für sich, und die Vermehrung der kaiserlichen Gefälle. Er beschneidet also unsere goldene Münzen für sich; legt aber für seinen Kaiser, Auflagen über Auflagen unsern Bürgern auf, und durchsucht sogar die Rechnungen unserer ehemaligen gothischen Regenten, findet auch in denselben, wie er dies sagt, noch hie und da unglaublich viele Summen, die der Regierung gehören, aber von den Unterthanen nicht bezahlt seyn sollen. Ja, er klagt, bald diesen, bald jenen, des Unterschleifes und des Cassenbetruges an; plündert also männiglich hier aus, und häuft dadurch, nicht nur für den Kaiser, dessen Liebling er durch diese Schinderey nun wird, sondern auch für sich, die größten Schätze, da wir indessen verarmen, und unsere große Noth beweinen müssen.

*) Uraja, ein Vetter des Vitiges, hat eine Ehefrau, die auf ihren Reichthum, und auf das Ansehen, worin ihr Ehemann stehet, außerordentlich stolz, trotzig und höhnisch, vor der Gemahlin des Ildebalds, vorüber gehet. Die Gemahlin des Ildebalds klagt dies also, ihrem Manne, und der, hat vor dieser seiner Frau nicht Ruhe, ehe er nicht denen Gothen, die zunächst um ihn sind, die Versicherung giebt: „Uraja sey wider ihn gesonnen, und halte es mit dem Kaiser!“ sie dadurch auch bewegt, daß sie diesen Uraja aus der Welt fortschaffen.

Das verdrießt nun aber andern angesehenen Gothen, daß solch ein Mann, als Uraja ist, ermordet wird, und sie entschließen sich daher, den Ildebald nun ebenfalls zu ermorden, finden anfangs aber keinen einzigen, der das Herz auch hätte, sich an diesen Ildebald zu wagen. Endlich findet sich indessen, unter der Leibwache desselben, ein geborner Rugier, und dieser Mensch hat sich in ein Mädgen verliebt, Ildebald aber giebt dies Mädgen, einem andern, und nicht ihm zur Ehe, so, daß er den Ildebald deshalben hasset, und also das Geschäfte der Ermordung um so viel lieber auf sich nimmt.

Er vollführts denn auch, gerade da, da sein König, den er beschützen soll, mit vielen Gothen, an der Tafel sitzt, und haut, mit einem einzigen Hiebe, diesem seinen Herrn den Kopf dermaßen herunter, daß er gerade auf die Tafel fällt. Weil denn aber solch ein Hieb, und überhaupt auch solche That, die einer von der Leibwache so beherzt verrichtet, die sämtlichen Gäste sehr in Schrecken setzt; so hindert auch kein einziger von ihnen, diese Wache, da sie sogleich aus ihrer Mitte, den Erarich zum Könige erwählet, obschon er kein eigentlicher Gothe, sondern ein geborner Rugier ist.

Ein anderes aus Rom.

Auch Erarich hat seine königliche Würde verloren, und ist zugleich aus der Welt geschafft, indem die Gothen an ihm den Helden gar nicht fanden, den sie anjetzt gebrauchen, und da er würklich auch, im Ernste schon gesonnen war, sich, und alle Gothen, dem Kaiser zu unterwerfen, wenn dieser nur, ein gut Stück Geld in seine Hände geben, und ihn, so wie den Vitiges, mit dem Titul eines Patriciers beehren würde.

An des Ermordeten Stelle, ist indessen ein gewisser Totila, ein Bruders-sohn des Ildebalds,

debalds, anjetzt als König anerkannt, und wenn denn je ein Herr, zur Regierung eines Volkes fähig ist; so ists, dem Anschein nach, wohl dieser Herr, der unsern Kaiser nun sehr viel zu schaffen machen dürfte.

Constantinopel.

Durch das zu willkührliche, und zu herrschsüchtige Betragen unsers Kaisers, und seiner Generale, haben wir anjetzt die Lazier, die, (zu dieser Zeit,) im Colchischen, zwischen dem Euxinus, und dem caspischen Meere wohnen, und die sonst so gute Freunde, von uns waren, zu Feinden bekommen. Cosrhoes sieht sich also sehr durch sie gestärkt, wir aber sind durch sie geschwächt, und haben auch durch unsern Belisar, gegen ihn noch gar nichts ausgerichtet.

Denn obschon dieser unser Belisar, in des Feindes Gebieth gewesen, einige Gegenden desselben durchplündert, und einige Festungen geschleifet hat; so hat er doch im freien Felde, keinen Feind gesehen, sich auch aus dem feindlichen Gebiethe schon zurückziehen müssen, da eines Theils das Heer des Cosrhoes auf ihn angerücket ist, und da auch andern Theils die Krankheiten, die sein Heer überfallen, nebst der großen Sonnen-Hitze, die dasselbe ausstehen müssen, ihn, zum Zurückzuge aus demselben, genöthiget haben.

Nach Christi Geburt 542.

Rom.

Der König Totila, zeigt sich in der That als ein Held, verjagt und schlägt die kaiserlichen Generale, wo er sie findet, und hat schon einen großen Theil unsers Italiens, dem Kaiser wieder abgenommen. Wenn denn auch die kaiserlichen Befehlshaber, unter sich beständig uneins sind; ein jeder unter ihnen, befehlen, und nur nach seinem, nicht aber nach des andern Wunsche handeln will; ein Jeder auch, die Bürger und das Landvolk drückt, für sich allein nur Schätze häufet, den kaiserlichen Truppen aber, den Sold verkürzet, ja sogar entlehet: so ist im Gegentheile dieser Totila, der Mann, dem alle Gothen gern gehorchen, so giebt derselbe seinen Truppen, jedesmal zur rechten Zeit, den unverkürzten Sold, und so behandelt er auch die, die ihm schon unterworfen sind, ja selbst auch die, die er erst mit Gewalt sich unterwürfig macht, aufs gnädigste, und zieht demnach die Herzen aller Menschen, dergestalt an sich, daß ihm ein

Digitized by Google

ein Jeder alles gute gönnet, und daß auch wir ihn sehen, als einen edlen Menschenfreund betrachten müssen, obschon er nicht wie wir, ein Athanasianer ist. *)

Uebrigens aber hören wir aus Gallien, daß die fränkischen Fürsten, Clotarius und Childebert, nachdem sie, wider sich selbst, eine Zeitlang, die Waffen geführet haben, gegen die Westgothen in Spanien hinein, zu Felde gegangen sind, und jetzt, da diesen Westgothen, von unsern Ostgothen, keine Hülfe geleistet werden kann, ihrer Herrschaft in Spanien, und in Gallien ein Ende machen wollen.

*) Totila erobert z. E. ein festes Schloß, und findet in demselben große Summen Geldes, nebst vielen vornehmen Damen aus Rom, die sich, von den Drangsalen der Belagerung, welche sie, in Ansehung Roms, vermuthen, fern zu seyn, dahin geflüchtet haben. Die Römer sind denn auch Verräther der Gothen, und verdienen von denselben gezüchtiget zu werden, die Helden pflegen auch, nicht eben große Nachsicht mit Verräthern zu haben: Totila aber hat dieselbe, und schickt alle diese Weiber, unverletzet ihren Männern zu.

Aus Persien.

Unser König Cosrhoes, hat die Lazier, im Colchischen, nun wiederum mit unserm Reiche vereiniget, und alle Römer, die daselbst waren, aus dem Lande gejagt, gleich nachher auch, die kaiserliche Armee, die unter einem gewissen Belisarius, in unsere Staaten eingefallen war, aus demselben heraus getrieben. Derselbe ist denn auch, da nun der Winter vorüber ist, schon wieder aufgebrochen, und steht schon wieder, in dem Gebiethe des Kaisers, scheint aber seinen Weg nach Palästina zu richten.

Constantinopel.

In Italien stehts mit unsern Sachen äußerst übel aus, denn der neue gothische König Totila, macht sich bey den Italiänern eben so beliebt, als unsere Generale durch ihren Geiz, sich dort verhasset machen, erobert und schleifet auch, eine feste Stadt nach der andern, da unsere Generale eifersüchtig auf einander, nie gemeine Sachen machen, und immer nur nach eigener Willkühr handeln, auch den Truppen, an dem, was ihnen gebühret, beständig vieles fehlen lassen.

Und da mag denn der Kaiser, die schärfesten Verweise diesen seinen Generalen geben; sie bleiben dennoch wie sie sind, er aber muß beständig frische Truppen dahin senden, und kann doch schwerlich gute Hoffnung schöpfen, so lange nicht die Befehlshaber bey denselben, verträglicher unter sich, auch gegen die Truppen und das Volk gerechter und menschlicher werden.

Haben wir denn auch von unserm Belisar, aus Asien, die besten Nachrichten, mit großer Zuversicht erwartet, so finden wirs doch nun, daß jetzt auch dies, vergeblich ist, und daß er dort nichts weiters ausgerichtet hat, als daß er durch Einfälle in das persische Gebieth, die Perser genöthiget, unser Gebieth,

in welches sie schon eingefallen waren, zu verlassen, und ihn, aus ihrem Gebieth, zurück zu jagen.

Auf allen Seiten unsers Reichs, stehts derowegen wenig tröstlich für uns aus, und so lange auch, an unserm Hofe, die Kaiserin, und deren Günstlinge, die Herrschaft führen, so lange werden auch, die Generale, deren jeder, auf dieser Dame Gunst sich gründet, mit sich uneins seyn, und durch ihre Vorspiegelungen, bald diesen, bald jenen, der sie an Muth und Einsicht übertrifft, entweder von dem Heer entfernen, oder doch so wenig unterstützen, daß er das nicht ausrichten wird, was er ausrichten würde, wenn ihm, in diesem und in jenem Stücke, die Hände nicht gebunden wären. *)

*) Theodora regierete so sehr, und Antonina, des Belisars Gemahlin, herrschete durch sie dergestalt, daß, was eine von diesen zween Weibern nicht wollte, durchaus auch nicht geschehen durfte. Und obschon Belisarius vor diesen Weibern, beständig sich als ein Wurm zu Füßen warf; so waren sie dennoch unterweilen, nicht mit ihm zufrieden; so thaten sie doch auch ihm, alles nur mögliche zuwider; hinderten ihn in seinen Thaten, und brachten ihn sogar, bey dem Kaiser in Ungnade, bis er sich durch neue Demüthigungen und Geschenke, die abermalige Gnade, dieser Unwürdigen erworben hatte.

Nach Christi Geburt 543.

Rom.

Totila fährt fort, sich einen großen Namen zu machen; hat zwey Flotten des Kaisers, die ihn von Neapolis fortschlagen sollten, ganz zu Grunde gerichtet; Neapolis erobert, und wie bey allen seinen Siegen und Eroberungen, also auch hier, sich als den besten und edelmüthigsten Herrn betragen.

Denn, so klagt z. E. gleich nach der Eroberung der Stadt Neapolis, ein kaiserlicher Soldat bey ihm, daß ein Befehlshaber bey seiner Leibwache des kaiserlichen Soldaten Tochter genommen, und sie mit Gewalt entehret hätte! und der Officier, der dies gethan, ist ein vorzüglich guter Soldat; ist auch dem Könige, wie der ganzen Leibwache, lieb und werth; wird demohnerachtet aber, da die Klage gegründet ist, seiner Güter, zum Vortheile des entehrten Mädgens, beraubet, auch von dem Totila, zum Tode verdammt, und würklich hingerichtet, obschon die ganze Leibwache,

Digitized by Google

wache, aus Liebe zu ihm, den König um sein Leben bittet.

„Nein," sagt er da, zu dieser seiner Wache, „ich hab zwar wahrlich keinen Durst nach Blut, aber, ich weiß, was ich Gotte, und meinen Gothen schuldig bin. So lange nemlich zu des Theodorichs Zeiten, unsere Gothen, gerecht und edel dachten, so lange war auch Gott mit ihnen! So bald sie aber nach des Theodorichs Tode, unter dem Theodat anfingen, der Zucht, der Mäßigung, und der Gerechtigkeit zu entsagen, so bald lies unser Gott, auch all das Elend über sie ergehen, dessen Ende wir noch jetzt nicht sehen. Und ich, ich kanns unmöglich wollen, daß dieser Verbrecher unbestrafet bleibe; daß andere dann, durch ihn Verbrecher werden, und daß Gott alsdann, durch sie, euch allesamt bestrafe!"

Als denn auch der Hunger, in der gedachten belagerten Stadt, sehr groß schon wird, und es wohl weiß, daß, (da der Succurs, den die Stadt auf den Flotten erhalten soll, nun ganz unmöglich ist) die ein tausend Mann, kaiserlicher Soldaten, sich auf Gnade werden ergeben müssen; so bewilligt er ihnen demohnerachtet einen freyen Abzug aus der Stadt, und zwar den Abzug nach unserm Rom, zur Verstärkung unserer hiesigen Besatzung, und bewilligt denselben, aus Mitleiden gegen die Bürger, die er in einer nochlän gern Belagerung, durch einen allzu großen Hunger, nicht gern noch schrecklicher züchtigen will. Ja, da er die Stadt, nun endlich übergeben sieht, und da er die Bürger derselben, die gegen die schwache Besatzung allerdings wohl hätten viel thun können, und die er auch so oft umsonst, zur Uebergabe aufgefordert hatte, nach dem Beyspiele des Belisars, wohl hätte strafen können, da straft er sie nicht nur nicht, sondern da sorget er sogar für ihre Gesundheit, und für ihr Leben, so, als irgend ein Vater, für seine Kinder dafür sorget.

Denn da fürchtet er, da werden, die, so sehr schon ausgehungerten Bürger dieser Stadt, so bald er ihnen Lebensmittel reichet, wie heißhungrige Wölfe, über diese Lebensmittel fallen; sie zu gierig, und in zu großem Maaß verschlingen; dadurch aber, den zu sehr geschwächten Magen überladen, und sich die schwersten Krankheiten, ja wohl gar den Tod zuziehen. Da trifft er also die Verfügung, daß den entkräfteten Bürgern zwar die nöthige Kost gereichet wird, daß aber einem jeden nur das gehörige, und sehr gemäßigt festgesetzte Maas davon gereichet werden darf, und fährt in dieser Sorgfalt fort, bis daß sie alle, sich nach und nach erholen, und also, weder die Gesundheit schwächen, noch das Leben kürzen. *)

*) Da Totila, die Festungswerke von Neapolis, eben so, wie die Festungswerke anderer Städte, niederreisset, und überhaupt, um den Feind im Felde zu behalten, nicht eben viel auf feste Städte hält: so kann man eben nicht sagen, daß die Erhaltung der Bürger dieser Stadt, die ohnedem, wie andere Athanasianer, den Gothen gar nicht günstig waren, ihm viel genutzet habe. So viel konnte ihm wenigstens, diese Erhaltung nicht nutzen, als ihm die Lebensmittel nutzen konnten, die er diesen Bürgern gab, als ihm

ihm auch der Schrecken nutzen konnte, den eine strenge Behandlung ihrer, bey andern Athanasianern würde gewürket haben, und, das Vermögen dieser Bürger, in seiner, eben nicht so vollen Kriegs-Casse, und auch bey seinen Truppen hätte würken müssen. — Immer also mehr Grund, für das wirklich menschenfreundliche Herz des Totila, als für blos politische Betrachtungen desselben! Immer auch, sogar im letzten Fall, eine herrliche Politik; immer also ein herrlicher Mann!

Dem, mit der kaiserlichen Besatzung geschlossenen Vergleiche zuwider, bleibt auch Conon, der Befehlshaber dieser Leute, immer noch in Neapolis, weil die See zu stürmisch ist, und er sich nicht unter Seegel zu gehn getrauet. Ein Belisarius würde derowegen, in diesem Falle, diese Leute ganz entwaffnet haben, Totila aber thut dies nicht; er giebt vielmehr dem Conon, die nöthigen Wagen, nebst dem nöthigen Vorspann hin, und läßt ihn, um unterwegens nicht von Gothen angefallen zu werden, noch überdem, und ohne daß es ausbedungen ist, mit einer starken Bedeckung nach Rom begleiten. — Das war denn aber schwerlich blosse Politik; und das war doch in der That wohl Treu und Glauben! Treu und Glauben gegen die Kaiserlichen, die Treu und Glauben oft schon gebrochen; die die Unterthanen zur Untreue gegen ihren Fürsten, zum Meineid und zur Rebellion verleitet; ja die, als eifrige Athanasianer, alle Gothen zur Untreue gegen Gott und gegen ihr Gewissen, theils schon gezwungen hatten, theils noch ferner zwingen wollten. — Beschämen muß uns billig solch ein ketzerisch geachteter Mann, und solch ein ketzerisch geachtet Volk! — Den Irrenden müssen wir, noch immer Guts zutrauen, denn die Geschichte lehrt es uns, daß sie sehr oft, recht sehr vortreflich waren!

Constantinopel.

Von Egypten aus, hat sich die Pest in Asien hinein verbreitet, und sowohl das persische, als auch unser kaiserliches Heer, an großen Unternehmungen gehindert. In Italien ist indessen, das Glück unsrer Waffen, immer noch das nemliche, denn unsere Truppen ziehn noch immerfort, gegen den Totila den Kürzeren, und unsere Flotten, die dahin mußten, sind von denselben lange schon zu Grund gerichtet. *)

*) In Constantinopel erschien um diese Zeit, ein Mann mit einem blinden Hunde, und machte mit diesem Hunde, so mancherley Künste, daß ihn jeder für einen Hexenmeister hielt. Denn der blinde Hund, konnte, wenn sein Herr es wollte, anzeigen, welche von den Zuschauern gezigt, welche keusch, welche verliebt u. s. w. waren. Ja, er konnte, wenn die Zuschauer goldene oder silberne, oder eiserne Ringe, seinem Herren gaben, und dieser sie in die Erde scharrete, jeden Ring, nicht nur wieder aus der Erde heraus holen, sondern auch, dem rechten Herren wiederbringen. — Dergleichen Künste also, als wir noch hin und wieder sehen, sind nicht etwas unerhört neues, sondern vor Alters schon bekannt gewesen.

Nach

Nach Christi Geburt 544.

Rom.

Die Gothen fahren zwar, unter ihrem Könige Totila, noch immerfort, Eroberungen unter uns zu machen, dürften aber, diese ihre Eroberungen, nun gar bald verlieren, da der große Belisar, zur Uebernehmung des Commando, wieder bey uns angelanget ist, und dieser, unsern Sachen hier, ein andres Ansehn geben wird.

Constantinopel.

Der Kaiser, hat dem Belisarius das Commando gegen die Perser genommen, und es dem Narses gegeben, doch auch dem Belisar, über welchen er in etwas ungnädig gewesen ist, durch Vermittelung der Kaiserin, seine Gnade wiedergeschenkt, ihn auch, als den Oberbefehlhaber seiner Truppen, nach Italien gesandt.

Aus Persien.

Vier tausend der Unsrigen haben, den jetzigen kaiserlichen General Narses, der wie tollkühn eine unserer Festungen mit stürmender Hand erobern wollen, mit Verlust von 30000 Mann geschlagen, und dadurch nun, dem diesjährigen Feldzuge, ein höchst rühmliches Ende gemacht.

Rom.

So gut auch die Verfügungen sind, die Belisar hier trift; so gut sind doch auch die Gegenanstalten des Königes Totila, und so sehr hat dieser, auch noch jetzt die Oberhand, da seine Truppen zahlreicher, auch ungleich muthiger, als die Truppen unsers Kaisers sind. Ohn also, daß neue Verstärkungen bey unserm Belisar eintreffen, wirds ihm nicht möglich werden, Italien den Gothen zu entreißen, und er hat derowegen, den Johannes, einen seiner Unterfeldherrn, an den Kaiser abgesandt, um bey ihm, die schleunigste Absendung mehrerer Truppen desto kräftiger zu bewürken.

Von den fränkischen Fürsten vernehmen wir übrigens, daß dieselben in Spanien zwar eingedrungen, daselbst aber auf das Haupt geschlagen, und bey ihrem Rückzuge über die Pyrenäen, in den, von den Westgothen *) vorsichtig besetzten Pässen, so erstaunlich niedergehauen sind, daß ihrer nur sehr wenige in ihr Vaterland zurücke kehren können.

*) Ueber die Westgothen herrscht anjetzt ein gewisser Theudes, und der wird endlich im Jahr 548, von einen seiner Westgothen, wahrscheinlich darum ermordet, weil er den athanasianischen Eingebohrenen Spa-

niens, die völligste Gewissens-Freyheit verstattet.

Auf diesem folgt denn aber Theudiskus, derselbe verführet aber die schönen Ehefrauens der Westgothen, und da erschlagen sie ihn 549, bey der Tafel, machen aber einen gewissen Agila, zu ihrem Könige, gegen den sich ein gewisser Athanagild im Jahr 552 empöret, und den auch, 554, dieser Athanagild erleget.

Athanagild hat aber Truppen aus Afrika vom Justinian erhalten, und demselben für diese Truppen viel versprochen. Dies Versprechen will er aber, nachdem er den Agila besieget hat, nicht halten, oder Justinian will auch, noch mehr als ihm versprochen ist, nehmen. Es bleibt also Athanagild, bis zu seinem Tode, 567, mit den kaiserlichen, die sich an den Küsten Spaniens schon festgesetzet haben, und aus Afrika, immer neue Verstärkungen an sich ziehn, in einem steten Streite. — Unsre Leser werden uns diese etwas vorläufige Nachricht, des bessern Zusammenhanges wegen, zu gute halten.

Nach Christi Geburt 545.

Constantinopel.

In Asien hat unsere, unter den Befehlen des Narses stehende Armee, eine große Niederlage erlitten, und in Italien fehlts unserm Belisar, an Mannschaften und am Gelde. Wie denn aber, unser General Johannes, der für den Belisar, so Mannschaft als auch Geld hierselbst besorgen soll, hauptsächlich nur für sich hier sorget; nur seine Vermählung, mit einer Anverwandtin unsers Kaisers, zu betreiben sucht, und darüber den Zustand Italiens vergisset, auch verschlimmert, so wird, durch jene Niederlage, besorglich genug, auch in Asien anjetzt sehr viel verlohren gehen.

Rom.

Bey uns siehts für den Kaiser, schon so mißlich aus, daß selbst auch Belisar, sich nach Durazzo entfernet hat, und dort nun ruhig sitzen muß, bis Geld und Truppen für ihn angekommen sind. *)

Während dessen erobert, und schleifet aber, der gothische Held, immer eine Festung unsers Landes nach der andern, und rückt auch schon, an unser Rom heran, wo, wenn er es belagern sollte, der Hunger uns, um so gewisser ängstigen muß, je weniger die Kaiserlichen eine Flotte haben, die uns von Sicilien aus, mit Korn versorgen könnte, und je mehr im Gegentheil, der gothische König Totila, mit seinen Schiffen in den Gewässern ist, und alle Zufuhr hemmen kann.

Nie-

Niemand ist denn aber, in diesen Umständen, unglücklicher als die Geistlichen der Arianer, die in dieser Stadt hier sind. Denn diese alle, hat Bessas, der kaiserliche Commandant hierselbst, schon lange aus der Stadt gejagt, und also in der That, in nicht geringe Noth gestürzet.

*) Er ging nach Durasso, damit die frischen Truppen, auf die er wartete, gleich bey ihm wären, und nicht, wenn sie in Italien ankämen, von den Gothen, ehe sie noch zu ihm gestoßen wären, mögten überfallen und niedergehauen werden.

Ein anderes aus Rom.

Es ist an dem, daß Totila uns nun belagern will, und es werden allbereits alle Vorkehrungen, zur Aushaltung der Belagerung, hierselbst getroffen, auch rücket Totila nun schon heran, nachdem er die Kaiserlichen, die ihm ins Feld entgegen gingen, tüchtig auf das Haupt geschlagen, und in unser Rom zurückgejaget hat.

So sehr denn aber, bey diesem traurigen Geschicke, das uns anjetzt vor Augen steht, uns unser Muth entfällt, und unser aller Herzen bebeu, so ist denn doch wohl keinem dieser Muth so sehr entfallen, und keinem auch das Herz so sehr erschüttert worden, als ihm, unserm Pabst Vigilius. Denn dieser ist, da er, besonders auch, wegen der veranstalteten Verjagung der arianischen Geistlichkeit, von den Gothen sich nur wenig guts versprechen darf, sofort von hier nach Sicilien geflohen, und hat nun seine Heerde hier so ganz allein gelassen. *)

*) Nach Einigen, begleitet ein großer Theil des athanasianischen Volkes, diesen heiligen Vater, bey seinem Abzuge, mit sehnlichen Verlangen, nach der Ertheilung seines Segens, und vermuthlich des Segens, gegen die Gothen, gegen welche er, sich selbst nicht segnen kann; ein andrer Theil dieses rechtgläubigen Volkes aber, begleitet ihn mit Prügeln und mit Steinen, mit Flüchen und mit Verwünschungen. — Und dies wäre denn, in der That doch nicht, ein sonderlicher Erweis, der unvergleichlichen Besserung dieses ehemaligen notorischen Mörders und Betrügers. Es wird also wohl, diese seine Flucht aus Rom, solch ein Erweis seyn sollen.

Constantinopel.

In dem diesjährigen Feldzuge, ist in Asien, nichts weiters vorgefallen, als daß die Perser, die feste Stadt Edessa, *) vergeblich belagert haben. In Italien wird indessen, die gute und dem Kaiser so ergebene Stadt Rom, vom Totila belagert, und ist für uns verlohren, wenn unser Belisar, der endlich neue Truppen von hier erhalten hat, nicht eilet, und sie von dieser Belagerung befreyet.

*) Hier müssen wir unsern Lesern, von der Stadt Edessa, eine ältere Fabel, und eine neuere Fabel erzählen, weil wirkliche Fabeln, die als ächte und wichtige Wahrheiten, in der Christenheit geglaubet worden, gewißlich auch zu dem erheblichern

Theil, in der Geschichte der Menschheit, gehören.

Als noch Christus Jesus lebet; so ist, sagt man, zu Edessa in Mesopotamien, ein, den Römern zwar unterworfener, dennoch aber in seinem Lande, selbst regierender Fürst, Namens Abgarus, oder Avgarus, am Leben, und der hört, da er kränklich ist, von Jesu, und von dessen den Wundern, schreibt ihm also, folgenden Brief:

„Avgar, Fürst von Edessa, wünschet Jesu dem guten Erretter, der zu Jerusalem erschienen ist, alles Gute!“

„Ich hab von dir gehöret, wie du die „Kranken kurirest, ohn alle Arzeney und „ohne Kräuter; wie du die Blinden sehend „machst; die Lahmen gehend; die Tauben „hörend, und die Stummen redend. Wie „du die Aussätzigen reinigest; die Teufel „verjagest, und die Todten erweckest, „u. s. w.“

„Aus diesem allem schließ ich derowegen, du seyst, entweder Gott selbst, oder „doch sein Sohn, und schreibe dir jetzt, „komm zu mir, und heile auch mich, da „ich mich krank befinde. Die Juden, hör „ich überdem, sind dir so sonderlich eben „nicht gewogen, ja sie trachten dir zum „Theil, nach deinem Leben. Komm also „zu mir; ich habe zwar eine nur kleine „Stadt, aber sie ist schön angelegt, und „für mich und dich schon groß genug.“

Diesen Brief, sagt man, schreibt der edessenische Fürst an Jesum, und da ists natürlich, sagt die Fabel, daß Jesus selbigen nicht ohne Antwort läßt, und da hat man auch die Antwort desselben, noch anjetzt, und sie lautet, von Wort zu Wort, also:

„Avgar! selig bist du, wenn du an mich „glaubst, noch ehe du mich gesehen hast! Von „mir habens schon die Propheten geschrieben, daß die, die mich sehen, nicht glauben werden, damit die glauben und selig „werden mögen, die mich nicht sehen.“

„Dein Anliegen betreffend, daß ich zu „dir kommen, und dich heilen soll; so bitt „ich dich, bedenke, daß ich hier das alles „erfüllen muß, worzu ich kommen bin, „und daß ich dann auch wieder, zu dem „aufahren muß, der mich zu diesem Volk „hersandte. Werd ich aber zu diesem aufgefahren seyn, dann will ich einen meiner Jünger zu dir senden, und der soll dich „heilen, und dir und denen Leuten das „Leben geben.“

Das ist nun freylich sonderbar genug, daß Jesus, der sonst, wo nur der Glaube wie ein Senfkorn war, mit nur einem einzigen Worte, und auch sogleich die Kranken heilete, den gläubigen Herren in Edessa, auf diese, seine Heilung, dergestalten lange warten läßt. Das thut indessen hier zur Sache nichts, denn man weiß sogar den Namen des Bothen, den Jesus mit dem Schreiben nach Edessa geschicket; man weiß daß er Ananias geheissen, und daß er von Profession ein Läufer gewesen sey, und man weiß auch, daß der Erfolg, diesen Verzug, vollkommen wieder gut gemachet hat.

Denn, bald nach der Auffahrt Christi gen Himmel, giebt der Apostel Thomas, einem gewissen Thaddäus, einem Manne, von den 70 Jüngern Jesu, den Befehl: nach Edessa hin zu gehen. Und dieser Thaddäus, geht sofort auch hin; kehrt bey einem gewissen Tobias daselbst ein, und thut Wunder über Wunder, so daß der König davon höret, und gleich auch denkt: — „das wird der Mann wohl seyn, den Jesus mir zu senden verheissen hat, denn Jesus ist nun lange schon im Himmel!“

Auf

Auf diese Gedanken geleitet, fordert er derowegen, den Herrn Wirth des Thaddäus zu sich; frägt ihn, „ob ein Fremder aus Jerusalem bey ihm sich finde, und ob derselbe so wunderthätig die Kranken kurire?“ Der Herr Wirth sagt also, wie die Sache ist: „Ja, es wäre dem also!“ und da muß derselbe sofort nach Hause gehen; dem Thaddäus das Verlangen des Königes, nach seinem Besuche, melden, und ihn nach Hofe führen.

Thaddäus ist denn hierzu auch von selbst geneigt; sagt: — „eben um des Königs willen, bin ich hieher gesandt,“ und gehet auch sofort zum Könige hin.

Bey demselben sind denn aber, alle Großen des edessenischen Reichs versammlet, und kaum sieht der König das Antlitz des Thaddäus, als er darinnen auch, etwas so göttliches entdecket, daß er sich nicht enthalten kann, vor dem Thaddäus sich aufs tiefeste zu beugen, und daß alle Großen seines Hofes, die dieses Göttliche, in dem Angesichte dieses Jüngers Jesu, gar nicht sehen können, über diese, ihnen so ungewöhnliche Verbeugung ihres Fürsten erstaunen.

Dieser ihr Fürst, frägt indessen den Thaddäus: — „bist du wirklich ein Jünger Jesu?“ und Thaddäus spricht: — „das bin ich wirklich, und weil du an diesen Jesum stark geglaubet hast; so hat er mich zu dir gesandt! So du auch noch ferner an ihn glauben wirst, so sollst du sicherlich es sehen, so werden alle Wünsche deiner Seele, dir erfüllet werden!

Avgarus erwiedert derowegen: — „Ach mein Freund, so sehr hab ich an Jesum geglaubt, daß ich, da ich's hörete, daß die Juden ihn gekreuziget hätten, alle meine Macht zusammen nahm, und alle Juden damit in die Pfanne hauen wollte. Ich mußt indessen fürchten, daß der Kaiser in Rom, dessen Unterthanen diese Juden sind, dies ahnden dürfte, und drum ists unterblieben!“

„Nun, sagt hierauf Thaddäus, „das war nun so, und das mußte so geschehen! Jesus mußte hier das leiden, und zu seinem Vater gehen, bey dir also kommts nur drauf an, daß du an ihn auch gläubig bist!“ Und indem Thaddäus dieses sagt, indem ruft Avgarus auch: — „Ich glaub an Jesum, und an seinen Vater! Thaddäus aber, (der vermuthlich an den heiligen Geist nicht denkt,) fähret fort, und spricht schon hier, (bey diesen Zweydrittheilen des wahren, und des unentbehrlichen Glaubens:) — „So leg ich denn meine Hand auf dich, und mache dich gesund.“ Er legt denn diese seine Hand, dem Könige auch wirklich auf, und der König fühlet sich im Augenblick gesund. Er erstaunt also, über den wunderthätigen Mann; läßt gleich noch andre Patienten vor diesem großen Wunderthäter treten, und sieht, daß diese allesamt, da sie dem Manne nur zu Fuße fallen, und ihn, um seinen Segen bitten, von aller ihrer Krankheit augenblicklich auch genesen.

Je mehr demnach, der fromme Fürst hier Wunder siehet, desto mehr wird er auch begierig, mit dem Wunderthäter zu reden, und ihn, nach allen Umständen, von dem Leben und Schicksalen, seines großen Meisters Jesu zu befragen. Er bittet also den Thaddäus, daß er doch ihm, und den versammleten Großen seines Reiches, eine umständlichere Nachricht hiervon gebe, er muß sich aber bis auf den morgenden Tag, hiermit gedulden. Denn Thaddäus, (will zwar heut Mirakul thun, aber heut nicht reden, und) erwiedert: — „morgen will ichs thun, heut aber nicht!“ setzt auch hinzu: — „versammle währendo dessen, deine Unterthanen, auf den mor-

genden Tag, damit ich ihnen allen, die nöthige Nachricht von Jesu geben kann, " — — (und von einer so wichtigen Sache, so kraftvoll ich auch bin, nicht zweymal sprechen dürfe!")

Avgarus nimt denn auch dem großen Manne, dies nicht übel. Er denkt nun nicht: — „ein wahrer Jünger Jesu, sollt ja wohl zu aller Zeit, besonders wo er drum gebethen wird, und wo seine noch ganz neue Thaten, den stärksten Eindruck in die Seelen machen, von Jesu Christo reden?" Er meynt auch nicht, daß bey einer allzugroßen Menge, der Vortrag eines Mannes, weniger gehöret werde, als bey einer kleinern Zahl desselben. Nein, er kommandiret nur die sämtlichen Unterthanen zur Anhörung einer Predigt von Jesu, auf den folgenden Tag, und die Unterthanen versammlen sich an diesem Tage; Thaddäus predigt auch an demselben, und siehe, er bekehrt die Edessener. — So weit also die ältere Fabel.

Auf dieselbe folgt indessen die neuere, die eben in den Zeitraum, in dem wir uns jetzt finden, hingehöret, und die umständlich diese ist:

Christus kommt zwar in Person, nicht nach Edessa, er schickt doch aber dem Könige zum wenigsten sein Bild, und läßt ihm, überdem auch noch, die Versicherung werden: — „Edessa solle unüberwindlich bleiben!" Das Bild von Christo, das bewahret nun Avgarus, und nach ihm, die Christenheit zu Edessa, in der einen ihrer Kirchen, die Versicherung aber, die behalten die Einwohner im Gedächtnisse, und da kommt Cosrhoes vor diese Stadt, fordert Geld von ihr, und will, wenn sie dies Geld nicht zahlet, sie sofort belagern, plündern und zerstöhren.

An solche Forderung und Drohung, dürfen sich indessen die Christen dieses Orts nicht kehren. Sie haben ein für allemal, die Versicherung der Unüberwindlichkeit ihrer Stadt, und da spotten sie derowegen des Cosrhoes, verschliessen und besetzen demohnerachtet aber vorsichtiglich, so die Thore, als die Mauren ihrer Stadt, sobald Cosrhoes sie umschließt, und ihrer vorgegebenen Versicherung nur lachet.

Als denn aber Cosrhoes, gegen die hohen Mauren der Stadt, einen großen Berg aufführet, und zur Unterlage des Berges, viel Gehölze nimmt, oben auf dem Gehölze aber, einen hohen und sehr geräumigen Thurm aufbauet, um aus demselben in die Stadt zu schiessen: so sehen sie es wohl, daß dieser Berg der Stadt verderblich werden könne, untergraben also, aus der Stadt hinaus, den gedachten Berg; legen, in den gegrabenen Höhlungen, Feuer an, und wollen damit das Holz, auf welchem so Berg, als Thurm sich gründen, in Feuer setzen, und den Thurm, so wie den Berg vernichten. Sie sehens aber, daß das Holz durchaus nicht Feuer fangen will, und werden dieserwegen außerordentlich bestürzt.

In dieser ihrer Bestürzung fällt ihnen aber, noch zur rechten Zeit, es ein, daß das Bild von Jesu, vermuthlich werde wunderthätig seyn. Sie nehmen also das gedachte Bild, tragen es in die Höhlungen unter dem Gehölze des Berges, und giessen, weil sie nun bereits so gläubig an die Wunderkraft desselben worden sind, Wasser auf dies Bild, auch auf die brennbaren Dinge, die in den Höhlen sind, und sehn zu ihrem Erstaunen, daß nun sogleich auch alles Feuer fängt; daß Berg und Thurm aufs völligste zernichtet werden, und daß Cosrhoes dieserwegen, mit Schimpf und Schande von dort weichen muß.

Daß denn auch, zum wenigsten der erste Theil dieser Nachrichten, ächt, und

völlig

völlig richtig sey, das glaubt die ältere Christenheit aufs festeste. Denn, selbst im Archive zu Edessa, findet sich die ganze Nachricht, die wir mitgetheilet haben, und über das eine, der Thore dieser Stadt, stehet der Brief, den Jesus geschrieben hat, eingehauen, und es muß derowegen, da solchen Denkmälern wohl zu trauen ist, das alles Wahrheit seyn, was diese ältere Nachricht lehret. Wir, unseres Ortes, haben indessen gegen solche Albernheiten schon zu oft geredet, als daß wir, ohne Ekel zu erregen, noch weiter davon reden dürften. Wir hoffen also, unsere Leser werden es von selbst begreifen, daß Archive, einer Stadt, und Innschriften über Thore, dergleichen Dinge sehr wohl sagen können, ohne damit, was Wahrheit ist, zu sagen. Denn, wenn z. E. ein schlauer Priester eines Ortes, die Archive desselben, die allenfalls sein Freund, sein Bruder, oder wohl gar sein Vater in Verwahrung hat, und zu denen er also, füglich kommen kann, mit untergeschobenen, und von ihm erdichteten Nachrichten vermehret; wenn er sie sodann, wie aus dem Alterthum hervorsucht, mit frommer Stirne seinen Bürgern zeiget; wenn er die Bürger dadurch schmeichelt; wenn er die Thore der Stadt durch sie, mit schöner Inschrift zieret: könnten und sollten ihm da wohl die Bürger wehren, die ihn als einen frommen Mann betrachten; die seinen Betrug nicht wissen; die er durch diesen Betrug so schmeichelt, und denen sein Betrug nichts schadet.

Wenn er dann auch, sich selbst und andere Geistlichen, beständig Jünger Jesu nennt, und nun von einem Jünger Jesu, so viel wundervolles und Ehrfurcht würkendes behauptet, müssen dann die kurzsichtigen Bürger seines Ortes nicht auch ihn, da er eben solch ein Jünger heißt, unendlich viel zutrauen, und durch Vertrauen, so wie durch Ehrfurcht gegen ihn, sein Ansehn nur noch größer machen? — Sollt er also, der Priester, hier nicht Möglichkeit, nicht Vortheil finden, um Archive mit solchen Nachrichten anzufüllen, und um Inschriften zu besorgen?

Nach Christi Geburt 546.

Aus Rom.

Wir sind gegenwärtig in den Händen, des Königes Totila, und preisen zwar Gott, der unser Leben und unsere Freyheit uns erhalten hat, beweinen aber doch, den Verlust unsrer Haabe, und den Verlust unsrer Bürger, die während der Belagerung, elendiglich ums Leben kommen sind.

Der Barbar nemlich, der kaiserliche General Bessas, der das Commando über uns hier hatte, der hat uns auf die fluchwürdigste Art behandelt; hat, da unser eigener Vorrath aufgezehret war, uns das Gras von den Straßen, ja unsern eigenen Unflath fressen lassen, und keinem, von seinem Ueberflusse etwas

Digitized by Google

etwas gereichet, als nur dem, der es ihm, mit Geld aufwiegen können.

Sind wir denn auch zu ihm hingegangen, und haben wir ihm, unsere übergroße Noth geklaget; so hat immer unsre Klage, den Unmenschen im geringsten nicht gerühret. Und haben wir ihn gebethen, entweder, uns Brod zu geben, oder, uns aus der Stadt zu lassen, oder auch, sofort zu tödten: so hat er uns beständig die Antwort gegeben: das erste wäre unmöglich; das andere gefährlich; und das letztere nicht christlich! — Wir haben also fast zu Tode hungern müssen, und nur zuletzt, hat er einigen unsrer Bürger die Erlaubniß ertheilet, sich aus der Stadt zu machen, aber auch nur denen hat er sie ertheilet, die ihm selbige sogleich bezahlen konnten, und ein schweres Geld für ihn in ihren Händen hatten.

Bey diesen grausamen Gesinnungen und Behandlungen des gedachten unmenschlichen Generals, hätten wir derowegen allesamt hier sterben müssen, wenn nicht viere von seinen Soldaten unsrer Noth ein Ende gemachet; ihren Posten, an dem einen unserer Thore, zur Zeit der Nacht verlassen hätten; mittelst einiger Strickleitern, über die Mauer gestiegen wären, und mit dem Könige Totila, die Ueberrumpelung unserer Stadt verabredet, auch in der That vollführet hätten.

Sie werden nemlich, da sie zum Totila hinkommen, und da derselbe ihre Anschläge genug geprüfet hat, darüber mit ihm einig, daß von den beherztesten und tapfersten Gothen, vier Mann mit ihnen, nach Rom hingehen; daß sie mittelst, der, noch an den Mauren hangenden Strickleitern, auf die Mauren Roms herauf, auch von denselben herunter steigen, und denn in Gemeinschaft mit ihnen, das eine Thor, bey dem ihre Gefährten, unsere kaiserliche Soldaten, jetzt im tiefen Schlafe lägen, erbrechen sollten. Sie redens aber ferner auch mit ihm noch ab, daß während dessen, der König Totila mit seinem ganzen Heere, vor diesem Thore stehn, und durch dasselbe, sogleich auch in die Stadt, einrücken solle, als sie das Thor ihm öffnen würden. Und so, wie dies nun abgeredet ist; so geschieht denn dieses auch; so steigen jene nun die Mauer hinan, und auch hinab; so finden sie die Wache an dem Thore, in dem tiefesten Schlafe; so öffnen sie denn auch das Thor, und so rückt würklich auch, der König in die Stadt.

Es ist denn aber jetzt noch Nacht, und der König weiß es nicht, ob nicht in den Straßen, irgend ein Hinterhalt geleget, und ob die Angabe der vier kaiserlichen Soldaten, demohnerachtet nicht, für ihn ein bloßer Fallstrick ist. Er bleibt also, die Nacht hindurch, so ziemlich ruhig in der Stadt, und läßt dadurch, dem Ungeheuer, unserm Bessas, so viel Zeit, daß er sich, mit fast allen seinen Soldaten, noch in der Nacht, aus unserm Rom entfernen kann, und daß er demnach, der König Totila, von selbigem, nichts weiteres, als die ganz ungeheuren Schätze erbeuten kann, die der Barbar für sich hier aufgehäufet hat, und die er in der Eil, nicht mit sich nehmen können.

Kaum bricht denn aber auch, das Licht des neuen Tages an; so eilt der Sieger auch in die Kirche; dankt Gott, für seine Hülfe; verbiethet

biethet seinen Truppen, das Morden unter den Bürgern, und spricht zu ihnen: — „So sehr hätte Gott, die Gothen, die sonst eine Macht, von 200000 Mann gehabt, gebeugt, daß nur eine Handvoll Griechen sie besiegen, ihnen Rom, und fast das ganze Italien hätt entreißen können. Gott hätte dieses aber gethan, weil die Gothen, sich an seine Gesetze nicht gebunden hätten, und wollten sie derowegen, daß Gott, nun in der Folge, mit ihnen seyn sollte; so sollten sie sich auch der Gerechtigkeit, die vor ihm so nöthig wäre, in allem Ernst befleißigen, und keinen ohne Ursach Schaden thun! "

Seinen so edlen Erinnerungen gemäß, verletzt also, der gothische Soldat, weiter keinen an seinem Leib und Leben, als nur 26 kaiserliche Soldaten, die sich, in der vergangnen Nacht, nicht mit von hier geflüchtet haben, und etwan 60 Bürger, die, so wie jene, gleich beym ersten Tageslichte, diesen Gothen, unter Augen kommen, und also, in der ersten Hitze derselben, sofort auch niedergehauen werden.

Weil denn würklich aber unser Rath und Volk hierselbst, der gothischen Herrschaft abgeneigt gewesen, und wider einen feierlichen Eid, den Belisar hieher gerufen haben, so hält's, der sonst so gute Fürst, für nöthig, diese Untreue, und diesen Meineid, auf das schärfeste zu ahnden, und so will er derowegen, besonders die Herren des Raths, zu Sclaven machen, auch die ganze Stadt, zur Plünderung übergeben. In seinem, nicht eben ungerechten Zorn, giebt er denn würklich auch zur Plünderung Befehl, verbiethet jedoch alle anderweitige Mishandlungen der Menschen, besonders aber des Frauenvolkes, und läßt sich endlich auch, durch einen unsrer athanasianischen Priester (Pelagius hieß der gute Mann) bewegen, daß er seinen Zorn schon mäßiget, und uns nun nicht zu Sclaven machet, sondern uns bey unsern alten Rechten und Freyheiten lassen will.

Statt dessen auch, das sonst, das Glück der Waffen, Menschen, die zuvor voll Demuth waren, nur allzu ofte übermüthig macht, statt dessen sieht man diesen Herrn, bey allem seinem Glück, in steter Mäßigung, und zum Frieden so geneigt, daß er auch anjetzt, den gedachten Priester, der ein so würdiger Geistlicher hier ist, nebst noch andern guten Männern, zu dem Kaiser sendet, und den um Frieden, und um die nämliche Freundschaft bitten läßt, in welcher der große Theodorich mit den Vorfahren des Kaisers ehedem gelebet hat. Und dies alles bittet er, in den ehrerbietigsten Ausdrücken, und unter der Versicherung, daß er alsdann dem Kaiser, gegen jeden andern Feind, mit aller seiner Macht beystehn, ja, daß er ihn seinen Vater nennen, auch ihn, so wie ein Sohn den Vater, ehren wolle.

*) Wie hier in Rom, während der Belagerung, der gewaltigste Hunger, die Belagerten ängstiget; so geschiehet dieses, auch noch in andern Städten Italiens, vornemlich aber in Placentia, welches die Gothen ebenfalls so lange belagert halten, bis die Bürger des Ortes, sich sogar vom Menschenfleische nähren.

Totila plündert zwar Rom, aber wer es bedenkt, wie Rom gegen die arianischen Gothen gehandelt hatte, und daß jede, im Sturm eroberte, auch überrumpelte Stadt, nach damaligen Krieges-Gebräuchen, den Truppen zur Plünderung überlassen werden mußte, daß auch Totila seine Truppen schlechterdings nicht ihrer Rechte berauben durfte, der wird aus dieser Plünderung nicht eben auf ein rachbegieriges Herz in ihm, zu schließen Ursach haben.

Wie sehr auch dieser König, gutherzig gesonnen gewesen, das sehen wir unter andern auch daraus, daß er, so sehr er auch das Andenken des großen Theodorichs ehret, dennoch das nicht ahndet, daß die undankbaren Römer die Bildsäulen dieses Herrn, der ihnen so viel guts erwiesen hatte, um desselben Andenken zu entehren, umgeworfen hatten, und daß er eine Frau in Rom, die am mehresten hierzu gerathen, aufs kräftigste beschützet, da seine Gothen, sie, vor allen andern niederhauen wollen.

Constantinopel.

Mit den Persern ist ein fünfjähriger Frieden geschlossen, mit den Gothen aber, die nun auch Rom erobert, und ausgeplündert haben, wird der Krieg, vermuthlich wohl noch heftiger werden, obschon der gothische König Totila, zum Frieden sehr geneigt sich zeiget, und eine eigene Gesandschaft, zur Bewürkung desselben, hergeschicket hat. — s. Persien und Rom.

Aus Persien.

Nachdem unser König Cosrhoes, die Staaten des Kaisers in Constantinopel ziemlich weit verheeret und ausgeplündert, dadurch aber, ungemeine Schätze für sich aufgehäufet hat; so hat er ihnen einen Waffenstillestand, auf fünf Jahr, zugestanden, sich aber das auch ausbedungen, daß ihm in diesen Jahren, jährlich 2000 Pfund Gold bezahlet werden müssen.

Aus Rom.

Der Kaiser hat unsern König Totila, auf seine Friedensvorschläge, keiner eigentlichen Antwort gewürdiget, wenigstens ihm, nichts weiters sagen lassen: — „als daß sein General Belisarius, bey ihm in Italien wäre, und die Vollmacht hätte, zu thun, was dem Kaiser ersprießlich seyn könnte!“ *)

Der Kaiser beschäftigt sich indessen, mit kirchlichen Angelegenheiten, **) und denkt also vorjetzt sehr wenig, an die anderweitigen Angelegenheiten des Reiches; stürzt dadurch aber, sowohl uns, als auch seine eigene Staaten, in die äußerste Noth, und bereitet, allem Anschein nach, den völligsten Untergang, dieser unsrer so herrlichen und weltberühmten Stadt.

Denn, da der König Totila, seine Friedensvorschläge, so schlechthin verworfen siehet, die kaiserlichen Truppen auch anjetzt, einige Vortheile über die Gothen, im lukanischen erhalten haben; so siehet er, so muß er selbst dahin, und seine Macht auch darthin führen. Er hat denn aber solche Macht bey weitem nicht, daß er dies unser Rom damit besetzen könnte; darf überdem auch uns, nur wenig trauen, und muß also nun fürchten, daß,

Digitized by Google

daß, so bald er uns den Rücken kehret, und Bellsar, oder sonst ein kaiserlicher General, sich hier nur zeiget, wir sofort auch, ihm entgegen laufen; in unsere Stadt ihn lassen, und mit demselben uns, gegen ihn verbinden.

Er hats derowegen im Ernste schon beschlossen, unsere Graben zuzufüllen, unsre Mauren niederzureißen, unsere prächtigen Gebäude in Asche zu legen, und uns denn, anderwärts wohin zu führen, damit er nicht ein so zahlreiches Volk, in einer so großen und festen Stadt, als einen Feind in seinem Rücken habe. Was er denn auch beschlossen hat, das sehen wir, zum Theile, schon erfüllet. Denn würklich werden jetzt, die tiefen Graben um die Stadt, an vielen Orten ausgefüllet, und würklich werden auch die Mauren nun schon eingestürzet.

*) Die Galle möchte einem empfindsamen Manne, in der That hier überlaufen, wenn er des Justinianus Betragen siehet, und ihn als einen frommen Herrn gepriesen findet.

Mit den Gothen führt er einen Krieg, um Italien zu erobern, zu welchem Lande er, auch nicht das mindeste Recht aufweisen kann. Und, in diesem vieljährigen Kriege plündert er seine Unterthanen, um die Unkosten desselben aufzutreiben; zwingt die unglücklichen Bürger Italiens, daß sie sich vom Koth und Menschenfleische nähren; daß sie Hungers sterben, und daß sie bey Hunderttausenden, mit dem Schwerdt geschlachtet werden müssen. Aus bloßer Ehrsucht nimmt er auch, den Frieden hier nicht an, den jedes, nur menschlich denkende Herz, in diesen Umständen, gern würd angenommen haben, und doch soll er ein frommer Christ noch seyn.

**) Von den kirchlichen Angelegenheiten, können wir, ohne uns zu sehr, in die Kirchengeschichte zu vertiefen, nichts weiteres, als überhaupt nur dieses sagen:

Ob Origenes, dessen wir schon sonst gedacht, ein Ketzer wäre oder nicht, und ob man seine Schriften, mit Recht oder mit Unrecht verdammen könne, darüber streitet man sich lange schon, jetzt aber mit solchem Eifer, daß darüber, besonders in Palästina, viele ihr Leben verliehren, und daß der Kaiser, ein neues Feld nun vor sich siehet, auf dem er Ehre erndten könnte, wenn er diesen Eifer bändigte, und die Christenheit vereinigte.

Er sieht denn aber, in Religionssachen, für sich selbst nicht weit, wendet sich also an einen Bischof, dem er viel zutrauet, der aber, den Streitenden keinesweges nachgeben, sondern über sie, nur triumphiren will, und erhält von demselben den Rath, daß er, der Kaiser, anjetzt nur dies und das (was hier zu wissen uns nicht nöthig ist) verordnen solle; so würde sich die Einigkeit so gleich auch finden.

Diesem Bischofe, folgt also, der schwache Fürst. Er verordnet nun, was er verordnen soll, aber, kaum hat er dies gethan, so siehet alle Welt, er hat die Parthie des schlauen Bischofes, ohne daß ers merkt, gestärkt, und ihr seinen Beyfall gegeben, die gegenseitige aber beleidiget, und also wahres Oehl, ins Feuer gegossen.

Ein großer Theil der Bischöfe, insonderheit aber die Patriarchen, wollen nemlich seine Verordnung schlechterdings nicht gelten lassen, und da wird er, über sie nun böse; droht ihnen seinen Zorn, auch die Absetzung von ihren Aemtern, und macht also, daß diese Herren, um den

Würkungen seines Zornes zu entgehen, nun freylich wohl, das alles unterschreiben, was er von ihnen unterschrieben wissen will, daß sie demohnerachtet aber dies nicht glauben, und nicht lehren, sondern destomehr nun murren, und destomehr auch nun die Christenheit entzweyen.

Solch ein großer Kaiser aber, als er, in seinem Wahne ist, der sollte etwas unternehmen, und nicht zu Stande bringen? das dünket ihm nur Schande. Um diese Schande also zu vermeiden, will er, die sämtlichen Priester und Bischöfe in der Christenheit, sollen sich schlechterdings nach ihm hier fügen, und glaubt, er werde dies um so leichter bewürken, wenn er den Pabst Vigilius aus Rom, auf seine Seite zöge, und wenn der sodann, mit seiner ganzen Geistlichkeit, ihm Beyfall gäbe.

Er schreibt derowegen diesem Pabste, daß er zu ihm nach Constantinopel kommen solle, und denkt ganz sicher, derselbe werde nun sofort auch dahin eilen. Unser Pabst weiß es aber gut genug, was er da soll; will indessen nichts weniger, als daß ein Kaiser sich in Kirchensachen mische, und darinnen Richter sey, bleibt also zurück, und geht viel lieber, wie wir oben schon gehöret, nach Sicilien herüber, da er vor den Gothen, in Rom nicht sicher bleiben darf. Der Kaiser fährt indessen fort, ihn zu sich einzuladen, und da der arme Mann, zu den Gothen sich nicht wenden darf, Sicilien aber in der Hand des Kaisers ist, und er nun dessen Zorn befürchten muß, so geht er endlich zu ihm hin, erlebt daselbsten aber sehr viel sonderbares.

Denn als er zu dem Kaiser kömmt, so überhäuft ihn dieser Herr, mit allen Arten der Ehrenbezeugungen, und so steht auch Theodora, die Kaiserin, die ihn zum Pabst erkohren hat, vor seinen Augen, und dringet so gewaltig in ihn ein, daß er, so ungern er auch will, der kaiserlichen Verfügung lauten Beyfall giebt, und also seine Orthodoxie um Gunst verkauft.

Er indessen, der durch die Schmeicheleyen des Hofes, dergestalt verblendete Mann, erklärt sich nicht so bald für die Verordnung des Kaisers, als ihn auch sofort, die ganze orthodoxe Christenheit, als einen Ketzer betrachtet, und über ihn so sehr auch schreyet, daß er endlich, (aber nicht so gleich, sondern erst im Jahr 550) seinen, den Verordnungen gegebenen Beyfall widerruft, dadurch aber, den Kaiser dergestalt entrüstet, daß ihn derselbe in der ersten Hitze, feste nehmen, gefangen setzen, und wohl gar auch tödten will.

Er, unser Pabst Vigilius, weis dies aber schon vorher, und er flieht derowegen in eine Kirche, hält sich auch in derselben, weil er ein starker Mann vom Leibe ist, an einem Pfeiler, des, in ihr stehenden Altars, dermaßen fest, daß die Häscher, die ihn aus der Kirche führen sollen, ihn nicht von der Stelle bringen können. Er entweicht denn endlich aber aus der Kirche, und wird, weil der Kaiser sehr wohl weiß, wie viel ein Patriarche Roms, anjetzt bereits in den Augen aller Christen gilt, wieder nach Constantinopel berufen, wohin er, nachdem ihm der Kaiser alle Sicherheit gelobet, würklich auch gehet, aber selbst nicht weiß, für wen er sich erklären soll, jedoch bey seiner letztern Meynung bleibet, da der Kaiser, und dessen Parthie, nicht weniger als er, auf ihrem Sinn ganz unbeweglich stehen.

Um also, die Gewissen der Menschen, in unerheblichen Dingen zu fesseln, und über sie zu herrschen, blos darum denkt Justinian jetzt immer nur, an diese kirchliche Sachen, sonst aber, weder an das Elend des Krieges, noch an die große Noth, in die er seine Unterthanen, durch die härtesten

testen Auflagen stürzet. Und, um die Ehre zu haben, ein Eroberer Italiens zu heißen, räth auch Belisar nicht hier zum Frieden, ist dennoch aber ein vortrefflicher Mann, weil er für die Orthodoxen ficht, und paradoxe Menschen schlachten will: sind das preißwürdige Männer?

Er, Belisar, führt auch anjetzt, wie die Geschichte deutlich sagt, auf eigene Kosten, diesen Krieg: und wer ist demnach der Kaiser, der diesen Belisar, und seiner geldgierigen Gemahlin die Erlaubniß giebt, Italien zu plündern, um die Kriegeskosten zu bestreiten, und um Reichthümer zu sammlen? Wer ist auch Belisar, der, es sey nun, aus kriegerischer Lust, oder aber aus Geiz, solch einen verderblichen Krieg unternehmen; und so viel Jahre lang, selbst gegen den Totila, einen so vortrefflichen Herren, führen kann? — Christen sollen diese Männer seyn, Unchristen aber sinds, die jenes beherzigen, und dieses behaupten!

Nach Christi Geburt 547.

Rom.

Der gute König Totila, hat würklich sich gar sehr geschadet, da er, dies unser Rom nicht abgebrannt, und nicht alle unsre Mauren, der Erden gleich gemachet hat.

Denn nun, da er von hier aufgebrochen ist, nun ist auch Belisar hier wieder eingerücket, und ob schon Totila, den Rath, und das Volk von hier, mit sich hinweggeführet, und also die Stadt, von ihren Bewohnern ganz entblößet hat; so finden sich denn doch derselben viele wieder bey uns ein, so kommen jetzt auch die schon wieder, die noch vor der gothischen Belagerung, und während derselben, sich von hier flüchteten, und so ist denn wieder Volk in Menge hier. Sind denn auch die großen weiten Graben um die Stadt, vom Totila, an vielen Orten zugedammet, und die Mauren hin und wieder, nebst den Thoren eingerissen und zertrümmert worden; so thut das alles uns nicht sonderlichen Schaden, und so läßt Belisar, die Graben nun schon wieder räumen, die Mauren aber wieder bessern, und die Thore, in Ermangelung der darzu nöthigen Handwerksleute, mit seinen Truppen, auch mit spanischen Reutern wohl besetzen, und so wird er sich genugsam halten, und dem Totila, die dereinstige Wiedereroberung dieser Stadt, gar sehr erschweren können.

Ein anderes aus Rom.

Totila ist, nachdem er, in andern Gegenden, seine Absichten erreichet, und die Kaiserlichen überall geschlagen und verjaget hat,

sehr unverhofft vor unser Rom ankommen, und hat dasselbe heftiglich bestürmet. Er hat indessen, von Seiten unsers Belisars, einen solchen Widerstand hierselbst gefunden, daß er mit großem Verluste, hat zurücke gehen, und unser Rom, dem Belisarius in Händen lassen müssen.

Hat er denn aber, auf dieser Seite, und bey dieser Stadt, einen merklichen Verlust erlitten; so scheints dagegen doch, daß er von einer andern Seite, großen Vortheil für sich erndten werde, indem der austrasische König Theodebert, in Italien eingedrungen ist, und nun, da Totila einen Theil Liguriens, das mayländische, und das venetianische Gebieth, ihm abgetreten hat, seine Waffen gegen den Kaiser kehren, und Italien von allen kaiserlichen Truppen reinigen will.

In Verbindung mit diesem fränkischen Fürsten, wird er also, allem Anschein nach, über den Kaiser hier noch siegen, und der Ostgothen Reich, von neuem hierselbst gründen können.

Aus Persien.

Mit dem Kaiser in Constantinopel, sind wir schon wiederum im Streit, denn er nimmt sich jetzt der Lazier in Colchis an, die sich unter ihrem Könige Gubazes der Oberherrschaft unsers Cosrhoes, entziehen, und unter dem Schutz des Kaisers stehen wollen. *)

*) Cosrhoes denkt, wie die Lazier sich einmal schon von den Persern ab- und zu den Römern hingewendet haben, so dürften sie dieses, auch in der Folge thun, und wird also schlüßig, sie allesamt aus ihrem Lande, in ein anderes, und zwar besseres, zu verpflanzen. Indem er aber die Anstalt hierzu macht, indem setzet dieses Volk sich gegen ihn in Verfassung; bittet den Kaiser um Schutz und Hülfe, und erhält nun auch, was es von ihm hier bittet.

Er nun, der Kaiser, den die Perser ofte schon gebeuget haben, er sollte billig dies nicht wagen, er wagt es aber, und man höre warum!

Cosrhoes ist der Christen Feind, hat aber in Armenien, Mesopotamien, u. s. w. unzählig viel christliche Unterthanen, und auch die Lazier nennen sich Christen. Der Kaiser sagt also: — „ich muß den Christen helfen!“ denkt, jene Unterthanen sollen sich empören, und alle Christen sollen ihn, als ihren Schutzgott preisen, auch in Glaubenssachen, sich nach ihm bequemen: — welch ein eitler, böser Herr!

Constantinopel.

Die kirchlichen Streitigkeiten dauren hier noch immerfort, da während dessen, ein Schwarm barbarischer Völker, die sich Slaven *) nennen, in unser Gebieth eindringet, und da aus Italien, unser Belisar, uns immerfort um frische Truppen bittet, auch im Colchischen mit den Persern, wieder neue Händel sind, und unser Herr also, an ungleich wichtigere Dinge, wohl genug zu denken hätte. Er will indessen, daß in allen Dingen, die Menschen sich nach ihm nur richten sollen, und läßt also die kirchlichen Sachen durchaus jetzt nicht aus seinem Auge.

*) Die Slaven sind, in Ansehung ihres Ursprungs und ihrer ersten Wohnsitze, eben so

Digitized by Google

so unbekannt, als andere Völker. Von ihnen weiß man nur, daß sie anjetzt in Germanien, (das ist Deutschland) wohneten, oder vielmehr darinnen wanderten; daß ihre Völkerschaft, sich eben so, wie z. E. noch heut zu Tage, die Ober- und Niedersachsen, in verschiedene Stämme theilete, und daß unter ihnen Böhmen; auch Mähren; Lutitier oder Lausnizer; Dalemincier oder Meissener; Obotriten, oder Mecklenburger; und Haveler, die sich an der Havel aufhielten, zu finden waren. Ihre Sprache hieß die Slavonische, hat vielen andern Sprachen den Ursprung gegeben, und wird noch in, und außerhalb Deutschland geredet. Das Gebieth also, das dieses Volk anjetzt besaß, war groß genug, und das Volk war derowegen, ein immer schon sehr fürchterliches Volk.

Nach Christi Geburt 548.

Rom.

Belisarius hat eine gute Besatzung hier zurück gelassen, und ist nach Sicilien herüber gegangen, weil ers in Erfahrung gebracht, daß Totila dahin sein Auge richte, und diese, nicht genug besetzte vortrefliche Insul, den Kaiserlichen zu entreissen suche. Demohnerachtet aber sind noch immer, verschiedene Corps der Kaiserlichen hier im Lande, und unaufhörlich hört man auch von Gefechten, von Ausfällen und von Eroberungen, die bald der Gothen, bald aber ihrer Feinde Sieg verkündigen, die immer aber unser Schicksal nicht entscheiden, jedoch die Noth und das Elend unsers Landes unaufhörlich größer machen.

Hätt auch nicht der Tod, den fränkischen König Theodebertus, *) plötzlich aus der Welt gerissen, so würde sicher auch das Elend des Krieges, sich noch weiter ausgebreitet, und wohl noch mehrere Länder, eben so, wie unser Italien, auf das schrecklichste verwüstet haben. Denn er, der gedachte Fürst, wandte sein möglichstes daran, um die Longobarden und die Gepiden, mit sich zu verbinden, und dem Kaiser in Illyrien einzufallen. Jetzt ist er indessen aus der Welt gegangen, und da nun Theudebert, sein Sohn, erst dreyzehn Jahre alt, auch schwächlicher Natur nur ist; so wird von diesem allem, nun wohl nichts geschehen, und so wird Totila, für sich alleine nur, mit unsers Kaisers Macht zu kämpfen haben.

*) Der schwache und eitle Kaiser Justinian, nennt sich in seinen Ehrentituln, unter andern auch, einen Ueberwinder der Alemannen, der Franken und der Deutschen; erbittert also den Theodebert, und macht, daß

daß der den Vorsatz faßt, durch die Präfektura Illyriens hindurch, bis nach Constantinopel zu gehn; da, den Kaiser, in seiner eignen Residenz zu besuchen, und ihn aufzufordern, daß er ein Ueberwinder der Franken werde. Ob nun aber auch der Tod, ihn von der Welt wegnimmt; so behält denn doch sein Sohn, die Länder seines Vaters, und also auch die Länder Italiens, die dieser im Besitze hatte, und so ist weder Totila, noch Belisar anjetzo stark genug, ihm diese Länder abzunehmen.

Constantinopel.

Theodora, *) unsere Kaiserin, ist am Krebs gestorben, und da dachten wir, da würde, ihre große Freundin Antonina, **) die Gemahlin des Belisars, die Reise aus dem Feldlager ihres Gemahls umsonst gemachet haben, und es vom Kaiser nicht erhalten, daß er ihren Gemahl aus Italien rufe, und ihm gegen die Perser, im Colchischen das Commando gäbe. Wir sehn indessen, daß der Kaiser wirklich ihr zu Willen lebt, und wirklich schon den Belisar zurückberuft, um ihn gegen die Perser in das Feld zu senden.

Traurig ists indessen, daß dieser unser Kaiser, sich so viel Händel macht, und besonders mit kirchlichen Dingen dergestalt beschäftigt ist, daß in Asien, wie in Italien, der Krieg nie recht geführet werden kann; daß während dessen auch die Slaven, die Präfektur Illyriens, bis an Durazzo hinan, verwüsten, und nun auch sich darinnen, (in dem heutigen Sclavonien) niederlassen können; ja, daß auch unsere Truppen jetzt gar nichts mehr von Kriegszucht wissen, und unter andern in Rom, ihren General Conon, ungescheut ermorden, auch ihm, unserm Kaiser, diesen ihren Frevel melden, und ihm sagen lassen dürfen: — „daß wenn er ihnen diesen Mord nicht völligst verzeihen würde, sie allesamt zum Totila sich wenden wollten.

*) Die höchst unwürdige Frau, die Kaiserin Theodora, wird freylich wohl mit allem Recht, von allen Geschichtschreibern getadelt und verabscheut, aber sie wird es wahrlich nicht der schändlichen Thaten, sondern nur des Glaubens wegen, nach welchem sie die Eutychianer schützete, als welches unsre rechtgläubige Geistlichen zu aller Zeit noch ungleich mehr, als selbst den Teufel scheuen. Und gewiß, hätte sie nur, den orthodoxen Priestern, beständig zu Gefallen gehandelt; hätte sie auch das Geld, was sie so sehr verschleuderte, den orthodoxen Priestern in die Hände gegeben, und die damit beschenket: ihr Name würde dann gewiß, mit eben der Ehrfurcht angeführet seyn, mit welcher die Namen ihres Gemahls, und die Namen der Constantine, auch der Clodovåen angeführt zu werden pflegen; und der Beweis hiervon ist leicht.

Denn, wenn sie, eine eingeständlich äußerst ruchlose Dame ist, und Justinian, mit Gott, mit Tugend und mit Laster, ihrentwegen so sehr spottet, daß er von einer so unwürdigen Frau, sogar in öffentlichen und feyerlichen Gesetzen, und in andern Denkmälern sagen kann: — „sie sey die allergottesfürchtigste Gemahlin; Gott selbst habe sie ihm als ein großes Guth gegeben; er bediene sich in allen Dingen ihres Rathes; alle Obrigkeiten sollten

sollten auch ihr, den Eyd der Treue leisten; auch ihr, wie ihm zu gehorchen verpflichtet seyn u. s. w.!“ Ist denn Justinianus, nicht wirklich auch der Vertheidiger, der Lobredner, und der Beförderer ihres Frevels? Und warum wird denn er gerühmet? Warum wird er, nicht eben so wie sie, verabscheuet und verfluchet, da doch in jedem andern Falle, der Hehler, wie man sagt, nicht besser als der Stehler ist? — Er baute denen Orthodoxen ihre Häuser; er nahm den Irrenden das Leben, und er gab einen Theil ihrer Güter, den vermeynlich rechtgläubigen Priestern in die Hände: darum, nur darum pries man ihn! Hätt also Theodora dies gethan, man würde wahrlich sie, dann eben so gepriesen haben.

**) Madame sah es nun, daß, so weit der Arm ihres Gemahls sich über Italien erstrecken konnte, so weit auch Freund und Feind in selbigem schon ausgeplündert wäre, und daß sie derowegen, in diesem Lande, keine Schätze weiter einzuerndten hätte. Sie eilte derowegen an den Hof, und würkte eine neue Beute für sich und ihren niederträchtigen Gemahl, der ihr beständig sich zu Füssen warf, an diesem Hofe aus.

Rom.

Unser Belisar, ist nach Constantinopel abgegangen, und soll den Krieg in Asien, gegen die Perser führen. Er hat denn wirklich auch, während seines letztern Aufenthalts in diesem Lande, wenig ausgerichtet, und seine Gegenwart wird dieserwegen, schwerlich weiter hier vermisset werden, als daß man der Plackereyen, und der Gelderpressungen, etwas weniger sehen wird, da er, ein Meister in dieser Kunst, mit seinem schändlichen Weibe, nicht mehr hierselbst zu finden ist. Hat er indessen keine neue Lorbeern hier geerndtet, so hat er doch die besten Schätze für sich eingesammlet, und so wird er selbige, mit seinem Kaiser nun wohl theilen können, da dieser ihm anjetzt das reiche Asien, zur Sammlung neuer Schätze, geben will.

Nach Christi Geburt 549.

Constantinopel.

Auch die Gepiden und die Longobarden, die so viele Jahre lang sich ruhig hielten, haben jetzt den Slaven nachgeahmet, und unsere Provinzen geplündert, ohne daß der Kaiser, ihnen dies gewehret hätte, oder es noch jetzt an sie, zu ahnden suchte. Er will nemlich vorjetzt, nichts weiteres, als nur Italien erobert; den Laziern geholfen, und auch den Glauben der Menschen, seinen Verordnungen unterworfen sehen. Und da dies seine jetzige Absichten, einzig und allein nur sind;

so läßt er alles andere gehen, wie es immer gehen mag; giebt sogar den eben gedachten Völkern, die er nur mit Stahl zurückweisen sollte, so viel Geld, als sie, um ruhig zu seyn, von ihm begehren, und macht, so sehr er auch die Abgaben der Unterthanen erhöhet, demohnerachtet noch die größesten Schulden.

Rom.

Durch Hunger hat uns Totila, schon wieder sehr geängstiget, und durch Verrätherey, ist er nun wiederum, in diese unsre Stadt gekommen, wo ihm, beynahe die ganze kaiserliche Besatzung, in die Hände gefallen, und theils niedergehauen, theils aber gefangen genommen ist.

Fürchteten wir indessen, daß diese abermalige Eroberung unsrer Stadt, den gänzlichen Untergang derselben, ganz ohnfehlbar nach sich ziehen würde; so müssen wir es doch bekennen, daß noch zur Zeit, dies nicht geschehen ist, und wahrscheinlich, auch nicht geschehen wird.

Denn er, der gute König, geht mit uns, recht wie ein Vater mit den Kindern um, und hat sogar auch die, die er zuvor von hier hinweggeführet, zurückberufen; stellt auch, um uns hier zu vergnügen, Wettlaufen mit Pferden an, und will also uns nur durch Gütigkeit, mit sich verbunden sehn.

Er ist denn auch noch jetzt, in vollem Ernst zum Frieden geneigt, und hat nun abermals, Gesandten nach Constantinopel abgeschickt, um den Frieden zu bewürken, indem das Elend, das, der nun schon 14 jährige Krieg anrichtet, seinem so sehr guten Herzen, über alle Maaße schmerzlich ist.

Constantinopel.

Der Kaiser hat abermals eine Gesandschaft, von dem Könige Totila erhalten, dieselbe aber, ohnerachtet ers gewußt, daß sie um Frieden bitten sollen, auch nicht einmal zum Gehör gelassen, sondern ungehört, zurückgeschickt. Aus den Frieden mit den Gothen wird also noch immer nichts, und daran ist wirklich wohl, Vigilius, der Pabst aus Rom, der immer noch in dieser Stadt, und an dem Hofe lebt, am meisten schuld. Denn dieser siehts genug, daß wenn nun Totila Italien behalten sollte, derselbe ihn, wohl nimmermehr als Pabst erkennen würde. Er treibt also den Kaiser, zur Fortsetzung dieses Krieges, und zur Ausrottung der Gothen, unermüdet an, *) und weil der Kaiser denkt, daß die rechtgläubige Geistlichkeit, sich dann auch gegen ihn, noch weit gefälliger erzeigen, und seinen Verordnungen Beyfall geben werde; so bleibt er auch dabey, daß er Italien erobern will.

*) Dies wird hoffentlich der beste Erweis, für die unvergleichliche Sinnesänderung dieses heiligen Vaters seyn. — Das Herz muß jedem Menschen brechen, der sich einen so vieljährigen und in aller Absicht ungerechten Krieg, nebst allen Scheusalen des Krieges, nur etwas lebhaft gedenkt. Fluchen muß dann solch ein Mensch, dem Manne, der doch wohl gut und sehr gemächlich leben könnte, der aber, um gleichsam

sam angebethet zu werden, die noch so unzähliger Menschen fühllos sieht; der Ströme des Menschenbluts darob vergiessen läßt, und der demohnerachtet Gottes und Jesu Christi sich noch rühmet; Beyder Freund seyn will, und doch, was menschlich und was göttlich, so frech mit Füßen tritt. Weinen mögt man aber auch, wenn man den edlen Totila so sieht; wie er der Völker Wohl nur sucht; wie er bey ihren Schmerzen leidet; wie er so gerne retten und bewahren will, aber wenig retten und bewahren kann; und wie sogar kein Fürst und Volk jetzt ist, das diesem edlen Herrn sich zugesellt, und nun, mit ihm, der Völker Wohl besorget.

Rom.

Der Kaiser hat die Gesandten unsers Totila, ohne ihren Antrag zu hören, zurückgesandt, und will noch ferner Krieg, nicht aber Frieden haben. Der König Totila ist indessen zum Kriege, wenn er selbigen nothwendig führen muß, geschickt und aufgelegt genug; macht also verschiedene, sehr beträchtliche Eroberungen, in Ansehung der festen Städte, die von den Kaiserlichen noch besetzet sind, und ist insonderheit nun auch, nach Sicilien herübergegangen, um diese Kornkammer Italiens, den Kaiserlichen zu entreissen, und sich dadurch, des nöthigen Proviants versichert zu sehen.

Nach Christi Geburt 550.

Constantinopel.

Gegen die Perser fechten wir mit abwechselndem Glücke, gegen die Gothen in Italien aber, ziehen wir noch immerfort den Kürzeren, und laufen insonderheit nun auch Gefahr, Sicilien zu verlieren, da Totila dahin gegangen ist, unterschiedene Plätze dieser Insel schon erobert hat, und Syracus anjetzt belagert hält.

Mehr als sonst, ist indessen unser Kaiser, jetzt im Ernst darauf bedacht, die Gothen unters Joch zu bringen. Denn er schickt anjetzt zwo Flotten nach Anander nach Sicilien ab, um Syrakus daselbsten zu entsetzen, auch den Totila aus Sicilien zu verjagen, und er läßt auch den Germanus, seines Bruders Sohn, auf dessen gute Eigenschaften, unser aller Auge lange schon gerichtet ist, mit grossen Summen Geldes, nach Illyrien abgehen, um daselbsten Truppen anzuwerben, und mit denselben in Italien hineinzubringen, um die Gothen daraus zu vertreiben.

Dieser unser Germanus ist denn auch, mit Mathasunthen, der ehemaligen Gemahlin, des gothischen Königes Vitiges, vermählet. Und da diese Dame, eine Enkelin

kelin des großen Theodorichs ist; so hoffen wir nicht ohne Grund, daß viele Gothen sich nicht wenig weigern werden, gegen den Gemahl einer Enkelin ihres ehemaligen, bey ihnen so beliebten Königes zu fechten, und daß ohnedem auch diese Dame, die Angesehenen unter den Gothen, die sie zu Freunden hat, gar leicht bewegen werde, die Parthie des Totila nun zu verlassen, und den Waffen unsers Kaisers, auf alle nur mögliche Art, beförderlich zu seyn.

Sollt indessen, auch hierdurch nicht, das alles was wir wünschen, in Erfüllung gehen; so ist doch auch, von Seiten der Franken, für uns noch viel zu hoffen, da unser Justinian, besonders an den austrasischen Hof, einen Gesandten abgehn läßt, der sich bey dem jungen Könige darüber beschweren soll, daß sein Vater, unserm Kaiser, den, schon beym Anfange des gothischen Krieges, ihm versprochenen Beystand, nicht nur nicht geleistet, sondern sogar auch in Italien eingefallen ist; daß er auch dem Kaiser und den Gothen, einige Provinzen daselbst entrissen, die Longobarden und Gepiden aber wider den Kaiser aufgewiegelt, und sich zu einem förmlichen Kriege wider ihn gerüstet, auch gegen den Totila, darzu verpflichtet hat.

Dieser Gesandte soll denn auch, dem gedachten jungen Könige, die Macht des Kaisers schildern; ihn, an seinen Eifer für den rechten Glauben, in dem der junge König ebenfalls erzogen ist, nachdrücklichst erinnern, und es ihm begreiflich machen; wie pflichtmäßig und wie vortheilhaft es für ihn sey, es mit dem Kaiser zu halten, und den Totila, nebst allen seinen irrgläubigen Gothen, aus Italien nun gänzlich auszurotten.

Eben dieser Gründe, bedienet sich denn auch, sowohl bey diesem, als auch bey den übrigen fränkischen Fürsten, (bey dem Clotarius und Childebert,) der Pabst Vigilius aus Rom, der immer noch hier ist, und der den Bischöfen Galliens, es unermüdet schreibt, daß sie ihre Fürsten, zur Bekriegung des Totila, und zur Ausrottung der ketzerischen Gothen, stets ermuntern sollen. Dieselben werden also, um so viel mehr dies thun, da ihr eigener Haß, gegen dieses ketzerische Volk, sie dazu treibet, und wir können derowegen des Beystandes der Franken, uns gewissermaßen wohl versichert halten. *)

*) Wenn Vigilius, nachdem er dem Kaiser widersprochen, und aus Constantinopel entflohen ist, vom Kaiser nach Constantinopel zurück berufen wird, und da nichts leidet, obschon er bey dem Widerspruch beharret; so hat man hier Gelegenheit, die Ursach davon einzusehen.

Vigilius kannte nemlich den Geist, der italiänischen und der gallischen Geistlichkeit. Er wußte, daß sie wider die Religionsverfügungen des Kaisers gesonnen war, und er mußte, wollte er bey ihr noch fernerhin im Ansehn bleiben, es schlechterdings mit ihr nur halten, also dem Kaiser widerstehen.

Je mehr er aber hier nun widerstand, desto mehr verehrte ihn, die obgedachte Geistlichkeit, und wollte nun der Kaiser, diese Geistlichkeit zum Freunde haben; wollte

wollte er durch sie, die Eingebohrenen Italiens und Galliens, in Abneigung von den Gothen erhalten, und die fränkischen Fürsten, zur Theilnehmung an dem Kriege gegen die Gothen reizen, so durft er diesen, von der Geistlichkeit so sehr geehrten Vigilius, gewiß nicht tödten; so mußt er ihn gewiß wohl leben lassen; so mußte er ihm auch, in manchen Dingen zu Gefallen leben, und ihn dabey nur immerfort, zum Schreiben an die Geistlichkeit in jenen Landen, zu ermuntern suchen.

Rom.

Alle Augenblicke erwarten wir die Nachricht, daß Germanus, ein Bruder-Sohn des Kaisers, mit einer mächtigen Armee, in unserm Italien einrücke. Denn wirklich hat derselbe, von dem Kaiser, mit Gelde treflich unterstützt, eine beträchtliche Macht, aus allerley Nationen an sich gezogen; diese Macht bisher in den Waffen geübet, und alle andre nur mögliche Anstalten, zum Aufbruche nach Italien gemacht.

Es sind denn überdem auch noch, zwey kaiserliche Flotten ausgelaufen, die nach Sicilien gehen, und diese Insul, von den Gothen wiederum befreyen sollen, ja es sind auch Abgesandte, an den König Austrasiens, von Constantinopel, und Briefe von unserm Pabst Vigilius, an die rechtgläubigen Bischöfe Galliens, geschicket, um so viel als möglich ist, die Könige Galliens und Austrasiens, gegen die Gothen in die Waffen zu bringen. Fast ist es also nicht anders, es müssen nun die Gothen wohl den Kürzern ziehen, und ihrer Herrschaft über uns ein Ende sehn.

Ein anderes aus Rom.

Indem wir jeden Augenblick die Nachricht erwarten, daß Germanus, mit einer starken Armee, in unser Italien eingebrochen sey, und daß die kaiserlichen Flotten, Sicilien befreyet haben, indem hören wir, daß die Slaven, in den Staaten des Kaisers, neue Verwüstungen angerichtet, also die Macht des Germanus, auf sich gezogen, und ihn dadurch, an seinem Marsch hieher, gehindert haben, ja, daß auch die eine unsrer Flotten, Schisbruch gelitten, die andere aber alleine nur, in den Hafen von Syrakus geankert habe, und viel zu schwach sich finde, als daß sie Syrakus entsetzen, und den Totila aus Sicilien verjagen könne.

Eben so vernehmen wir denn auch, daß die fränkischen Fürsten, weil ihnen Justinian gefährlicher, als Totila seyn kann, schlechterdinge nicht, mit dem Kaiser gegen die Gothen ziehen wollen, und da würde also, die Eroberung Italiens, dem Kaiser immer noch was schweres seyn, wenn nicht sein Neffe Germanus, jetzt der Oberfeldherr wäre, und wenn er nicht Mathasunthen, die Enkelin des großen Theodorichs, als seine Gemahlin, mit sich führete.

Denn gewiß ist es, dieser Germanus hat einen so guten Ruf vor sich, und zahlet den Soldaten auch, so richtig ihren Sold, daß viele, die jetzt beym Totila in Diensten sind, diese Dienste sobald verlassen, und zum Germanus überlaufen wollen, als sich derselbe nur in ihrer Nachbarschaft befinden wird. Und gewiß ist es auch, daß viele Gothen des Krieges müde, auch der Mathasuntha

so ergeben sind, daß auch um ihretwillen, und weil sie selbst beym kaiserlichen Heere ist, nicht wenige von ihnen, den Totila verlassen, und mit dem Gemahle Mathasunthens sich verbinden werden. Durch die gute Wahl des Feldherrn wird daher der Kaiser, noch am ersten seinen Zweck erreichen, und den Totila besiegen können.

Noch ein anderes aus Rom.

Der kaiserliche Oberfeldherr Germanus, hat zwar die Slaven zurückgejagt, ist aber bald darauf in eine Krankheit gefallen, und gestorben, so, daß die Hoffnung, die man auf ihn hinbauete, mit einemmale nun verloren ist, besonders, da die Slaven, die Staaten des Kaisers abermals durchstreifen, und also auch die Macht, die hieher gehen sollte, gegen sie nun wieder zu gebrauchen ist.

Dieser so wichtige Vorfall hat sich indessen, in etwas zu spät, und da allererst ereignet, da der König Totila, die Insul Sicilien bereits verlassen gehabt, und nach unserm Italien zurückgekehret ist. Denn hätte er, schon dorten dies gewußt, so würde er sicher auch die ganze Insul erobert haben, da die Kaiserlichen daselbst ihn überall gewichen sind. Er hat denn aber dies nicht denken können, sondern fürchten müssen, daß die Kaiserlichen in Italien eindringen, auch mit ihrer großen Macht, die festen Plätze Italiens, erobern dürften, und sich daher gemüßiget sehen, hieher zu eilen, und dieser eindringenden Macht, aufs kräftigste zu widerstehen.

Hat er indessen die ganze Insul nicht erobern und besetzen können, so hat er doch vier feste Plätze derselben, auch noch jetzt in seinem Besitz, und mit Truppen wohl versorgt; ja so hat er auch, aus dieser Insul, so viel Geld, und Vieh, und Proviant zusammen gebracht, *) daß er mit reicher Beute beladen, nach Italien zurücke kehren können, und nun den Krieg auch ferner noch, gar füglich führen kann.

*) Die Sicilianer bitten, schon den Theodorich: „er mögte sie mit gothischer Besatzung verschonen," und versprechen: „im Falle, daß ein Krieg entstünde, und ein Feind sich dorten sehen ließe, als getreue Unterthanen, gegen solchen Feind zu fechten, und sich selbsten zu vertheidigen." Theodorich giebt auch dieser ihrer Bitte nach, und hält fast gar keine Truppen in Sicilien. Seine Nachfolger thun denn auch das nämliche, und vermuthen sich von den Sicilianern, nichts als Dank und Treue. Kaum kömmt aber im Jahr 535 der kaiserliche Feldherr Belisar dort an; so nehmen die undankbaren Menschen, blos weil sie Athanasianer sind, denselben freudigst auf, und unterstützen, während des ganzen Krieges, die Kaiserlichen, mit allem Ueberflusse ihres so gesegneten Landes, zum unsäglichen Schaden der Gothen. — Kriegs-Raison wars derowegen, und gar nicht Grausamkeit, wenn Totila dieses Magazin seiner Feinde, für sich nun öffnete. Ja, der gütigste Fürst konnte hier sehr dringende Ursach finden, alles auszuplündern, und alles zu verheeren.

Constantinopel.

Sowohl die Hoffnung, die wir auf den Beystand der fränkischen Fürsten setzten, als auch

auch die, die wir von den vortrefflichen Prinz Germanus, und von unsern Flotten faßten, ist gänzlich nun verloren, denn die fränkischen Fürsten wollen, wider die Gothen, durchaus nicht fechten; Germanus aber ist gestorben, und die stärkste unserer Flotten, ist durch Schiffbruch zu Grunde gerichtet.

Damit aber nicht zufrieden, daß auf diese Art, die besten Entwürfe, die wir hatten, so vereitelt sind, bringt ein widriges Geschick nun auch die Slaven über unsern Hals, die in unsern Provinzen abermals die stärkeste Verwüstung stiften, auch anjetzt bereits vor Adrianopel stehen, und sogar nun unsere Stadt, mit ihrem Angriff drohn.

Der Kaiser sieht sich derowegen genöthiget, seine Truppen gegen diese Barbaren zu senden, und er kann, wenn er sie nicht mit großen Summen, und mit guten Jahrgeldern zur Ruhe bringt, dergleichen Streifereyen und Verwüstungen, alle Jahr gewärtig seyn. Denn schon haben sie unsere Truppen, die ihnen ihre Plünderungen wehren sollen, auf das muthigste zurückgeschlagen, und was sie derowegen schon gethan, das müssen wir natürlich wohl, auch für die Folge noch befürchten.

Nach Christi Geburt 551.

Constantinopel.

Ein Theil der Slaven ist tapfer auf das Haupt geschlagen worden, und da hat sich der Ueberrest derselben, jedoch mit großer Beute beladen, zurückgezogen, und da soll nun augenblicklich auch, unser Feldherr Narses, mit noch neuen Truppen, und mit großen Summen, zu dem Heere des Germanus gehen, und dasselbe als Oberfeldherr, in Italien einführen.

Weil indessen der Krieg mit den Persern noch fortdauret, die Perser aber für Seide, unermeßlich vieles Geld, aus den Staaten unsers Kaisers ziehen; so hats derselbe seinen Unterthanen nun verbothen, fernerhin noch Seide zu kaufen, und die Perser dadurch zu bereichern. Er will denn aber, da die Perser allein es sind, die uns die Seide liefern können, und da wir auf diese Art ganz ohne Seide seyn müßten, in unsern eignen Staaten Seide bauen, und hat einige Mönche, die in Indien gewesen sind, die auch, wie die Seide gebauet, oder vielmehr, wie die Seidenwürmer, die die Seide geben, gehalten werden müssen, wohl verstehen wollen, nach Indien zurückgeschickt, um Seidenwürmer-

Eyer

Eyer von dort zu holen, und den Seidenbau hier einzurichten. — s. Th. III, p. 452.

Rom.

Totila ist gewiß nicht müßig, sondern belagert gegenwärtig zu Wasser und zu Lande, die feste Stadt Ancona, läßt auch mit seiner Flotte, die schon 300 Segel hat, die Inseln, und die Küsten Griechenlands plündern, um seine Krieges-Cassen zu füllen, und um, dem Kaiser, die so große Lust zu vergällen, die er zum fernern Kriege hat.

Constantinopel.

Unser Narses, der so eiligst sich nach Italien wenden sollte, hat zuförderst die Hunnen, die in unser Thracien uns eingefallen waren, zurückeschlagen müssen, und kann nun allererst seinen Marsch nach Italien fortsetzen. Uebrigens aber sind die Gepiden und die Longobarden, die sich als unsere Freunde und Bundesgenossen, im Pannonischen und Dacischen, seit vielen Jahren schon sehr ruhig hielten, mit sich selbst nun uneins worden, ziehen ihre Schwerdter gegen einander, und bitten beyde uns um Hülfe.

Der Kaiser will denn auch den Longobarden, unter ihrem Könige Audoinus, diese Hülfe würklich leisten, und er sendet derowegen einige Truppen, unter den Befehlen des Justinus und des Justinianus, der zween Söhne des Germanus, unverzüglich dahin ab.

Rom.

Eine, beynahe 300 Segel starke kaiserliche Flotte, ist auf etwan 40 Schiffe des Königs Totila gestoßen; hat dieselben, theils in Grund gebohret, theils hinweggenommen, und dadurch nun, ein solches Schrecken bey den Gothen gewürket, daß sie die Belagerung der festen Stadt Ancona aufgeben, und sich von dort entfernet haben.

Ein anderes aus Rom.

Der König Totila und dessen Flotten haben sich nach Corsica und nach Sardinien gewandt, beyde Insuln erobert, auch einen Theil der kaiserlichen Flotte, die ihnen hierbey wehren wollen, übel zugerichtet. Dagegen hat aber Artabares, ein kaiserlicher Befehlshaber in Sicilien, die, von den Gothen daselbst besetzten festen Plätze erobert, und die Gothen in denselben, zu Gefangenen gemacht, so, daß Totila nun wieder keinen Fußbreit dort besitzet.

Weil indessen der kaiserliche Feldherr, Narses, würklich in Bewegung ist, und in Italien einbrechen will; so besetzet unser Totiles die Pässe, die dorthin führen; so legt er auch, in alle festen Plätze unsers Italiens, die nöthige Besatzung ein, und schickt seine Schätze, nach unterschiedenen festen Plätzen, damit, wenn ja die Pässe, die in Italien hereinführen, vom Narses eingenommen würden, derselbe aller Orten aufgehalten werden könne, und damit auch er, der König Totila, im Fall daß er ein Treffen gegen

ihn

ihn verlöhre, sich, so hier, als dorthin, wenden, und überall auch Gelder für die Truppen finden könne.

Constantinopel.

Die Longobarden haben den Gepiden eine erschreckliche Schlacht geliefert, und dieses Volk fast gänzlich ausgerottet. *) Das nemliche wünschten und hofften wir indessen, von dem kaiserlichen Generale, Narses, in Ansehung unsers Totila, und seiner Gothen zu hören, wissen auch so viel nun schon gewiß, daß bey seinem Heer, in welchem allerley Völker dienen, die größte Lust jetzt herrschet, dem Feinde, in Italien hinein, gerade auf den Leib zu gehn.

*) Nach einigen gieng das Reich der Gepiden schon jetzt, nach andern aber, allererst nach einigen Jahren, in einer noch nachfolgenden Schlacht, zu Grunde. Uns kann dies aber gleichgültig seyn, und so viel ist nur hier zu merken, daß die Longobarden, die nun gar bald, ein ungleich größer Aufsehn machen werden, durch eben diese Besiegung der Gepiden, einen ziemlichen Grund, zu der nachfolgenden Größe ihrer Macht, jetzt legten, und daß einige Tausend von ihnen, nun mit dem Narses nach Italien zogen. Narses war nemlich, so klein und unansehnlich er von Person auch war, und so wenig er auch gelernet hatte, dennoch ein, von der Natur, mit großem Verstande, auch mit sehr viel Muth begabter General. Und weil er auch die großen Geldsummen, die er von dem Kaiser erhielt, nicht für sich behielt, sondern von denselben, den Soldaten ihren Sold, und auch Belohnung gab, so fand er einen desto größern Zulauf, und eine desto größere Liebe, je mehr die andern Generale, den Truppen, sogar den Sold verkürzet, und sie dadurch mit Unzufriedenheit erfüllet hatten.

Nach Christi Geburt 552.

Rom.

Zum Schrecken unsrer Gothen, ist der kaiserliche General Narses, mit seinem zahlreichen Heer, nun würklich in Italien hineingebrochen, und gegenwärtig schon bey Ravenna, welches, noch seit des Königes Vitiges Zeiten, seiner großen Festigkeit wegen, in den Händen der Kaiserlichen gewesen ist. Daran ist denn auch kein Zweifel, dieser Narses wird nur einige Tage daselbst rasten, dann aber sofort auch tiefer in das Land einrücken, und vermuthlich wohl auf unser Rom losgehen. Es bricht derowegen der König Totila, mit dem größten Theile seiner

Macht nun auf, und eilet ihm entgegen, so, daß wir einer entscheidenden Schlacht, in jedem Augenblick entgegen sehen.

Constantinopel.

Von unserm Feldherrn Narses, wissen wir, daß er sich würklich schon, gegen Italien, im Marsch gesetzet hat, und hoffen also alle Tage, die Nachricht von seinem Einbruche in dasselbe, und von noch andern grossen Thaten vernehmen zu können.

Aus Rom.

Das Schicksal unsers Italiens, ist nun so gut als schon entschieden, denn Totila und Narses, haben sich im Felde, herzhaft herum geschlagen, Narses aber hat gesieget; an 6000 Gothen in der Schlacht erlegt; und den Rest derselben in die Flucht getrieben. Totila ist selbst auch schwer verwundet, und der Gothen Muth ist nun gar sehr gebrochen, da er im Gegentheil, den kaiserlichen Truppen ausserordentlich gewachsen ist.

Wie wir indessen nun wohl sehen, so haben wir eben keine Ursach, dieses Sieges wegen, froh zu seyn. Denn die Kaiserlichen, und besonders die Longobarden, die unter ihnen Dienste thun, behandeln unser Italien, nicht, als ein, für den Kaiser erobertes Land, sondern als ein Land, das immer noch dem Feinde gehöret, und das sie nicht erhalten können, also denn nur verwüsten müssen. Sie plündern, sie sengen und brennen nemlich überall, und schänden, sogar auch mit Gewalt, die Weiber, selbst die, die ihre Zuflucht in die Kirchen nehmen. Und da kanns denn uns wenig freuen, daß sie gesieget haben, und daß auch Narses so gemäßigt denkt, und Gott allein, des Sieges wegen, Dank und Ehre giebt. *)

*) Nicht etwa im Scherz, sondern in vollem Ernst, sagt hier, bey diesem Siege, ein sehr berühmter römisch-catholischer Scribent: — „Gott lies den Narses siegen, weil er vor Marien, der heiligen Mutter Gottes, eine so ausnehmende Ehrfurcht hegete!“ Und ein anderer eben so berühmter Scribente sagt, eben so im Ernst: — „Weil der Kaiser Justinian, den frommen Pabst Vigilius, der sich aus Furcht vor ihm, aus Constantinopel hatte wegbegeben müssen, wiederum nach Constantinopel gerufen, und ihn also mit minderer Härte begegnet hatte; so krönte Gott, um dieses Pabstes willen, den Kaiser hier mit Sieg.“ — Es verstehet sich von selbst, daß Protestanten über diese Aeußerungen von Herzen lachen, und daß Deisten diese, und noch viel andere, widersinnige Urtheile der Christen, und zwar der unstreitig sehr gelehrten Christen, nicht ohne großen Schein, darzu gebrauchen, daß sie nun fragen: — wo ist denn das so große Licht, der Schrift, das den Verstand der Menschen sogar sehr erhellet hat? Sind nicht, wenn jene, so etwas im Ernst behaupten, und wenn diese, so etwas im Ernst belachen, Finsternisse im Verstande der Christen, und hat die Vernunft, oder haben Aussprüche der Bibel, diese Finsternisse über die Kräfte des Verstandes verbreitet?

Ein

Ein anderes aus Rom.

Der unglückliche König Totila, ist an seinen, in der letzten Schlacht empfangenen Wunden, gestorben, und da haben die noch übrigen Gothen, einen gewissen Tejas, einen ihrer tapfersten Officiere, als ihren König anerkannt. Dieser, ihr neuer König, sucht denn auch, alle Gothen mit sich zu verbinden, und ist, da er in den, von den Gothen noch besetzten festen Plätzen, so Geld als andere Kriegesbedürfnisse findet, fest entschlossen, den Kaiserlichen jeden Schritt hier streitig zu machen, auch die Franken auf seine Seite zu ziehen, um durch ihre Hülfe, das Glück der Gothen wieder herzustellen.

Uebrigens aber sind wir froh, daß der vortreffliche Feldherr Narses, die wilden Longobarden, die unter seinem Heere waren, und überall so sehr viel Unglück stifteten, verabschiedet, auch unter einer starken Bedeckung nach Hause geschicket hat, damit sie auch unterwegens nicht noch rauben, sengen und brennen mögen.

Noch ein anderes aus Rom.

Mit nur geringer Mühe, hat der tapfere Narses, sich dieser unsrer Stadt bemächtiget, und auch die Gothen, die hier in Besatzung lagen, nebst allem, was sie hatten, in seine Gewalt bekommen. Wir sind also nun abermalen, unter dem Scepter eines rechtgläubigen Fürsten, haben aber bey dieser Gelegenheit, nicht wenige, der Edelsten und Besten unserer Bürger verlohren.

Denn schon der König Totila, nahm 300 derselben, als Geisseln, zur Erhaltung der Treue unsers Volks, zu sich, und diese alle hat anjetzo der neue König Tejas niederhauen lassen. Außerdem aber sind auch die, die sich in auswärtigen Gegenden, in die sie Totila hinführete, befanden, und nun, bey diesen neuen Auftritten, wieder hieher gehen wollten, von den, noch immer in Italien herumstehenden Gothen, als Verräther angesehen, angefallen, und fast insgesamt getödtet worden.

*) Rom ist zu groß, und Totila zu schwach, als daß er die ganze Stadt, mit Truppen besetzen kann. Er legt also in Rom, eine Festung an, eben da, wo jetzt die Engelsburg ist, und besetzt nur die allein, mit seinen Truppen. Diese seine Truppen werden indessen, nach dem Tode des Totila, von dem Narses umschlossen; können nicht füglich einen Entsatz vermuthen; und sind auch wahrscheinlich, nicht sowohl gegen eine feindliche Macht, sondern gegen die Bürger Roms (damit diese nicht, so lange Totila im Felde stünde, die Thore vor ihm sperren, und sie den Kaiserlichen öffnen mögten) dahin geleget. Ihre Gegenwehr kann dieserwegen wenig nutzen, und sie ergeben sich demnach, sobald ihnen Narses die Versicherung giebt, daß er ihres Lebens schonen wolle.

Constantinopel.

Aus Italien läuft hier die freudenvolle Botschaft ein, daß unser Narses, den König Totila geschlagen, und erleget habe, auch erhalten wir, zum Zeichen dieses Sieges, die

mit Blut bedeckte Kleidung, des, so glücklich besiegten Königes, und sein, mit Blut gefärbtes Diadem. *) Jetzt also, da dieser König nicht mehr ist, jetzt erwarten wir in jedem Augenblick, noch fernere freudenvolle Begebenheiten, von unserm Narses zu hören, und denken, daß anjetzt, die völlige Eroberung Italiens, nicht eben weit entfernt seyn könne.

*) Der schwache Kaiser Justinian, sieht diese, vom Blut des Helden gefärbten Dinge, mit großer Wonne an, hätt er ihm aber persönlich unter Augen treten sollen, so würde er vor ihm gezittert haben. Zaghafte und niedrige Seelen freuen sich indessen allemal, wo sie das Unglück großer Männer sehen, da im Gegentheile große Seelen, bey dem Unglücke großer Männer, dem Helden Cäsar ähnlich sind, der seiner größten Feinde, des großen Pompejus, und des Cato Tod beweinet. — Nur Schade, Cäsar war ein Heyde, Justinianus aber ein gepriesner Christ.

Nach Christi Geburt 553.

Rom.

Im Campanischen hat unser Narses, dem Könige Tejas und seinen Gothen, eine Schlacht geliefert, die dem Tejas das Leben gekostet, die Gothen aber bewogen hat, sich in Unterhandlung einzulassen, und das Versprechen von sich zu geben, daß sie allesamt, mit allem was sie haben, ruhig nach ihrer Heymath, und von dort, aus den Ländern unsers Kaisers weichen wollen.

So sehr haben nemlich diese Leute, auch noch nach dem Tode ihres, ohnstreitig tapferen Königes Tejas, zwey Tage lang, gefochten, daß sie noch dieses haben fordern können. Und so sehr hat auch Narses, ihren Muth und ihre Tapferkeit, in diesen zween Tagen, erfahren, daß er, nach dem Rathe seiner Unterfeldherren, ohne große Gefahr, es gar nicht wagen dürfen, sich ferner noch mit ihnen zu messen; also, ihre Forderungen bewilligen, und sie ganz ungehindert ziehen lassen müssen, da sie dem Scepter des Kaisers schlechterdings nicht unterworfen leben, sondern viel lieber zu den Franken, oder zu andern Barbaren, ihre Zuflucht nehmen wollen.

Dem sey denn aber immerhin jetzt so, unser Italien wird doch nun bald beruhigt seyn, denn hoffentlich werden die Gothen, die in den festen Plätzen hin und her noch stehen, sich um so leichter jetzt ergeben, da keine Armee von ihrer Nation, im Felde ist. Und hoffentlich wird nun auch, den austrasischen Franken,

Franken, die zum Einbruche in Italien geneigt seyn sollen, die Lust hierzu vergehen, da unser Narses schon das Uebergewicht hier hat, und da derselbe, falls sie diesen Einbruch wagen sollten, vor den Gothen ungehindert, ihnen, mit seiner Macht zu Leibe gehen kann.

Constantinopel.

Italien sehen wir als schon erobert an, denn unser Narses, hat auch den Tejas, der ihr König war, besieget und erlegt, auch mit dem Heer desselben, solchen Vergleich gemacht, daß es aus einander gegangen ist, und daß ihm, nur die festen Plätze noch im Wege stehen, die von einigen Gothen besetzet sind, die sich jedoch, ohne daß ein Heer im Felde ist, ohnmöglich lange halten können.

Ist denn aber in Italien der Zeitpunkt da, der den Frieden zu verkündigen scheinet: so fechten wir doch noch immer, ohne solchen Schein, mit abwechselnden Glück, gegen die Perser, in dem colchischen, und so ist auch, in kirchlichen Sachen, noch immer Streit, ja so dürfte dieser Streit, auch jetzt noch ungleich stärker werden, da der Kaiser ein allgemeines Concilium hier angeordnet hat, und da 150 hier versammlete Bischöfe, wider den Inhalt des letztern chalcedonensischen Conciliums, den einmal schon vom Kaiser gegebenen Verordnungen gemäß, so manches, als Wahrheit behauptet, und auch so manches als Irrthum verdammet haben.

Dagegen setzen sich nemlich, der Pabst Vigilius aus Rom, und unzählige Bischöfe unterschiedener Lande auf das heftigste, und da hat das jetzige Concilium, so den Pabst als alle andere Bischöfe und Priester und Layen, die seinen Beschlüssen nicht beystimmen wollen, eben so verfluchet, und in den Kirchen-Bann gethan, als Vigilius und andere Bischöfe, die versammleten Väter des Conciliums, mit ihrem Kirchen-Bann beleget haben. Es wird also des Streitens in der Kirche, noch ungleich mehr nun werden, denn der Kaiser nimmt nun schon den Vigilius beym Kopf, schickt ihn nach Proconnesus in das Elend, und will auf gleiche Art, mit allen Geistlichen verfahren, die so, wie dieser Vigilius, gesonnen sind.

*) Die unwürdigen Priester und Bischöfe, die hier versammlet sind, thun alles, was der Kaiser will, und schreyen gleich einer Saufgesellschaft: — „Vivat, der Kaiser!“ und dann auch wieder: — „es sey verflucht und sterbe, der, und der, und der, der dies nicht glaubt!“ — Der Kaiser ist auch schon, in seiner Hoffnung, Meister von Italien, hat nun also nicht nöthig, dem Vigilius noch ferner nachzugeben, und schickt ihn derowegen in das Elend fort.

Wie nun aber, nach der schon oben angeführten Meinung, einiger großen Gottesgelehrten unter den römisch-catholischen, die Siege des Narses, eine göttliche Vergeltung der Gelindigkeit waren, die Justinian gegen den Pabst Vigilius bewieß, so sollte man meynen, so müßte nun dieser Narses seyn besieget worden, und so müßte nun auch Gott, den Kaiser, durch unglückliche Gefechte, scharf bestrafet haben, da derselbe den gedachten heiligen Vater, den Stadthalter und das Ebenbild Christi, in das Elend jaget. Das geschicht indessen, wie die Folge lehret, keinesweges,

da darf man aber dieserhalb noch gar nicht glauben, daß die gedachten Gottesgelehrten, jene, ihre erste Behauptung, wiederrufen müßten.

„Die Gerichte Gottes sind oft verborgen, und erfolgen nicht immer so gleich, auch nicht immer hier, in dieser Welt!“ — Dies ist ja ebenfalls eine Lehre der Geistlichen, die auch gewißlich Wahrheit ist, und da berufen sie sich nur auf diese Lehre, und sind also genug im Stande, ihre erste Aeusserung, auch jetzo noch, im Ansehn zu erhalten.

Rom.

An fünf und siebzig tausend austrasischer **Franken**, sind, unter der Anführung zween geborner **Alemannier**, *) mit Namen **Leutaris** und **Butilinus**, (auch **Bucelinus**) in unser Italien eingebrochen; haben in demselben viele Gothen an sich gezogen, und sind schon über den Po gegangen. Unser **Narses** sieht sich derowegen genöthiget, mit dem größten Theile seiner Macht, diesen Völkern entgegen zu eilen, und während dessen, die Belagerungen, unterschiedlicher, von den Gothen noch besetzten festen Plätze, bis auf das Künftige auszusetzen.

*) Wir habens oben erzählt, daß Clodovä-us, die Alemannier besiegete, und daß die Ueberbliebenen, zu dem großen Theodorich flohen, der sie in seine Staaten nahm. Wenn indessen jetzt der Alemannier Erwähnung geschiehet, so muß man sich erinnern, daß in der Folge, wie wir ebenfalls erzählet haben, der austrasische König Theodebert, von den Ostgothen Eroberungen machte, und dadurch die Alemannier zu Unterthanen bekam, die nun, zur Zeit des Theodeberts, eines Sohns Theodebalds, mit den Franken, in Italien einbrachen, und zu ihren Heerführern, den Butilin und auch den Leutar hatten.

Diese zween Männer waren nemlich, ihrer großen Fähigkeiten wegen, vom Theodebert, dem schwachen und minorennen Theodebald, zu Vormündern gesetzt; unternahmen also, fast wider seinen Willen, diesen Zug, und hatten dabey die Absicht, für sich selbst ein Alemannisch Reich in Italien zu gründen, nachdem das Ostgothische Reich daselbst, nach der Niederlage des Tejas, schon so gut, als ganz zerstöhret schien.

Es ist übrigens nicht gewiß, daß gerade die Gothen, die mit dem Narses sich verglichen hatten, zu diesen Franken sich gesellet haben, und es können, da die Gothen gewöhnlich auf Treu und Glauben sehr viel hielten, andere Gothen, und nicht eben diese, zu den Franken gestoßen seyn. Wärs indessen, daß eben diese, dies gethan hätten; so wäre dies kein sonderlich Verbrechen, sondern nur Vergeltung gewesen, indem während des ganzen Krieges, bis auf des Narses Zeit, (der freilich redlich dachte) die Kaiserlichen, in unzähligen Fällen, Treu und Glauben gebrochen, und den Gothen dadurch sehr geschadet hatten.

Nach

Nach Christi Geburt 554.

Aus Rom.

Das austrasisch-fränkische Heer, ist vor den Kaiserlichen,*) und auch vor unser Rom vorbey gegangen, und hat sich, in zween Colonnen getheilet, deren die eine, längst dem adriatischen, die andere aber längst dem thyrrhenischen Meere, bis nach den untersten Theilen Italiens, (bis Otranto auf der einen, und bis Rhegium auf der andern Seite) anjetzt hinabmarschiret, überall aber raubet, senget und mordet, also denn unser armes Italien, auf das schrecklichste verheeret.

Daß übrigens aber unser Pabst Vigilius, gegen die Beschlüsse des Conciliums zu Constantinopel, und gegen das dringende Verlangen des Kaisers, sich so ausnehmend standhaft bewiesen hat, das ist unsern Rechtgläubigen, die größeste Freude, und sie lassen derowegen, da er jetzt, um seiner Standhaftigkeit willen, von dem Kaiser verwiesen ist, nicht ab, diesen Herrn, für ihn, und für alle andere, eben so standhafte Bekenner der Wahrheit, die so wie er verwiesen sind, auf das inständigste zu bitten; hoffens auch, daß der Kaiser, dieser ihrer Bitte, endlich einmal nachgeben, und den heiligen Mann zurückberufen, ihn auch auf seinen päbstlichen Stuhl, zu uns zurücke senden werde. — (s. Constantinopel)

*) Die Kaiserlichen waren, gegen dies so zahlreiche Heer der Franken, zu schwach, und konnten also den Durchgang durch Italien nicht hindern.

Constantinopel.

Da die Geistlichkeit Italiens und Galliens, mit ihren Bitten sich vereiniget, und um die Zurückberufung des römischen Patriarchen Vigilius gebethen hat; so hat der Kaiser ihren Bitten nachgegeben, und den Vigilius zurückberufen. Derselbe hat indessen, die Beschlüsse des Conciliums zu Constantinopel, die er zuvor so laut verdammete, öffentlich genehmigen müssen. Und hätte die römische Geistlichkeit es so gewollt; so wäre dieser Pabst Vigilius gewiß wohl niemals wieder, auf den päbstlichen Stuhl gekommen. Denn der Kaiser, hätte gern, einen gewissen Archidiakonus in Rom, mit Namen Pelagius, auf diesen Stuhl gesehen, und hatte wirklich auch der Geistlichkeit es freygestellt, ob sie diesen Pelagius zum Pabste machen, oder ob sie den Vigilius als Pabst behalten wollte. Sie hat indessen den großen Märtyrer, den Vigilius, behalten wollen, und da wird er derowegen, nun auch wieder dorthin gehen.

Rom.

Digitized by Google

Rom.

Die eine Colonne der barbarischen Alemannen, ist unter den Befehlen des Leutaris, mit großer Beute beladen, von Otranto, wieder zurück marschiret, kaum aber über den Po gewesen, als auch eine so gräßliche Krankheit unter ihr eingerissen ist, daß sowohl Leutaris, derselben Führer, als auch fast alle von seinen Leuten sterben müssen, nachdem sie, vor allzugroßem Schmerz, ihr eigenes Fleisch, mit ihren eigenen Zähnen sich selbsten abgefressen haben.

Damit wir es aber um so deutlicher erkennen mögen, wie so sehr der Allmächtige, über diese gottlose *) Barbaren zürne; so ist auch die Colonne, die Bucelinus führete, auf ihrem Rückmarsche, ohnweit Capua, von unserm Narses geschlagen, und so geschlagen worden, daß ihrer nur sehr wenige, (nur 5 Mann,) davon gekommen sind, und daß, der ganz unermeßliche Raub, den diese Colonne aus unserm Italien mit sich schleppete, den Siegern in die Hände gefallen ist, die nun, unter lautem Jubel, mit ihrem grossen Feldherrn Narses, ihren Einzug hier gehalten haben.

*) Gottlos waren diese Leute freylich wohl, aber unsre Schriftsteller nennen sie darum so, weil sie annoch Helden waren, und vornemlich auch die Kirchen der Rechtgläubigen, die mit den kostbarsten und reichsten Gefäßen wohl versehen waren, fleißigst plünderten. Denn hätten diese Leute, nur der Kirchen und der Priester geschonet, so würden sie eben so wenig seyn verschrien worden, als die kaiserlichen Soldaten verschrien wurden, die Böses genug verübeten, die aber, weil sie die Kirchen und die Priester unangetastet ließen, immer noch als gute Christen angesehen wurden.

Uebrigens werden uns, diese Alemannier und Franken als Leute geschildert, die bis an die Schaamtheile heran, ganz nacket giengen; um die Schaam herum, lange, bis auf die Füße gehende, lederne, auch leinwandene Hosen trugen; einen Säbel an der Seite führeten, und auch am rechten Arme einen Schild, sonst aber weder einen Helm auf dem Haupte, noch einen Panzer um den Leib zu tragen pflegten, überdem auch, weder Bogen noch Pfeile, noch Schleudern hatten.

Ihr vorzüchlichstes Gewehr, war eine eiserne Art, die aber auf beyden Seiten geschliffen, und zum Hauen geschärfet war, und mit der sie den Feind zu Boden hieben, nachdem sie zuvor, kleine Spieße, die scharf und mit Wiederhacken wohl versehen seyn mußten, auf ihn geworfen, und ihn mit selbigen verwundet hatten.

Ein anderes aus Rom.

Theodebald, der König Austrasiens ist gestorben, und da liegen sich die Oheime desselben, die zween fränkischen Könige, Childebert und Clotarius, in den Haaren: denn jeder von ihnen, will die Besitzungen des Verstorbenen an sich reißen, und wie derselbe keinen Erben hinterlassen hat, so ist auch niemand jetzt in diesem Reiche, der den gedachten Fürsten, sich genugsam widersetzen könnte.

Wär indessen unser Narses, nicht mit den Gothen noch beschäftiget, so könnte er in dem gedachten austrasischen Reiche, die beste Eroberung jetzt machen. So aber sind

noch

Digitized by Google

noch viele feste Plätze Italiens, in dieser Gothen Gewalt, und so hat sich insonderheit, ein Hause von 7000 Gothen, unter der Anführung eines außerordentlich tapfern Mannes, eines gewissen Ragnaris, in die Festung Consa hineingeworfen. Und dieser Hause ist so voll Muth, daß unser Narses ihn noch nicht zur Uebergabe bringen kann, ihn indessen sorgfältig in Consa eingesperret halten muß, weil selbiger, wenn er nur einigermaßen freye Hände hätte, unter seinem schlauen Oberhaupte, Italien dem Kaiser streitig machen würde.

Nach Christi Geburt 555.

Rom.

Indem wir uns hier freuen, daß der Kaiser unsern Pabst Vigilius, aus seinem Elende zurückberufen, und ihn wieder zu uns senden will, ja das auch hören, daß er wirklich schon zu uns, auf dem Wege sey, indem erhalten wir auch die traurige Bothschaft, daß derselbe unterwegens, an sehr heftigen Steinschmerzen, habe sterben müssen, und daß wir also, den frommen Märtyrer, nie wieder sehen sollen.

An seiner Statt wird nun also, Pelagius, ein Archidiakonus aus dieser Stadt, zum Pabst erwählet werden, denn der Kaiser, weiß man schon, ist diesem Manne gewogen, und würde sicher, keinen andern, als Pabst hierselbst erkennen, wenn schon wir einen andern darzu wählen wollten. Am besten ists daher, daß wir nun diesen Mann darzu erwählen, und dann dem Kaiser dieses melden, damit er ihn als Pabst bestätige, und wir also, zum mindesten den Schein, der freyen Pabsteswahl, für uns noch zu erhalten suchen. Wollen denn auch viele es behaupten, daß eben dieser Pelagius es sey, der, um nur Pabst zu werden, dem Vigilius heimlich habe das Leben nehmen lassen, so ist doch dieses nicht gewiß, und so kann er, wenn dem auch wirklich also wäre, als Pabst, dereinst sich eben so noch bessern, als Vigilius, der auch zuvor ein Mörder war, der aber, sobald er wahrer Pabst hier wurde, sich ganz gebessert hat.

*) So mußten, unter solchen Umständen die Römer hier gedenken, worinnen aber die ausnehmende Besserung des Vigilius, bestanden habe, das ersehen unsere Leser, aus den vorhergegangenen Berichten zur Genüge.

Wir indessen, wir können unser Gefühl hier nicht verbergen, und müssen fast

weinend fragen: — Gott, wo ist das helle Licht unter deinen Christen? — Männer der römischen Kirche, von unstreitiger Gelehrsamkeit, haben den Vigilius als einen Heiligen gepriesen, und Männer, von unstreitiger Gelehrsamkeit, preisen ihn noch jetzt also, da die Vernünftler unter den Christen, seinen Namen nur mit Abscheu betrachten: — ist da also das Licht des Evangeliums, im Christenvolk zu spüren?

Wenn auch die römische Geistlichkeit, von je her, und bis auf unsere Zeit, gerade das, als die gottloseste That des Justinians betrachtet, daß er sich unterstanden hat, den Pabst Vigilius ins Elend zu senden, und wenn sie im rechten Ernst es eine erschreckliche Sünde nennt, daß er auch nachher, die Wiedereinsetzung desselben auf den bischöflichen Stuhl in Rom, der Geistlichkeit freygestellet hat; wenn sie ferner alle diese ihre Behauptungen, nicht auf Grundsätze der Vernunft, sondern auf Grundsätze, die aus der Bibel deutlich erhellen sollen, gründet, und wenn dagegen die Vernünftler unter den Christen sagen: — gegen solch einen gewissenlosen Mann als Vigilius, der heut einen Glaubenssatz verdammete, morgen aber denselben billigte, gegen einen solchen konnte der Kaiser nicht streng genug verfahren, scheint da, durch die Deutlichkeit der Bibel, oder scheint da, durch die Vernunft, ein Licht in der Welt? — Können Christen, wenn der Ungläubige, der tausend solche Fälle sieht, und über sie nun lachet, einem andern als sich selbst, die Schuld beymessen?

Ein anderes aus Rom.

Unser Archidiakonus Pelagius, ist von unserm Rathe, Geistlichkeit und Volk, wirklich nun zum Pabst erwählet, auch von dem Kaiser, in dieser Würde schon bestätiget worden. Weil denn aber das Gerüchte immer allgemeiner wurde, daß er den verstorbenen Pabst Vigilius, gar heimlich habe aus dem Wege räumen lassen; so hielt er es für nöthig, sich deshalb öffentlich zu entschuldigen, und that dieses, bey der Gelegenheit, da er, nach eingegangener kaiserlicher Genehmigung seiner Wahl, zu seinem hohen Amte hierselbst eingeweihet wurde, so, daß seine Entschuldigung, durch diesen Umstand desto feyerlicher und rührender wurde, wir auch anjetzt es gerne glauben, daß er an dem Tode jenes heiligen Mannes wirklich wohl nicht schuldig sey. *)

Uebrigens aber sehen wir, daß nun, das austrasische Reich, in den Händen des fränkischen Königes Clotarius sich findet, und daß dieser Herr, dergestalt schon mächtig ist, daß wir vor ihm und seiner Macht, uns allerdings zu fürchten haben. **)

*) In einer großen Procession ging dieser Pelagius, von der Pancratius-Kirche in Rom, nach der St. Peters-Kirche; hatte ein Evangelienbuch in seiner Hand, und ein Creuz auf seinem Haupte; stieg so, in der Peters-Kirche, auf die Canzel, und schwor feyerlichst: — daß er nicht des Vigilius Mörder wäre. Ihm glaubte, unter so feyerlichen Umständen das Volk, aber der Apostel Paulus, muß natürlich wohl auf die Nachfolger des Apostel Petrus, niemals hingesehen haben, da er 1 Tim. 3, v. 2. 7. u. 8. von jedem Bischofe, bey seiner Wahl schon fordert, daß er ohne Tadel seyn, daß er ein allgemeines gutes Zeugniß bey jedermann vor sich haben, und daß er insbesondere auch, nicht zweyzüngig seyn solle.

Denn

Digitized by Google

Denn ohne Tadel, und in einem guten Rufe, war offenbar dieser Pelagius, vor seiner Wahl, so wenig als sein Vorfahre Vigilius, und kaum ist er zum Pabst erkohren; so bestätigt er auch, dem Kaiser zu Gefallen, das neueste constantinopolitanische Concilium, das freylich wohl, dem Concilium zu Chalcedon widerspricht, das er aber, zweyzüngigt genug, als orthodox annimmt, da er zugleich das Chalcedonensische als orthodox ansiehet, und also dem Kaiser sich gefällig macht, seinen rechtgläubigen Geistlichen aber nicht weniger zu schmeicheln sucht.

**) Childebert, des Clotarius Bruder, will zwar ebenfalls das austrasische Reich besiegen, aber er muß dem Clotarius nachgeben, der mächtiger ist als er, und er hat überdem auch keinen Sohn, für den er, Eroberungen zu machen Ursach hätte. Clotarius nimmt also, das ganze austrasische Reich des Theodebalds in seinen Besitz, und zugleich nimmt er auch die junge Wittwe des Theodebalds, so alt er selbst auch ist, zur Frau, um sich dadurch, bey den Austrasiern, noch wichtiger und beliebter zu machen.

Noch ein anderes aus Rom.

Endlich ist, der Gothe Ragnaris, der sich bisher aufs tapferste in Consa hielt, mit einem Pfeile erschossen, und dadurch nun, dies unser Italien, von der Herrschaft der Gothen, ganz befreyet worden.

Denn, was die, hin und her, in den festen Städten gelegenen Gothen anbetrift; so hat sie unser Narses, theils durch Gewalt, theils durch Vergleich, zur Uebergabe gebracht, und was die 7000 Gothen, die unter dem Ragnaris in Consa waren, anbetrift; so haben diese, gleich nach dem Tode ihres Befehlshabers, sich ebenfalls dem Narses, unter der Bedingung ergeben, daß ihrer Freyheit und ihres Lebens geschonet werden solle.

Sie alle haben derowegen ihre Waffen niedergelegt, und unser Narses läßt sie nun sämtlich zu Schiffe bringen, um sie nach Constantinopel zu führen. Er reiniget also mit einemmale unser Land, von den Ueberbleibseln, des sonst so mächtigen gothischen Volkes, und macht, daß wir endlich einmal, in Ruh und Frieden, dem rechtgläubigsten Kaiser unterworfen, leben, auch die arianische Ketzerey nun unterdrücken können. *)

*) Hier ist das Ende des ostgothischen Reiches in Italien. Es hatte einige 60 Jahr gedauret, und nicht die Ostgothen, sondern Justinian, hatte Unglück über Italien verbreitet. Ihre Regierung, war sanft gewesen, aber das rechtgläubige Volk, hatte ein irrgläubig sanftes Regiment nicht tragen wollen; hatte sich ein rechtgläubig Regiment gewünscht; hatte mit vieler Untreue darnach gerungen, und hatte durch diese Untreue, sein Verlangen endlich auch erfüllt gesehen, aber, wie die Folge lehren wird, sich selbst dadurch, die schärfeste Züchtigung bereitet.

Constantinopel.

Bey uns sind viele tausend Gothen angekommen, die unser Narses aus Italien hieher geschicket hat, und mit denselben ist denn auch, die angenehme Bothschaft hierselbst eingelaufen, daß nun endlich einmal

Italien, von den Gothen ganz gereiniget und unserm Reiche unterworfen ist.

Weil denn aber der Kaiser, keinem mehr, als unserm Narses, diese wichtige Eroberung zu danken hat; so hat er ihn nun auch zum Stadthalter Italiens verordnet, und so wird derselbe nun, als der Regente dieses Landes, die Früchte seiner Siege erndten.

Nach Christi Geburt 556.

Rom.

Der Kaiser hat seinen großen Feldherrn Narses, zum Stadthalter unsers Italiens gemacht, und da hat derselbe, seinen Sitz zu Ravenna genommen; beherrscht uns auch von dort, mit so ungemeiner Güte und Billigkeit, daß unser, in dem so vieljährigen Kriege, höchst verwüstetes und ganz entkräftetes Italien, sich hoffentlich nun bald erholen wird, wenn sonst nur nicht die kirchlichen Streitigkeiten, zu neuen blutigen und verwüstenden Auftritten, wie es darzu das Ansehn hat, Gelegenheit geben.

Das nemlich, daß unser Pabst Pelagius, das letztre constantinopolitanische Concilium feyerlichst angenommen hat, das verdreußt den Bischöfen unsers Italiens, nicht wenig, und sie behaupten, seinen päbstlichen Aussprüchen zum Trotze, daß die Beschlüsse des gedachten Conciliums, ketzerisch, und den Beschlüssen des calcedonensischen Conciliums zuwider seyn. Sie unterstehn sich derowegen, die Wahrheit der päbstlichen Aussprüche zu bestreiten, und ihn als ihrem Oberhaupte den Gehorsam zu versagen; wollen auch mit ihm, und mit allen denen, die ihm hier Folge leisten, keine Gemeinschaft haben, und nöthigen ihn deshalb, sie, als der Wahrheit ungetreue Männer, in den Bann zu thun, und den Narses, auch den Kaiser anzuflehen, daß sie diese Widerspenstigen, mit der Schärfe des Schwerdtes, zum Gehorsam bringen.

Sie finden indessen, an fast allen Orten, einen großen Beyfall, und sind der Zahl nach, viele. Sollt derowegen hier die Schärfe nun versuchet werden; so wird man abermal in allen Gegenden Italiens, von nichts, als nur vom Zank, und Streit, und Blutvergiessen hören.

Constantinopel.

Nach vielen fruchtlosen Versuchen, das Colchische den Persern gänzlich zu entreißen, ist es mit selbigen endlich nun zum Frieden kommen, und nach demselben behalten, sowohl unser

unser Kaiser, als auch der König von Persien, das alles, was sie anjetzt im Colchischen besitzen. Die guten Colchier haben also bey diesem Kriege, den sie zur Erhaltung ihrer Freyheit führeten, diese ihre Freyheit ganz verlohren, und sind, theils uns, theils denen Persern unterthan.

Aus Persien.

Unser Cosrhoes hat dem Kriege mit dem Kaiser ein Ende gemacht, und durch einen, mit demselben geschlossenen Frieden, einen Theil von Colchis an sich gebracht. Weil indessen der Feldherr, der unsere Truppen daselbst angeführet hat, nicht überall, sich so, wie er gesollt, verhalten, so hat ihn der König schinden lassen. *)

*) Merkwürdig ists hierbey, daß in diesem Frieden, denen, im Persischen befindlichen Christen, ausdrücklich erlaubet wird: — In der Folge ihre Todten begraben zu dürfen, und nicht ferner genöthiget zu seyn, sie, in freyer Luft, auf einem Thurme hinzulegen, und da, verwesen zu lassen.

Rom.

Der gutdenkende Narses, hat sich sehr dagegen gesträubt, dem Verlangen unsers Pabstes gemäß, die widerspenstigen Bischöfe, mit Gewalt zur Folgsamkeit anzuhalten, und gemeinet, daß er zwar gegen die Feinde des Reichs, nicht aber gegen Irrende, das Schwerdt gebrauchen dürfe, und daß auch, weder Christus noch die Apostel, dies gethan, oder zu thun befohlen hätten. Dagegen hat ihm aber unser Pabst, nachdrücklich vorgestellet: daß Gott, hauptsächlich nur zum Schutz der Kirche, ihm so viel Sieg verliehen habe; daß er allerdings auch gegen die, das Schwerdt gebrauchen müsse, die Böses thun, und daß nichts in der Welt, mehr böse, und mehr strafwürdig sey, als wenn jemand in der Kirche, eine Uneinigkeit ernähre, oder auch eine neue Uneinigkeit darinnen stifte.

Es scheint denn auch, daß Narses dies nun glaube, und daß er die Bischöfe, die dem Pabste widersprechen, wirklich nun als Stöhrer der kirchlichen Einigkeit betrachte. Denn er beträgt sich in der That jetzt strenger gegen sie, als sonst, und sie im Gegentheil, haben ihn, in ihren Bann gethan, auch, als einen ketzerischen und schon verlohrnen Menschen, von aller Gemeinschaft mit ihren Kirchen ausgeschlossen. Dasselbe thut indessen, dem Narses herzlich wehe, und er beklagt sich dieserhalb bey unserm Pabst. Der aber, beklagt ihn deshalb nicht; sondern schreibt: — er freue sich um seinetwillen, daß er also die Ehre habe, um Christus willen zu leiden. Er wünsche ihm daher viel Glück zu dieser Ehre, und einen neuen Eifer, um sie noch ferner zu verdienen.

Ein anderes aus Rom.

Die Thüringer, die seit des austrasischen Königes Theodebertus Zeit, dem austrasischen Reiche unterthänig waren, haben sich, nach dem Tode des Theodebalds, zur Empörung geneiget; dem Clotarius den Gehorsam versagt, und sich mit ihren Nach-

barn, den Sachsen, verbunden gehabt, um ihre ehemalige Freyheit wieder herzustellen.

Clotarius ist indessen nicht säumig gewesen, ihnen zu Leibe zu gehen; hat sie, an den Ufern der Weser, tüchtig auf das Haupt geschlagen, und genöthiget, seine Oberherrschaft anzuerkennen, sich auch, zu einem jährlichen Tribute von 500 Kühen, *) für die königliche Küche zu verpflichten.

*) Eben um dieses Tributes willen, der, für so große Völkerschaft, etwas sehr geringes ist, wird dieser Krieg erheblich. Er zeugt von der noch immer herrschenden Armuth dieser Völker, und daß sie vornemlich nur von Viehzucht gelebet.

Eben dieser Tribut ist aber auch, entweder der Ehre, oder den Vermögensumständen der Sachsen, so sehr zuwider, daß sie gleich im folgenden Jahre, mit desselben Entrichtung inne halten, dadurch aber den Clotarius zu einem abermaligen Feldzuge reizen. In demselben schlagen sie jedoch die Völker desselben, die nach Beute begierig, wieder ihres Königes Befehl, den Angriff thun, und schließen hierauf zwar mit ihm einen Frieden, sind, und bleiben aber von dieser Zeit an, von dem Clotarius so abgeneigt, daß sie nur auf Gelegenheit lauren, ihm zu schaden, und daß sie dieselbe, wie die Folge lehrt, sobald sie sich ihnen dargebothen hat, begierig genug ergreifen.

Nach Christi Geburt 557.

Rom.

Chramnus, ein Sohn des Königes Clotarius, der bisher als Stadthalter seines Vaters in der Provinz Lyon gestanden, hat sich, nachdem ihm sein Vater, sein ungerechtes Verfahren verwiesen, gegen diesen seinen Vater empöret, und wird in seiner Empörung, von dem fränkischen Könige Childebert, der sein Oheim ist, unterstützet, weil derselbe es noch nicht vergessen kann, daß ihm Clotarius, an dem austrasischen Reiche, auch nicht den mindesten Antheil lassen wollen.

Weil indessen dieser König Childebert genugsam siehet, daß er, und der so ungerathene Sohn, dem Clotarius gewiß nicht werden gewachsen seyn; so hat er, auch die Sachsen wieder aufgewiegelt, und so muß nun Clotarius die Macht seines Reiches theilen, und in eigener Person gegen die Sachsen ziehen, durch seine andere Prinzen aber, den Childebert und auch den ungerathnen Sohn bekrigen.

Cons

Constantinopel.

Durch zwey sehr heftige Erderschütterungen, ist ein großer Theil dieser unsrer Stadt zu Grund gerichtet, auch eine große Anzahl Bürger, unter Schutt und Stein begraben worden. Außerdem aber herrscht jetzt hier die Pest, und wir sind also, durch nicht geringe Unglücksfälle, außerordentlich geplaget.

Nach Christi Geburt 558.

Constantinopel.

Wie uns die Pest, eine unzählige Menge unsrer Bürger nimmt, so nehmen uns die Barbaren, (es waren die Avaren, d. i. ein Stamm der Hunnen, auch einige Slaven) unsere Länder, oder plündern wenigstens dieselben aller Orten aus, schänden unsere Weiber, und führen selbige nebst ihren Männern und Kindern, in die Sclaverey. Unser Kaiser ist denn auch, je älter er nun ist, destomehr auch sorglos in Vertheidigung seiner Staaten, gegen die Anfälle der Barbaren, und meynt, wie er sie bisher, durch große Geldsummen befriediget, und in Ruh erhalten hat, also auch jetzt dieselben, so schimpflich dies für ihn und unser Reich auch ist, mit Gelde befriedigen zu können. *)

*) Der stolze, und doch in der That nur schwache Kaiser, hat so viel Länder, und fordert von den Unterthanen so viele Gaben ein, daß er, wie einige berechnet haben, eine Armee von 650000 Mann beständig auf den Beinen halten kann. Dieselben hält er aber nicht. Er verschwendet sein Geld, durch die übertriebene Lust zum Bauen; durch ungerechte und übel überdachte Kriege; ja, durch allerley Ueppigkeit und allzu große Unachtsamkeit, auf die, die seine Cassen verwalten, und die Reichsgeschäfte treiben. Er hält also, nicht mehr als 150000 Mann im Solde, und die sind, in dem ungeheurig großem Reiche, zur Besatzung so vertheilet, daß, da hier die Avaren und Slaven, in Thracien eindringen, er nicht mit Mannschaften, sondern mit gutem Gelde sie zurücke weisen will. Sie indessen, die Barbaren, verachten den schwachen Fürsten, der bisher von jeder barbarischen Nation, seine Ruhe mit gutem Gelde erkaufet hat, so sehr, daß sie ihm seine Länder plündern, und am Ende doch noch Gelder begehren, wenn sie der Plünderung ein Ende machen sollen. — Der Anführer dieser Avaren hieß Jabergas.

Aus Rom.

Der fränkische König Childebert *) ist gestorben, und da hat nun der aufrührige Sohn des Clotarius, seine mächtigste Stütze verloren, da reißt aber auch der König Clotarius,

tarius, die sämtlichen Provinzen des Verstorbenen, der keine männliche Erben hinterlassen hat, mit gewaffneter Hand an sich, findet hierbey wenig Widerstand, und wird von jenem, seinem äußerst ruchlosen Sohn, für sich nichts mehr zu fürchten haben. **)

*) Von diesem Childebert ist noch zu merken, daß, da er die großen Zänkereyen sahe, die zwischen den Athanasianern und Arianern waren, er ein Gesetz machte, daß in seinem Lande, durchaus nicht mehr von der Dreyeinigkeit, oder von drey Personen in Gott, sondern immer nur von Gott überhaupt geredet werden solle. Seine Geistlichkeit kehrte sich indessen an dies Gesetz nur wenig. Sie war reich, hatte ungeheure Einkünfte, und hassete den König, der den dritten Theil dieser Einkünfte forderte, lange schon; fand nun also noch bessern Grund, zum Hasse gegen ihn, da er sogar auch denen Ketzern zu Gefallen, von der Dreyeinigkeit, nichts hören wollte.

**) Die Franken wählten freylich, in den ersten Zeiten, ihre Könige, und wählten gewöhnlich die Söhne der Verstorbenen, in deren Ermangelung aber, die nächsten Anverwandten desselben. Jetzt indessen, waren sie, auch durch die Umstände, zur Wahl des Clotarius gezwungen, denn Clotarius griff mit seiner überwiegenden Macht, hier zu, und überdem war er der nächste Erbe dieses Reiches. Er bekam denn würklich auch alle Länder, die sein Vater Clodovaus ehedem besessen hatte, anjetzt in seinen Besitz, herrschte überdem auch noch, über das Burgundische Reich, über die Provence, die sonst den Ostgothen gehörete, und über die vielen deutschen Länder, die vor ihm, sein Bruder Theodebert, mit dem austrasischen Reich vereinigt hatte. — Er wurd also noch mächtiger, als ehedem sein Vater war.

Nach Christi Geburt 559.

Constantinopel.

Bis fast an die Thore unsrer Stadt, haben die Barbaren gestreifet, und überall die schrecklichsten Verwüstungen angerichtet. Endlich aber hat, unser schon betagter Feldherr Belisarius, einige hundert auserlesene Soldaten genommen; sie in Hinterhalte geleget; und durch selbige, die so grausame Barbaren, die mit allzu großer Sicherheit sich überall hinwagten, verschiedentlich überfallen, und mit großem Verlust zurück gejaget.

Eben diese Barbaren sind indessen, auch in Griechenland und in andern Provinzen gewesen, und haben, aus allen Gegenden, die sie durchstreifet, so viel Gefangene mit sich fortgeführet, daß sie, ohnerachtet sie die Staaten unsers Kaisers ausgeplündert haben, nun dennoch, die stärksten Summen von ihm ausgezahlt erhalten werden. Sie drohen nemlich alle,

Digitized by Google

alle Gefangene zu tödten, woferne sie der Kaiser nicht mit Geld auslöset, und da zahlt er derowegen, um sie nicht noch stärker zu erbittern, was sie begehren, richtig an sie aus, und denkt dadurch vor ihnen in der Folge nun gesichert zu seyn.

Das wird indessen diesen Leuten nichts, als eine neue Reizung, zu noch neuen Einfällen und Verheerungen geben, oder es müßte seyn, daß die andern Hunnen, die bisher so große Jahrgelder von dem Kaiser erhalten haben, und die sich deshalb, zur Deckung unsrer Lande, gegen alle Angriffe der Barbaren verpflichtet hatten, sich jetzt über diese Avaren und Slaven würfen, und sie zu Grunde richteten. Der Kaiser denkt wenigstens, dies nun zu bewürken, und er zahlet derowegen, in diesem Jahre, die gedachten Jahrgelder gar nicht aus, sondern läßts, dem Fürsten jener Hunnen wissen, daß die Avaren und Slaven, das Geld, was er, dieser Fürst, hätt haben sollen, von ihm erpresset hätten, und daß er, der Kaiser, dafür gar nicht könne, wohl aber, der hunnische Fürst, der diesen Völkern hätte wehren, und sie an dem Eindringen in die Länder des Kaisers, hätte hindern sollen, ja, der auch jetzt noch gehn, diese Barbaren überfallen, und ihnen allen ihren Raub nun wieder nehmen könne.

Rom.

Der König Clotarius hat seinen bösen Sohn wieder zu Gnaden angenommen, und herrscht anjetzt in aller Ruhe, über alle Länder seines Vaters Clodovaeus, und zugleich auch über die Länder, die er selbst, und die auch seine Brüder, von Zeit zu Zeit erobert haben.

Nach Christi Geburt 560.

Rom.

Unser Pabst Pelagius ist gestorben, und hat nicht das Glück erlebt, die, mit ihm unzufriedenen Bischöfe unsers Italiens mit sich vereint, und vor ihm gebeugt zu sehen. Ihrer waren nemlich in der That so viele, daß Narses sie, ohnmöglich mit Gewalt, zu der kirchlichen Gemeinschaft mit dem Verstorbenen zwingen konnte, und da beharren sie derowegen, auch jetzt noch, bey ihrem Widerspruche.

Constantinopel.

Sandichus, der hunnische Fürst, dem unser Kaiser ein gewisses Jahrgeld zahlete, der aber im vorigen Jahre nichts erhielt, hat würklich das gethan, was unser Kaiser ihm gerathen hat; ist gegen die Avaren und Slaven gezogen; und hat ihnen allen ihren Raub nun abgenommen.

Rom.

Chramnus, der abscheuliche Prinz des Clotarius, hat sich abermal gegen seinen Vater empört gehabt; ist, um in dieser Empörung glücklich zu seyn, von dem Hofe seines Vaters, in die Provinz Bretagne hinein gegangen, und hat den dortigen Comes ermuntert, ihm beyzustehen, und die Bretagner gegen seinen Vater zu bewaffnen. Der Comes hat denn dieses würklich auch gethan, der König Clotarius hat sich aber, bald genug, mit einer hinreichenden Macht, in der gedachten Provinz gezeiget; den Comes in einem Gefechte erleget; den boshaften Chramnus aber, mit seiner Gemahlin, und mit seinen Töchtern gefangen bekommen, und sie sämtlich, lebendig in ein Haus einsperren, und darin verbrennen lassen.

Nach Christi Geburt 561 — 564.

*) Die Geschichte ist hier nicht vollständig, und alles, was man aus Italien weiß, ist das, daß Narses in Italien einige Städte erobert, Verona nemlich und Brescia, die, man weiß nicht warum, rebelliren.

In Gallien stirbt 561, der König Clotarius I, dessen Leben ein Gewebe von Ehebruch, von Blutschande, von Meineiden, von Mordthaten, von Kriegen, und von allen Arten der Laster ist. Sein Reich theilen, nach seinem Tode, seine hinterbleibenden Söhne, dergestalten unter sich, daß Charibert zu Paris, Guntram zu Orleans; Chilperich zu Soiffons, und Siegebert im ehemaligen austrasischen Reiche, zu Metz, den Scepter führen.

Diese Brüder theilen sich indessen in dieses Reich, nicht sogleich nach dem Tode ihres Vaters, auch nicht mit völliger und gemeinschaftlicher Zufriedenheit, sondern erst nach einiger Zeit, und nach einigen kriegerischen Auftritten, indem Chilperich, der lasterhafteste Sohn des Clotarius I, und eben deswegen auch der liebste Sohn desselben, um dieser vorzüglichen Liebe des Vaters willen, sich, als den einzigen, oder doch als den vorzüglichsten Erben betrachtet; Paris, die Residenz des Vaters erobert; desselben Schätze an sich reißt, und nicht ehe, mit seinen Brüdern theilet, ehe sie nicht, durch gemeinschaftliche Kräfte, ihn zu dieser Theilung zwingen.

So ruhig und friedfertig auch, nach dieser Theilung, die zween Brüder, Guntram und Charibert sich halten, so unruhig, und nach Krieg begierig, regiert im Gegentheile Childebert, und fällt würklich auch seinem Bruder Siegebert, im Jahr 563, mit gewaffneter Hand, in seine Staaten ein, da eben dieser, mit den Thüringern und Sachsen, die jetzt der fränkischen Herrschaft sich entziehen wollen, im Kriege verwickelt ist.

Siegebert wird indessen, mit den gedachten Völkern gar bald fertig, und wendet sich hierauf gegen diesen seinen Bruder; jagt denselben aus allen Landen, die er ihm abgenom-

Digitized by Google

genommen hat, heraus, und nöthigt ihn zum Frieden.

Im morgenländischen Reiche, drängen sich die Avaren immer mehr und mehr dem Kaiser auf, und lassen sich, nicht nur im Dacischen nieder, sondern erhalten auch von dem Kaiser ansehnliche Jahrgelder, unter dem Vorgeben, daß sie dafür denn auch das Reich desselben, auf dieser Seite immerdar beschützen wollen.

Der eitle und schwache Kaiser, hälts denn auch sich nicht zur Schande, nicht nur diesen Avaren, sondern jedem andern barbarischen Schwarme, solche Jahrgelder zu bezahlen; bewilligt auch den Persern einen jährlichen Tribut, und denkt, wie groß er ist, wenn er beständig bauet; beständig über dogmatische Fragen disputirt; beständig in Ueppigkeit und in Wollust lebt; seine Minister ebenfalls so leben läßt; die Unterthanen aber, nicht nur durch übertriebene große Auflagen drückt, sondern auch die Reichen unter ihnen, durch alle Arten der niederträchtigsten Ränke, ihres Reichthums beraubet, und denn in den öffentlichen circensischen Spielen, der einen Parthie, so sehr gewogen ist, daß sie nicht mehr wie sonst, nur im Verborgenen, sondern sogar im Circus, und vor seinen Augen, die andere Parthie anfallen, und viele von ihr ermorden kann.

Gegen ihn verschwören sich also, einige nicht unwichtige Männer, um die Erde und das Reich, von einem so unwürdigen Regenten zu befreyen. Ihre Verschwörung wird indessen, noch ehe sie den Zweck erreicht entdeckt, und da bekennen die Verschworenen, auf den alten Belisar, daß auch der, an dieser Verschwörung solle seinen Antheil haben.

Belisarius wird also eingezogen; leugnet zwar die That; muß indessen gefangen liegen; wird auch aller Würden entsetzt, und scheint, dem argwöhnischen Kaiser, in der That auch schuldig zu seyn. Alle seine Bedienten und Hausgenossen werden aber zum Bekenntnisse gezwungen, und da sich aus ihren Geständnissen, die Unschuld dieses alten Mannes ergiebt; so wird er in seine Würden wieder eingesetzet, und es ist falsch, was lange nachher die Schriftsteller sagen, daß man bey dieser Gelegenheit ihm seine Augen ausgestochen; ihm seine Güter genommen, und ihn genöthiget habe, sein Brod durchs Betteln zu suchen.

Nach Christi Geburt 565.

Constantinopel.

Der Kaiser hat ein Edikt herausgegeben, nach welchem die ganze Christenheit es glauben, und auch lehren soll: „daß der Leib Jesu, den gewöhnlichen Schwachheiten der Menschen, gar nicht wäre unterworfen gewesen; daß Christum nie gehungert, nie gedurstet hätte, und daß es immer nur so geschienen, als äße, oder trinke er, indem die göttliche Natur in ihm, schon von der ersten Empfängniß an,

Digitized by Google

die menschliche Natur, gleichsam ganz und gar in sich verschlungen hätte. "

Solch ein Edikt ist indessen, wie leicht zu begreifen stehet, unsern Christen, die lange schon, wider eine solche Verschlingung der menschlichen Natur geeifert haben, aufs höchste zuwider, und da ereifern sie derowegen sich nicht wenig über den Kaiser, und da ist insonderheit auch, der Patriarche unsrer Stadt, so sehr dagegen gewesen, daß, da er von seinem Widerspruche durchaus nicht lassen wollen, der Kaiser ihn nunmehr, der patriarchalischen Würde entsetzet, und von hier verbannet hat.

Ein anderes eben daher.

Am 13. November, hat uns der Tod, von unserm Justinian *) befreyet, ehe er noch größer Unheil stiften, und unsere Christenheit noch mehr verwirren können. Denn würklich wollte er, alle Geistlichen ins Elend senden, die seinem Edikte gemäß, die Unverweslichkeit des Leibes Christi, und die Verschlingung aller menschlichen Schwachheiten, von der göttlichen Natur in ihm, nicht glauben und nicht lehren wollten. Er würd also den ganzen Erdkrais erschüttert haben, hätt er noch länger unter uns gelebt, und hätt ihn Gott nicht endlich nun, (in seinem 83. Jahre) von der Welt genommen.

Haben wir denn aber, unter seinen steten Erpressungen und mannigfaltigen Ungerechtigkeiten, während seiner fast neun und dreyßigjährigen Regierung, hierselbst seufzen müssen; so können wir doch anjetzt uns freuen, da Justinus, ein Schwester-Sohn von ihm, an der Regierung ist. Denn dieser Herr hat so viel liebenswürdiges an sich, daß wir uns unter ihm, und unter seiner Regierung, die glückseligste Zeit versprechen, um so mehr, da er schon jetzt darzu, den besten Anfang macht.

Denn alle Schulden des Verstorbenen, so ungeheurig groß sie auch sind, will er bezahlen, und alles, was irgend einem Menschen, oder einer Familie, auf irgend eine unrechtmäßige Art, von dem verstorbenen Kaiser abgenommen ist, das will er wiedergeben. Er ladet also, alle und jede, die aus diesen Gründen einen Anspruch haben, zu sich ein, und wir sehen hier, eine Menge solcher Menschen, aus allen Landen zu uns eilen, deren Sache nun, der gutherzige Kaiser untersucht, und denen er denn auch, sobald er ihre Klage gegründet findet, was sie zu fordern haben, zahlen lässet. **)

*) Von diesem Kaiser haben wir freylich schon sehr viel gesagt, wir müssen demohnerachtet aber, noch einige Züge aus seinen Thaten nehmen, und sie den Lesern hier vor Augen halten, um das schändliche Gemüth, dieses, von vielen so gerühmten Kaisers, desto besser zu erkennen.

Um seine Grillen, die er sich, in Ansehung kirchlicher Dinge, in seinen Kopf gesetzet hat, auch ausgeführt zu sehen; sendet er einmal einen gewissen Paulus, und einen gewissen Arsenius nach Alexandrien, und diese Leute erhalten von ihm, an den dortigen Stadthalter Rhodon, Befehl, daß er ihnen, zur Ausrichtung ihrer Geschäfte auf alle Weise solle behülflich seyn.

Indem

Indem also diese zween Männer bey dem Stadthalter, besonders über einen gewissen Diakonus in Alexandrien, sich beschweren, und von dem Stadthalter fordern, daß er denselben hinrichten solle; er, der Stadthalter aber, dazu nicht Neigung hat: so melden diese zween Männer dies alles, dem Justinian, und der schreibt Briefe über Briefe, an den gedachten Stadthalter; drohet ihn mit seiner Ungnade, wo er den Diaconus nicht tödten würde, und zwingt also den Mann, daß er den Diakonus nun würklich tödten läßt.

Ehe man indessen sichs vermuthet, mischt sich die Kaiserin Theodora, in diese Sache, und da werden die zween Abgesandten, so wie der Stadthalter, dieser Hinrichtung wegen, vor Gericht gezogen; da zeigen freylich auch, die Abgesandten, so wie der Stadthalter, die kaiserlichen Anweisungen und Befehle; da will aber der Kaiser, von allen diesen Befehlen gar nichts wissen, und da werden also diese Männer insgesamt, als Verbrecher behandelt; da wird dem zufolge, Paulus, der sich mit der Flucht noch rettet, seines Bischofthums entsetzet, der Stadthalter Rhodon seiner Güter beraubt und enthauptet, Arsenius aber, (weil Theodora, die ihm sonst so günstig war, ihn jetzt ganz übermäßig hasset,) zum Tode am Creuz verdammet.

In der Folge kommt indessen der gedachte Paulus zum Kaiser, und wieget ihm 700 Pfunde Goldes dar, und da ist dieser Paulus augenblicklich wieder, der ehrlichste, ja der beste Mann, und da setzt ihn auch der Kaiser in sein Bisthum ein.

In Alexandrien ist denn auch, zu einer andern Zeit, ein gewisser Liberius, als Stadthalter, der Kaiser aber giebt, diese Stadthalterschaft, einem seiner Lieblinge zu Gefallen, einem gewissen Laxarion. Das sieht und hört indessen Pelagius, ein anderer Günstling des Kaisers, und ein Freund des Liberius. Der spricht also, zum Besten des Liberius, mit dem Kaiser, und da giebt ihm der Kaiser ein Schreiben, an dem Liberius gerichtet, in welchem er befiehlt: — „daß er, Liberius, als Stadthalter in Alexandria verbleiben, und sich an den Befehl, den Laxarion vorwiese, gar nicht binden solle. “

Liberius weigert sich also, da er diesen kaiserlichen Befehl nun siehet, vor dem Laxarion zu weichen. Laxarion aber wendet sich wieder an den Freund, durch den er die Stadthalterschaft erhalten hat, und der nicht weniger als Pelagius, ein Liebling dieses Kaisers ist. Dieser sein Freund spricht denn auch, dieser Sache wegen, mit dem Kaiser, und da thut dieser Kaiser, als erstaune er über den Liberius, daß der noch nicht gewichen sey; leugnet, daß er ihm den Befehl gegeben habe, in seinem Posten zu verbleiben, und schreibt sogar einen neuen Befehl, zum Besten des Laxarions: — „daß derselbe sich in die Stadthalterschaft einsetzen solle. “

Durch so widersprechende Befehle, sucht also Liberius in seiner Stadthalterschaft zu bleiben, Laxarion aber, sich in dieselbe zu drängen. Und so schreiten Beyde, von Disputen hierüber, zu Thätigkeiten, und zur offenbaren Gewalt; machen sich Partheyen, und schlagen sich mit einander so lange herum, bis daß Laxarion dabey sein Leben verliehret. Und daran ist offenbar nun niemand schuld, als er selbst, der Kaiser. Aber diese seine Schuld bringt ihm nicht Geld, nicht Ehre ein, und er läßt also, den Liberius vor Gerichte ziehen, als ob derselbe, die größte Missethat verübet hätte.

Vor diesem Gerichte erhellet nun zwar die Unschuld dieses Mannes, aus dem Befehl, den er vom Kaiser in den Händen

hat, aber die reinste Unschuld, ist, ohne Opfer, unter diesem Kaiser, ihres Lebens nicht gesichert, und will also Liberius, daß das Gericht ihn nicht zum Tode verdammen soll; so muß er insgeheim dem Kaiser eine große Summe Geldes opfern, und so läßt dieser es denn auch geschehn, daß das Gericht ihn absolviren kann. — Wir denken, dies alles sey genug, zur Schilderung dieses Kaisers.

**) Im März eben dieses Jahres, starb auch Belisarius, und da nimmt der Kaiser Justinian, ohn alle Umstände, den ganzen großen Schatz dieses Mannes, in seinen Besitz.

Nach Christi Geburt 566.

Rom.

In der Hofnung, die wir auf unsern Kaiser Justinus setzten, haben wir uns nicht wenig betrogen, denn er überläßt sich schon der Wollust in dem merklichsten Grade, und er färbt auch schon seine Hände, mit dem Blute seiner nähsten Freunde,*) indem er aus Neid über große Talente, oder auch aus ungegründeten Verdacht, unterschiedne Männer tödtet, die eine allgemeine Liebe und Hochachtung vor sich haben. Fährt er denn auch darinnen fort, daß er seiner Gemahlin Sophia, in allen Stücken ihren Willen thut; so können wir gewiß uns wenig guts von ihm versprechen. Denn sie, die eine Schwester-Tochter der ehemaligen Kaiserin Theodora ist, scheint alle Laster dieser Kaiserin geerbt zu haben, und ist so herrschsüchtig, so eitel, so geizig und so voll List, daß von ihren Anschlägen, durchaus nichts guts für uns zu hoffen ist.

*) Es war noch ein Justinus, ein Bruders-Enkel des Justinianus, am Leben, und dieser hatte sich, mit dem jetzigen Kaiser Justinus, noch beym Leben des Justinians dahin verglichen, daß, welcher von ihnen auch dereinst, vom Justinian, zum Nachfolger bestimmt werden sollte, derselbe doch den andern, zur zweyten Person im Reiche machen, und mit ihm, in steter Freundschaft leben sollte.

Nun war aber, da Justinianus starb, der Bruders-Enkel desselben, bey den Truppen, und der Schwester-Sohn des Kaisers, war zum Nachfolger erkohren.

Dieser Letztere meldet also, seine Thronbesteigung, jenen seinem Vetter, und bittet ihn, daß er nun zu ihm kommen, und den zweyten Platz im Reich, einnehmen solle. Er kommt denn auch, der gar nichts arges denkende Prinz; wird wirklich auch aufs höflichste empfangen, aber grausamer weise hingerichtet, weil, (wie einige wollen,) die Kaiserin Sophia, die großen Talente des Prinzen fürchtet, und nicht ehe ruhen kann, ehe er nicht todt zu ihren

Füßen

Füßen lieget. — Der schwache Kaiser richtet indessen, auch noch andere Männer hin, blos weil seine Sophia meynt, daß sie ihm gefährlich seyen, und weil sie selbige des Hochverrathes schuldig macht.

Rom.

Der Stadthalter Narses, wird von vielen Herren unsers Raths, so sehr angefeindet, daß sie ihn bey dem Kaiser angeklaget haben, als drücke er unser Italien, und daß sie dem Kaiser auch versichert haben, unser Italien hätte es unter den Gothen ungleich besser gehabt, als jetzt. *) In der That ist aber das Regiment dieses Narses, sehr erträglich gewesen, und daß er während der vielen Jahre, in welchen er dasselbe geführet, ungemeine Schätze für sich gesammlet hat, das ist nicht nothwendig, dessen ein Erweiß, daß er uns gedrücket habe, indem die rechtmäßigen Einkünfte dieser Stadthalterschaft, begreiflich genug, beträchtlich sind.

Seine großen Schätze dürften indessen, wirklich nun des guten Greises Unglück seyn, denn der Kaiser, und besonders die Kaiserin, gebrauchen Geld, und da nun von hier aus, eine solche Klage über ihn bey Hofe eingegeben ist; so könnte diese Klage leicht genug, zum Vorwande dienen, um den guten Mann seiner Schätze zu berauben, und mit denselben die Cassen des Hofes zu füllen.

*) Italien wird in diesem Jahre, durch eine erschreckliche Pest heimgesuchet, und diese Pest räumt so viel Menschen auf, daß es in der Erndte an Arbeitern fehlet. Vorher entstehet auch eine große Hungersnoth in Italien, und da können die Italiäner, besonders aber die vornehmen Herren Roms, die außerhalb Rom, sehr schöne Güter haben, und von diesen Gütern, wegen des Mißwachses, auch wegen des Mangels an Arbeitern, wenig Einkünfte ziehen, so recht nicht frölich seyn.

Wie also mißmüthige Menschen, das, was sie beunruhiget und mißmüthig macht, nur allzugerne andern Menschen zur Schuld zurechnen, auch andere, die im Glücke sind, nur allzu sehr beneiden, und durch Kränkung derselben, sich selbst in etwas trösten wollen; so sehen auch jetzt die Römer, den Narses als den Urheber der Hungersnoth an; so beneiden sie auch ihn, in seinem Glücke, und so suchen sie auch, ihn zu stürzen, damit auch er, nicht völlig glücklich bleibe.

Nach Christi Geburt 567.

Rom.

Narses *) ist wirklich vom Kaiser zurückberufen worden, aber bald darauf, in seinem 95sten Jahre, hier, in unserm Rom, gestorben. — Sein Nachfolger in der Stadthalterschaft wird ein gewisser Longinus seyn, der von Constantinopel kommen soll, ob wir aber, unter diesem Manne glücklicher, als unter dem Narses leben werden, das wird die Zeit uns lehren.

*) Von den letzten Schicksalen des Narses, sind die Nachrichten unterschieden, und ungewiß. So viel ist indessen wohl gewiß, sein Glück erregte ihm Neider, und seine Neider würkten seine Zurückberufung nach Constantinopel aus. Er wollte wirklich auch Italien verlassen, er starb aber in Rom, wohin ihn der Pabst Johannes III. eingeladen hatte, der ihn in Italien behalten, und seinetwegen sich bey Hofe, aufs bestmöglichste verwenden wollte.

Ungewiß, ja grundfalsch ist es aber, was man noch sonst, von diesem Narses erzählt, daß er nemlich von der Kaiserin Sophia insonderheit, solle seyn beleidiget worden, und daß er, um sich dieser Beleidigung wegen zu rächen, die Longobarden sollen aufgehetzet haben, in Italien hinein zu brechen.

Weil nemlich, dieser Narses, ein Verschnittener war; so soll die Kaiserin gesaget haben: — „Er müsse nicht Stadthalter seyn, sondern man müsse ihn nach Hofe kommen lassen, und ihn, wie das den Verschnittenen gebührete, nur zur Bedienung der Weiber gebrauchen; über die Spinnrocken, über Webereyen und Knitterreyen der Frauensleute, nicht aber über ein so schönes Land, müsse ein Verschnittener die Aufsicht führen.“ — Narses soll denn aber, da seine großen Verdienste, so schlecht geachtet worden, erwiedert haben: — „Ich will denn aus Italien nach Constantinopel gehen, aber zuvor noch ein Gewebe anfangen, das die Kaiserin nie aus einander wickeln soll!“ Und hierauf soll er seinen Freund, den longobardischen König Alboin ermuntert haben, in Italien hereinzubrechen, welches dieser auch, wie die Folge lehret, mit großem Glück gethan.

Paris. *)

Unser König Charibert ist, nach einer nur sechsjährigen Regierung gestorben, und da haben sich die 3 Brüder desselben, Chilperich, Siegebert und Guntram, **) in seine Staaten, ja sogar auch in diese unsere Stadt getheilet, die als die Hauptstadt, in Ansehung aller Länder dieser Fürsten, angesehen wird, und die deswegen keiner allein besitzen soll, damit keiner sich ein größeres Ansehen gebe, als jeder andere hat.

*) Weil Clodovaus, und auch Clotarius I. die Beherrscher der sämtlichen fränkischen Länder, zu Paris ihre Residenz genommen

men hatten, so wurde Paris, als das Haupt aller fränkischen Städte, und der Herr von der Stadt Paris, als das Haupt der sämtlichen fränkischen Fürsten betrachtet. Für solch ein Oberhaupt wollt nun aber, kein Bruder den andern erkennen, und da theilten sie Paris unter sich, und setzten es fest: — daß keiner von ihnen, je seinen Fuß in diese Stadt hereinsetzen sollte, bey Strafe, als ein erklärter Feind der andern Brüder angesehen zu werden.

Weil also Paris anjetzt so wichtig war, so wollen wir von nun an, alles, was in den fränkischen Reichen vorgefallen ist, unter dem Artikul aus Paris anzeigen, und nicht mehr unter dem Artikul aus Rom, da besonders auch die Stadt Rom, und das ganze Italien, jetzt unter eine andere Herrschaft kamen. — Uebrigens ist noch zu merken, daß die Grenzen des Antheils, den jetzt ein jeder dieser Fürsten erhielt, nicht genau zu bestimmen sind; daß diese Antheile ziemlich verwickelt in einander lagen, und daß diese Verwickelung, eine Gelegenheit zum Streite wurde.

**) Wie Clotarius I. der Vater dieser fränkischen Fürsten, ein ehebrecherischer und blutschänderischer Wollüstling war; so waren dieses auch seine Söhne, besonders Charibert und Chilperich. Denn Charibert nimmt zum Exempel nach Verstossung seiner rechten Gemahlin, zween Schwestern, ohnerachtet die eine, sich zur Nonne weihen lassen, zu gleicher Zeit zur Ehe; legt sich überdem auch noch die Tochter eines Hirten bey, und erklärt dieselbe zur Königin, Chilperich aber verstößt seine Gemahlin Audoverra, um Fredegundens, eines nur gemeinen Mädgens willen; verstößt hierauf auch Fredegunden, und nimmt eine Prinzeßin des westgothischen Königes Athanagild; verstößt, ja ermordet endlich aber diese Prinzeßin, und nimmt Fredegunden wieder, die sich durch ihre Ränke, bey ihm in neue Gunst zu setzen weiß, und in Ansehung welcher, absonderlich die List merkwürdig ist, der sie sich, zur Verstossung der Königin bedienet.

Die Königin wird nemlich von einer Prinzessin entbunden, zu einer Zeit, da ihr Gemahl abwesend, und bey seinem Bruder Siegebert ist. Die Taufe der Prinzessin, wird also verschoben, und die Königin ist schon aus dem Wochenbette, als die neugebohrene Prinzessin erst getaufet werden soll.

Fredegunde stifter's also an, daß die Dame, die die Prinzeßin zur Taufe halten soll, zur Stunde der Taufe nicht erscheinet, und da überredet sie die Königin, das Kind, in eigener Person, zur Taufe zu halten. Dahin hat sie aber, die gedachte Königin sobald nicht überredet, als sie sich auch hinter die Geistlichkeit steckt, die nun, da der König wieder kommt, vor ihm behauptet: — „die Taufhandlung wirke, zwischen dem Getauften, Taufenden und Taufzeugen, eine so genaue geistliche Verwandschaft, daß zwischen diesen allen, (wie dies auch noch jetzt, die römischkatholische Geistlichkeit behauptet,) noch weniger eine Ehe statt finden könne, als zwischen Bruder und Schwester, u. s. w.“

Sie schliessen also, (nach welcher logischen Form, das wissen wir nicht,) „da nun die Königin, durch das zur Taufehalten, mit dem Kinde so genau verwandt geworden, dies Kind aber sein, des Königes, leibliches Kind wäre; so könne seine fernere Ehe mit der Königin, nicht anders, als eine Blutschande angesehen werden!“ — Und der wollüstige König, der sonst gar kein Gewissen hat, hört diesen Schluß mit Freuden an; stellt sich als gäbe er, den gewissenhaften Priestern, aus Gottesfurcht

nur nach; verstößt also die Königin, und nimmt die schändliche Dirne, Fredegunde, in sein Bette. — So werden also Diener Jesu Christi, Diener der Huren und der Ehebrecher! Welch eine Schande für Menschen; welch eine Verdunkelung der Vernunft, durch das Licht, welches man in dem Evangelium gefunden haben will?

Vom Siegebert ist noch zu merken, daß er eine andere Tochter, des westgothischen, oder spanischen Königes Athanagild, mit Namen Brunehild, zur Gemahlin hatte, eine Dame, von der wir noch sehr vieles hören werden. Vom Guntbram aber, der gewöhnlich auch der König von Burgund genennet wird, daß nach dem Tode seines Bruders Chariberts, desselben hinterbliebene Wittwe, Thundegild, die, obschon sie nur die Tochter eines Hirten ist, dennoch gerne herrschen will, ihm, diesem Guntbram sich zur Ehe empfiehlet, auch zur Bewirkung ihrer Ehe, ihm alle Schätze ihres Gemahls anbiethet; daß auch Guntbram dies Erbiethen sich gefallen läßt; die Wittwe, nebst ihren Schätzen zu sich nimmt, doch, nur die Schätze behält, die Dame aber, zuförderst in ein Kloster, und nachher, da sie auch dort noch nicht ruhen will, in ein Gefängniß sperret.

Nach Christi Geburt 568.

Rom.

Longinus, der neue Stadthalter unsers Italiens, ist gegen uns bey weitem so gut nicht, als Narses war, und er nimmt nun vollends unserm Rom, und den Vornehmern hierselbst, den nur geringen Glanz, und die nur geringe Macht, die sie bisher noch hatten. Er hat nemlich unsern Rath hierselbst abgeschaft, und hier, so wie in andern grössern Städten, einen Unter-Stadthalter, unter dem Namen eines Herzogs eingesetzet, der unser Rom regieren muß, während dessen er selbst, (Longinus) in Ravenna bleibt, sich, wie ers denn auch, nach der kaiserlichen Verordnung wirklich ist, als den obersten aller dieser Herzöge betrachtet, und sich dieserwegen einen Exarchen *) nennen läßt.

Gott mags indessen wissen, wie lange diese Verfassung unter uns noch dauren wird, und ob wir nicht gar bald, noch andere Neuerungen sehen, und die schrecklichsten Schicksale hier erleben werden. Dem Ansehn nach, kanns wenigstens hieran nicht fehlen, da jetzt, der longobardische König Alboinus, mit einer großen Macht in Bewegung ist, und in unser Italien eindringen will.

Dieser Alboinus, **) ist denn auch so sehr ein Krieger, daß schon die Barden, (die Priester und Poeten der Longobarden) in vielen Gedichten sein großes Lob besingen,

und

und seine, in sich schon starke und kriegerische Nation, ist insonderheit auch, durch zwanzigtausend Sachsen, ***) die mit Weibern und mit Kindern zu ihm kommen sind, und sich mit den Longobarden, in unser Italien theilen wollen, verstärket worden. Es wird also Italien, dem Ansehn nach, ein Raub dieser fremden Völker werden, wo nicht die vielen, und wohlbesetzten ansehnlichen Festungen dieses Landes, den Eroberungen dieser kriegerischen Nationen, Einhalt thun.

*) Der Name der Exarchen zu Ravenna, und des Exarchats daselbst, welche Beyde jetzt ihren Ursprung nahmen, ist wohl zu merken, denn wir werden Beyder Namen noch oft erwähnen.

**) Alboinus hatte sich zuvor mit den Gepiden und andern Völkern tüchtig herumgeschlagen, und dadurch sich die Liebe seines Volkes und desselben Bewunderung, in eben dem Grade erworben, in welchem er sich andern Nationen furchtbar gemacht hatte. Seine Staatskunst ging aber noch weiter, denn er vermählte sich zuförderst mit Clodiswinden, des Clotarius I. Tochter, und wurd also, mit allen fränkischen Fürsten, durch Schwägerschaft verbunden; hatte von dieser Verbindung auch den Vortheil, daß der fränkisch-austrasische König Siegebert, die gedachten Sachsen gerne zu ihm stoßen, und ihn verstärken ließ.

Als denn auch seine Gemahlin Clodiswinde stirbt; so vermählt er sich mit Rosamunden, einer gepidischen Prinzeßin, die er bey Besiegung der Gepiden gefangen bekommt, und macht dadurch, daß die Besiegten ihn lieben, daß auch die benachbarten hunnischen Völker, besonders die Avaren, Furcht und Achtung vor ihm hegen.

Da er endlich aber aus Pannonien nach Italien aufbricht, da überläßt er den Avaren das pannonische Gebieth, aus freyem Entschlusse; sichert sich also den Rücken, und erhält, wegen der Achtung, in der er stehet, auch wegen der freywilligen Räumung Pannoniens, von den gedachten Avaren, was er fordert, das Versprechen nemlich, daß, wenn es ihm in Italien nicht glücklich gehen sollte, sie, die Avaren, Pannonien vor ihm räumen, und sich in ihre bisherige dacische Wohnsitze zurücke ziehen wollten.

Er ist übrigens ein Enkel der Amalafrede, einer Schwester des großen Theodorichs, und weil nun, von diesem Theodorich keine weitere Erben sind, so siehet er sich als den rechten Erben an, und will alles erobern, was Theodorich ehedem besessen hat.

***) Mit dem Alboin zogen, nicht nur die Longobarden, die zum Kriege tauglich waren, sondern auch die dazu untauglichen Weiber, Kinder und Greise. Es zogen auch mit ihm, nicht nur die Sachsen, sondern auch viele Schwaben, viele Bojaren oder Bayern, ja Bulgaren, Gepiden, Avaren, u. s. w. Je mehr nemlich Alboin als ein Held bekannt geworden war, desto mehr liefen ihm die Leute nun zu, die ihr Glück im Kriege machen wollten. Und wenn mans derowegen wissen will, wie und auf welche Art, Städte und Provinzen, ihre Namen und Grenzen geändert, und in spätern Zeiten, andere und ganz fremde Namen, auch weitere und engere Grenzen erhalten haben; so muß man nur an solche Wanderungen und Heereszüge gedenken.

Denn jetzt kamen z. E. alle obgedachte Nationen nach Italien, und die eine breitete sich mehr als die andere aus; erweiterte und veränderte also die Grenze, und gab den Namen, den sie selbsten führete, oder auch den Namen ihrer vornehmsten Geschlechter, denen Städten und Provinzen, die sie in Besitz genommen hatte. Jetzt zog auch der König Siegebert aus Schwaben, und aus andern Provinzen, Colonien heraus, und verpflanzte sie, in die Gegenden, welche die Sachsen verlassen hatten. Die Grenzen und die Namen kamen sich also, in Deutschland und in Italien anjetzt gar merklich ändern, und hieraus siehet man zugleich, wie die Wohnsitze und die Grenzen der Völkerschaften, eben so wenig allgemein zu bestimmen sind, als die eigentlichen Stamm-Väter jetziger Nationen, die sich, auf die angeführte Art, mit andern Nationen oft vereinigen mußten.

Paris.

Die zween Brüder und Könige, Siegebert und Gunthram, haben auf Anstiften der Königin Brunehild, *) ihren Bruder, den König Chilperich bekrieget, und ihn so in die Enge getrieben, daß er um Frieden bitten, auch einige Gegenden seines Gebiethes, hat fahren lassen müssen. Wären indessen die Avaren, dem Könige Siegebert, nicht in seine thüringische Staaten eingefallen, und müßte er diesen nicht entgegen eilen, so würde vermuthlich der Friede noch nicht hergestellet, und der Verlust des Königes Chilperichs, noch ungleich größer seyn.

*) Brunehild, erregt diesen Krieg, aus Rachbegierde gegen den Chilperich, der ihre Schwester zur Gemahlin gehabt, sie aber verstoßen, und sogar ermordet hatte. Wenn indessen Athanagild, der Vater der Brunehild, bey dem Tode seiner Tochter, und bey diesem Kriege gleichgültig zu seyn scheinet, so ist zu bedenken, daß dieser König, in Spanien, noch kaiserliche Truppen zu besiegen hatte; daß er sich auch, ohne die sämmtlichen fränkischen Fürsten gegen sich in Waffen zu bringen, nicht füglich in Gallien hinein wagen durfte, und daß er überdem, im Jahr 567 starb, also nicht füglich, gegen den Chilperich etwas unternehmen konnte.

Nach ihm, diesem Athanagild, kommt übrigens das westgothische Reich unter dem Scepter eines gewissen Liuva, der zwar nach Verlauf von anderthalb Jahren stirbet, der aber noch bey seinem Leben, seinen Bruder Leovigild, zum Mitregenten wählet, der auch nach ihm das westgothische Reich beherrschet.

Rom.

Die Longobarden sind, unter ihrem Könige Alboinus, *) wirklich schon in unser Italien eingedrungen, und haben sich der ganzen venetianischen Provinz, bis auf die Festung Padua, die sich noch hält, bemächtiget. Unser Exarch Longinus, hält sich indessen in Ravenna feste eingeschlossen, und sorgt hauptsächlich nur für die Vertheidigung der vielen festen Plätze dieses Landes, die in der That auch, den Alboin so sehr aufhalten, daß er im Venetischen vorjetzt noch bleiben, und seine Winterquartiere daselbst nehmen muß, weil er, der gedachten festen

Digitized by Google

festen Plätze wegen, so schnell nicht weiter gehen kann.

*) Die Longobarden waren, zum Theile wenigstens, noch Heyden, doch Alboin konnte schon von Mutterwegen, ein arianischer Christ seyn. Er konnte indessen, wegen Clotiswinden, seiner athanasianischen Gemahlin, ein Athanasianer seyn; sollte dies auch werden, war aber vermuthlich wohl, gleich andern schlauen Fürsten, ein Heyde unter Heyden, ein Arianer unter Arianern, und ein Athanasianer, wenn er unter Athanasianern war, und wenn, wie oft genug geschahe, das Bekenntniß zu dieser Religion, ihm Vortheil bringen konnte.

Wie sehr indessen die athanasianische Geistlichkeit sich bemühet, diesem Herrn zum Athanasianer zu machen; und welches erstaunende Gewicht, die Athanasianer dieser Zeit, auf ihren athanasianischen Lehrbegriff geleget haben, das siehet man aus einem Briefe, den ein Bischof in Trier, der sich doch eigentlich um diesen Alboin nichts zu bekümmern hatte, an die Gemahlin desselben, an Clodiswinden schrieb, und dessen Hauptinhalt dieser ist:

„Ists möglich, daß ein Herr, wie Alboin, vor dem so viele Völker zittern; den sie zugleich mit Ehrfurcht betrachten, und den sie, seiner Weisheit und Gerechtigkeit wegen lieben, in allen andern Dingen so bedachtsam und so weise, in Berathung seiner Seele aber so nachläßig, und in Ergreifung des Reiches Gottes, so unweise handeln kann? Ists möglich, daß ein Herr, von so viel glänzenden Eigenschaften, sich Männern, Arianern, anvertrauen kann, die, anstatt den Weg zum Himmel zu zeigen, geradenweges in die Hölle führen?“

„Ich beschwöre Sie, große Königin, bey dem Tage des Gerichtes, daß sie diesen Brief, recht sehr beherzigen, und ihrem Gemahl den Inhalt desselben oft zu Gemüthe führen, ihn auch immer fragen: — wer der Erlöser sey?“ (Gott oder Mensch?)

„Ein Mann wie Alboin, solch eine Zierde der Welt; o, was könnt er nutzen, wenn er sich bekehrete? Und warum soll denn Er, was Leib und Seligkeit betrifft, vor Andern zurücke bleiben? — Guter und erbarmender Gott, bereite du selbst den, den du an ihn senden willst, u. s. w.“

Man weiß nicht, welchen Erfolg dieser Brief gehabt, das aber wissen wir nun, wie gefahrvoll die Athanasianer den arianischen Glauben, selbst für die geachtet haben, die als Lichter der Welt, von wegen ihrer Tugend glänzenten, und wie sie derowegen die arianischen Lehrer, so oft sie es gekonnt, an allen denen Orten werden behandelt haben, an welchen sie die Macht in Händen hatten. — Besser nemlich nicht, als eingefleischte Teufel, denn, ihrem Urtheil nach, führten sie die Seelen eben so zur Hölle hin, als die Teufel sie dahin zu führen pflegen.

Nach Christi Geburt 569.

Rom.

Der longobardische König Alboin, hat Padua und Ravenna liegen lassen, und ist bis in Ligurien hineingedrungen, wo nur noch Pavia und Genua sich halten, da indessen die andern festen Plätze Venetiens und Liguriens, anjetzt in seinen Händen sind. *)

*) Zu Ligurien rechnete man in dieser Zeit, das jetzige Herzogthum Mayland, auch Pinmont, und die Republick Genua. Alboin läßt Padua und Ravenna liegen, weil sie ihm zu feste scheinen, und seinen weitern Marsch verzögern können. Er legt übrigens in jeder eroberten festen Stadt, eine Besatzung ein, und setzt in ihr einen Ducem, (Herzog) als Stadthalter. Daß er so schnelle Eroberungen macht, hat er, zum Theil der Pest, und auch der Hungersnoth zu danken, die vor kurzem erst Italien von Volk entblößet haben, wie auch der sorglosen und üppigen Regierung des Kaisers Justinus, der keine Verstärkung nach Italien sendet, und von dem die Geschichtbücher, in Ansehung Italiens, so sehr schweigen, daß man nicht weiß, was er in dieser Zeit für Italien gethan, und warum er sich, für die Erhaltung dieses Landes nicht recht beeifert hat.

Wir lesen indessen, daß im Jahr 568, Gesandten von den Türken nach Constantinopel kommen, daß der Kaiser auch im Jahr 569, Gesandten an diese Türken, und an ihren Fürsten Disabul abschickt; und daß bald nachher die Türken mit den Persern Händel anfahen. Wir können also aus diesen Umständen, so ziemlich das errathen, was der Kaiser, in Ansehung Italiens müsse gewünschet haben.

Wie nemlich in den ältern Zeiten, besonders die Bewohner der heutigen Tatarey, Scythen hießen; so hießen dieselben in den spätern Zeiten, Hunnen, und unter diesen Hunnen, drängte, in der Folge der Zeit, der eine Schwarm den andern, immer vor sich her, um den Palus Maeotis, und Pontus Euxinus herum, aus Asien, in Europa hinein, bis an die Donau, ja noch über sie, wie wir schon oft gemeldet haben, weit hinaus.

Nun waren aber unter diesen Hunnen, in diesem sechsten Jahrhunderte, ein Schwarm, oder Stamm vor andern mächtig, und das war der Stamm, der sich den Namen der Türken gab. Derselbe drängte auch, einen andern hunnischen Stamm, die Avaren nemlich, aus seinen Wohnsitzen hinweg, und daher kam es denn, daß sich diese Avaren, wie wir oben bereits erzählet haben, in dem kaiserlichen Gebieth einfanden, in welchem sie, der schwache Kaiser Justinianus sitzen ließ, und durch Zahlung ansehnlicher Jahrgelder in Ruhe zu erhalten suchte.

Diese Jahrgelder will nun aber, der Nachfolger Justinians, der Kaiser Justinus, forthin nicht zahlen; sie, die Türken aber, sehn die Avaren als ihre Feinde an; mißgönnen ihnen, Ruhe und Jahrgelder;

Digitized by Google

gelder; mögten diese letztern, für sich selbst gern ziehen; biethen derowegen dem Kaiser ihre Hülfe gegen die Avaren an, und widerrathen ihm, die Zahlung dieser Gelder. Der Kaiser sieht denn dies auch gern; weiß anbey, daß in dem großen Armenien, jetzt eine starke Gährung ist: denkt also die Avaren, die ohnedem mit dem fränkischen Könige Siegebert Händel haben, durch Furcht vor den Türken, in Ruhe zu erhalten, und auch im Persischen, mit türkischer Hülfe, Eroberung zu machen. Er sieht derowegen Italien, das sehr mächtige Völker nun schon angefallen haben; das auch die fränkischen Fürsten, oder auch die Avaren noch anfallen können, als eine Besitzung an, die schwerlich zu erhalten sey, und läßt es dort nun gehen, wie es immer gehen kann, weil, was er hier verliehrt, in Armenien, wie er dies hoffet, bald wieder zu erhalten ist.

Paris.

Der austrasische König Siegebert, hat gegen die Avaren, eine große Schlacht verlohren, ist selbst auch von denselben gefangen worden, und hat nun, mit großen Summen, den Frieden und seine persönliche Freyheit, von diesem Volke sich erkaufen müssen.

Rom.

Ein Theil der longobardischen Macht, ist in Gallien eingedrungen, und hat daselbst die Macht des Königes Gunthram, die sein Gebieth beschützen sollen, in die Flucht geschlagen. (s. Paris)

Paris.

Auch unser Gallien, besonders aber die Provinzen, die an Italien gränzen, (das Delphinat, die Provence, Savoyen und Piemont) *) leiden vieles von den Longobarden, die aus Italien dahineingebrochen sind, und die nun auch die Armee, des fränkisch-burgundischen Königes Gunthram, auf das Haupt geschlagen haben.

*) Alle diese Provinzen hatte Theodorich ehedem besessen, und da nun Alboin, auf dessen Besitzungen, als Erbe Anspruch macht; so läßt er auch seine Leute in diese Provinzen dringen.

Nach Christi Geburt 570.

Rom.

Die Longobarden breiten sich immer mehr und mehr in diesem Lande aus; belagern jetzt, die feste Stadt Pavia, haben sonst aber, unser Rom ganz unberuhigt liegen lassen, und sind bereits, bis Beneventum, (im jetzigen

jetzigen Neapolitanischen,) vorgedrungen, haben auch in Mayland, den Alboin, zum Könige Italiens ausgerufen. *)

*) Diese Ausrufung geschahe noch im vorigen Jahre, und man rechnet derowegen, den Anfang des longobardischen Reiches in Italien, von dem Jahre 569 an. Waren übrigens diese Longobarden in der That noch Heyden, und sollen sie würklich auch, wie Einige wollen, unterweilen einige Christen zum Götzendienst gezwungen haben; so müssen sie dennoch, überhaupt genommen, sich gütig und menschenfreundlich betragen haben, da man so wenige Klagen über sie höret, und da man eben nichts von Plünderungen und Verheerungen der Städte, und der Kirchen lieset. Die Christen dieser Zeit indessen, als Sieger in einem heydnischen Lande gedacht, würden schwerlich so gemäßiget sich betragen haben, als Alboin und seine Longobarden sich betragen, besonders, wenn ein heiliger Augustin sie angeführet, und auch gelehret hätte: — die Bibel sagte: — „nöthige das Volk, hereinzukommen!“

Wir wünschen, daß die heutigen Christen, aus ihren Gesinnungen und Thaten, den, die gute Religion Jesu, entehrenden Geist der Intoleranz, je mehr und mehr entfernen mögen, und darum ziehn wir unterweilen solche Parallelen.

Paris.

Der König Gunthram hat, nach der unglücklichen Schlacht mit den Longobarden, die Anführung seiner Macht, einen gewissen Mummolus übergeben, und der hat nun, die gedachten Barbaren, so klüglich an einen Ort gelocket, in welchem er sie umschließen, und großentheils hat niederhauen können.

Durch die Geschicklichkeit dieses Mummolus sind also, die Provinzen dieses Königes, vor diesen Barbaren genug gedeckt, es wäre denn, daß ein neuer, und ein noch gröſserer Schwarm derselben, wieder käme, und dann ein besseres Glück, als dieser Schwarm hier fände.

Constantinopel.

Die Groß-Armenier, haben, im Vertrauen auf unsers Kaisers Schutz, und von Ihm darzu ermuntert, das persische Joch jetzt abgeschüttelt, weil sie Christen sind, und einem christlichen Kaiser, nicht aber einem unchristlichen Herren unterworfen seyn wollen. Obschon denn auch der König Cosrhoes aus Persien, durch eine eigene Gesandschaft unsern Kaiser bitten lassen, sich dieser aufrührischen Unterthanen nicht anzunehmen; so ist derselbe dennoch fest entschlossen, dies zu thun; glaubt auch, daß er der christlichen Religion dies schuldig seÿ, und giebt also Gelegenheit zu einem neuen Kriege, mit diesem mächtigen Feinde, ohnerachtet er zur Führung desselben, weder Muth noch Kräfte hat; immer nur an Befriedigung seiner Lüste gedenkt; die Kriegs-Disciplin beständig sehr vernachläßigt hat, und sich nicht auf sich selbst, sondern auf die Türken, und auf die Armenier verläßt, die seiner Hoffnung nach, schon für sich allein, die Perser überwiegen, und den Krieg mit ihnen, zu seinem Vortheil enden sollen.

Aus

Aus Persien.

Da die Armenier, weil sie Christen sind, sich dem Kaiser von Constantinopel unterworfen, gegen unsern Cosrhoes aber sich empöret, und alle unter ihnen befindliche Perser ermordet haben; der gedachte Kaiser würklich auch, in seinem ungerechten Vorsatze, sie zu unterstützen, beharret: so ist unsere Macht bereits zusammen gezogen, und so gehet, der eine Theil derselben, unter der Anführung eines gewissen Artabanus, in das kaiserliche Syrien, der andere aber, unter der Anführung des Königes, nach Armenien, um sowohl diese Treulosen und Meucheimörder, als auch den Kaiser selbst, zu züchtigen. *)

*) Die unwürdigsten Regenten, sind fast immer blutdürstige Eiferer für den Lehrbegriff. Denn, da ihre Lasterthaten, das Gewissen oft in Unruh stürzen; da sie Ruhe der Seele für sich suchen; Gott so gern befriedigen wollen, und durch innere Heiligung ihn nicht befriedigen mögen: so ziehen sie, zum Vortheil der Lehren von Gott, nur allzugern das Schwerdt gegen ihre Brüder, und meinen, ja hörens auch von Priestern, daß Gott dadurch befriedigt werde. Aus eben diesen Gründen zieht denn auch Justin anjetzt, zum Besten offenbarer, ja fluchwürdiger Frevler, hier sein Schwerdt, und erregt, zur Unehre des christlichen Namens, einen Krieg, der an 20 Jahre währet, und der bey Millionen Menschen ins Verderben stürzet.

Wer sollte derowegen die Intoleranz nicht hassen, wenn er noch ein menschlich Herz in seinem Busen trägt? Wer sollte solche finstere Gesinnung dulden, wenn er von der christlichen Lehre behaupten will, daß sie das menschliche Geschlecht zu edlen Thaten, Licht und Kräfte reichlicher gebe, als jemals die Vernunft ihm Licht und Kraft darzu gegeben hat? — Soll denn unter Christen die Zeit niemals kommen, in der, auch durch die Weltgeschichte, es zu zeigen ist, daß sie edler und menschenfreundlicher gedacht und gehandelt haben, als je die alten Heyden dachten, und auch handelten?

Paris.

Der königliche General Mummolus, hat abermalen, in Vertheidigung der Länder seines Herrn, die größte Ehre eingeleget, indem er die Sachsen, die bey dem Heere des Alboins in Italien waren, und die sich, weil die Longobarden sie nur verächtlich behandelt haben, in der Provence niederlassen wollten, so nachdrücklich auf das Haupt geschlagen hat, *) daß sie ihm es angeloben müssen, sich friedfertig zu halten, und in aller Ruhe, nach ihrem Vaterlande, Germanien, wieder abzuziehen. Sie ziehen in der That auch jetzt dahin schon ab, und nehmen ihren Zug, durch Gallien, über die Rhone, in das Gebieth des Königs Siegeberths, der ihnen diesen Winter über, die Gegend von Auvergne, zu ihrer Rastung angewiesen hat, und der sie dann im folgenden Jahre, nach ihren alten Wohnsitzen weiter ziehen lassen will.

*) Unter diesen Mummolus fochten auch zween gallische oder französische Bischöfe, die vermuthlich die Rechtmäßigkeit ihres Betragens, aus der Nothwendigkeit herleiteten, die Kirche Gottes zu beschützen; die im Grunde aber, und vornemlich nur, ihre

sette Pfründen beschützen wollten, und die selbige am besten beschützen konnten, wenn sie dem Volke es glaublich machten, daß hier die Sache Gottes und Jesu verfochten werden müsse.

Weil denn auch das Beyspiel dieser Bischöfe, das Volk zu den Fahnen ruset, und dadurch denn, ein großer Sieg erfochten wird; so merken sich das die Bischöfe für ihre Pfründen, und die Fürsten für ihre Länder. So gehen in der Folge, wider alle alte Kirchengesetze, die Bischöfe selbst, und in eigener Person zu Felde, wenn ihre Pfründen in Gefahr gerathen, und so zwingen sie denn auch die Fürsten zu persönlichen Kriegesdiensten, wenn der Vortheil ihrer Staaten, ihnen dies zu rathen scheinet.

Nach Christi Geburt 571 — 572.

Rom.

Alboin und seine Longobarden, setzen sich immer mehr und mehr, in unserm Lande fest, und haben gegenwärtig, auch die feste Stadt Pavia, nach einer mehr als dreyjährigen Belagerung, in ihren Besitz bekommen. Hat denn auch der gedachte König Alboin, vor der Einnahme dieser Stadt, derselben die gänzlichste Verwüstung geschworen gehabt; so ists, zu seinem ewigen Ruhm, doch wahr, daß er sich dieses Schwures reuen lassen; daß er friedlich in dieselbe hereingezogen ist, und daß er niemanden, auf was Art es sey, in ihr beleidiget und gekränket hat.

Constantinopel.

Unser Kaiser ist wie wahnsinnig, in allem, was er thut, und besonders in seinem Kriege mit dem Könige von Persien. Denn diesen Krieg fähet er ohn alle Ursach an, und hat nicht Geld, nicht Mannschaft, um denselben zu führen; sorgt auch nicht, um Beydes zu erhalten, sondern sendet nur den Marcianus, den Feldherrn seiner Leibwache, nach Armenien; läßt ihn selbst zusehn, wo er Truppen und Geld hernehme, und befiehlt ihm, da er nun, mit einigem losen Gesindel, nach Armenien gegangen ist, bald dies, bald das, ohne zu untersuchen, obs auch möglich sey? gerad, als wenn nach seinem Befehl, sogar auch die Natur der Dinge sich bequemen müßte.

Und so befiehlt er z. E. auch diesem seinem Feldherrn, vor Nisibis, *) der beträchtlichsten Festung Mesopotamiens zu rücken, und dasselbe einzunehmen; schickt bald auch einen neuen Befehl ihm zu: „die Schlüssel dieser Stadt, sofort nach Constantinopel zu senden!“ und ist aufs höchste, nun, mit diesem Gene-

rale

Digitized by Google

tale unzufrieden, da er diese Schlüssel noch nicht sendet; will auch demselben sein Commando nehmen, und es einem gewissen Acacius übergeben, der zu nichts weniger, als zum Befehlshaber, aufgeleget ist. (— s. Pers.)

*) Nisibis war so fest, und so wohl besetzt, daß, da Marcianus sich ihren Mauren nähert, die Bürger und die Besatzung des Ortes, nur ihr Gespötte mit ihm treiben, und, um ihn zu zeigen, wie wenig sie ihm achten, auch nicht einmal bey der Nacht, die Thore verschließen, sondern Tag auch Nacht hindurch sie offen lassen, und allein nur fleißig Wache halten, um ihn, wenn er in die Stadt einrücken sollte, in derselben zu empfangen.

Aus Persien.

Unser Heer in Syrien macht außerordentliche Beute, und das nemliche, thut auch dasjenige Heer, das nach Armenien gegangen ist, und das nun, unter der Anführung unsers Königes, sowohl die aufrührigen Armenier, die sich sehr muthig wehren, als auch die benachbarten kaiserlichen Lande, auf das härteste behandelt.

Nach Christi Geburt 573.

Aus Rom.

In unserm ganzen Italien, herrscht anjetzt die größeste Bestürzung, denn Alboin, der König der Longobarden, ist ermordet, und das ist ein Verlust für dieses Volk, der so leicht wohl nicht ersetzet werden dürfte, da besonders auch, sogleich nach seinem Tode, Rosamunda, seine Gemahlin und Mörderin, *) mit ihrem Buhler, und mit allen königlichen Schätzen, aus Verona, wo der Mord begangen worden, nach Ravenna geflohen ist, und sich daselbst, dem Exarche Longinus in die Hände geworfen hat.

Was denn auch die gedachten Longobarden, und deren Oberhäupter nun für gut befinden; ob sie? und wen sie nun? an des Ermordeten Stelle, zu ihrem Könige wählen werden, das wird nur die Zeit uns lehren. Zu vermuthen aber, oder doch zu wünschen ists, zum wenigsten für uns, daß sie unter sich nicht einig werden mögen, und daß denn ihre Uneinigkeit, ihre Macht auch trenne, und also sie wiederum aus diesem Lande treibe.

*) Alboinus besieget, und erleget, wie schon sonst erzählet ist, Cunimundum, den König der Gepiden, und den Vater der Rosamunde. Er nimmt denn auch, weil

Digitized by Google

das unter seinem Volke so Sitte ist, die Hirnschale des Erschlagenen Königes; läßt sie mit Gold einfassen, und bedient sich derselben jederzeit, zu seinem Trinkgeschirr, besonders da, wo er ein Gastmahl giebt, und alles prachtvoll scheinen soll.

Als er demnach in Verona, auch einmal ein großes Gastmahl giebt, und er bey selbigem seine Gemahlin Rosamunde ehren will; so reicht er ihr die Hirnschaale ihres Vaters dar, und fordert, daß auch sie draus trinke. Das schmerzt indessen diese Dame dergestalt, daß sie sofort nun seinen Tod beschließt, und zu dem Ende sich dem Helmig, dem königlichen Waffenträger anvertrauet, der ihr, weil er selbst, zur Ausführung der Mordthat, gegen den starken Alboin, nicht Stärke genug besitzet, den Rath ertheilet, sich an einen gewissen Peridéus zu wenden, der noch stärker als der König sey, und der also, wenn der angefallene König sich zur Gegenwehr anschicken sollte, denselben würde überwältigen können.

Rosamunde thut denn dieses würklich auch. Sie sagt dem Peridéus, was sie von ihm begehret, findet aber, der Mensch ist hierzu nicht geneigt, und fällt also auf eine List, um ihn hierzu geneigt zu machen.

Sie weiß nemlich, Peridéus hat sich in eine ihrer Hofdamen verliebt, und kommt auch häufig, bey der Nacht, zu ihr ins Bette. Sie überredet derowegen ihre Hofdame, daß sie in der nächsten Nacht, aus ihrem Bette bleiben, und sich anderwärts wohin begeben muß, da sie indessen, die Königin, sich selbst in das Bette der Hofdame leget, und in demselben die Umarmungen des Peridéus erwartet.

Peridéus kommt denn auch in der Nacht zu dem gedachten Bette; umarmt nun auch die Königin, und meint, er umarme seine Schöne. Er hat sie aber nicht so bald umarmet, als auch die Königin, sich ihm entdeckt, und nun zu ihm auch sagt: — „Ermorde er nunmehr den König nicht; so sage sie dem Könige, was jetzt mit ihm und ihr, da sie geschlafen, vorgefallen sey, und so sey er auch gewiß, daß dieses ihm sein Leben kosten würde, da im Gegentheile sie ihn glücklich machen könnte, wenn er den Mord vollbringen wollte!“

Der Mensch läßt sich derowegen zur Vollführung dieses Mordes bewegen, und da nun Alboin, nach der Mittagsmahlzeit, gewöhnlich etwas ruhet: so nimmt die Königin, am 28. Junius, als am Tage des Mordes, alles tödtliche Gewehr aus dem Ruhezimmer heraus; bindet auch den Griff des Schwerdtes, das Alboin, an seiner Seiten, in das Zimmer bringt, mit der Scheide so zusammen, daß Alboin, wenn er es blößen will, dadurch verwellet werden muß; schließt übrigens alle Neben-Thüren feste zu, um jeden Beystand zu entfernen, und führt hierauf den Peridéus, in des ruhenden Königes Schlafgemach.

Derselbe sticht denn auch sogleich dem Könige nach dem Herzen; trifft jedoch dies Herz noch nicht; macht aber den König wach, so daß er schnell nach seinem Schwerdte greift, und sich damit nun wehren will. Das Schwerdt ist indessen, wie schon gesagt, von seiner Gemahlin, mit der Scheide zusammen gebunden, und der König kanns also nicht entblößen. Er bekommt demnach noch neue Wunden, von dem Mörder, in den Leib, und greift endlich nach einer Banke, schlägt sich mittelst dieser Banke, eine Welle mit dem Mörder herum; erhält aber, da alles verschlossen ist, und da auch sein Geschrey, nicht durch die verschlossenen Thüren dringet, von niemand Hülfe; fühlt sich also, von Blut und Wunden, ganz ermattet, und sinkt zuletzt im Tode hin.

Seine

Seine Longobarden klagen nun, da sie von seinem Tode hören, um ihn, nicht anders, als Kinder um ihren Vater. Sie wissen und kennen auch die Mörder dieses ihres Fürsten nicht, Rosamunde aber flieht nun bald, mit ihrer Tochter Alsvinda, und mit ihren Mitschuldigen nach Ravenna, zum Longinus, nimmt auch die Schätze Alboins mit sich dahin, und vermählet sich denn auch mit Helmigen.

Constantinopel.

Die Perser haben in unserm Syrien, aufs grausameste gehandelt, die reichsten Städte des Landes, besonders aber Heraclea und Apamea geplündert und verbrannt, jetzt indessen sich aus Syrien herausgezogen, und mit ihrem Könige sich vereiniget, der bereits die Hauptvestung Dara, welche die stärkste unsrer Grenzfestungen, und gleichsam ein Zaum, und ein Gebiß für die Perser war, erobert, und mit einer guten Besatzung wohl versehen hat.

Für unsere asiatische Besitzungen siehts demnach anjetzt höchst mislich aus, denn auch das Heer, welches Marcian anführete, und welches Nisibis erobern sollte, hat, voll großen Unwillens, sich nach Syrien zurückgezogen, weil der Kaiser, dem verdienstvollen Marcian, die Oberbefehlshaber-Stelle bey demselben, ohne alle Ursach, abgenommen, und sie dem Acacius anvertrauet hat, der darzu keine Fähigkeit besitzet.

Vor uns kann also der Perser, mit dem christlichen Armenien, nach seinem Belieben anjetzt handeln, auch unser Gebieth daselbst, wie er denn auch würklich thut, auf alle Art verheeren.

Aus Rom.

Die Longobarden haben, im August, einen gewissen Clephis, an des Alboinus Statt, zum Könige ausgerufen, und scheinen nicht geneigt zu seyn, die Eroberungen, die sie hier gemacht haben, aufzugeben, und in ihre alte Wohnsitze zurück zu gehn.

Paris.

Haben unsere Gallier vor den Longobarden und Sachsen anjetzt zwar Ruhe; so haben sie dieselbe doch, vor ihren eigenen Königen itzt nicht, da dieselben, obschon sie Brüder sind, eine jede Gelegenheit ergreifen, sich feindlich anzufallen, sich selbst zu vergrößern, und der andern Macht, nach aller Möglichkeit, zu schwächen. Es ist derowegen ein fast steter Krieg unter diesen Brüdern, und obschon dieselben, dann und wann sich wiederum vergleichen, und Fried und Eintracht eidlich sich geloben, so währt doch diese Eintracht niemals lange, und so stehen sie denn immer bald genug, als Feinde, wieder in dem Felde. *)

*) Es würde zu weitläuftig seyn, die steten Neckereyen, und die unchristlichen Schritte, dieser Fürsten umständlich anzuführen. Es sey also im allgemeinen nur gesagt, daß vornemlich Chilperich, der zu Soissons residirte, schon seit dem Jahre 569, da

Siegeberth mit den Avaren Händel hatte, diese Kriege erregte, auch den Gunthram darzu verleitete; und daß Siegeberth unter allen Brüdern, am großmüthigsten dachte; seine Brüder, oft gar merklich in die Enge trieb, aber eben so oft, sich ihrer jammern ließ, und einen billigen Frieden mit ihnen schloß, obschon sie oft genug, die feyerlichst beschworenen Verträge, freventlich gebrochen hatten.

Nach Christi Geburt 574.

Constantinopel.

Unser Kaiser Justinus, ist wie verrückt im Kopfe, und weiß sich, seitdem die unglücklichen Nachrichten aus Asien hier eingelaufen sind, für sich selbst nicht mehr zu rathen und zu trösten. Er hat denn endlich aber, auf Zureden seiner Gemahlin Sophia, einen Schritt gethan, der nun vielleicht unser Reich, vor seinem gänzlichen Verfall noch sicher stellet, indem er einen gewissen Tiberius, einen tapfern und erfahrnen General, zum Cäsar, ja zum Mitregenten angenommen, *) und es auch erlaubet hat, daß die Kaiserin, in einem Schreiben an den König Cosrhoes, um Frieden, oder wenigstens um einen Waffenstillestand hat bitten dürfen. (— s. Persien)

*) Als Justinus, den Tiberius mit dem Purpur beehret; so thut er dies in Gegenwart der Geistlichkeit, auch der Minister, und redet dabey, den Tiberius mit folgenden Worten an: — „Hüte dich, daß dieser Glanz, in dem du jetzt erscheinst, dich niemals blende! Mich hat er geblendet, und ich bin deshalb des Todes schuldig! — Verbessere meine Fehler; regiere sanft, und mit großer Gütigkeit! “ — Hierauf sieht er aber die Geistlichen und die Minister an; nennt wieder den Tiberius, und spricht zu ihm: — „Hüte dich vor diesen Leuten, denn nur sie sind es, die mich in das Unglück gestürzet haben, in dem ich mich anjetzt befinde! — “ Dies, sagt anjetzt der Kaiser, und jeder, der ihn hört, fäht an zu weinen. —

So ist indessen das Schicksal der Fürsten; so stürzen böse Minister, und noch mehr böse Priester, die beste Fürsten-Seele, und mit ihr Millionen Menschen, in das äußerste Verderben! So kann man denn, den unglücklichen Herrn beweinen; die bösen Minister allenfalls vertreiben; die bösen Priester aber unbeunruhigt lassen, weil, wer sie antastet, in jedem abergläubischen Volke, den Herren selbst angreift, und weil die Strahlen ihres Bannes, fürchterlicher, als des Himmels Blitze sind.

Aus

Aus Persien.

Auf Fürbitte der Kaiserin Sophia in Constantinopel, hat unser König Cosrhoes einen dreyjährigen Waffenstillestand mit den Kaiserlichen geschlossen, jedoch das große Armenien, und die christlichen Bewohner desselben, ausdrücklich davon ausgenommen, indem er diese ruchlosen Menschen, schlechterdings nun züchtigen will.

Da er übrigens aber, aus den kaiserlichen Landen, den größten Raub zusammen gebracht; denselben auch unter seine Truppen vertheilet, und die dadurch, mit noch viel größerer Kriegeslust erfüllet hat: so wär es ihm, bey der jetzigen elenden Verfassung des constantinopolitanischen Reiches, etwas leichtes gewesen, dasselbe bis aufs äußerste zu schwächen. Es gereicht ihm derowegen zur Ehre, daß er dieses nicht thun mögen, sondern einen Waffenstillestand eingegangen ist, sobald ihm die Kaiserin darum gebethen, und, in einem sehr beweglichen Schreiben ihm vorgestellet hat: — „ daß er wenig Ruhm und Ehre davon haben würde, wenn er Eroberungen von einem Volke machte, welches, bey dem obwaltenden Wahnsinne des Kaisers, kein Oberhaupt hätte, und wenn er sich ihrer, eines so hülflosen und so betrübten Frauenzimmers, gar nicht wollte jammern lassen! "

Nach Christi Geburt 575.

Constantinopel.

Mit den Persern ist, durch die Vermittelung der Kaiserin, ein dreyjähriger Waffenstillestand geschlossen, und denselben sucht nun unser Mitregent, Tiberius, in einen ewigen Frieden zu verwandeln. Er hat denn auch, zu diesem Ende, Gesandten an den König Persiens abgeschickt; weiß es indessen nicht, ob auch der König, dies sein Gesuch bewilligen wird, und wendet also alle seine Kräfte dran, um unsere Armeen zahlreicher zu machen, und sie mit allen Bedürfnissen zum Kriege, auf das bestmöglichste zu versorgen.

Rom.

Clephis, der neue König der Longobarden, ist von seinen eigenen Leuten ermordet worden, nachdem er, nur anderthalb Jahr hindurch, über sie geherrschet, aber während dieser kurzen Zeit, sie mit vielem Uebermuth, ja mit Grausamkeit behandelt hat.

Um denn aber solch einer übermüthigen und grausamen Herrschaft, nicht ferner ausgesetzt

Digitized by Google

gesetzt zu seyn, so wollen nun die 36 Herzöge Italiens, (die schon Alboin, als seine Unterstadthalter, zum Theile wenigstens, in den wichtigsten Städten hielt) ferner keinen König über sich erwählen. Sie wollen vielmehr, jeder für sich, und unabhängig von den andern, in den Städten und Distrikten, in welchen sie jetzt sind, die oberste Herrschaft führen, und zur Zeit einer allgemeinen Gefahr, sich mit einander, gegen jeden gemeinschaftlichen Feind, auf das genaueste verbinden.

Unser Italien ist also, unter diesen Herzögen, und unter dem Exarchen Longinus, der Ravenna, Padua, Cremona, Neapel, Genua, unser Rom, und noch einige wenige andere Plätze, immer noch besetzet hält, vertheilet; wird aber schwerlich so in Ruhe bleiben, und unter so vielen Regenten, besorglich genug, einen steten Krieg geführet sehen. *)

*) Man muß es einigermaßen vor Augen behalten, daß Italien in so weit, von dem Exarchen beherrschet wurde, und daß in dem übrigen Italien, die vielen Herzöge waren, deren Namen und Thaten, wenige, und unerhebliche ausgenommen, uns nicht gemeldet sind.

Von den Herzögen ist zu merken, daß ein (dux oder) Herzog, in dieser Zeit nicht eben so viel war, als jetzt. Ein Comes hatte unterweilen über duces zu befehlen, und duces oder Herzöge, waren eigentlich nur Stadthalter, die nun freylich unabhängig wurden, die aber nicht eine gleich große Macht in Händen hatten.

Constantinopel.

Cosrhoes hat, da er, in der Person des Tiberius, ein neues Oberhaupt unsers Reichs nun siehet; seine friedliche Gesinnungen geändert, und den nachgesuchten Frieden, nicht nur nicht bewilliget, sondern auch die Gesandten unsers Tiberius so schimpflich behandelt, daß nun auch nicht einmal der Waffenstillestand statt haben kann, und daß unsere, vortrefflich gestärkten Heere, so gleich nun wieder gegen ihn, ins Feld einrücken werden.

Paris.

Siegeberth, ohnstreitig wohl der tapferste, großmüthigste, und bestgesonnenste, unter den fränkischen Königen, hat, in dem vierzigsten Jahre seines Alters, durch zween verwogene Böswichter, die Fredegunde, des Chilperichs Gemahlin, zu dieser Frevelthat erkauft gehabt, sein Leben verloren, und dadurch sind nunmehr die Angelegenheiten unsers Galliens, noch ungleich mehr verwickelt worden.

Da nemlich Chilperich, der König von Soissons, nach so vielfältigen feyerlichen Eiden: „daß er ruhig leben, und den Siegeberth nie wiederum bekriegen wolle!“ immer wieder in die Staaten dieses seines Bruders dringet, und selbige mit Feuer und mit Schwerdt verwüstet; so wird dieser Siegeberth zuletzt auch dergestalten wider ihn entrüstet, daß er ihm und seiner Herrschaft den völligsten Untergang zuschwöret; ihn, aus den unge-

ungerechten Eroberungen, die er gemachet, vertreibet; in sein eigenes Gebieth hinein verfolget; dasselbe für sich selbst erobert, und ihn, den treulosen Bruder, nebst seiner Gemahlin Fredegunde, in der Stadt Dornik eng belagert hält.

Da weiß also, der belagerte und sehr geängstigte Fürst, sich gar nicht mehr zu retten, da sein Bruder nun nichts mehr von einem gütlichen Vergleiche wissen will. Und da erkannt demnach, seine schändliche Gemahlin, die gedachten Böswichter, daß sie mit vergifteten Messern, den Siegeberth in seinem Lager erstechen, dadurch aber der Lage der Sachen augenblicklich auch ein anderes Ansehn geben, und den Chilperich mit einemmale, aus fast aller seiner Noth befreyen, aber auch mit einemmale wieder, in eine neue Noth ihn stürzen.

Denn, da der ermordete Fürst, keinen erwachsenen Sohn hinterläßt, so herrscht nach seinem Tode, Bestürzung und Unordnung bey desselben Heere; so hebt dasselbe die Belagerung von Dornik alsobald auch auf, so wächst dem Chilperich der Muth, so fallen ihm denn auch, die, zuvor vom Siegeberth besiegten Unterthanen wieder zu, und so unterwerfen ihm sich auch, unterschiedene von den Anführern des austrasischen Heeres, das nun aus seinen Staaten flieht.

Ueberdem hat aber auch der tapfere Siegeberth, da er den Umsturz des Chilperichschen Reichs beschlossen gehabt, sich dieser unsrer Stadt Paris bemächtiget, und seine Gemahlin Brunehild, nebst ihrem fünfjährigen Sohne Childeberth, und zween Töchter hier gelassen. Da er also, so unverhofft in jenem Lager überfallen und ermordet wird, da eilt auch Chilperich hieher; erobert diese unsre Stadt, und nimt die Brunehild, nebst ihren Töchtern, hier gefangen; sieht sich auch schon, als den König des ganzen austrasischen Reiches an, und denkt das nicht, daß nun noch jemand sey, der ihm dies Reich entreißen würde.

Ein, dem Siegeberth gar sehr ergebener Herzog aber, mit Namen Gundobald, ist mit Childebertben, dem erst fünfjährigen Prinzen des Siegeberths, entwichen, und auch glücklich nach Mez, der Residenz der austrasischen Könige, gekommen; hat daselbst die Großen des Reichs versammlet; hat sie würklich auch bewogen, diesen Prinz als ihren König anzusehn, und ihn dafür zu erklären, und hat überdem auch noch, den Guntram, den König von Burgund, dahin nun schon gebracht, daß der nun ebenfalls die Parthie des Prinzen nehmen, und dessen Staaten, gegen die Angriffe des Chilperichs, vertheidigen will.

Statt dessen also, daß es das Ansehn hatte, als würde Chilperich nun alsobald sein eigenes, und auch das ganze Austrasische Reich, *) in seine Gewalt bekommen, und als würde ihm dies niemand wehren; statt dessen hat er nun zwey mächtige Feinde gegen sich, und überdem noch einen dritten Feind, welches kein anderer, als sein eigener Sohn, der Prinz Meroväus ist. Denn dieser hat sich in Brunehilden, der Wittwe des Siegeberths, die jetzt zu Rouen gefangen sitzt, ver-

verliebt; will sich mit ihr vermählen; und ist auch schon bey ihr in Rouen.

Geschiehts also, daß dieser Prinz mit der listigen Dame sich verbindet, und mit ihr in das austrasische Gebieth entfliehet; so hat auch Chilperich, um so mehr für sich zu fürchten, je unternehmender sein Prinz geartet ist, und je mehr derselbe Fredegunden hasset, die in allen Dingen, den Chilperich zu leiten weiß, die aber, weil sie eine Stiefmutter des gedachten Prinzen ist, immerdar denselben auf alle Art, bey seinem Vater zu verkleinern, und zu schaden suchet.

*) Dies Reich begriff anjetzt auch noch, die Schweiz, und einen Theil von Bayern, unter sich, denn die austrasischen Fürsten hatten, wie wir gesehen haben, große Eroberungen gemacht, und ihr Reich bis an die Grenzen Italiens ausgebreitet. Von Bayern ist indessen zu merken, daß es zu dieser Zeit weitere Grenzen hatte, als heut zu Tage, und daß es Regenten in Bayern gab, die sich als unabhängige Könige betrachteten, auch den königlichen Titul führeten.

Nach Christi Geburt 576.

Rom.

Die Longobarden scheinen ihre Besitzungen in unserm Italien nicht weiter verbreiten zu wollen, und lassen immer noch die Kaiserlichen, in dem Besitze der Städte und Gegenden, die ihnen Alboinus nicht entrissen hat. Anstatt auch sich mit einander zu verbinden, und Italien von den Kaiserlichen zu reinigen; so gehen einige dieser Herzoge, nach Gallien, und denken in diesem Lande, auf eine viel leichtere Art, Eroberungen zu machen.

Constantinopel.

Ueber die Perser haben unsere Truppen, ansehnliche Vortheile erhalten, den Cosrhoes in die Flucht geschlagen, und auch einen Theil seines Gebiethes, nicht wenig verheeret.

Aus Persien.

Da der blödsinnige Kaiser in Constantinopel, einen Mitregenten angenommen hat, und desselben Reich nun ferner, als ohne Oberhaupt betrachtet werden kann; so ist auch unser König wieder in das Feld gerücket, hat aber wider Vermuthen, eine so vortreffliche feindliche Macht vor sich gefunden, daß er, als er sich mit ihr geschlagen, die Flucht ergreifen müssen. Er hat indessen an den Armeniern

meniern in etwas sich gerächet, das Land, durch welches er gekommen ist, aufs möglichste verheeret, und auch die Stadt Mitylene in Brand gesetzt. Er wird denn auch alle seine Macht zusammen nehmen, und im künftigen Jahre, das, was er in diesem Jahr verlohren hat, hinreichend zu ersetzen wissen.

Paris.

Zu seinem großen Glücke, hat der König Chilperich, seinen Prinzen Meroväus, und die Königin Brunehild, in Rouen, wo sie sich wirklich schon zur Ehe haben einsegnen lassen, überraschet, und ihnen, da sie sich, in die Kirche eines Heiligen geflüchtet gehabt, freylich wohl die gänzliche Vergebung ihrer Vergehungen angeloben müssen, doch eben dadurch auch, sie Beyde nun in seine Gewalt bekommen, so, daß er anjetzt, da er sie sorgfältigst bewachen läßt, von ihnen nichts zu fürchten hat.

Und da nun auch die Longobarden, aus Italien, Einfälle in das Gebieth des burgundischen Königes Gunthrams gewaget haben, dergleichen auch noch ferner wagen dürften, obschon sie diesesmal, von dem tapfern Generale Mummolus, mit großen Verlust zurückgejaget sind: so ist auch Gunthram nicht im Stande, dem König Chilperich eine sonderliche Furcht zu machen, und so wird denn dieser wohl, nun ganz in Ruhe bleiben, da eines Theils er selbst, vor den Austrasiern und deren Macht sich fürchtet, und da auch andern Theils die Austrasier, unter ihren jungen Fürsten Childebert, nichts wichtiges unternehmen können, und vornemlich darauf nur gedenken müssen, wie sie die gefangene Brunehild, durch gütliche Vergleiche, wiederum in Freyheit setzen.

Nach Christi Geburt 577.

Constantinopel.

Auf Italien sehen wir anjetzt fast gar nicht mehr, sondern vornemlich nur auf Armenien, und auf den Krieg, den wir dort führen, und der abermalen schlecht für uns zu laufen scheinet. Denn Cosrhoes ist abermals in Armenien eingedrungen, hat unsere Heere in die Flucht geschlagen, und das Land, so sehr als er gekonnt, verwüstet.

Aus Persien.

Der König hat über die Kaiserlichen, einen großen Sieg erfochten; ist wieder in Armenien hineingerückt, und hat von dem dortigen treulosen Volke, eine strenge Rache genommen.

Paris.

Der König Chilperich, hat die verwittwete Königin Brunehild in Freyheit gesetzt, und sie in das austrasische Reich zurücke gehen lassen, indem die Austrasier, im Namen ihres jungen Königes, ihn unablässig darum gebethen haben, er selbst aber, dies so mächtige Volk, nicht gerne wider sich entrüsten wollen.

Eben hierdurch sieht sich aber, dieser König Chilperich, in nicht geringe Noth gestürzet, denn Brunehild, hat nicht ehe geruhet, ehe nicht der König Guntram, (der vor den Longobarden ansetzt Ruhe hat,) seinen General Mummolus, mit einem mächtigen Heere, gegen den Chilperich in das Feld geschicket hat, da es denn zu einer grossen Schlacht gekommen ist, in welcher Mummolus gesieget, der König Chilperich aber, an 20000 Mann verlohren hat. *)

*) Wenn die Austrasier nicht selbst zu Felde ziehen, ohneracht Chilperich verschiedene Städte, besonders aber die, die dem austrasischen Könige Siegebert, aus der Erbschaft von seinem Bruder Charibert, zugefallen waren, nach dem Tode Siegeberts in Besitz genommen hat, und noch behält; so ist die Ursach keine andere, als die Uneinigkeit, der Großen des austrasischen Reiche, die jetzt die Vormundschaft führen, und deren einige dem Chilperich gewogen sind. Die Austrasier können also, für sich selbst hier wenig thun, und jene Uneinigkeit würket auch noch in der Folge sehr, zum Besten Chilperichs.

Ein spätéres aus Paris.

Da der König Chilperich, seinen Zorn der Brunehild nicht kann empfinden lassen; so soll ihn sein Prinz Meroväus empfinden, den er nun zur Regierung unfähig erkläret, und in ein Kloster schicket.

Noch ein spätéres aus Paris.

Meroväus ist denen Leuten, die ihn ins Kloster führen sollen, entwischt, und hält sich zu Tours, in der Kirche des heiligen Martinus, als in einer Freystadt, verborgen. Mit ihm ist auch ein gewisser Boso in derselben, welcher lange schon beym Chilperich in Ungnade ist, und der Bischof von Tours, will schlechterdings nun nicht, weder den Prinzen, noch auch den Boso, aus dieser Freystadt nehmen lassen.

Ein noch spätéres aus Paris.

Meroväus ist, nach nicht wenigen unglücklichen Schicksalen, *) in der Gegend von Rheims, ermordet worden, und sein Vater, der König, freuet sich nicht wenig über den Tod dieses seines Sohnes, gegen den ihn, vornemlich Fredegunde, aufs äußerste erbittert hat.

*) Meroväus errichtet mit dem Boso, die vertrauteste Freundschaft, Fredegunde aber erkauft diesen Boso zum Verräther des Prinzen, so, daß derselbe, den Prinzen, zur Verlassung der Kirche, und zur Mitmachung

machung einer Jagd verleitet, auf welchen ihn Meuchelmörder überfallen sollen.

Der Prinz ist indessen so schlecht gekleidet, daß ihn die Meuchelmörder verkennen, und da geht hierauf der Prinz, mit dem Boso fort, um in des austrasische Reich zu fliehen. Unterwegens wird denn aber der Prinz gegriffen, und gefangen gelegt, doch sein gutes Glück giebt ihm auch hier, die Gelegenheit zu entwischen, und er kommt endlich glücklich zu Metz, bey seiner Gemahlin Brunehild an.

In Metz meynen indessen die Großen des Reichs, es sey für sie weit vortheilhafter, einen solchen Gemahl, der Mutter ihres jungen Königes Childeberts zu entfernen, und selbst zu regieren, als sich von ihm regieren zu lassen. Sie nöthigen ihn also das austrasische Gebiethe zu räumen, und da die Franken zu Rheims, von der Flucht dieses Prinzen, aus dem austrasischen Reiche hören; so suchen sie ihn auf, und lassen ihn bitten, zu ihnen zu kommen, weil sie entschlossen wären, sich seiner anzunehmen. Die betrügerischen Menschen greifen aber den Prinzen, und ermorden ihn, da er dieser ihrer Einladung Folge leistet, und sich ihnen in die Arme wirft.

Nach Christi Geburt 578.

Rom.

Einige kleine Streiferegen, Gefechte und Verheerungen des Landes, ausgenommen, fällt hier, zwischen den Longobarden und Kaiserlichen, fast gar nichts vor, was erhöhlich wäre, und was das Schicksal unsers Italiens entscheiden könnte. Geht indessen das sofort, daß der Hof zu Constantinopel, sich um dieses Land ganz unbekümmert zeigt, so ists natürlich genug, daß zuletzt die Longobarden, überall den Meister spielen, und daß unser Italien, überall zu Grunde gerichtet werden muß. *)

Uebrigens aber haben wir, da unser bisherige Pabst Benedict I. gestorben ist, einen gewissen Pelagius II. hierselbst zum Pabst erwählet, und ihn auch darzu eingeweihet, ohne erst vom Kaiser in Constantinopel, die Genehmigung hierüber einzuziehen.

*) Die Herzöge der Longobarden, regierten, wie man nicht anders weiß, in den Gegenden die sie inne hatten, löblich, aber sie streiften beständig auch in den Gegenden umher, die zu den, von den kaiserlichen Truppen noch besetzten Städten gehöreten, und verwüsteten dieselben, so, daß in ihnen der Mangel und der Hunger herrschend war und herrschend blieb, obgleich der Kaiser, von Egypten aus, die besetzten Seestädte, mit Getraide versorgen ließ.

Paris.

Obschon der König Gunthram von Burgund, für den minderjährigen König Austrasiens die Waffen ergriffen, ja, weil er selbst keine Söhne hat, diesen minderjährigen König zu seinem Sohne angenommen hat; so machen doch die Großen des austrasischen Reiches, als Vormünder ihres Königes, den Gunthram so unzufrieden,*) daß er sich ferner nicht zum Besten der Austrasier verwenden mag, und das ist natürlich nun, dem Chilperich die größte Freude, so wie die Uneinigkeit unter den Vormündern, wahrscheinlich auch sein Werk nur ist.

*) Nach des Chariberts Tode, theilen sich die drey Brüder, Siegebert, Gunthram und Chilperich, in des Verstorbenen Reich dergestalt, daß die Grenzen der Theile, in einander laufen, und daß unter andern auch die Stadt Marseille, dem Siegebert und dem Gunthram gemeinschaftlich verbleiben. Nun nimmt aber, nach Siegeberts Tode, der König Gunthram, Marseille ganz für sich, wie Childebert Paris, das unter allen getheilet war, sich ganz zu eigen nimmt, und das wollen jetzt die Großen des austrasischen Reichs, beym Gunthram nicht dulden. Sie nehmen hier also einen Anlaß, den Gunthram zu erzürnen, und den Chilperich dadurch, vor den Anfällen des Gunthrams zu sichern.

Constantinopel.

Am 5. October ist unser Kaiser Justinus II. gestorben, hat aber noch vor seinem Ende, am 26. September, den Cäsar Tiberius, auf eine so feyerliche Art, zum Kaiser ernannt und gekrönet, daß unser aller Herzen dadurch sehr gerühret wurden, und daß wir den Verstorbenen, bey aller seiner schlechten Regierung, billig mehr bedauren, als verklagen und verabscheun müssen.

Denn, da er ihm so öffentlich hier krönete, da sagte er zu ihm: — „Sieh diese Pracht, und denke, daß nicht ich, sondern Gott es ist, der dich damit bekleidet! Ehre die Kaiserin Sophia, und denke, daß du zuvor ihr Diener warest, da ich sie dir anjetzt, als deine Mutter empfehle. Vergieß nie Menschenblut mit Freuden, und vergilt das Böse, nie mit Bösem! Ich zwar, ich hab hierinnen viel gesündiget, aber ich hab auch viel deshalb gelitten: ahme du hierin mir niemals nach, und wisse, daß ich die, die mich hierzu gerathen und verleitet haben, vor Gottes Richterstuhl erwarte! Sorge für deine Unterthanen, zärtlich, wie für dich selbst; denke nicht, es seyn deine Diener, sondern denk, es seyen deine Kinder! Halt freylich auf Soldaten, aber liebe sie nicht mehr als andere! Laß den Reichen das Ihrige, und erbarme dich der Armen!" — Gott selbst führe dir dies alles zu Gemüthe, und auch das, was ich etwan noch vergessen hätte!"

So wars, so rührend redete der Kaiser, seinen Nachfolger, bey dieser Gelegenheit hier an, und so ists in der That wohl wahr, man muß ihn, als einen gebeugten und betrübten, nicht aber als einen wahnsinnigen Fürsten betrachten; er ist auch nicht, als ein boshafter Regente zu verschreyen, sondern als ein betrogener

trogener und als ein verführter Regent, von Herzen zu beweinen.

Paris.

Der König Chilperich hat gegen alle, die dem Prinzen Meroväus, zu seiner Flucht und zu seinen anderweitigen Vergehungen behülflich gewesen sind, eine Klage angehoben, die, weil sie gegen einige Geistliche, besonders aber gegen den Bischof von Rouen, gerichtet war, von einer nach Paris zusammen berufenen Kirchen-Versammlung, untersuchet, und damit nun geendigt ist, daß der gedachte Bischof, seines Bischofthums entsetzet, und auf die Insul Gernsey ist verwiesen worden. *)

*) Um den Geist der Bischöfe Galliens zu erkennen, ist dieser Vorfall zu merken. Der Bischof zu Rouen, segnet nemlich den Prinzen Meroväus, mit Brunehilden zur Ehe ein, und weiß es doch, daß sein Vater, der König Chilperich, gegen diese Ehe ist; weiß es auch, daß Meroväus, ein Schwestersohn Brunehildens, und diese Brunehild also, des Meroväus leibliche Tante ist; weiß es auch, daß diese Verbindung, dem Reiche seines Königes Chilperich, zum Nachtheil gereichen, und den Sohn zur Rebellion verstärken kann. Der König klagt also, diesen Bischof vor der Versammlung an, und die Layen, die da sind, erkennen ohne Schwierigkeit den Frevel dieses Bischofes; schreyen: „er sey des Todes schuldig!“ und wollen ihn steinigen; sie, die sämtlichen Geistlichen aber, schreyen dergestalt hier nicht, sondern schweigen und reden auch nicht ein Wort.

Endlich treten indessen zween von ihnen auf, doch nicht um den Bischof zu verdammen, sondern um ihn zu entschuldigen und für ihn zu bitten, und ihre Bitte fruchtet auch so viel, daß er nicht getödtet, sondern nur verwiesen, bald nachher aber wiederum zurückberufen, und abermalen in sein Amt gesetzet wird, das er denn auch so lange verwaltet, bis Fredegunde Meuchelmörder dinget, die ihn, in der Kirche, vor dem Altar erstechen.

Verschonende Liebe, und Fürbitte für die Sünder, sehen wir nun freylich gern, bey jedem Geistlichen, aber wer kann das mit Freuden sehn, wenn Geistliche, nur für Geistliche so liebreich flehen, und im Gegentheil der Layen und der Irrenden Vergehn, besonders wenn es wider sie, und wider ihre Kirchenfonds gerichtet ist, mit Feuer und mit Schwerdt so gern bestrafet wissen wollen?

Constantinopel.

Wider unsern Kaiser Tiberius, ist eine Verschwörung angezettelt gewesen, und Sophia, die verwittwete Kaiserin ist es, die selbige angezettelt hat. Sie hat es nemlich, da sie den Tiberius zum Cäsar empfohlen, nicht gewußt, daß Tiberius sein Herz, einer andern allbereits geschenket habe, und also geglaubt, daß er, wenn ihr Gemahl Justinus stürbe, keiner andern als ihr, sein Herz verschenken würde. Da sie denn aber gesehen, daß sie in dieser Erwartung sich geirret, da hat sie alsofort ihr Auge, auf den Justinian, der bishero die Armee gegen die Perser angeführet hat, geworfen; den, auf unsern Thron erheben,

erheben, und den Tiberius deſſelben entſetzen wollen.

Ihre Abſicht iſt indeſſen, noch zur rechten Zeit, dem Kaiſer verrathen worden, und da hat derſelbe, ſie, aller ihrer Schätze beraubet, den Juſtinianus aber ſeiner Ober-Feldherrn-Würde entſetzet, und dieſelbe einem gewiſſen Mauritius verliehen, von dem wir uns recht ſehr viel Guts verſprechen.

Nach Chriſti Geburt 579.

Rom.

Die Longobarden ſtreifen jetzt in einemfort, um unſer Rom herum, und verwüſten alle unſere Gegenden, die ohnedem bereits, durch Hunger und durch anſteckende Krankheiten, genug verwüſtet ſind. *) Es iſt indeſſen von dem kaiſerlichen Hofe, unter der jetzigen neuen Regierung, vielleicht noch einige Hülfe für uns zu hoffen, und es gehen derowegen, von Seiten unſers Pabſtes, unterſchiedene der Angeſehenſten unſers Roms, als Geſandten nach Conſtantinopel, um unſere Noth dort vorzuſtellen, und um Hülfe für uns zu bitten.

*) „Das Volk im Lande, (beſonders um Rom herum) iſt niedergehauen; die Städte ſind leer; die Feſtungen ſind geſchleifet; die Kirchen abgebrannt; die Felder von Ackerleuten entblößt, und die Aecker mit wilden Kräutern bepflanzt.“ — So ſchilderte ein nachfolgender Pabſt, Gregorius der Große, der jetzt ſchon lebte, dieſe Zeiten Italiens, aber man weiß es wohl, wie es den Rednern gehet. Sie ſehen ein Dorf, eine Stadt und ein Feld leer, und ſie reden alſo fort, von Dörfern überhaupt, von Städten ganz im allgemeinen, und von allen Feldern.

Conſtantinopel.

Unſer Feldherr Mauritius hat den König Cosrhoes, mit großem Verluſte aus dem Felde geſchlagen, und einen vollkommenen Sieg über ihn erfochten.

Aus Perſien.

Die Kaiſerlichen haben abermalen einen beträchtlichen Vortheil, über die Truppen unſers Königs Cosrhoes erhalten, und dieſes hat den guten Herrn ſo ſehr geſchmerzet, daß es ſeinen Tod beſchleuniget, und ihn nun unſerm Reich entriſſen hat, in welchem er, an 48 Jahr, aufs glücklichſte regierete.

Sein

Sein Tod wird indessen, den Krieg mit den Kaiserlichen gar nicht endigen, denn **Hormisdas III.** des Verstorbenen Sohn, ist Kriegerischen Gemüths, und wird sich diesen Krieg recht äußerst lassen angelegen seyn. (— ſ folg. Constant.)

Paris.

Der König **Chilperich**, hat seinen Sohn **Clodewig**, der ihm von allen seinen Söhnen allein noch übrig ist, in ein Gefängniß eingesperret, und dürfte ihn wohl gar hinrichten lassen, weil er wider ihn, seinen Vater, eine Empörung soll beschlossen haben.

Zeugen sind denn in der That auch, wider diesen unglücklichen Prinzen, vorhanden, aber alle Welt glaubt es, daß **Fredegunde** diese Zeugen wider ihn erkaufet habe, weil sie den Prinzen haſſet, der nur ihr Stiefsohn ist, der sonst aber eine allgemeine Liebe, in dem Volke fand, und den sie, eben um dieser allgemeinen Liebe willen, dem Könige, als gefährlich schildert.

Unbegreiflich ists indessen, wie die Bosheit dieser Dame so weit gehen, und wie sie den Prinzen, auch noch jetzt ins Unglück stürzen kann, da sie doch selbst nun keine Söhne mehr am Leben hat, für die sie sorgen dürfte, und da sie die drey Söhne, die sie hatte, in einer hier herrschenden ansteckenden Krankheit, wie mit einemmal verlohren hat. Sie mags also wohl wirklich glauben, daß der unglückliche Prinz, ihre Söhne mit Gift vergeben lassen, denn ihrem Gemahl, dem Könige hat sie dies versichert, und der ist, auch dieses Umstandes wegen gegen ihn so aufgebracht.

Constantinopel.

Bald nach dem herrlichen Siege, den unser **Mauritius** über die Perser erfochten, hörten wir von dem Tode des **Cosrhoes**, und dachten, daß nun der Krieg wegen **Armenien** ein Ende nehmen würde, da unser Kaiser, gleich bey der ersten Nachricht von dem Ableben des **Cosrhoes**, dem Sohne und Nachfolger desselben, Gesandten schickte; ihm zum Antritt seiner Regierung alles Glück anwünschen, auch um Schließung eines Friedens bitten ließ.

Jetzt sehen wir indessen, daß wir uns in unsern Gedanken sehr betrogen haben, und daß der Krieg noch immer nicht ein Ende nehmen wird, da der neue König Persiens, noch Krieg begehret, und seine Thronbesteigung unserm Kaiser, nicht nur nicht gemeldet, sondern auch von unserm Abgesandten, übermüthiger weise, einen jährlichen Tribut gefordert hat, wenn er sich zum Frieden mit uns entschliessen sollte.

Eben durch diese Umstände wird denn aber das gute **Italien**, das uns so sehr um Hülfe bittet, dem auch der Kaiser gar zu gerne Hülfe schicken mögte, die nöthige Hülfe nicht erhalten, und alles, was der Kaiser jetzt, für dieses Land thun kann, ist das, daß er einige Summen Geldes, in die Hände schreer Männer giebt, um Truppen für Italien anzuwerben, und auch, wenn es möglich wäre, einige Befehlshaber der **Longobarden** dahin

zu erkaufen, daß sie die Parthie ihrer Nation verlassen, und unter der gewissen Erwartung noch ansehnlicherer kaiserlicher Belohnungen, auf die Seite des Kaisers treten, und mit seinem Exarchen in Italien gemeinschaftlich verfahren.

*) Dieser Krieg wird nun, mit abwechselndem Glück, geführet, und so, daß er für uns unerheblich wird, also desselben auch nicht ehe, als (591) da er sich endiget, von uns wieder erwähnet werden soll.

Nach Christi Geburt 580 — 584.

In Italien fällt nichts erhebliches vor, außer daß die Herzöge der Longobarden, im Jahr 584, endlich wieder zur Wahl eines longobardischen Königes schreiten, und darzu einen gewissen Autharis erwählen, demselben auch die Hälfte ihrer bisherigen jährlichen Einkünfte, zum Unterhalte seiner Hofstaat, und zur Führung der Regierung, geloben.

Die Ursachen, um welcher willen sie, zu dieser Wahl jetzt schreiten, erhellen aus dem, was sogleich, von dem Kaiser Mauritius gesaget werden wird, von den Longobarden überhaupt aber, ist zu merken, daß sie, in den Gegenden, die ihnen unterwürfig waren, dergestalten handelten, daß ein Zeitgenosse von ihnen schreiben konnte:

— „Die Longobarden halten gute Kriegeszucht, und leidens nicht, daß jemand unter ihnen Gewaltthätigkeit verübe. Unter ihnen stellt auch keiner den andern heimlich nach; keiner beraubt, und keiner betrügt den andern. Man weiß unter ihnen, vom Strassenraube und Meuchelmorde nichts, und man kann unter ihnen, mit aller Sicherheit, wohin man immer will, sich auf die Reise machen."

Im morgenländischen Reiche, behält der tapfere Mauritius, über den Perser Hormisdas das Uebergewicht, und dieserwegen verlobt ihn der Kaiser Tiberius, mit seiner Tochter; ernennt ihn auch zu seinem Nachfolger, und machts also, daß, da er selbst, (Tiberius) nach einer rühmlichen Regierung, am 14 August 582 stirbt, der gedachte Mauritius, nun wirklich auch den kaiserlichen Thron besteiget.

Dieser Mauritius will denn aber Italien, den Longobarden entreißen; hat aber mit den Persern, auch mit den Avaren, die ihm in sein Gebieth einfallen, so viel zu thun, daß er keine Heere dahin senden kann, und daß er derowegen, die Austrasier durch Geld-

Geldsummen dahin beweget, daß sie in Italien einbrechen.

Eben diese Austrasier sinds denn aber, die die Longobarden zur Wahl eines Königes bewegen, der denn sich, und auch sein Volk, mit eben den Waffen decket, mit welchen Mauritius ihn jetzt bestürmet. Denn er macht, den Großen des austrasischen Reiches, die ansehnlichsten Geschenke am Gelde, und da bewegen sie, ihren, erst 14jährigen König Childebert, zum Rückmarsch aus Italien.

In Gallien oder Frankreich, necken sich, auch in diesen Jahren, die Könige Childebert, Chilperich und Gunthram, immerfort. Sie schwören sich unaufhörlich Freundschaft, und brüderliche Liebe zu, aber sie trauen sich immer nicht, und sie brechen wirklich ihre Zusagen und ihre Eyde, eben so oft, als sie sich dieselben geben.

In Frankreich wird demnach, so lange Chilperich am Leben ist, ein fast steter Krieg, bald wider diesen, bald wider jenen; bald in Verbindung mit diesem wider jenen; bald in Verbindung mit jenem wider diesen geführet; und die gallischen Provinzen werden, zum Theile wenigstens, verwüstet, Dörfer und Städte werden geplündert, ja, im Rauch und Feuer aufgeopfert.

Die Großen des austrasischen Reiches, und insonderheit der Bischof zu Rheims, sind von Seiten der Austrasier; Chilperich aber, und vornemlich auch Fredegunde, sind auf Seiten des neustrischen, oder eigentlichen französischen Reiches, die Haupturheber, aller dieser trauervollen, und die Menschheit entehrenden Begebenheiten. Und obgleich im Jahre 584, der König Chilperich durch Meuchelmörder, deren eigentliche Anstifter man nicht weiß, ermordet wird: so wird doch Gallien noch nicht beruhiget, indem nun die Austrasier, und auch die Burgundier, das Reich des Ermordeten, wie die Folge lehret, an sich reißen wollen. —

Etwan ums Jahr 580 oder 581, wird auch der Prinz Cloderwig, auf Anstiften Fredegundens ermordet, dem Chilperich, seinem Vater, aber wird beygebracht, daß er sich selbst entleibet habe. Neben allen diesen Drangsalen, leidet überdem auch noch das gallische Land von ansteckenden Krankheiten; von großen Erdbeben, und von Ergiessungen der Flüsse, so, daß uns die Schriftsteller dieser Zeit, das gallische Land, aufs kläglichste schildern.

In Spanien sieht sich der gute König Leovigild, mit seinem Sohne Hermengild, in einen Krieg verwickelt, den dieser sein gottloser Sohn, gegen ihn erreget, und zu dessen Erregung er, aus der guten Religion Jesu, seinen Urstoff nimmt.

Leovigild, gleich andern Westgothen, ein Arianer, seinem Glauben nach, vermählt nemlich, diesen seinen Sohn Hermengild, mit Ingunden, einer Tochter des austrasischen Königes Siegeberts, also mit einer gebohrnen Athanasianerin; die nun einen arianischen Prinzen umarmen, und an einem arianischen Hofe leben soll. Zu solchen Umarmungen und zu solchem Umgange

hat sie indessen, keine Neigung, sie lebt also in Unzufriedenheit, und wird bald noch unzufriedener gemacht, da ihre Schwiegermutter, die Gemahlin des Leovigilds, eine eifrige Arianerin ist; ihr, der Ingguntha, unaufhörlich zusetzet, daß auch sie, zur arianischen Kirche sich bekennen soll, und endlich, da sie sich nicht in Güte darzu bekennen will, ihr in die Haare fällt; sie zur Erde wirft; mit Füßen tritt; ja mit Gewalt entkleiden, und mit Gewalt auch arianisch taufen läßt.

Leovigild, ein, allem Anscheine nach, sehr edeldenkender Herr, erfährt indessen die Behandlung der Prinzeßin, und will es nicht, daß sie, von ihrer Schwiegermutter so behandelt werde. Er sucht also die zween Damen zu trennen, und seinen Sohn Hermengild, wie die Ingguntha, des vorgefallenen wegen, zu versöhnen. Er erklärt demnach, den Sohn zu seinem Mitregenten, und läßet ihn mit seiner Gemahlin nach Sevillien ziehen, um dort, von der arianischen Königin entfernt, in Ruhe und in Zufriedenheit zu leben.

Da sind nun aber die Bischöfe der Eingebornen Spaniens, und dieselben sind, von alten Zeiten her, sehr eifrige Athanasianer, können's auch so wenig, als sonst die Gallier und die Italiäner erdulden, daß arianische Gothen, über sie die Herrschaft führen. Dieselben sehn also, wie standhaft Ingguntha, in dem athanasianischen Glauben ist; wie sehr der Prinz Hermengild, diese Ingguntha liebet; oder besser, wie so stolz, auch herrschbegierig, der Prinz sowohl als die Prinzeßin ist. Sie lassens also an ihrem Eifer nun nicht fehlen, sondern reizen, und machen, daß sich auch der Prinz zum athanasianischen Glauben wendet, und daß er auch sofort die Waffen ergreift, um seinen ketzerischen Vater, des Thrones zu entsetzen.

Er, der Prinz, weiß nemlich, daß nun, da er ein Athanasianer ist, durch Hülfe der Bischöfe, die Eingebornen Spaniens, wider seinen Vater, zu ihm treten werden, und er siehet auch, daß Theodemir, der jetzige König der Suewen in Gallicien, der bisher so seinem Vater Leovigild, zinsbar gewesen ist, (und dessen Vorfahren, vermuthlich, um ebenfalls die eingebohrnen Spanier auf ihre Seite zu ziehen, sich, so wie er, zu den Athanasianern hingewendet haben,) nicht abgeneigt seyn werde, mit ihm, gegen den Leovigild zu fechten. Er trägt also zur Erregung einer öffentlichen Empörung kein Bedenken, und schreibt zugleich an den Kaiser in Constantinopel, der noch immer einige Plätze in Spanien besetzet hält, daß auch der ihn unterstützen, und, um des rechten Glaubens willen, den er jetzt auszubreiten willens wäre, mit ihm gemeinschaftlich verfahren solle.

Leovigild sieht indessen all dies Unheil kommen, will aber als ein Menschenfreund, des Bluts der Menschen schonen, und beruft also die spanische und westgothische Geistlichkeit nach Toledo zusammen, um Einigkeit zu stiften, und dadurch Fried und Ruhe zu erhalten. Er schlägt denn auch daselbst nun vor: — „Die gothischen oder arianischen

nischen Geistlichen sollten ferner nicht, die spanischen oder athanasianischen Christen, wenn sie Arianer werden wollten, zum zweytenmale taufen; sie, die athanasianischen Christen aber, sollten ferner nicht mehr beten, und nicht mehr singen: — „Gott dem Vater, Gott dem Sohne, und Gott dem heiligen Geiste, sey Ehre, u. s. w.!“ sondern: „Gott dem Vater sey Ehre, durch den Sohn im heiligen Geist, u. s. w.!“

Dieser Vorschlag gilt indessen, nur bey einigen athanasianischen Bischöfen, bey den mehresten aber gilt er nichts. Sie widersprechen dem Könige, und sie machen die Unruhe im Lande noch größer, und die Gemüther noch erhitzter. Der König sieht sich derowegen genöthiget Gewalt zu gebrauchen; läßt einige Bischöfe verjagen, und zieht endlich, da alle andere Mittel gar nichts fruchten wollen, im Jahr 583 gegen seinen gottlosen Sohn, der sich zum Verfechter der göttlichen Ehre Jesu, dem abergläubischen spanischen Volk darstellet, in das Feld.

Während dessen rücken aber Theodemir aus Gallicien, und die kaiserlichen Truppen aus den See-Städten, ebenfalls auch in das Feld, und da trift es sich, daß Leovigild den Theodemir aufs völligste einschliesset, und ihn, da er sich nicht gänzlich will austreiben lassen, zur Lossagung von dem ruchlosen Bündnisse, und zur Rückkehr nach Gallicien, nöthiget, daß er auch bald nachher, den boshaften Sohn, der mit den Kaiserlichen vereinet, ihm ein Treffen liefert, in die Flucht schläget, und ihn nöthiget, in eine Kirche zu fliehen.

Leovigild verspricht denn aber, dem abscheulichen Sohne, die gänzliche Begnadigung, und da geht er aus der Kirche heraus, geräth also in seines Vaters Hände, und wird hierauf nach Toledo, der Residenz des Leovigilds, gefänglich abgeführet.

In Toledo suchet aber der Vater, diesen seinen Sohn, zur Erkenntniß seines Irrthums zu bringen, und ihn wiederum zum Arianer zu machen. Der Sohn indessen will nicht geirret haben; will wie ein Märtyrer viel lieber, als wie ein Böswicht erscheinen, und läßt sich derowegen, an Hals und Händen schliessen, endlich auch am Osterfest, mit einem Beile das Gehirn einschlagen, da er das Abendmahl, welches ihm der Vater, durch einen arianischen Priester reichen läßt, durchaus nicht zu sich nehmen will, sondern mit Heftigkeit zurückeweiset, und eben dadurch seinen Vater so erzürnet, daß er den Henker zu ihm schickt, der ihm den Kopf zerschmettern muß.

Und hierbey ists denn in der That recht ärgerlich, wenn man in Schriften lieset, daß Hermengild, „ein eben nicht bösartiger Sohn“ genennet; daß er bedauret; ja daß er in Spanien als ein Heiliger und Märtyrer verehret wird. Aergerlich ists denn auch, daß man einen Vater, über die Hinrichtung eines solchen Böswichtes, Vorwürfe machen und ihn so schildern kann, als hätte er sogar die Menschlichkeit entehret.

In Persien fechter Hormisdas mit abwechselndem Glücke gegen die Kaiserlichen, und auch gegen die Türken. Er herrschet sonst aber als ein stolzer, argwöhnischer und grausamer Fürst, setzt auch alle Richter, (30000 an der Zahl, die sein Vater, zur bessern Handhabung der Gerechtigkeit, sogar in jedem Dorfe angesetzet hat) von ihrem Amte ab, und thut dies, weil er denkt: — „Nur er sey seiner Unterthanen Herr und Richter!“ —

Nach Christi Geburt 585.

Rom.

Der Kaiser in Constantinopel fordert von den Austrasiern die Gelder wieder, die er ihnen, um die Longobarden aus Italien zu vertreiben, übermachet hat. Die Austrasier kehren sich indessen an diese Forderung nur wenig, dürften demohnerachtet aber, doch wohl wieder in Italien einbrechen, da dem Gerüchte nach, Inguntha, die Schwester des austrasischen Königes, nebst ihrem Prinzen, sich in Spanien, den Kaiserlichen in die Hände geworfen hat, und auf derselben Fahrzeugen nach Afrika, von dort aber nach Constantinopel entflohen ist, also sich jetzt in den Händen des Kaisers befindet, und von dem zurückbehalten werden dürfte, falls sich ihm die Austrasier nun nicht gefällig machen.

Unter dem neuen Longobardischen Könige Autharis leben wir indessen, jetzt in großer Ruhe, denn der Kaiser hat, schon im vorigen Jahre, den Exarchen Longinus zurückberufen, und einen gewissen Smaragdus zum Exarchen nach Ravenna gesandt, der denn sofort einen dreyjährigen Waffenstillestand, mit dem gedachten Könige geschlossen, und uns also, während dieser Jahre, zu einiger Ruhe verholfen hat.

Paris.

Durch den Tod des Königs Chilperichs, sind die Drangsale unsrer Gallier nicht vermindert, sondern vergrößert, und alle Sachen so verwickelt worden, daß wir derselben Ende, sobald wohl nicht vermuthen können.

Gleich nach dem Tode des gedachten Königes, haben nemlich die Burgundier, und auch die Austrasier, zugegriffen, und von den Ländern des Verstorbenen, so viel an sich gerissen, als sie gekonnt, jedennoch aber so viel noch nicht erhalten, als sie begehren, und

und sie liegen sich derowegen, gleich von diesem Tode an, beständig in den Haaren.

Ihrer Absicht nach, wollen sie denn auch, das ganze Gallien für sich besitzen, und eben dieserwegen machte vermuthlich auch der burgundische König Gunthram, so viele Zweifel, gegen die rechtmäßige Geburt, des, bey dem Ableben des Chilperichs, erst vier Monat alten Prinzen Clotarius, dem wir jetzt, als unserm Könige die Huldigung geleistet haben, und in dessen Namen nun, der König Gunthram über uns den Scepter führet. *)

*) Da Chilperich stirbt, da siehet Fredegunde es vorher, daß sowohl die Burgundier, als auch die Austrasier, nach dem Reiche Chilperichs begierig seyn werden, und da sie nun von der austrasischen Königin Brunehild, sich mehr übels versprechen muß, als von dem Burgundier Gunthram; so wirft sie sich diesem in die Arme; ladet ihm sofort nach Paris, zu sich ein, und veranstaltet alles dergestalt, daß der größte Theil der Chilperischen Staaten, sich dem Gunthram, als dem Vormunde des Clotarius, unterwirft, in der Hoffnung, daß er, da er die vorhergegangene Annahme des Childeberths, aus Austrasien zurückgenommen, und da er selbst auch keine männliche Erben hat, dereinsten das burgundische Reich, dem, erst vier Monat alten Prinzen des Chilperichs und der Fredegunde, dem Clotarius II, vermachen solle.

Dieser Gunthram macht denn aber, gegen die ehelliche und leibliche Geburt des Prinzen Clotarius, die größten Zweifel, und will diese Geburt nicht ehe als glaubhaft gelten lassen, ehe nicht drey Bischöfe, und dreyhundert von den Vornehmsten aus der Nation, die würkliche leibliche Abstammung desselben, von dem Chilperich bekräftigen. Er läßt denn auch die Fredegunde nicht, wie sie es wünscht, die Vormünderin für diesen Prinzen seyn, sondern er entfernet sie von dem Prinzen, und sogar auch aus Paris.

Sie also, durch solch Verfahren aufgebracht, wird nun dem Gunthram feind, und da die Austrasier dies ebenfalls auch sind, ihm aber, der so sehr schon mächtig ist, vor sich selbst nicht schaden können; so wiegeln sie, einen gewissen Gundobald, einen natürlichen Sohn Clotarius I. der als ein Flüchtling in Constantinopel lebt, besonders durch den Boso, dahin auf, daß derselbe, zu Schiffe nach Marseille gehet; sich daselbst, als einen Nachkommen des Clotarius, dem Volke zu erkennen giebt, und auch durch Vermittelung, sowohl der Fredegunde, als auch der Austrasier, so vielen Anhang dort bekömmt, daß er sehr ansehnliche Eroberungen machen, und bald mit einer beträchtlichen Armee, gegen den Gunthram zu Felde gehen kann.

Wider den Gunthram sind also die Austrasier, und auch dieser Gundobald, anjetzo in den Waffen, und da siehts demnach in Gallien genug verworren aus, da ein Theil der Gallier dem Gundobald; ein anderer dem Childeberth und seinen Austrasiern; noch ein anderer aber dem jungen Clotarius gewogen ist, für den zwar Gunthram jetzt als Vormund herrschet, dem aber Gunthram einen großen Theil seiner Länder abgenommen, und zu dem Burgundischen Reich geschlagen hat.

Alle diese Verwickelungen sind indessen, hauptsächlich darum nur merkwürdig und erheblich für uns, weil wir bey ihnen Gelegenheit haben, über die damalige arglistige, und betrügerische Gemüthsart der Franken,

oder Franzosen, eine Bemerkung zu machen.

Gunthram läßt nemlich so viel hundert Menschen schwören; und so viel hundert Menschen schwören auch, zur Bekräftigung nur einer einzigen Sache: das setzt gewiß ein gewaltiges Mißtrauen, und solch ein Mistrauen setzt gewiß, eine fast allgemeine Treulosigkeit, als bekannt zum Grunde.

Eben diese Leute schwören aber auch, bey einem Altare, unter Berührung des Evangelienbuches, und heiliger Reliquien, des morgends frühe, und da sie noch nüchtern sind. Ihnen zupft auch der Richter, während des Eydes, an dem Ohre, und giebt ihnen gelinde Backenstreiche. Auf eben diese Art schwören auch in allen andern Fällen, alle andere Franken vor Gericht: und das ist ja Beweiß genug, daß die Nation zum Meineide sehr geneigt gewesen, und daß die Richter es nicht mehr gewußt, wie und auf was Art, sie, dieser ihrer Neigung haben widerstehen sollen.

Als denn auch Boso nach Constantinopel kommt, und den Gundobald daselbst, nach Gallien einladet; so glaubt auch dieser Gundobald dem Franken Boso, nicht ehe, ehe er nicht, in zwölf unterschiedene Kirchen mit ihm gehet, und ihm in jeder Kirche es zuschwöret, daß er es redlich meyne, und daß würklich, die Austrasier sowohl als Fredegunde, ihn nach Gallien beriefen. — Welche Treulosigkeit mußte derowegen dieser Gundobald vermuthen, da er so viele Eyde, in so vielen Kirchen fordert? Welche elende Würkungen mußte das Christenthum, auf die Gewissen der Franken haben, oder vielmehr, welch eine schlechte Kenntniß des wahren Christenthums mußte unter diesem Volke seyn, das so betrüglich in seinen Eyden erscheinet, als nie ein heydnisch Volk auf Erden schien?

Nach Christi Geburt 586.

Paris.

Der König Gunthram hat sich, die grossen Vortheile, die Gundobald erhalten hatte, darzu dienen lassen, daß er sich mit dem austrasischen Könige Childeberth ausgesöhnet, und nun alle seine Macht, dem Gundobald entgegen geschicket hat, um ihn damit zu Grunde zu richten.

Ein spāteres aus Paris.

Die Macht des Königes Gunthram, ist nicht sobald gegen den Gundobald angerücket, als derselbe auch, nach den Grenzen Spaniens zurückgewichen ist, der treulose Boso aber, ihn, mit einem Stein zu Boden geworfen, und ihn von seinen Leuten vollends hat ermorden lassen.

Der Krieg mit diesem Cron-Prätendenten ist also geendiget, Ruhe und Frieden herr-

schen

sehen, aber demohnerachtet nicht, in unserm Gallien. Denn nun geht die Armee, die den gedachten Gundobald aufreiben sollte, geradenwegs nach Spanien, um den westgothischen König Leovigild zu züchtigen, der viele athanasianische Bischöfe in das Elend gejaget, auch Ingunthen, eine fränkische Prinzeßin, ihres Glaubens wegen, äußerst hart behandelt hat.

Aus Spanien.

Der König Leovigild ist gestorben, und hat seinem Sohne Reccared das Reich überlassen, das er noch kurz vor seinem Ende, durch Zerstöhrung des Suevischen Reichs *) im Gallicischen, vergrößert hat. Wie dieser König aber, noch kurz vor seinem Ende, unterschiedene athanasianische Bischöfe, die er aus dem Lande gejaget hatte, wiederum zurücke kommen lassen; so soll er auch für sich selbst, den arianischen Glauben verleugnet, und sich zum athanasianischen geneiget, denselben auch, seinem Sohn und Nachfolger Reccared, gar sehr empfohlen haben.

*) In dem Suevischen Reiche entstehet eine Empöring, in welcher ein gewisser Audicas, seinen Herrn und König des Throns entsetzt, ihn zum Mönche scheeren läßt, und sich selbst zum Könige machet. Leovigild geht derowegen gegen diesen Cronen-Räuber zu Felde; besiegt ihn; läßt ihn ebenfalls zu einem Mönche, die Haar abscheeren, und vereiniget nun das gallicische Reich, worzu damals, auch Lusitanien oder Portugall gehörete, mit dem seinigen.

Nun ist aber, durch die vom Hermengild angefangene Empörung, der eingeborne athanasianische Spanier und Portugiese, wider den Leovigild erbittert. Nun sind auch die besiegten Gallicier gegen ihn entrüstet. Nun schreiet auch der eingeborne Pöbel, über das Elend, in welchem die athanasianischen Bischöfe, die des Hermengilds Rebellion begünstiget haben, leben müssen, und nun weiß also der gute König Leovigild nicht mehr, wie er sich, wie er sein königliches Haus, und wie er seine Westgothen, vor so vielen unzufriedenen Unterthanen sichern soll.

Er sieht denn auch, daß der fränkische König Gunthram, auf diese Unzufriedenheit der Spanier seine Augen richtet; daß dieser König nun schon sagt: „er müsse, zur Genugthuung, für die, ihres Glaubens wegen, gekränkte fränkisch-austrasische Prinzeßin Ingunthe, auch für die leidenden Bischöfe Spaniens, das Schwerdt ergreifen!“ Er sieht es auch, daß Gunthram dieses würklich thut, und ihm in seine Staaten bricht. Er muß also, ohnerachtet er, durch seinen Prinzen Reccared, den Gunthram mit Verlust zurücke schlägt, für die Zukunft viel besorgen, neigt sich also, dem Scheine nach, zu dem athanasianischen Lehrbegriffe, und empfiehlt auch seinem Sohn denselben, um nur einer allgemeinen Empörung vorzubeugen, aus Politik also, und nicht aus Ueberzeugung.

So ist's, so geben es die Umstände, wie, und warum sich Leovigild zu den Athanasianern neigen, und wie und warum er diese Neigung seinem Sohn empfehlen können. So neigen sich noch heut zu Tage, Prinzen und Prinzeßinnen, um Cronen zu tragen, und Scepter zu führen, ohne innere Ueberzeugung, aus Politik, zu Religionen, die sie im Herzen verlachen, und so bedürfen wir hier der albernen Gründe

gewißlich nicht, die von andern angegeben werden, und die, zur Ehre der rechtgläubigen Kirche, zu dieser Religionsveränderung gewürket haben sollen.

„Die Rechtgläubigen, " sagt man nemlich, „verrichteten beständig viele Wunder, die Arianer aber verrichteten derselben kein einziges, und das befremdet den Leovigild. Er spricht also mit einem arianischen Prälaten, über diesen Gegenstand, und der Prälat ist so dummdreist, daß er, nicht etwan, die angeblichen Wunder der Rechtgläubigen leugnet, und vor Betrug ausgiebt, sondern daß er sie eingesteht, und dabey auch sagt, daß er ebenfalls ein Wunderthäter sey, und unter andern auch den Blinden zum Gesichte helfen könne.

Der König will also, solch eine Wunderthat nun sehen; befiehlt demnach, dem Prälaten, daß er solch eine That, sobald, als möglich sey, verrichte, und der Prälat giebt, dem Befehl zufolge, einem Manne, ein gut Stück Geld; beschmiert demselben mit mancherley Salben, seine Augen, so, daß es nicht anders scheinet, als sey der Mann an seinen Augen würklich blind, und geht hierauf, mit diesem Manne, zum Leovigild, um ihn dort wieder zum Gesicht zu helfen.

Der gute Prälate hat indessen die Quacksalberey nicht recht bereitet, und da er nun, dem, wie er es meynt, nur scheinbar geblendeten Manne, sein Gesichte wieder geben will, da findet sichs, daß seine Salbe, das Gesicht desselben, unwiederbringlich verletzet, und den armen Mann vollkommen geblendet hat. Der arme Mann also, der seine Blindheit fühlt, und ders auch fühlt, daß er noch ferner blind verbleibet, schreyt über den Prälaten, und klagts dem Könige, daß der Prälat es sey, der ihn geblendet habe. Der König erstaunet also über die Betrüglichkeit des gedachten Prälaten; glaubt, Gott habe hier ein Wunderwerk gethan, um ihn von den Irrthümern seiner Kirche zu überführen, und hält dafür, daß die Athanasianer Gotte gefälliger seyn müßten, weil sie so viele Wunderkraft besäßen, die Arianer aber nicht.

So, sagen wir, erzählt man, so wurde Leovigild zum Athanasianer umgeschaffen; so wurde auch Reccared den Athanasianern ergeben, und so erstarb denn nach und nach, der Arianismus, unter den Westgothen in Spanien. Wir haben indessen unsere Meinung hierüber schon gesagt, und unsere Leser mögen wählen, was sie wollen. So viel aber müssen sie noch wissen, daß der Glaube, den der Fürst annimmt, gewöhnlich auch vom Volke angenommen wird, und daß unter athanasianischen Fürsten, die athanasianische Geistlichkeit niemals geruhet hat, mit Bitte und mit Gewalt, durch Predigt der Wahrheit und durch Predigt der Lügen von steten Miraculn, das unbenkende Volk, zu Athanasianern zu machen.

Wenn nemlich der Arianer, die Gottheit Christi und des Geistes leugnete; so that er es, weil er mit seiner Vernunft, solche Gottheit nicht begreifen konnte. Er wollt also nichts gelten lassen, was mit der Vernunft nicht wohl zu räumen war, und durfte mithin, keine Mirakul erdichten, und seine Lehre darauf gründen, denn Mirakul lassen sich von der Vernunft nicht fassen, und soll die Vernunft an stete Mirakul glauben, so kann sie auch die Mirakul in der Gottheit glauben, und braucht nicht mehr mit Athanasium zu streiten.

Die Arianischen Priester rühmten sich derowegen keiner Wunderkraft; die Athanasianischen aber rühmten sich derselben, dachten: je mehr neue Wunder wir erdichten, je glaublicher wird das Wunder, das in der Gottheit ist: erdichteten also Mirakul

über

über Miracul, und fanden Beyfall, wie ihn P. Gaßner fand, im dummen Volke.

Aus Persien.

Der Feldzug, den die Truppen unsers Gunthrams, in Spanien hinein haben machen müssen, ist für die Truppen nicht weniger, als für unser Gallien betrübt gewesen. Denn Reccared, der Sohn des Leovigilds, der jetzt die Westgothen beherrschet, hat die Truppen seines Vaters, gegen unsere fränkische Truppen, mit so gutem Glücke angeführet, daß er sie mit großem Verluste aus dem Gebiethe seines Vaters zurückgeschlagen, und tief in unser Gebieth hinein verfolget hat.

In diesem unserm Gebiethe hat er denn aber, nicht geringe Verheerungen angerichtet, und noch größere Verheerungen sind von unsern eigenen Leuten, auf ihrer Flucht, darinnen angerichtet worden, indem sie überall geplündert, und durch diese Plünderungen, sich das nun wiederum ersetzet haben, was sie gegen den Reccared verloren hatten.

Rom.

Die Austrasier haben, um sich dem Kaiser gefällig zu machen, einen neuen Einfall in unser Italien gewaget, aber nichts ausgerichtet, weil eines Theils der König Antharis, sich ihnen mit Muth und Klugheit widersetzet hat, und weil auch andern Theils, die Anführer der austrasischen Macht, unter sich nicht einig gewesen, und also zurückgekehret sind. Es ist denn auch die austrasische Prinzeßin Ingguntha, in Afrika bereits gestorben, also nicht in den Händen des Kaisers, und es werden dieserwegen die Austrasier in der Folge, um die Gewogenheit des Kaisers, so sehr nicht mehr bemühet seyn. *)

*) Ingunthens Prinz, Athanagild, scheint jetzt, oder doch bald nachher gestorben zu seyn, denn man findet von ihm nichts weiteres.

Aus Spanien.

Unsere Eingebornen sind jetzt über alle Maaße froh, da sich unser Reccared ganz öffentlich zum athanasianischen Lehrbegriff bekennet, ja, da sogar auch Goisvinda *) seine Mutter, die sonst eine so höchst eifrige Arianerin war, dies thut. Und eben diese Bekehrung zum rechten Glauben, die der gute Fürst, durch die rechtgläubigen Bischöfe, auch unter den Westgothen auf das eifrigste nun besorgen läßt, die verbindet die Gemüther unsrer Eingebornen dergestalt mit ihm, daß er die Franken, die immer noch, wegen der Ingguntha Schicksal, unser Land anfallen, wiederholend aus dem Felde schlagen, und sie sehr tief in Gallien hinein verfolgen kann. **)

*) Goisvinda bekehret sich dergestalt zum rechten Glauben, daß, wenn sie z. E. das Abendmal der Rechtgläubigen genießet; sie alles in dem Munde behält, und es nachher insgeheim, auf die Erde speyet. — Offenbar also bekehrt sie sich, alleine nur

zum Schein darzu, und solchen Schein würde eine Dame wie sie, niemalen an sich nehmen, wenn nicht die unumgänglichste Noth, sie darzu brächte, wenn nicht also, Aufruhr und Rebellion zu fürchten wäre.

**) Der gute Reccared, schlägt die Franken des Gunthrams verschiedentlich aufs Haupt; bietet aber, nach jedem Siege, diesem Gunthram Frieden an, und kann den Frieden nicht erhalten, sondern muß beständig gegen ihn in Waffen liegen; wer sieht also nicht die ganze Lage der Sachen?

Reccared will nemlich, gar nicht gerne heuchein, nicht gern ein Arianasianer scheinen, und auch nicht gern das westgothische Volk, von rechtgläubigen Priestern beunruhiget und gedränget sehen. Er befleißigt sich daher der Großmuth, indem er um Frieden bittet, da er doch Sieger ist, und will dadurch sich nun Ruhe verschaffen, um vor seinen Unterthanen nicht heuchein zu dürfen.

Die Franken achten aber auf seine Großmuth nicht; Gunthram weiß es wohl, daß Reccared nur heuchelt, und denkt, die Heucheley solle sich den Spaniern wohl zeigen. Reccared muß also mit den Franken kriegen; muß auch, wenn er ein Arianer bleibt, oder wenn er als ein Heuchler denen Spaniern erscheint, mit diesen seinen Unterthanen kriegen: was soll er also in solcher Lage thun? — Er heuchelt nun noch bestomehr. Er stellt sich nun in allem Ernst, als ob er ein wahrer Arianasianer wäre; läßt diese nun das Bekehrungsgeschäfte der Westgothen übernehmen, und erhält dadurch seine Spanier in Ruhe; ist auch durch sie gestärkt genug, die Franken zu besiegen, da er, ohne daß er dergestalten heuchelte, sowohl gegen die Spanier, als gegen die Franken, zu schwach seyn würde? — Politik ist also, hier, des Reccareds Religion, und bey wie vielen Fürsten war sie mehr als dies?

Paris.

So unglücklich auch unsre Franken sind, die der König Gunthram, gegen die Westgothen nach Spanien gehen läßet; so will doch dieser König, den Krieg mit diesem Volke fortgesetzet wissen, obschon der König der Westgothen, ihn unaufhörlich um den Frieden bittet. Er hat denn freylich auch, zur Führung und Fortsetzung dieses Krieges, anjetzt die beste Muße, da die einheimischen Unruhen gestillet sind, und da er mit dem austrasischen Hause gegenwärtig, in dem besten Vernehmen lebet. *)

*) Gunthram, wissen wir, hatte keinen Sohn, und starb er, so konnte er sein Reich, dem austrasischen Könige Childeberth, oder auch dem jungen Prinzen Clotarius, dem Könige Neustriens (wie man das Reich zu damaliger Zeit zu nennen pflegte) in seinem Testament vermachen. Dies sahen und begriffen nun, Childeberth sowohl, als seine Mutter Brunehild, auch Fredegunde, die Mutter des Clotars, und die sämtlichen Großen der fränkischen Reiche. Jede Mutter sorgte aber für sich, und für ihre Kinder, und jeder Große für sich, und für seinen Fürsten. Jeder schmeichelte derowegen, da von Gundobaldens Macht nun gar nichts mehr zu hoffen war, dem Gunthram jetzt, aufs möglichste, um in Güte von ihm zu erhalten, was mit Gewalt von ihm nicht mehr zu nehmen war.

Gunthram

Gunthram war denn aber auch so klug, daß er sich nie darüber eigentlich erklärete, wen er zum Erben eingesetzet wissen wollte; daß er vielmehr, gegen alle freundlich that; sie also insgesamt in guter Erwartung ließ, und dadurch Ruh und Frieden wieder hergestellet sahe.

Nach Christi Geburt 587 — 589.

Im morgenländischen Reiche, führet Mauritius immer noch mit dem Hormisdas, einen sehr blutigen Krieg, ohne daß das Glück den Streit entscheide. Eben dieser Mauritius will aber auch Italien, von den Longobarden befreyet sehen, und unterläßt also nichts, um den austrasischen König Childeberth, von neuem wider sie, in die Waffen zu bringen.

In Italien will würklich auch das austrasische Heer, im Jahr 588 eindringen, und mit dem Exarchen von Ravenna, gegen die Longobarden gemeinschaftlich verfahren. Autharis schlägt denn aber dieses Heer, mit außerordentlichem Glück zurück, und sucht sich vor allen fernern Anfällen der Austrasier, dadurch zu sichern, daß er im Jahr 588, die Schwester des Childeberths, zur Ehe begehret. Weil denn aber diese Vermählung, so angenehm sie auch anfangs dem Childeberth ist, doch in der Folge vom Childeberth nicht genehmiget wird; so wendet sich Autharis nach Bayern, und vermählet sich daselbst, mit Theodelinden, der Tochter des Bayerischen Fürsten, und ermuntert auch ihren Vater, zur Entsagung aller Verbindungen mit den austrasischen Fürsten, so, daß der Austrasier, mit dem Bayrischen Hause, nun in Krieg verwickelt wird, und ihn in Ruhe läßt.

Im austrasischen Reiche, sieht Childeberth noch immer dahin, daß er die Liebe seines Oheims, des Königes Gunthrams erhalte, und will zwar anfangs, dem Autharis seine Schwester zur Ehe geben, sieht aber, daß auch Reccared um selbige sich bewirbet, und giebt sie auch diesem Prinzen, da derselbe ein Athanasianer, Autharis aber ein Arianer ist.

In Frankreich herrscht Gunthram noch immerfort, mit eben der Staatsklugheit, mit welcher er zuvor geherrschet hat; will auch immer noch den Reccared und seine Westgothen besiegen, bekommt aber tüchtige Schläge, und macht endlich (im Jahr 589) mit demselben Friede.

In Spanien entschließt sich Reccared, um die fränkische Macht zum Freunde zu bekommen, und auch wohl, um die Unterthanen von seiner Rechtgläubigkeit, einen recht scheinbaren Beweis zu geben, zur Vermählung mit einer Schwester des Childeberths; vermählt sich auch mit ihr, und lebt nun für sich selbst in Ruhe; muß aber, um die Athanasianer völlig zu beruhigen, und auf seine Seite zu ziehen, im Jahr 589 eine Kirchenversammlung zu Toledo halten, und sich vor derselben feyerlichst zur athanasianischen Kirche bekennen.

Auf eben dieser Kirchenversammlung aller arianischen und athanasianischen Bischöfe, fordern indessen die letztern die erstern auf, daß sie den Lehrsätzen des Arius feyerlichst entsagen, ja dieselben feyerlichst verdammen sollen. Und weil dies auch die Arianer hier nun thun; so sieht man abermal das große Gedränge, in welchem sich dieselben, nebst ihrem Könige müssen befunden haben, indem ohne äußern Zwang, solch eine gänzliche Umstimmung bischöflicher Gemüther, so schnell, gewiß nicht möglich ist.

Nicht genug indessen, daß diese Arianer sich hier zum athanasianischen Lehrbegriff bekennen müssen; so müssen sie auch das Urtheil noch unterschreiben: — „daß jeder, der je etwas, dem athanasianischen Glauben zuwiderlaufendes lehren und behaupten würde, einem Ungläubigen gleich zu achten sey, und daß derselbe es verdiene, an jenem Tage des Gerichts, aus Gottes Munde, die Worte zu hören: — „Gehe von mir, du Verfluchter, denn ich kenne dich nicht! Geh in das ewige Feuer, das den Teufel und seinen Engeln bereitet ist!“ — Ja sie müssen sprechen und bekennen: — „es seyn im Himmel und auf Erden, alle die verflucht, die das nicht glauben, was Athanasius gelehret hat!“

Auf solch ein Bekenntniß folgt nun aber, nichts natürlicher, als daß ein jeder, ein Athanasianer werden, oder aber seiner Güter beraubt, gestäupt, des Landes verwiesen, oder getödtet werden muß, denn er ist ein Fluch der Erden und des Himmels. Dies alles geschieht denn würklich auch. Man stäupet nun die Arianer; man nimmt ihnen, wenn die Stäupung noch nichts hilft, ihre Güter; man jagt sie aus dem Amte, wenn man gnädig seyn will, und bricht ihnen die Hälfe, wenn man über ihren Widerspruch empfindlich wird. — Welch ein Geist, und welch ein Licht, unter diesen Christen!

Nach

Nach Christi Geburt 590.

Aus Persien.

Unser Hormisdas hat seine Sache jetzt sehr schlecht gemacht, denn er hat dem Barames, seinen bisherigen Feldherrn, weil er seinem Bedünken nach, nicht tapfer und nicht klüglich genug, gegen die Kaiserlichen gefochten, ein Weiberkleid zugesandt, und ihn dadurch wider sich so sehr entrüstet, daß derselbe alle seine Unterfeldherrn, auch die ganze Armee, die der König zehnden wollen, wider den König erbittert hat, auch mit ihnen, sobald es ihm, in Ansehung des kaiserlichen Heers, nur möglich ist, nach Ctesiphon aufbrechen, und den König seines Throns entsetzen will.

Weil denn auch der König, während seiner ganzen Regierung, weder die Liebe der Großen des Reiches, noch auch die Liebe der Unterthanen gesuchet, immer mit Uebermuth, mit Ungerechtigkeit, und mit Grausamkeit, nicht aber mit Güte und Gerechtigkeit über uns geherrschet hat: so ist fast niemand in dem Lande, auf dessen Beystand er nun rechnen könnte; so sehen auch fast alle, diesen Vorfall gern, und so wird er, ohne alle Rettung, nun verloren seyn.

Constantinopel.

Ueber die Perser, werden wir nunmehro wohl die Oberhand behalten, denn ihre Armee ist in voller Empörung gegen ihren König Hormisdas, und will denselben seines Throns entsetzen. Unsere Truppen haben also freiere Hände, werden nun Armenien besetzen, und es leicht zum Frieden bringen.

Damit denn aber in Italien, es endlich auch ein anderes Ansehen gewinnen, und die Longobarden draus vertrieben werden mögen; so sendet unser Kaiser von hier aus, Verstärkungen für seinen Exarchen dahin ab; so brechen auch die Austrasier, auf seinen Antrieb, würklich wieder, in drey großen Colonnen, in Italien herein, und so wird der König der Longobarden, solche Macht nun wider sich gestellet sehen, daß es ihm nicht möglich werden wird, sich noch fernerhin zu halten.

Rom.

Unsere Italiäner, müssens nun wohl wünschen, daß die Lust, Italien zu erobern, den Kaiser vergehen, und daß zum wenigsten, die austrasischen Franken, niemals wieder dieses Land betreten mögen. Denn die unchristlichen Menschen, haben, da sie zur Eroberung dieses Landes, und zur Vertreibung der Longobarden, abermalen in dasselbe eingedrungen sind, abermalen auch an allen Orten,

Digitized by Google

ten, wo sie nur hinkommen können, auf das grausamste sich betragen, und die unbewaffneten Bewohner Italiens, die sie von der Longobarden Macht befreyen sollen, nicht nur aller ihrer Haabe beraubet, sondern sie selbst auch gefangen genommen, und als Sclaven mit sich fortgeschleppet.

Da stehen sie denn auch anjetzt, in diesem armen Lande; verheeren dasselbe weit und breit; wissen aber nicht, was sie gegen die Longobarden unternehmen sollen, die ihre Haabe, und ihr Vieh, in die Festungen gebracht, und sich selbst darinnen eingeschlossen haben. Denn die Belagerungskunst verstehen sie, so sonderlich eben nicht, und da sie auch an Proviant nicht denken; mit dem, was sie bey uns gefunden haben, nicht wirthschaftlich genug umgehen; überdem auch, der hiesigen warmen Luft, nicht sonderlich gewohnet sind: so erkranken sie schon jetzt, und so werden sie auch bald genug, von Hunger und von Krankheiten aufgerieben, ihren Rückweg nehmen müssen, ohne uns von der Longobarden Macht befreyt zu haben.

Aus Persien.

Die Nachricht von der Empörung des Barames, hat in unsern Provinzen so kräftig gewürket, daß das Volk, welches der König durch übertriebene Auflagen hart gedrücket hat, von den Großen des Reiches darzu angefrischet, sich überall aufs förmlichste empöret, alle königliche Häuser und Palläste geplündert, auch einen gewissen Bindoes, einen sehr angesehenen Perser, der Jahre lang, ohn alles Verschulden, in einem Gefängnisse sitzen müssen, aus demselben herausgelassen, und durch denselben, nun den König seines Throns entsetzet und geblendet, seinen Sohn Cosrhoes aber auf den Thron erhoben hat.

Was derowegen nun, in Ansehung des Heeres, das gegen die Kaiserlichen stehet, und auch in Ansehung des Barames geschehen wird, das sind wir begierig zu vernehmen, und zu sehen; ob sich Barames und sein Heer nunmehr beruhigen, oder aber noch weiter gehen, und auch wider den Cosrhoes sich noch regen werden. Viele nemlich, die den Barames kennen, sind der Meynung, daß er zu herrschbegierig sey, als daß er, da das Heer nun einmal schon von aufrührischen Trieben geleitet wird, diese Triebe, nicht zu seiner eigenen Erhebung brauchen sollte. Und sie behaupten derowegen, daß, obschon der junge König, in den gnädigsten Ausdrücken an ihn geschrieben, und ihn zur Unterwerfung ermahnet hat, derselbe demohnerachtet doch, in seiner Empörung beharren, und es versuchen werde, sich selbst hier auf den Thron zu setzen.

*) Hormisdas III wird, als ein wahres Ungeheuer geschildert, und er soll sogar, aus allzu großer Grausamkeit, neue Martern ausgedacht haben, um die Menschen zu quälen, die ihm, noch immer nicht genug gequälet schienen. Wider ihn ist also alles Volk des Landes, und da ihn Bindoes von dem Throne stößet, da haut man auch vor seinen Augen, seine Gemahlin, und seinen jüngern Sohn in Stücken; brennt aber ihm, mit glühenden Eisen seine Augen aus, worauf er denn, wie einige wollen,

wollen, bald nachher stirbt; wie jedoch andere wollen, noch immer lebt, endlich aber von dem Cosrhoes, seinem Sohne, todtgeschlagen wird.

Denn Hormisdas hat schon vorher, keine Liebe zu diesem Sohne, und giebt auch, da man ihn vom Throne stößt, den Persern den Rath, nicht diesen Cosrhoes, sondern seinen jüngern Bruder zum Könige zu erwählen. Die Perser hauen aber den jüngern Bruder nieder, und machen den Cosrhoes zum Könige, der denn seinen geblendeten Vater zwar gefangen halten, aber beständig auch aufs herrlichste bewirthen läßt, und überall sein möglichstes thut, um diesen seinen Vater zu vergnügen.

Er aber, der alte, geblendete Fürst, ist, und bleibt, wider diesen seinen Sohn gesonnen, und vergilt ihm alle seine liebreiche Behandlungen, dergestalt mit Schmähungen, daß endlich auch der Sohn über ihn ergrimmet, und Leute mit Prügeln zu ihm ins Gefängniß schickt, die ihn zu tode prügeln müssen.

Höchst grausam war nun aber Hormisdas; und alles Volk hatte ihn gehasset. Demohnerachtet aber heißt es, hasset nun das persische Volk den Cosrhoes, und wird ihm, als einem Böswichte abgeneigt: — ist dies nicht ein edler Zug der Menschheit? Ists wahr, daß die Vernunft die Menschen nicht zu guten Gesinnungen leite? — Hermengild ist den Christen ein Heiliger, und Cosrhoes ist den Unchristen ein Böswicht: wo ist nun Licht? wo ist nun Kraft des Lichts?

Aus Rom.

Krankheiten und Mangel an Lebensmitteln, haben wirklich nun, die austrasischen Franken, zum Rückzuge aus Italien genöthiget, und die Eroberung dieses Landes hat derowegen, einen nur schlechten Fortgang gehabt, auch wünschen wirs gewißlich nicht, dies so barbarische Volk, noch einmal wieder hier zu sehen. — (s. Paris)

Paris.

Die Longobarden haben Gesandten an unsern König Gunthram abgeschickt, und ihn gebethen, seinem Neffen, dem austrasischen Könige Childebert, es vorzustellen, wie so wenig sie, (die Longobarden,) denen Franken je zu Leide gethan, und wie so hart und ungerecht es sey, daß nun diese Franken, sich mit dem Kaiser verbänden, um sie, die Longobarden, aus Italien zu jagen.

Weil es denn in der That auch Wahrheit ist, daß, wie die longobardischen Gesandten sagen, der Kaiser, wenn er die Longobarden erst besieget, und sich, durch Italien verstärket haben wird, alsdann auch unsere Franken, mit eben dem Recht, und aus eben den Gründen werde besiegen wollen, mit welchem, und aus welchen er, die Longobarden jetzt besiegen will; so giebt ihnen der König die besten Empfehlungsschreiben, an den austrasischen Fürsten mit, und wird dadurch gewißlich viel für sie bewirken.

Rom.

Plötzlich ist, (am 5. September) der König Autharis, zu Pavia gestorben, und man glaubt, daß er mit Gift sey hingerichtet worden. Sein Tod wird indessen, für un-

ser Italien nicht vieles zu bedeuten haben, denn Theodelinde, die Gemahlin des entseelten Fürsten, hat unter den Longobarden, so viele Achtung und Liebe gefunden, daß die Herzöge dieser Nation, da sie sich unter einander, über die Person, die sie zum Könige erwählen sollten, nicht vergleichen können, ihr, es freygestellet haben, irgend einem Heren ihre Hand zu geben, und daß sie, da sie dieselbe, dem Agilulphus, dem bisherigen Herzoge (Befehlshaber) von Turin, gegeben hat, diesen Herrn zu ihrem Könige krönen wollen, also schon wieder einen König über sich haben, und zwar einen solchen, der den Ruhm der Klugheit und der Tapferkeit nicht wenig vor sich hat.

Nach Christi Geburt 591.

Aus Persien.

Barames hat wirklich nichts, von einer Unterwerfung unter unserm Cosrhoes wissen wollen, und ihn also genöthiget, mit so vielen Truppen, als er zusammenbringen können, ohne allen ferneren Verzug, in das Feld zu gehen.

Rom.

Im May dieses Jahres, haben die Longobarden, den neuen Gemahl der Theolinda, den Herzog Agilulphus von Turin, zu ihrem Könige gekrönet, und obgleich einige der longobardischen Herzöge, mit dieser Krönung eben nicht zufrieden sind; so wird er sich demohnerachtet wohl zu halten wissen, und scheint es in That auch zu verdienen, daß er vor allen andern, hier die Herrschaft führe.

Denn, so wenig er sich auch, auf die Treue der Eingebohrnen Italiens verlassen kann; so eifrigst sucht er doch, alle die unglücklichen Italiäner, welche die barbarischen Franken, aus diesem Lande, mit sich in die Sclaverey hinweggeführet haben, wiederum befreyt, und in ihre Wohnungen zurückgeführt zu sehen. Er wiederholet denn auch, die friedlichen Anträge, die schon Autharis an den König Gunthram, auch an dessen Neffen Childebert ergehen ließ, und thut also sein möglichstes, um unser armes Land, vor den abermaligen Besuchen, solcher grausamen Menschen, gesichert zu sehen.

Paris.

Mit den Longobarden werden, unsere austrasischen Franken, ferner nicht zu fechten haben, denn Childebert hat einen förmlichen Frie-

Frieden, mit diesem Volk geschlossen, und mag nicht mehr, zum Vortheil des Kaisers in Constantinopel, seinen Degen führen. Uebrigens aber herrscht anjetzt, fast mehr als sonst, die größeste Verwirrung an unsern fränkischen Höfen, und man hört in einem fort, von Bündnissen und von Meutereyen, *) die sämtlich von Fredegunden angestiftet seyn sollen, und die nur dahin zielen, um den König Gunthram, wie den König Childebert, des Thrones und auch des Lebens zu berauben.

*) Alle diese Meutereyen, rühren hauptsächlich von Fredegunden her, die gerne herrschen will, die aber Gunthram nicht will herrschen lassen, und die dieserwegen viele fränkische Herzöge dahin beweget, daß sie den König Gunthram, und auch den Childebert ermorden, ihr, und ihrem Sohn also, das neustrische und burgundische Reich, sich selbst aber das austrasische zueignen wollen. Childebert und Gunthram entdecken indessen, jedesmal noch früh genug, was Fredegunde wider sie zur Absicht hat; hintertreiben auch alle ihre mannigfaltige List, finden aber, daß der Bischof von Rheims, Aegidius, bey allen diesen, wie bey den ehemaligen ältern Zwistigkeiten und Kriegen der fränkischen Könige, am mehresten verschuldet ist, und lassen uns bey dieser Gelegenheit, es recht deutlich wieder sehen, welcher Geist, in dieser Zeit, die so rechtgläubig geachtete gallikanische Clerisey belebete.

Denn, der Bischof zu Rheims, ist eigentlich ein Unterthan der Austrasier, jedennoch aber, handelt er, schon in den vorigen Zeiten, unabläßig mit Chilperich, dem Könige Neustriens, daß der, die Austrasier angreifen, ihnen Länder nehmen, und einen Theil dieser Länder, dem Rheimischen Bißthume schenken muß. Er, dieser Bischof, ist denn auch so verwegen, daß er, (in den gedachten etwas ältern Zeiten,) im Namen seines minorennen Königes Childeberts, und ohne dessen Vorwissen, ein Bündniß, mit dem, (damals noch lebenden) Könige Chilperich, dahin errichtet, daß der König Gunthram solle angegriffen; aus seinem Lande gejaget, und des burgundischen Reichs beraubet werden; daß aber dieses Reich, zwischen den Chilperich und Childebert getheilet werden solle, u. s. w.

Er schmiedet dieses Bündniß auch, zu eben der Zeit, in welcher Gunthram dem Childebert so günstig ist, daß er für ihn die Waffen führet, und ihn an Kindesstatt annimmt. Er gründet also, die, seinem Könige Childebert, so nachtheilige Feindschaft des Gunthrams, gegen die Austrasier, und erregt dadurch die blutigsten Kriege.

Bey diesen ehemaligen frevelvollen Schritten aber, noch nicht ruhig, und seinem Könige noch immer nicht getreu, verbindet er sich, auch anjetzo wieder, mit jenen Meuchelmördern, welche Fredegunde erkaufet, und ist, da ihn der König Childebert, alles dieses Frevels wegen, vor ein geistliches Gerichte ladet, so frech, daß er geradezu, alle seine Vergehungen leugnet, und seine Unschuld, durch einige, von ihm selbst geschmiedete unächte Dokumente, beweisen will.

Er muß denn endlich aber, da unzählige Zeugen, und da auch einige seiner eigenhändigen Briefe, so unwidersprechlich wider ihn sind, seine Missethat bekennen, und es eingestehen, daß er, an so vielem vergoßnen Menschenblute wirklich schuldig sey, und daß er derowegen es verdiene, als

ein Verräther des Landes, auch als ein Schänder der Majestät bestraft zu werden.

Solch ein Bischof, also, der solchem Frevel, so viel Jahre lang begehet, was verdiente der? Welche Strafe hätt ihn nun die Geistlichkeit hier zuerkennen sollen?

Wir denken, dem Galgenvogel, gebührete zum wenigsten, daß man ihn alsofort am höchsten Galgen aufgeknüpfet hätte, und so ein Laye, solchen Frevel je verübete, so wissen wir gewiß, so würde sicherlich, der ganze Clerus, ihn, zum wenigsten zerreißen lassen. Hier war indes ein hoher Cleriker der Freveler, und drum fällt nun der Clerus, dem beleidigten Könige zu Fuße; bittet, ja beschwöret ihn, um Gnade für den Missethäter, und erhält auch von dem guten Herrn so viel, daß er ihn, alleine nur des Amts entsetzt, und aus dem Reich verweiset. — Gott, welche unwürdige Diener hat Jesus Christus hier! O wären sie gegen Layen, wie sie gegen Cleriker sind, die dergestalten freveln können!

Aus Persien.

Barames ist bey Nisibis auf unsern König Cosrhoes gestoßen, und hat denselben, da er ihm nicht widerstehen können, genöthiget, sein Heil in der Flucht zu suchen. Wir sind also jetzt ohne Oberhaupt, woferne nicht Barames dieses ist, der sich nun, nach Ctesiphon, im Marsch gesetzet hat, und mit der Krone Persiens, wie es ihm beliebt, wird schalten können. Wo indessen unser König anjetzt sey, darüber sind die Gerüchte unterschieden, und er soll, zu der Zeit, da er die Flucht ergriffen, es selbst noch nicht gewußt haben, wohin er sich nun wenden solle. — (s. Constant.)

Constantinopel.

Im Persischen sind die wichtigsten Veränderungen vorgefallen, und Cosrhoes, der jetzige König von Persien, ist gegenwärtig, da er von einem Rebellen vertrieben worden, bey unsern Truppen in Armenien; nimmt zu unserm Kaiser seine Zuflucht, und bittet: daß er ihn, mit seinen Truppen, wieder auf den persischen Thron einsetze, verspricht auch, daß er dann mit ihm, in steten Frieden leben, auch das streitige Armenien, auf ewig abtreten, und es dem Kaiser überlassen wolle.

Unser Kaiser scheint denn auch, des langwiehrigen Krieges überdrüßig zu seyn, und das unglückliche Geschick des Königes zu Herzen zu nehmen. Er hat also den Truppen, den Befehl gegeben, mit dem unglücklichen Fürsten aufzubrechen, und ihn wiederum auf seines Vaters Thron zu setzen.

Rom.

Mit den Franken, hat der König der Longobarden jetzt zwar Frieden, aber einige der longobardischen Herzöge sind in Empörung wider ihn, und er siehet sich demnach genöthiget, gegen diese nun sein Schwerdt zu ziehen, da sie besonders auch, von dem Romanus, dem jetzigen Exarchen in Ravenna,

Digitized by Google

venna, unterstützet werden, und ihm also, nur allzu leicht, zu mächtig werden könnten.

Aus Persien.

Durch die kräftige Unterstützung des Kaisers in Constantinopel, ist es unserm Cosrhoes gelungen, sich, gegen den Barames abermalen in dem Felde zu zeigen, und ihn in einer großen Schlacht, dermaßen zu besiegen, daß er sich zu den Türken flüchten müssen, da während dessen, er, unser Cosrhoes, nun wiederum auf unserm Throne sitzet.

Nach Christi Geburt 592.

Rom.

Der König Agilulphus hat zwar einige, der rebellischen Herzöge besieget, aber der Exarche Romanus erwecket ihm, von Zeit zu Zeit, noch mehrere Herzöge zu Feinden, so daß er immer noch, mit diesen seinen eigenen Leuten, genug zu kämpfen hat, und an die Besiegung des Exarchen, jetzt noch nicht gedenken kann. Um indessen vor dem Kaiser, der mit den Persern jetzt im Frieden lebt, gedeckt zu seyn; so hat er mit den Avaren, und mit den andern barbarischen Völkern, im Pannonischen und Dacischen, einen Frieden und Freundschaftsbund geschlossen, vermöge dessen er, nicht nur vor diesen Völkern Ruhe hat, sondern auch die Hofnung schöpfen kann, daß sie das kaiserliche Gebieth anfallen, und dem Kaiser, mehr als zu viel, zu schaffen machen werden.

Constantinopel.

Aus dem Persischen vernehmen wir, daß unsere Truppen, nachdem sie Armenien in Besitz genommen, auch den Cosrhoes glücklich wieder auf den Thron gesetzet haben, zu uns her, auf den Marsch begriffen sind. Es dürft also wohl der Kaiser, diese Truppen, gegen die Longobarden senden, um das gute Italien, doch endlich einmal, von diesen Barbaren zu befreyen.

Nach Christi Geburt 593.

Paris.

Der burgundische König Gunthram, *) ist gestorben, und hat sein burgundisch Reich, nebst allem, was er von dem austrasischen, auch neustrischen Reiche, zu verschiedenen Zeiten, an sich gerissen hat, dem Childebert hinterlassen; so, daß dieser Prinz, nun außerordentlich mächtig ist, da im Gegentheil, der junge König Clotarius II. (der zu Soissons, im neustrischen Reiche residirte,) gegen ihn, nur ein geringes Reich beherrschet.

So ansehnlich indessen, das Reich des gedachten austrasischen Königes Childeberts anjetzt auch ist, so ist derselbe dennoch nicht mit seinem Besitze zufrieden, sondern wirklich schon, gegen den schwachen und unmündigen Clotarius, in den Waffen, um ihm, auch noch das wenige, was er jetzt hat, zu nehmen.

Er folgt indessen bey diesem Schritte, nicht sowohl seiner eigenen, als vielmehr einer fremden Neigung; denn er selbst ist gutgesonnen, und nicht eben nach Eroberung begierig. Seine Mutter Brunehild, ist indessen, eines andern Sinnes, und sie hasset überdem die Fredegunde, die jetzt an ihres Sohnes, des Clotarius Stelle, das Scepter führet. Sie also, ists, die diesen ihren Sohn, den König Childebert, zu diesen Schritten treibt, und so lang auch noch die zween Mütter, Brunehild und Fredegunde in dem Leben sind, so lange wird auch unser Land wohl nie, den Frieden schmecken.

*) Die gallikanische Kirche verehrte, auch diesen Gunthram, nach seinem Tode, als einen Heiligen, und das ist denn wieder ein recht heller Strahl des Lichts, unter einem Volke, das sich des Lichts, der Lehre Jesu rühmet. — Gunthram war indessen verschonend gegen die Bischöfe, die voll Frevels waren, und drum konnte er voll Eroberungssucht leben; seinen nächsten Anverwandten, einen Theil ihrer Länder nehmen; um eines rebellischen Hermengilds willen, vieljährige Kriege mit gerechten Fürsten führen; Eyde brechen, und alles thun was ihm gelüstete: er war demohnerachtet ein Heiliger, und Bischof Gregorius von Tours behauptet: — „er sey auch noch ein Wunderthäter gewesen.“

Rom.

Wir sind in Gefahr gewesen, von dem longobardischen Fürsten, Agilulphus, belagert zu werden, und er war wirklich schon, mit seinem Heer, vor diese unsre Stadt gerücket. Unser Pabst Gregorius (der Große) hat indessen, (vermuthlich durch Demüthigungen und Geschenke,) diese Gefahr für diesmal hintertrieben; so daß der gedachte König von hier abmarschiret ist, und wir nun wieder, unter dem

dem Schutz der Kaiserlichen, die hier in Besatzung liegen, in guter Ruhe leben.

Constantinopel.

In unserm Thracien, sind die Avaren eingefallen, und unser Kaiser Mauritius führt nun die Macht, die aus Asien herüber kommen ist, in eigener Person, gegen diese Barbaren in das Feld, kann also an Italien anjetzt noch nicht gedenken.

Nach Christi Geburt 594.

Paris.

Die Königin Fredegunde, hat sich, als Vormünderin ihres Sohnes Clotarius, in so gute Verfassung gesetzt, daß sie des austrasischen Königes Versuche, die Besitzungen dieses ihres Sohnes zu schmälern, völlig hintertreiben, ja, den König aus dem Felde schlagen können. Und weil denn anjetzt der Stadthalter Warok in Bretagne, sich wider den König Childebert empöret hat, und dieser also, seine Macht dahin nun wenden muß; so hat Fredegunde vor diesem Herrn jetzt Frieden, und braucht auch diesen Frieden, um ihre Armee, je mehr und mehr zu stärken.

Rom.

Da sich der König Agilulphus, aus Liebe zu seiner Gemahlin Theodelinda, *) öffentlich, zum athanasianischen Glauben gewendet hat; so folgen die Longobarden, seinem frommen Beyspiele, immer mehr und mehr schon nach, und so können wir die Hofnung haben, daß dieses ganze Volk nun bald, mit unsrer rechtgläubigen Kirche werde vereiniget werden.

*) Theodelinda, war eine Tochter eines Herzoges aus Bayern, der sich zwar den königlichen Titul anmaßete, der aber doch, den athanasianischgesonnenen austrasischen Fürsten unterworfen war. Die Fürsten der Franken setzten aber, eben so, wie die Longobarden in Italien, Stadthalter oder Herzöge, in den Provinzen an, und dazu nahmen sie ihre Glaubensgenossen, viel lieber, als andere, mithin denn auch in Bayern, einen Herrn, der, so wie sie, athanasianisch gedachte, und dessen Tochter derowegen, ebenfalls des athanasianischen Glaubens war.

Wollt indessen Agilulph, vor den Austrasiern jetzt Ruhe haben, so mußte er die athanasianischen Bischöfe, die den Childebert, gegen ihn, als einen Ketzer erhitzen konnten, zur Ruhe bringen, und aufhören ein Ketzer zu seyn. Wollt er auch, das ehemalige Schicksal der Ostgothen in Italien nicht erleben; so mußt er ebenfalls, die Bischöfe

Bischöfe Italiens, durch die Abänderung seines Glaubens, auf seine Seite ziehen. Und wollte er, daß es ihm nicht so ergehen möge, wie es Leovigild, auch Reccared in Spanien, beständig fürchten mußten: so konnte er nichts politischers beginnen, als daß er seinen Glauben änderte. Ohne daß die Politik recht augenscheinlich diese Religionsänderung von ihm erheischete, hätte ers denn auch, vor den Longobarden schwerlich wagen dürfen, solche Aenderung ganz öffentlich, und so früh schon vorzunehmen, früh aber scheint er sie vorgenommen zu haben, weil der rechtgläubige Pabst Gregorius, so früh bereits zu seinem Vortheil spricht.

In Ansehung Bayerns, ist übrigens noch zu merken, daß Childebert, einen gewissen Thassilo, zum Herzoge von Bayern ernennet, und daß man nicht weiß, wie es der Theodelinde Vater ergangen ist.

Constantinopel.

Der Kaiser ist wieder bey uns, und hat mit den Avaren unterschiedene, sehr unglückliche Gefechte gehabt, so, daß sie unser Gebieth aufs schrecklichste verheeren, und sich mit gutem Raube beladen, in ihr eigenes Gebieth zurücke ziehen können. Sie werden indessen, nach mehrerm Raube gierig, im künftigen Jahre gewißlich wieder kommen, und da wird unser General Commentiolus, über unsere Heere, das Commando führen.

Nach Christi Geburt 595.

Paris.

Den aufrührischen Herzog von Bretagne, hat der König Childebert, aufs glücklichste besieget, aber er hat schon wieder mit den Warnern, einem deutschen Volke, zu fechten, das vermuthlich Fredegunde aufgewiegelt hat, um sich selbst, und ihren Sohn Clotarius, vor diesem Könige, in Ruh und Sicherheit zu setzen.

*) Wer diese Warner gewesen, und wo sie ihr Vaterland gehabt, ist nicht bekannt, man hört auch in der Folge nichts von ihnen, so, daß Childebert sie muß besieget, und ihren Namen ganz vertilget haben.

Rom.

Der König Agilulphus ist jetzt recht sehr bemühet, die Kaiserlichen, die noch in unserm Italien sind, und die von ihm, unter dem Exarchen Romanus, unterschiedene Eroberungen gemachet haben, zu schwächen. Er erhält denn wirklich auch beträchtliche Vortheile über dieselben, aber unser armes Italien wird, durch diese kriegerische Auftritte, aber-

Digitized by Google

abermalen sehr verwüstet, und unser fromme Pabst Gregorius, thut derowegen sein Möglichstes, um den Kaiser und seinen Exarchen, zum Frieden mit den Longobarden zu bewegen.

*) Es kann freylich sehr wohl seyn, daß Gregorius, der, ehe er Pabst wurde, ein, allem Anschein nach, frommes Leben führete, als Menschenfreund zum Frieden rieth, gewöhnlich aber hört man einen solchen Rath, von rechtgläubigen Bischöfen, so lange nicht, als noch ein Ketzer in dem Lande herrschet, und man sieht also gewissermaßen, hier bereits, die gute Wirkung, die die Religionsveränderung des Agilulphs, in Absicht auf die Herrschaft der Longobarden hatte.

Constantinopel.

Wir sind gegen die Avaren so wenig glücklich, daß unsere Truppen, noch immerfort, gegen sie, zu Felde liegen müssen, und dennoch es nicht hindern können, daß sie unsere Provinzen nicht verheeren sollten. *)

*) Die Avaren, waren zu dieser Zeit, vor andern Völkern mächtig, und hatten die Ueberbleibsel der Gepiden, auch die Slaven und andere Völker, entweder in Güte, oder auch durch Gewalt, mit sich verbunden. Die vielen Gefechte aber zu erzählen, die sie mit den Kaiserlichen gehabt, das ist etwas unerhebliches, und wir begnügen uns also, daß wir hier nur sagen, der Krieg mit ihnen dauerte viele Jahre lang, und hinderte den Kaiser, Italien, den Longobarden zu entreißen.

Wenn denn aber der Kaiser, gegen die Avaren, so gar wenig ausrichten, auch in keinem Stücke, den alten Glanz des Reiches wieder sehen lassen kann; so ist er selbst nicht wenig daran schuld, indem er, die wichtigsten Aemter, den unwürdigsten Menschen für Geld verkauft, auch die lasterhaftesten Personen zu Rathgebern und zu Ministern hat, und durch sie, sein Land, bis auf das Blut aussauget. Der Pabst Gregorius sagt zum wenigsten, von diesem Kaiser, daß er dieses thue, und er giebt auch einige einzelne Fälle an, aus denen, die Wahrheit dieser seiner Beschuldigung, genug erhellet.

In allen kaiserlichen Landen, war nemlich der Götzendienst verbothen, demohnerachtet aber waren auch noch jetzt, sehr viele Götzendiener, und dieselben waren darum noch, weil sie den kaiserlichen Stadthaltern, insgeheim, und jährlich, ein gut Stück Geldes gaben, und sie dadurch, dahin brachten, daß sie ihnen, bey ihrem Götzendienste, immer durch die Finger sahen.

Es trift sich indessen, daß der Pabst Gregorius, ehe er noch Pabst wird, auf der Insul Sardinien, einige dieser Götzendiener zum Christenthum bekehret, und da dies geschiehet, da zwinget der kaiserliche Stadthalter Sardiniens, auch diese Neubekehrten, zu dem jährlichen Geschenke, das sie ihm ehedem, ihres Götzendienstes wegen, gemachet haben. Gregorius erfährt dies aber, und stellt deshalb den Stadthalter zur Rede, hört indessen, daß der ihm sagt: — „Er müsse dies thun, denn er hätte für seine Stadthalterschaft, eine so große Summe bezahlet, daß er Schaden leiden würde, wenn er nicht, auch auf diese Art, viel einzunehmen hätte.“

Eben der, schon ofgedachte Pabst Gregorius, erzählet aber auch, von den Corsicanern, daß die kaiserlichen Stadt-

halter, so große Auflagen auf sie gemachet hätten, daß die armen Insulaner, um diese Auflagen zu entrichten, wären genöthiget gewesen, ihre Kinder zu Sclaven zu verkaufen, oder auch, sich selbst aus der Insul fortzumachen, und in das Gebieth der Longobarden zu fliehen.

Auf gleiche Weise, sagt auch, der gedachte Gregorius, war auch der Exarche Romanus, nur auf Sammlung eigener Reichthümer, und auf Erpressungen für den kaiserlichen Hof, nicht aber für das Wohl des Volks bedacht. Und weil er, wenn Krieg mit den Longobarden war, einen besseren Vorwand, zur Plünderung der kaiserlichen Unterthanen hatte, als wenn es mit denselben, zu einem Frieden kam; so widersetzte er sich bey dem Kaiser mit aller Macht, den friedlichen Vorstellungen, die er, der Pabst Gregorius, nach Hofe gelangen ließ.

Und wenn dieses alles Wahrheit ist; wenn also der Kaiser, die wichtigsten Aemter, wirklich theuer verkaufet, und in allen Provinzen, nur solche Männer zu Stadthaltern gehalten hat, die ihren Kaufpreiß wieder haben wollen: so ists begreiflich genug, daß seine Unterthanen muth- und kraftlos werden müssen, und daß er selbst dran schuld gewesen ist, wenn ihm nichts, so recht vonstatten gehen und gelingen wollen.

Nach Christi Geburt 596.

Paris.

Der austrasische König Childebert, ist, nebst seiner Gemahlin, so plötzlich gestorben, daß man fast glauben sollte, man hätte ihnen Gift beygebracht, und sie dadurch aus der Welt geschaft. Von ihnen sind indessen zween Prinzen noch am Leben, und die sollen sich nun, in das väterliche Reich dergestalten theilen, daß Theodebert, der älteste von ihnen, das eigentliche austrasische, Theodorich aber, der der jüngste ist, das burgundische Reich, das Gunthram ehedem beherrschete, beherrschen soll. Beyde Prinzen sind denn aber, nur noch Kinder, und da herrscht also, in beyden Reichen, Brunehild, die Großmutter dieser Kinder, so, daß nunmehro alle Franken, unter der Regierung von zwo Damen stehen, nemlich unter Fredegunden in dem neustrischen, und unter Brunehilden, in dem austrasischen Reiche.

Rom.

Da Agilulphus fortfähret, die von den Kaiserlichen besetzten Provinzen unsers Italiens, auf das härteste mitzunehmen, und unser Pabst also, sich unablässig drum bemühet, daß es mit dem Agilulph, und mit dem

dem Kaiser, zu einem Frieden kommen, und unser Italien doch endlich einmal beruhiget werden möge, so hat man in Ravenna, die ehrenrührigsten Schmähschriften gegen ihn verfertiget, auch an den Straßen-Ecken angeschlagen, und seinen Namen dadurch so gekränkt, daß er nun, dem Bischofe in Ravenna, dem Adel, dem Volke, und den Soldaten daselbst, in besondern, an sie gerichteten Schreiben, den Befehl gegeben hat, nach den Urhebern dieser Schmähschriften zu forschen, und sie in den Bann zu thun.

Weil er denn aber, der fromme Pabst, unter allen Drangsalen unsers Italiens, die ihm so sehr zu Herzen gehen, doch immer auch an die Ausbreitung der christlichen Religion gedenkt, und es weiß, daß, da jetzt in Spanien, in Frankreich, und zum Theil auch schon in Deutschland, der wahre Glaube an Christum herrschet, unter den Angelsachsen in Brittannien noch immerfort, die größte Abgötterey zu finden ist, so schickt er den Augustinus, einen überaus frommen Mönch, mit noch 40 Gehülfen, zu diesen Götzendienern ab, und wills versuchen, ob er nicht, auch diese, die sich annoch in aller Finsterniß des Heydenthums befinden, mit dem Licht des Evangeliums, zu ihrer Seligkeit erleuchten könnte.

*) Der gute Pabst, ist, da er als Mönch noch lebet, und zum Pabst erwählet wird, der christlichen Demuth so sehr voll, daß er durchaus nicht Pabst seyn will; daß er den Kaiser, in einem eigenen Schreiben darum bittet: „die auf ihn gefallene Wahl, nicht gut zu heissen;“ — und daß er sich in Höhlen verborgen hält, da der Kaiser demohnerachtet die Wahl genehmiget, und da man ihn nun suchen, und zum Pabste krönen will.

Eben dieser demuthsvolle Mönch, wird nun aber, auf dem päbstlichen Stuhle, durch eine Schmähschrift so gerühret, daß er darüber sehr viel Wesens macht, ja sogar den Bann verhänget: und das dünkt uns nicht Besserung, sondern Verschlimmerung des Herzens zu seyn. — Ein auf Petri Stuhl, mit Gottes gutem Geist erfüllter Pabst in Rom, der sollte aber natürlich wohl, weiser als Mönch schon gut gesonnen war, als Pabst noch ungleich besser seyn, und wer kann's sagen, daß er dies hier finde? — Jedoch, noch eines!

In Constantinopel lebt anjetzt ein Patriarch, mit Namen Johannes, und der Mensch faßtet so strenge und so oft, daß man ihm den Beynahmen, Jejunator, (der Fastende) giebt, auch von seiner strengen Tugend und übergroßen Heiligkeit nicht wenig Wesens macht. Eben derselbe strenge Heilige, wird nun aber dermaßen in sich selbst verliebt und stolz, daß er sich, als den besten Christen betrachtet, und weil er Patriarch von Constantinopel ist, sich einen allgemeinen (oecumenicum) Bischof nennet, also, selbst über den Bischof in Rom, den Vorrang haben will.

Und das dächten wir nun, das würde der demüthige Gregor von Rom, dem Manne zu gut gehalten haben, aber wir finden, er zieht hingegen gewaltig los; behauptet, wider aller seiner Nachfolger, ganz ausdrücklichen Lehre: — „es sey etwas teufelisches und verdammungswürdiges, wenn je ein Bischof, sich, als den allgemeinen Bischof ansehn wolle, und zieht, in einem Schreiben an den Kaiser, gegen den guten Johannes dergestalten los, daß er ihm in der That, auch nicht die geringste Ehre läßt.

Denn welche Ehre kann noch wohl ein Bischof behalten, wenn von ihm, das Wahrheit ist, was der gedachte Gregorius, von dem Johannes schreibt: — „Er mergelt seinen Leib durch Fasten aus, aber sein Geist schwillt destomehr von Hochmuth auf. Unter seiner schlechten Kleidung, hält er sein stolzes Herz verborgen, und unter seiner Lammeshaut, verdeckt er seine Löwen-Zähne?“ — Unsere Leser, denken wir, werdens ohne uns hier fühlen, ob aus einem solchem Ton, ein demüthiger Mönch Gregorius rede, und in der Folge werden sie, von diesem wundergroßen Manne, noch etwas mehr zu hören haben.

Nach Christi Geburt 597.

Paris.

Unsere Fredegunde hat sich, den unvermutheten Tod des austrasischen Königes, so zu Ruhe gemacht, daß sie den Austrasiern diese unsere Stadt Paris entrissen, auch die austrasische Armee, die ihr die Königin Brunehild ins Feld entgegen geschicket, aus dem Felde geschlagen, und aufs glücklichste besieget hat. Hoffentlich aber, zum Heil des ganzen Galliens, hat Gott, diese unsre Fredegunde, endlich von der Welt hinweggenommen, und sie ins Grab gestürzet, da sie, wenn sie noch fernerhin gelebet hätte, nach ihrem so herrschsüchtigen Beiste, der durch einige Siege, immer neues Leben bekam, gewiß nicht ehe würde geruhet haben, ehe nicht ihre ärgste Feindin, die Königin Brunehild, auf das nachdrücklichste wäre gebeuget worden.

Rom. *)

*) Die Nachrichten von dem, was in diesem Jahre, mit den Longobarden und mit den Kaiserlichen, in Italien vorgefallen, sind verloren; vermuthlich aber belagerten die Longobarden einige, von den Kaiserlichen, die Kaiserlichen aber einige, von den Longobarden, besetzten Städte.

Nach

Nach Christi Geburt 598 — 599.

*) In Italien wird ein Waffenstillestand zu Stande gebracht, vorher aber Sardinien, von den Longobarden erobert. Viele Longobardische Herzöge, werden nemlich, von den Kaiserlichen, zur Empörung gegen den Agilulphus, verleitet, und der hat also genug zu thun, um diese zu Paaren zu treiben, bewilligt derowegen den Waffenstillestand sehr gerne.

Es kommen aber auch einige Avaren in Illyrien an, und wollen in Italien eindringen. Agilulph muß also, auch diese zufrieden stellen, und hat das Glück, daß er sie von Italien zurücke hält. — Die Nachrichten dieser Zeit, sind, aus Gründen, die wir nachher hören werden, sehr unvollständig, und man kann also nichts umständliches erzählen.

Im Fränkischen Reiche, trachtet die Königin Brunehild dahin, für ihre Söhne Eroberungen zu machen, und den jungen König Clotarius, den Sohn ihrer Feindin Fredegunde, seines ganzen Gebiethes zu berauben. Sie rüstet sich derowegen, aus aller ihrer Kraft, zum Kriege, und erneuert auch, da sie vornemlich nur dem Clotarius zu Grunde richten, und keine weitere Händel haben will, ihren Freundschaftsbund, mit Agilulphen, so, daß derselbe nichts von ihr zu fürchten hat.

Im Spanischen Reiche, herrscht Reccared in Frieden, da er die athanasianische Geistlichkeit, die daselbst nun alles gilt, zum Freunde hat.

Im Morgenländischen Reiche, erkauft (im Jahr 599) Mauritius, von dem Chagan, oder Fürsten der Avaren, einen Frieden, nachdem diese Barbaren ihn, und die Bürger Constantinopels, die sie mit einer Belagerung bedrohen, nicht wenig geängstiget haben. Der Frieden ist indessen von keiner Dauer, und schon im folgenden Jahre sind die Avaren, vielleicht auf Anstiften des Agilulphus, schon wiederum im Felde.

Im Persischen Reiche, herrscht Cosrhoes III, nachdem er alle Anhänger des Barames zur Strafe gezogen, in Ruhe, vergißt aber des Dankes, den er dem Kaiser schuldig ist, und will sogar auch mit ihm kriegen. Er läßt sich indessen, durch eine Gesandtschaft des Kaisers, auf andere Gedanken leiten, und bleibt also in Ruh.

Anmerkung 1.

In Brittannien gehn, in diesem Jahhundert, unterschiedene Veränderungen vor, die, weil sie wichtig sind, hier einen Platz verdienen, wenn schon dieselben nicht allesamt genau, zu diesen Jahren 598 und 599 gehören.

Wir wissen nemlich, daß die alten Britten, da die Römer sie, vor ihren Nachbarn, den Picten und Scoten, nicht mehr schützen können, sich unabhängig machen, und daß sie nachher, da sie bey ihrer Unabhängig-

keit, den gedachten Völkern, auch noch nicht gewachsen sind, die Anglen, und die Sachsen, nach Brittannien herüberrufen, die denn nach und nach, in so großer Anzahl dahin kommen, daß sie, nach Besiegung der Picten und Scoten, von den Britten nicht mehr zu vertreiben sind; mit den Britten, die ihrer gern entlediget seyn wollen, sich unaufhörlich schlagen, und endlich alle Britten besiegen, auch sieben unterschiedene Königreiche, in Brittannien errichten.

Dies alles, sagen wir, ist schon erzählt, und da müssen wir denn ferner sagen, wie es ferner noch, mit diesen sieben unterschiedenen Königreichen oder Fürstenthümern, in Brittannien ergangen ist.

Die wenigen Britten nemlich, die nun noch in Brittannien blieben, zogen sich sämtlich in die Gegenden hinein, die noch jetzt das Walliser-Land ausmachen; lebten dort in aller Stille für sich, und wurden von den Angelsachsen, die sie für Abkömmlinge der Gallier hielten, nach ihrer damaligen Mundart, Ghwalier, auch Whalier, statt Gallier, das Land also, das sie bewohneten, Whalien, statt Gallien, auch Gwalisch- und Whalis-Land genannt.

Aber, über diese Britten gesieget zu haben, und dennoch für sich selbst, den Namen der Brittannier zu führen, das dünket diesem kriegerischen Volke, nicht ehrenreich zu seyn, und es entschlüßet sich derowegen einmüthiglich, das gesamte eroberte Land, Angleland, (Engleland, England) zu nennen, wahrscheinlich, weil unter der sächsischen Nation, die dort sich angesetzet hat, die Anglen, die zahlreichsten, oder auch die tapfersten sind, oder weil sie auch, den größten Strich des Landes in Besitz genommen haben.

Nicht genug aber, den Namen des Landes dergestalt zu ändern; so werden sie, die sieben Fürsten Englands, nun auch unter sich dahin vereiniget, daß jedesmal einer von ihnen, als das Haupt aller übrigen betrachtet werden solle; daß man jedesmal, ein solches Oberhaupt gemeinschaftlich erwählen, und auf diese Art, einem jeden auswärtigen Feinde, der den einen, oder den andern Fürsten, irgend einmal angreifen wollte, mit gemeinschaftlicher Macht, unter der Anführung dieses Oberhaupts, begegnen wolle.

So gut denn aber diese Vereinigung der sieben Fürsten, in Ansehung auswärtiger Feinde, in der That auch ist; so giebt sie doch unter den Fürsten selbst, sehr mannigfaltige Gelegenheit zum Kriege, indem nun jeder gern dies Oberhaupt seyn will; erst Bündnisse macht, und sich gewaltig stärket, um solch ein Oberhaupt zu werden; dann aber, wenn er dieses einmal erst geworden ist, noch ungleich mehr sich stärket, um auch seine Kinder, in solcher obern Würde zu lassen, und zu dem Ende, alle übrige Fürsten, frühzeitig und schon vorläufig, bey aller Gelegenheit zu schwächen.

Nach einem sehr natürlichen Laufe der Dinge, entstehen derowegen, bey dieser Einrichtung, unterschiedliche sehr blutige Kriege, aber wir erzählen diese hier nicht, sondern wir lassen es genug seyn, nur im allgemeinen, diese kurze Nachricht, von dem politischen Zustande

stande Brittanniens, in dieser Zeit, gegeben zu haben.

Es ist indessen noch etwas anderes, dessen wir hier gedenken müssen, und das ist die Religion, in diesem Lande, von der wir, um so mehr nun hier zu reden haben, da wir besser oben, der Mißion gedachten, die der Pabst Gregorius, nach dieser Insul gehen lies.

Brittannien war nemlich, wie einige wollen, von dem Apostel Paulus, wie aber andere wollen, von Joseph von Arimathia, und wie noch andere wollen, von noch andern Apostеln und Jüngern Jesu, schon im ersten Jahrhunderte nach Christi Geburt, zum Christenthum bekehret worden, und so viel ist zum wenigsten gewiß, daß, als im vierten Jahrhundert, der Kaiser Constantin, der in Brittannien war, sich öffentlich zum christlichen Glauben bekannte, die Brittannier, so viel derselben damals annoch Heyden waren, von der Zeit an, eben so wie andere Nationen, um dem Kaiser zu gefallen, erst in den großen und angesehenen Personen dieser Insul, bald nachher aber, in den Clienten dieser Großen, und endlich auch in dem gemeinen Volke, sich werden zum Christenthum bekehret haben.

Wie denn aber auf diese Art, das Christenthum der Brittannier, zum Theile wenigstens, aus sehr schlechten Gründen entstanden seyn würde; so war es auch in sich selbst so schlecht beschaffen, daß man sich schämen muß, die Bewohner dieser Insul, in den damaligen Zeiten, mit dem ehrwürdigen Namen der Christen zu belegen. Denn die zügelloseste Ueppigkeit, und Laster aller Art, herrscheten auf dieser Insul, unter den Layen und unter Geistlichen dergestalt, daß Christus unter ihnen, nur dem Namen nach bekannt seyn konnte, und daß man nie, von einem heydnischen Volke, eine häßlichere Schilderung finden wird, als man von diesem Volke, in den Schriftstellern dieser Zeiten findet.

Solch ein lasterhaftes Volk konnte derowegen; die heydnischen Angelsachsen, die nach Brittannien herüber kamen, und der Britten Herren, nicht aber derselben Knechte wurden, schlechterdinge nicht zum Christenthum bekehren. Sie konntens auch nicht machen, daß diese Heyden, gegen das Christenthum, das sogar schlechte, ja, das so äußerst lasterhafte Bekenner hatte, eine Achtung bey sich fühlen sollten, und sie waren derowegen selbst dran schuld, daß die Angelsachsen bald auch ihre Hand dran legten, alle christliche Kirchen und Klöster niederzureißen, und in Brand zu stecken, auch das Christenthum, so zu unterdrücken, daß fast keine Spur von selbigem, in diesem Lande blieb.

Nun lebte aber im Jahr 580 in England ein gewisser Ethelberth, als König von Kent, und zugleich auch, als Oberhaupt über die übrigen englischen Fürsten, und dieser Ethelberth, der so gerne über alle andere Fürsten herrschen, sich also recht mächtig machen will, wirft sein Auge auf die Fürsten der Franken in Gallien, sucht dieser mächtigen Fürsten Freundschaft und Hülfe, und hält zu dem Ende, um eine fränkische Prinzeßin zur Gemahlin an.

Weil er indessen ein Heyde, die fränkische Princeßin aber eine Athanasianerin ist; so

wollen

wollen die fränkischen Fürsten, von dieser ehelichen Verbindung, anfänglich nichts wissen. Ethelberth gelobt's indessen, daß er die Prinzeßin bey ihrem Glauben lassen wolle, und da wird er, mit einer fränkischen Prinzeßin vermählet, die denn ihre Priester mit sich bringet, und als eine Christin in England lebet.

In diesem England ist denn aber, wie in andern Ländern, der Gebrauch, daß die Eltern, wenn sie arm sind, ihre Kinder verkaufen; daß sich auch viele auf den Menschenhandel legen; bald hier, bald dorthin segeln; nach Kindern und nach Erwachsenen, wie nach Kaufmannsgütern fragen; sie an sich kaufen; in Schiffe laden, und so befrachtet, mit ihnen nach andern Landen segeln, wo es an Menschen fehlt; daselbst nun wieder landen, und ihre Waare, die unglücklichen Menschen, so gut als sie nur können, wiederum zu Gelde machen.

Es trifft sich also, daß auch einmal einige Kinder der Angelsachsen, von dergleichen Menschenhändlern nach Rom gebracht, und daselbst zum Verkaufe auf den Markt gestellet werden; daß auch, durch irgend einen, uns unbekannten Zufall, der jetzige Pabst Gregorius, der damals nur ein Mönch noch ist, auf diese Unglücklichen sein Auge wirft; und das beherziget, daß dieselben noch nicht Christen, sondern Heyden sind, und daß auch ihre Eltern noch im Heydenthume leben. Er wird also im Geist betrübt, über die Finsterniß, die noch in England herrschet, und entschlüßt sich, nach England zu gehen, um unter dem Volk daselbst, das Amt eines Apostels über sich zu nehmen.

Er, unser Gregorius, ist indessen in den Augen Roms, ein, nicht nur unbescholtener, sondern auch ein, in aller Absicht rechtschaffener und liebenswürdiger Mann, und das ist er, in einem solchen Grade, daß, da die Bürger Roms, die Absicht, die er hat, erfahren, sich bittend an den damaligen Pabst hinwenden, und den dahin bringen, daß er dem frommen Gregorius, die Reise nach England verbiethet, weil die Bürger Roms, einen so exemplarischen Mann, und einen so begabten Canzel-Redner, gar nicht fahren lassen wollen. — Das Apostelamt dieses gutherzigen Mannes unterbleibt also.

Nun wird aber, wie schon erzählet ist, dieser Gutherzige, auf den päbstlichen Stuhl erhoben. Nun weiß er, was er ehedem, in Ansehung der Engländer, bey sich beschlossen gehabt. Nun sieht er auch, nun ist Ethelberth, das Haupt der Könige in England, und seine Gemahlin ist eine Athanasianerin, die sich, durch die gallikanischen Bischöfe leiten läßt. Nun merkt ers also, daß nun der rechte Zeitpunkt sey, das heydnische angelsächsische Volk, mit dem Lichte des Evangeliums erleuchten zu lassen; und nun schickt er derowegen den Augustinus, nebst noch 40 andern Geistlichen, zu diesem Volke, und müßte nicht gewußt haben, sich in die Zeiten zu schicken, wenn ers unterlassen hätte, durch die Bischöfe Galliens, die Gemahlin des Ethelberths, von seinem Vorhaben Nachricht zu geben; mit ihr ganz insgeheim, eine vorläufige Abrede zu nehmen, und durch sie, den

König

König und das Volk, zur Aufnahme seiner Mißionarien, aufs bestmöglichste zu stimmen.

Sobald denn auch diese Herren, in der Gegend von dem heutigen Sandwich in England, landen; so lassen sie dem Könige ihre Ankunft melden, und bitten ihn um ein Gehör, das er ihnen auch giebet, und in welchem sie, ihm, ihre Absicht entdecken, die er, zwar jetzt noch nicht begreifen will, die er aber, allem Anschein nach, vorher schon begriffen hat, und jetzt, nur darum zu verbergen scheint, damit die Großen seines Reichs, und auch sein Volk, nicht wider ihn sogleich entrüstet werden mögen.

Er antwortet nemlich den Mißionarien: — „Was ihr mir sagt, klingt gut genug, und die Güter und Glückseligkeiten, die ihr versprechet, sind immer so, daß ich sie wünschen muß. Ich kann euch aber, als unbekannten Leuten, auf euer bloßes Wort nicht trauen, und zurückesagen kann ich ebenfalls euch nicht. Bleibt derowegen hier; und seht, was ihr ausrichten könnt: ich will euch nicht wehren, und meine Unterthanen haben freyen Willen, eurer Lehre zu folgen, wenn sie ihnen gut und nützlich dünket!“ Er weiset ihnen auch Canterbury, zum Orte ihres Aufenthaltes an; läßt sie daselbst predigen; sieht, daß ihnen viele Beyfall geben, und daß seine Gemahlin sehr für sie besorget ist. Er wendet sich daher, für sich selbsten auch zum Christenthume, und so werden Augustin, und auch Gregorius, als Apostel der Engländer berühmt.

Welch ein schönes Christenthum indessen, durch diesen Augustin, unter diesen Insulanern müsse seyn gepredigt worden, das, denken wir, ersiehet man am besten aus den triftigen Fragen, die dieser Apostel, dem Pabst vorleget, und deren Auflösung, er, zum Besten seiner Neubekehrten, flehentlichst begehret.

Er frägt nemlich: wie müssen Bischöfe mit der niedern Geistlichkeit umgehen? wie muß sich ein Bischof in der Kirche verhalten? Woher kommts, daß die Kirchengebräuche, in Frankreich z. E. anders sind, als in Rom, und welche Gebräuche soll ich hier einführen? Wie muß der bestraft werden, der Kirchen-Güter nimmt? Können zwey Brüder zween Schwestern zur Ehe haben? Kann man einen Bischof einweihen, wenn kein anderer Bischof zugegen ist? Darf ich eine Frau taufen, wenn sie schwanger ist? Wie viel Zeit, von der Geburt an, muß verlaufen, ehe man ein Kind taufen darf? Wenn eine Frau entbunden ist, wie viele Zeit muß sich alsdann ihr Mann der Beywohnung enthalten? Kann eine Frau zu aller Zeit in die Kirche gehen? Darf ein Mann, der einer Frau beygewohnet hat, ungewaschen in die Kirche gehen?

Dies, und nur dies, sind die triftigen Fragen, die dieser Apostel, dem heiligen Vater zur Beantwortung übersendet, und obs schon Wahrheit ist, daß der heilige Vater, alle diese Fragen, ihm umständlich und recht ernstlich zergliedert und beantwortet hat; so begreifen wir's doch nicht, wie er sich dazu entschließen können. Wir, unsers Ortes, wir würden wenigstens, wären wir in seinem Fall gewesen, nichts weiteres gethan haben, als daß wi

wir dem Einfaltspinsel geschrieben hätten, zu uns zurücke zu kehren. Denn ein so kurzsichtiger Mensch, als dieser Augustin, muß nothwendig, ein erbärmlich Christenthum im Kopfe haben, und eben solch ein Christenthum auch pflanzen.

Mit seinem, von Rom geholten prächtigen Meßgewande, kann er freylich wohl die Augen des Volks, dem solche Pracht noch nicht bekannt geworden ist, gewaltig blenden, auch mit vortrefflichen Gemälden, mit goldenen, und silbernen Kirchengefäßen auswärtiger Lande, die Kirchen der Christen glänzender und prachtvoller machen, als die Tempel der Göhen, unter armseligen, und mit der Kunst noch nicht bekannten Völkern sind, aber, den herrlichen Geist des Christenthums, den sieht er nicht, und den wird er gewiß auch nicht verbreiten. Albernheiten, die weniger bemerkbar sind, die wird er lehren, und durch sie, die sehr bemerkbaren Albernheiten des Heydenthums verdächtig machen können, aber ohne alle Albernheiten wird sein System nicht seyn, und so war das System, das Christus lehrete, gewißlich nicht.

Anmerkung 2.

In eben diesem Jahrhunderte, und zwar im Jahr 571, wird Mahomet, der große Prophet der Muselmänner, geboren. Da indessen dieser Mann, unstreitig einer der begabtesten und denkwürdigsten Männer ist, die je auf Erden waren, so wollen wir, was von ihm zu sagen ist, nicht trennen, sondern zusammen nehmen, und bey dem Jahre 632, als in welchem er die Welt verließ, unter einem eigenen Artikul erzählen.

Anmerkung 3.

Bereits p. 138 haben wir erzählet, daß bey dem Einbruche des Attila in Italien, viele Bewohner des festen Landes, sich, auf die, im adriatischen Meer gelegene Insuln, Sicherheitswegen, hingeflüchtet, und den Grund zur Erbauung der Stadt Venedig geleget haben sollen. Wir wollen nun also noch weiter sagen, wie es mit diesen Insuln und deren Bewohnern gegangen ist, und wie sich endlich die so mächtige Stadt und Republik Venedig gebildet hat.

So leicht verläßet niemand gern seine bisherige Wohnung, und jeder kehret gerne wieder zurück, wenn er sonst, mit Sicherheit und mit guter Hoffnung, dieses kann. Sehr vermuthlich ists daher, daß, da die Gefahren, die Attila erregete, vorüber gewesen sind, die Bewohner der Küsten Italiens, sich auch wiederum, zum Theile wenigstens, von den, im Meere liegenden Insuln, auf das feste Land, und in ihre alte Wohnungen zurückbegeben haben; daß also dazumalen, entweder niemand, oder doch nur wenige, und nur einzelne Familien, auf diesen Insuln zurückgeblieben seyn.

Weil denn aber bald nachher, ungleich größere Unruhen, in den gedachten Gegenden Italiens entstunden; weil Unruhen auf Unruhen daselbst folgten, und weil erst Odoacer, nachmalen aber Theodoricus, dann auch Narses, und zuletzt die Longobarden, diese Gegen-

Digitized by Google

Gegenden mit Krieg überzogen; diese Kriege auch, fast nie ein völliges Ende nahmen: so flohen die Küstenbewohner abermalen, Haufenweise auf diese Insuln, baueten sich nun würklich mehr und mehr dort an, und fanden, daß, indem sie dort nun sicher lebten, sie zugleich auch zur See, eine vortreffliche Handlung treiben, und den kriegführenden Mächten, ihre Bedürfnisse, mit gutem Vortheile zuführen und verkaufen konnten.

Da wurd also, auf den zahlreich und nahe bey einander liegenden Sandbänken, oder kleinen Insuln im Meer, die prächtige Stadt **Venedig**, so nach und nach erbauet; und da wurden auch, noch andere, in eben diesem Meere liegende, größere Insuln bevölkert, besonders, da nun auch, in den obgedachten Kriegen, so manche Städte Italiens erobert, geplündert und zerstöhret wurden, die überbliebenen Bürger dieser Städte aber, vornemlich nun nach diesen Insuln flohn, und sie bevölkerten.

Bald sah man derowegen, **zehen** größere, und zwey kleinere Insuln, in dem adriatischen Meere, bevölkert, und mit dem Handel beschäftiget. Bald erforderte es also die Noth, daß diese Insuln sich mit einander, zur Sicherheit ihres Handels verbänden, und eine gemeinschaftliche Regierungsform einführeten. Bald wählten sie derowegen ein gemeinschaftlich Oberhaupt, unter dem Namen eines **Tribunen**, nahmen aber eine ziemliche Zeit hindurch, immer nur aus der einen Insul, nicht aber aus den andern, solch ein Oberhaupt, machten hierdurch die andern Insuln unzufrieden, und veranlaßtens, daß im Jahr 583 die zwölf Insuln sich dahin vereinigten, daß forthin, zehen Tribunen die Regierung führen, und daß auf jeder, von den zehen größern Insuln, solch ein Tribune herrschen sollte.

Diese Tribunen maßten sich indessen, je länger, je mehr, die größesten Vorrechte an; erbitterten hierdurch die Insulaner gewaltiglich, und gaben Gelegenheit, daß sie endlich die zehnfache tribunicische Gewalt ganz abschafften, und im Jahr 665 nur einen Mann, unter dem Namen eines **Herzoges**, (Ducis, Doge) über sich erwähleten, der, und dessen Nachfolger, sich denn immer mehr und mehr beeiferten, dieser Insulaner Glück und Macht zu verbreiten, dabey auch dergestalten glücklich waren, daß sie einen Staat nun gründeten, der noch bis zu unsern Zeiten, in dem Besitze einer beträchtlichen Macht, eines ansehnlichen Gebiethes, eines vortrefflichen Handels, und eines großen Reichthums ist. —

Nach Christi Geburt 600.

Paris.

Unser König Clotarius liegt gegenwärtig, gegen seine zween Vettern, den Theodebert und den Theodorich, im Felde, und so lange auch die Königin Brunehild noch lebt, und im Namen ihrer obgedachten zween Prinzen, die Regierung führet, so lange wird auch Krieg, in diesem unserm Lande seyn. *)

*) So geben einige die Schuld des Krieges, der Königin Brunehild, andere aber geben dem Könige Clotarius die Schuld, und man weiß nicht, welche hier am mehresten die Wahrheit vor sich haben. Brunehild suchte Eroberungen, aber Clotarius suchte sie wohl eben so sehr, und die Schuld wird also, auf beyden Seiten seyn.

Rom.

Die Longobarden haben mit den Kaiserlichen, immer noch, bald Krieg bald Frieden, indem die letztern, eben so ofte, einen Waffenstillestand mit den erstern schliessen, als sie ihn brechen, und jede Gelegenheit, den Longobarden unvermuthet zu schaden, selbst während des Waffenstillestandes, mit Freuden ergreifen.

Sie suchen aber vornemlich auch, unterschiedene Herzöge der Longobarden auf ihre Seite zu ziehen, und durch sie, dem Agilulphus zu schaden, der großmüthig genug ist, die treulosen Herzöge seiner Nation, wenn er sie besieget, wiederum zu Gnaden anzunehmen, und der sie nie, mit dem Verluste ihrer Stadthalterschaft und ihres Lebens bestrafet, ehe er ihnen, ihre Treulosigkeit, zuvor nicht ein, ja zwey und wohl dreymal sehen, verziehen hat. *)

*) Da es in der Geschichte nicht gewiß ist, in welchem Jahre Agilulphus sich zum athanasianischen Glauben gewendet hat; so wars gleichviel, bey welchem Jahre, wir diese seine Bekehrung meldeten. Da es aber sehr was seltenes ist, bey einem Athanasianer, so viel Verschonung gegen arianische treulose Stadthalter zu finden; so kann Agilulphus wohl erst spath, ein Athanasianer worden seyn, und so können ihn, in diesem Falle, eben die vielen Empörungen der Stadthalter genöthiget haben, sich durch seine Bekehrung, der allgemeinen Zuneigung der Italiäner zu versichern, da er auf die allgemeine Zuneigung, seiner, zum Theile schon verführten Longobarden, nicht mehr rechnen konnte.

Constantinopel.

Mit den Avaren sind wir immer noch in einem sehr blutigen Kriege, und ob schon unser General Priscus, sie im Thracischen verschiedentlich gar sehr gedemüthiget hat; so ist

so ist uns doch, von einem Theile dieser Leute, Illyrien entrissen worden.

Paris.

In einem sehr blutigen Treffen, das unser König Clotarius II. den austrasischen und burgundischen Fürsten, Theodebert und Theodorich, geliefert hat, ist derselbe aufs völligste geschlagen, und so geschwächet worden, daß die siegreichen Fürsten, nun fast alles an sich reißen, und ihm, unserm Clotarius, nur einen geringen Theil seiner Lande lassen.

*) Sie ließen ihm alleine nur das Land, zwischen der Seine, der Oise und dem Meere, aber auch dies ließen sie ihm, vermuthlich nur aus Noth, weil sie, wie wir hören werden, gleich wiedrr andere Feinde vor sich sahen.

Nach Christi Geburt 601.

Aus Spanien.

Wir haben unsern Reccared, durch einen natürlichen Tod verlohren, und jetzt den Liuva desselben Sohn, auf den Thron gesetzt, und zu unserm Könige gesalbet. *) Ueberdem aber sind anjetzt unsere Vasconier, (Gaskonier) aus ihren bisherigen Wohnsitzen an den Pyrenäen aufgebrochen, und in Gallien hereingegangen, um sich dort nun anzubauen.

*) Um seinen Uebertritt zum athanasianischen Lehrbegriff, recht feyerlich, und unverdächtig zu machen, läßt sich Reccared bey seiner, von den athanasianischen Priestern salben, und auch krönen, gerad als wenn er, nun allererst, ein wahrer König würde.

Solche Salbung und Krönung behalten aber die Bischöfe Spaniens, von Herzen gerne bey, und bald wird sie, als etwas nothwendiges angesehen, giebt auch den Bischöfen, ein außerordentlich Gewicht, und macht sie bald so dreist, daß sie keinen, als König salben und krönen wollen, ehe er nicht alles was sie wünschen, gelobet, und ihnen, über seinen künftigen Gehorsam, gegen ihre geistliche Anweisungen, die heiligste Versichrung giebet.

Wie denn aber diese Salbung und Krönung der Könige, den Bischöfen Spaniens ein sehr großes Ansehn giebt; so erhalten sie, da Reccaredus sich bekehret, auch noch auf andere Art, ein übergroßes Gewicht, und bekommen so zu sagen, das Ruder des Staates, für sich alleine in Händen.

Denn da Reccared, um sich als rechtgläubig zu zeigen, sie immerdar zu Rathe

Digitized by Google

ziehen muß, so sitzen sie nun immer auch im Rathe, und nehmen an der Regierung, um so mehr nun Theil, da sie jetzt immer sagen: — „die Religion und Gottes Ehre fordern dies, und das!“ — und da sie endlich auch, sogar so weit noch gehen, daß sie die Großen des Reichs, die ihnen mißfällig und zuwider sind, als ketzerische, oder doch als unwissende, und in Gottes Gesetzen unerfahrne Männer, aus den Rathsversammlungen stoßen, und immer nur solche Männer zu denselben lassen, die ihnen, und ihren Vortheilen, auf das völligste ergeben sind.

Wir werdens in der Folge auch noch sehen, wie diese geistliche Herren, sich unterstehen, Könige ab, und Könige einzusetzen, und wie die Könige, in der That nur ihre Diener sind, und von ihnen, nur als Werkzeuge gebrauchet werden, um sich selbst, und überhaupt den geistlichen Stand, in Ehre und Ueberfluß, das Volk aber in Ehrfurcht und in Unterthänigkeit zu erhalten.

Weil sie denn auch dergestalt nun schon das Ruder führen, so bringen sie es auch gar bald dahin, daß sie, daß alle Geistlichen, und daß alle Güter der Geistlichen, von allen Abgaben befreyet werden, und daß nur der Laye, die Last des Staats tragen muß, indem, in ihren Augen, geistliche Güter, Gottes Güter sind, und der liebe Gott niemalen zu taxiren ist. — So ists, so geht es hier in Spanien! So gings aber auch in andern Landen, in der Christenheit: und da sey doch einer, in der Geschichte, ein Licht des Evangeliums, das die Welt so außerordentlich erleuchtet hat.

Paris.

Die Könige Theodebert und Theodorich, haben unverhofft ganz neue Feinde bekommen, indem die Vasconier, ein zahlreiches spanisches Volk, über die Pyrenäen gegangen, und in unser Frankreich eingefallen ist.

Rom.

Die Longobarden stehen gegenwärtig, mit dem Cacan der Avaren, in einem so guten Vernehmen, daß sie sich mit Hülfe derselben, auch in Istrien nun festgesetzet, und dasselbe für sich erobert haben.

*) Wenn die Longobarden noch immer nicht, das ganze Italien erobern; so weiß man es eigentlich nicht, woran es lieget, indem die Geschichte hier nicht umständlich ist. Wir wissen indessen, in Italien waren außerordentlich starke Festungen, und die Kaiserlichen hatten viele derselben im Besitz. Die eingebohrnen Italiäner hingen auch, den Kaiserlichen, weil sie Athanasianer waren, mehr als den Longobarden an, und diese, die doch auch so zahlreich eben nicht seyn konnten, wurden von Herzögen geleitet, die nur auf ihre eigene, nicht aber auf gemeinschaftliche Vergrößerungen gedachten, auch die festen Plätze besetzet halten mußten, in denen sie lagen, und daher dem Agilulphus, es unmöglich machten, mit einem hinlänglich mächtigen Heere, in dem Felde zu erscheinen. — Nur dies wissen wir, und schon dies denken wir, erklärt es uns genug, warum Italien noch immer nicht, so ganz, erobert wird.

Wenn aber auch die Kaiserlichen, nicht die Oberhand gewinnen, da doch Belisar und Narses, die noch wohl schwächer als die jetzigen Exarchen waren, diese Oberhand

hand gewonnen; so dünkt uns, rührt das unter andern auch, daher, daß die Italiäner sich jetzt nicht mehr, mit solchem Eifer für den Kaiser erklären, als sie zur Zeit der Gothen thaten. Und dies, dünkt uns wieder, rührt daher, weil eines Theils die Longobarden sanft und gerecht, die Kaiserlichen aber hart und ungerecht, in allen denen Orten handeln, in welchen sie zu befehlen haben, und weil auch andern Theils, der Longobarden König, sich auf die Seite der Athanasianer wendet, besonders aber den Pabst zum Freunde behält, der, weislich genug, es weder mit dem Kaiser, noch mit den Longobarden zu verderben sucht; der Beyden gutes prediget; Beyder Achtung sucht, und um so mehr auch findet, je mehr er Beyden nützlich werden, und die Italiäner sowohl in Ruhe erhalten, als auch zu Ergreifung irgend einer Parthie, erhitzen kann. — Die Umstände waren also, wie hier beyläufig zu sehen ist, für einen klugen Pabst, zur Vermehrung seines Ansehens, die günstigsten, und der jetzige Pabst Gregorius, vermehrte das Ansehen des apostolischen Stuhls, aufs merklichste.

Constantinopel.

Bey unserm Heere, das im Thracischen gegen die Avaren im Felde lieget, herrschet lange schon der Geist der Widerspenstigkeit, und eine solche Unzufriedenheit *) mit unserm Kaiser Mauritius, daß für denselben, vieles zu befürchten stehet, wo nicht Peter, der Bruder des Kaisers, der jetzt die Oberbefehlshaberstelle bey dem Heer erhalten hat, diese Unzufriedenheit noch stillen sollte.

*) Gewiß ist es nicht, woher diese Unzufriedenheit des Heeres entstanden sey. Was man indessen davon sagt, das wollen auch wir hier sagen, denn wo die Gewißheit mangelt, da gehören auch bloße Gerüchte und Sagen, zur Geschichte.

Schon im Kriege mit den Persern, nimmt der Kaiser Tiberius, wie wir gehöret haben, ohne Ursach, dem Feldherrn Marcianus das oberste Commando, und giebt dasselbe dem Acacius, einem, zum Commando, höchst unfähigen Manne. Die Truppen werden also unwillig, gehen von Nisibis, welches sie damals belagern, eigenmächtig hinweg, wenden sich nach Syrien, und bleiben unbestrafet, weil immer Krieg mit denen Persern ist, die Soldaten also, sehr zu schonen sind.

Mauritius hat indessen, so sagt man, diese freche That der gedachten Truppen, immer noch im Sinne, und da nun mit den Persern Frieden wird, die Avaren aber jetzt als Feinde handeln; so ruft er jene seine Truppen aus Asien, nach Europa herüber, giebt dem Commentiolus über sie das Commando, und befiehlt ihm insgeheim: gerade das Corps, das ehemalen bey Nisibis sich dergestalten frech betragen hat, je ehe je besser, den Avaren so entgegen zu stellen, und es gegen selbige, so wenig zu unterstützen, daß es niedergehauen werden könnte, und daß also das Reich, ohne die andern Corps, merklich zu entrüsten, dieser rebellischen Truppen ganz entledigter würde.

Commentiolus thut denn dieses wirklich auch, und es wird demnach das gedachte Corps, 12000 Mann stark, von den Avaren gänzlich aufgerieben. Die andern Corps bemerkens indessen, daß Commentiolus, zu desselben Untergange, alles mögliche veranstaltet hat; werden also, diesem Generale gehässig; klagen über ihn beym Kaiser; findens aber, daß der Kaiser den Commentiolus rechtfertiget, und

merken

merkens nun genug, warum der Kaiser dieses thue, und was den Commentiolus hierzu bewogen habe. Sie werden dem einem, wie dem andern, aufs äußerste gehässig, und wünschen sich einen andern Feldherrn, auch einen andern Herrn und Kaiser.

Es trift sich denn auch, daß, wie einige wollen, der Chagan der Avaren oder Tatarn, an 12000 gefangene kaiserliche Soldaten hat, und dem Kaiser sagen läßt: — „er sollte diese Gefangenen auslösen, sonst er sie allesamt in Stücken hauen würde!“ — daß aber der Kaiser auf diese Drohung gar nicht achtet, und daß hierauf der Chan, seine Drohung in Erfüllung bringt, also die sämtlichen 12000 Gefangenen, wirklich nun in Stücken hauet, eben dadurch aber die kaiserlichen Soldaten, noch ungleich mehr erbittert, da sie den Soldatenstand, vom Kaiser, so schlecht geachtet und behandelt sehen.

Dies, sagen wir, ist es, was die Soldaten hier erbittert haben soll. Es ist indessen möglich, daß die Soldaten, die ehedem sich so vergangen hatten, von ohngefähr, oder aus einem bloßem Versehen des Commentiolus, sind niedergehauen worden, und daß die Soldaten nachher, dergleichen kaiserliche Befehle nur vermuthet haben.

Weil denn aber der erste, wie der letzte Vorfall, wenn er wirklich vor sich gegangen ist, für sich alleine schon, zu solcher Unzufriedenheit die Soldaten hätte stimmen können; so wollen viele, nur den einen, und vornemlich nur den ersten Vorfall, gelten lassen, gründen sich besonders auch darauf, daß in beyden Vorfällen, gerade 12000 Mann niedergehauen seyn sollen, und daß also anfangs wohl, nur von einem Vorfalle die Rede gewesen sey, der denn abgeändert, und in etwas verunstaltet, erzählet worden.

Nach Christi Geburt 602.

Constantinopel.

Durch unsere misvergnügte Truppen, ist eine, der wichtigsten Reichsveränderungen vorgegangen, indem sie einen gewissen Phocas *) zum Kaiser ausgerufen haben; mit demselben gerad auf unser Constantinopel losgegangen sind; unsern Kaiser Mauritius, nebst seiner ganzen Familie, von hier verjaget, endlich auch gefangen genommen, und ohne Verschonen hingerichtet haben.

Es sitzt also nun dieser Phocas auf dem Throne, ein Herr, der bisher, unter der Armee gedienet, aber nicht sowohl durch seine große Thaten, als vielmehr durch seine großsprecherische Reden, auch durch Verwegenheit und Grausamkeit, sich ausgezeichnet und berühmt gemachet hat, der auch anjetzt, unterschiedene, der vorzüglichsten Freunde und Minister des entsetzten und ermordeten Kaisers, aufsuchet und zum Tode führen lässet.

*) Dieser

*) Dieser Phocas, dient unter dem Corps, das Commentiolus, gegen die Avaren stellen muß, und er wird deshalb von den Soldaten, nach Constantinopel geschickt, um bey dem Kaiser, über den Commentiolus, dieses Vorganges wegen, zu klagen. Vor dem Kriegesgerichte aber, vor welchem er seine Klage anzubringen hat, wird er über alle Maaße verhöhnet, und das erbittert ihn so sehr, daß, da er wieder zu dem Heere kommt, er diesem Heere, alles vergrößert wiedersagt, und dasselbe so entflammet, daß es sofort auf Rache denket; ihn, zu seinem Anführer wählet, auch als Kaiser begrüßet, und mit ihm, nach Constantinopel ziehet.

Mauritius flieht indessen, mit den Seinigen, aus Constantinopel, und da Phocas, dieser Stadt sich nähert, da zieht er ohne Widerstand in sie hinein; wird von dem Volk, mit großem Jubelgeschrey empfangen, und findet auch den Patriarchen daselbst sogleich geneigt, ihn, und auch Leontien, seine Gemahlin, vor den Augen des Volks, zum Kaiser und zur Kaiserin zu krönen. Sogleich läßt er denn auch, dem flüchtigen Kaiser Mauritius nachjagen, um ihn, und seine Kinder in seine Hände zu bekommen.

Man weiß denn aber nicht, ists Ueberdruß des Lebens, oder sind es die zu heftigen Schmerzen, die den, von der Gicht geplagten Herrn, auf seiner Flucht aufhalten. Gewiß aber ists, er flieht so langsam fort, daß er schon in Chalcedon eingeholet, gefangen genommen, und nebst fünfen von seinen Söhnen, seinem Bruder Peter, und noch andern Freunden, von dem Kronen-Räuber hingerichtet wird.

Dieser grausame Mensch, läßt denn auch, um den unglücklichen Fürsten recht zu beugen, diese fünf Söhne zuerst hinrichten, und zwingt den alten Vater, alle diese Hinrichtungen selbst mit anzusehn. Er stellt nachhero auch die Köpfe der Hingerichteten, den Bürgern Constantinopels, öffentlich zur Schau, und hat das grausame Glück, daß auch der älteste Sohn des Kaisers, der sich nach Persien flüchten will, auf seiner Flucht ertappet wird, und hingerichtet werden kann.

Auf gleiche Weise fällt ihm aber, auch die Gemahlin des unglücklichen Kaisers, nebst ihren dreyen Töchtern in die Hände, und auch die richtet der Barbar nun hin, das Volk aber, das sich zum Christenthum bekennet, und die Irrenden verflucht, ja bis aufs Blut verfolget, das sieht nun allen diesen Frevel ruhig an; sieht, daß viele der vorzüglichsten Freunde des ehemaligen Kaisers getödtet, nackend ausgezogen, gleich dem Aase, in das Meer geworfen werden, und hat seine herzliche Freude an allen diesen schaudervollen Vorgängen; frohlocket auch dem Barbaren entgegen, da er die rechtgläubige Kirche zu schützen verspricht, zugleich aber heidnische Lustspiele hält, und mit denselben das so eitle Volk ergötzet.

Zufälliger weise scheints indessen bald nachher, als sey er, der barbarische Mensch, der grünen Parthie gewogener als der blauen, und da flucht ihm alsobald die letztere; da wünscht sie alsobald den Mauritius sich wieder, und da erkennt sie erst in diesem Phocas, einen frevelvollen Königsmörder. — Gott, wie sind die Menschen gearret!

Vom Mauritius ist noch zu merken, daß dieser Herr uns, wenigstens in seinem Tode sehr gefällt. Denn, da er nun seine Kinder schlachten siehet, da sagt er: — „Gott, deine Gerichte sind gerecht!“ Und da eine Amme, seinen kleinsten Prinzen gern erhalten will, also ein andres kleines Kind, statt des Prinzen, denen Henkern reichet, er aber den Betrug der Amme mer-

ket, da entdeckt er ihn, und will nicht, daß ein fremdes Kind, um seines Kindes willen sterbe.

Paris.

Die Könige von Austrasien und Burgund, sind noch mit den Wasconiern beschäftiget, und haben zwar diese Leute, schon völlig unter ihr Joch gebracht, zeigen ihnen aber die nöthigen Wohnsitze, in unserm Frankreich anjetzt an, und treffen mit ihnen die nöthigen Verfügungen. *)

*) Diese Leute wurden jetzt in der Gegend Frankreichs angesetzet, welche noch heut zu Tage, die Provinz Gascogne heisset.

Nach Christi Gebürt 603.

Aus Persien.

Vielleicht nur aus Liebe zum Kriege und aus Eroberungssucht, wie aber vorgegeben wird, alleine nur aus Dankbegierde gegen den Kaiser Mauritius, greift unser König Cosrhoes zu den Waffen, und will den Kaiser Phocas von dem Throne stürzen, von welchem er den Mauritius gestürzet hat.

Rom.

Wir haben hier die große Neuigkeit, von der Entsetzung des Kaisers Mauritius, auch von der Thronbesteigung des Phocas, mit nicht geringer Freude gehöret, und diesem letztern, unter großen Frohlocken, den Huldigungseid geleistet. Wir denken nemlich, daß dieser Herr, da er sofort den Exarchen Romanus, der unser Italien so sehr geplündert hat, nach Constantinopel kommen lassen, und einen andern Exarchen uns wieder zugeschicket hat, sich unsers Italiens mit mehrerem Ernst annehmen dürfte, als Mauritius, und daß wir unter ihm, der Beschwerden nun viel weniger haben werden. *)

*) Die Patriarchen von Rom hatten lange schon, am Hoflager des Kaisers in Constantinopel, ihren Agenten, unter dem, damals üblichen Namen, eines Apocrisiarius, das heißt nach heutigem Rede-Gebrauche, unter dem Namen eines Nuntius gehalten, und durch selbige, immer früh genug erfahren, was in Constantinopel vorgenommen wurde, auch immer guten Gebrauch davon gemacht, und immer den rechten Zeitpunkt ausgeforschet, in welchem sie für sich, und für ihren patriarchalischen Stuhl, etwas nützliches bewürken könnten.

Solche

Solche schöne Gelegenheit zur Wärksamkeit, für das Beste des römischen Stuhles, mag derowegen der jetzige Pabst Gregorius nicht aus den Händen lassen, und drum schickt er, auch an das Hoflager des Phocas, solch einen Nuntius, läßt auch diesem offenbaren Böswichte, seinen apostolischen Gruß und Segen ertheilen, und druckt sich in einem Schreiben an den Kaiser dergestalt aus, daß er unserm Gotte das zuschreibt, was jeder protestantische Ketzer, nur dem Teufel zuzuschreiben pfleget.

Denn das, sagt in diesem Schreiben, der apostolische Mann, das sey ein offenbares Werk Gottes, daß dieser Phocas jetzo Kaiser sey, und die Hand des Herrn, wäre hierbey auf das deutlichste zu sehen! — Er redet sonst auch noch zu diesem Phocas dergestalt, daß wir, wenn wir nicht desselben Thaten sähen, und wenn nicht andere Schriftsteller ihn sehr übel schilderten, von demselben, die besten Begriffe fassen müßten, und das war denn, wie die Protestanten meynen, apostolische Politik, nicht apostolisch Christenthum.

Phocas sollte nemlich, durch Schmeicheley geblendet, von dem apostolischen Stuhl sich leiten lassen; dem Apostel Roms, immer mehr zutrauen, als dem Exarchen in Ravenna; ihm das Uebergewicht über alle kaiserliche Befehlshaber in Italien geben, und ihn dadurch in den Stand setzen, über alles nach Belieben zu verfügen.

Ueberdem aber flehet auch, die Gemahlin des Mauritius in eine Kirche, und der Pabst von Constantinopel, hält auf das Kirchenrecht so sehr, daß er diese Dame durchaus nicht will aus der Kirche nehmen lassen. Dies erbittert also den Phocas gegen diesen Pabst, und weil er, um nicht als ein Ketzer und Kirchenschänder vor dem Volke zu erscheinen, ungern Gewalt gebrauchen will; so muß er den Pabst auf andere Art, auf bessere Gedanken leiten, und das weiß der römische Pabst Gregorius.

Er schmeichelt also dem Kaiser, und macht sich bey demselben beliebt, da jener sich bey ihm gehäßig macht, erhält denn auch die deutlichsten Vorzüge, und den Vorrang vor jenen, den der Kaiser gerne beugen will, und eben hierdurch auch am allerbesten beugen kann.

Aus Spanien.

Ein gewisser Witterich, hat, gegen unsern König Liuva, einen Aufstand erreget, in demselben den König niedergemacht, und nun sich selbst, auf seinen Thron gesetzt.

Constantinopel.

Mit den Persern und ihrem Könige Cosrhoes, sind wir abermal in einem Kriege verwickelt, der für uns, um so mehr gefährlich ist, da auch ein gewisser Narses, ein sehr tapferer General von uns, um den Tod seines Kaisers Mauritius zu rächen, viele unsrer, in Asien liegenden Truppen, auf seine Seite gezogen hat, sich mit dem Cosrhoes verbindet, und gegen uns im Felde stehet.

Nach Christi Geburt 604.

Rom.

Von unserm Kaiser Phocas, können wir uns, wie wir nun wohl sehen, keine sonderliche Hülfe gegen die Longobarden versprechen, da er eines Theils mit den Persern schon, in einem der gefährlichsten Kriege verwickelt ist, und da er auch andern Theils, vor noch andern innern Unruhen, die von den Freunden des ermordeten Kaisers erreget werden könnten, sich außerordentlich zu fürchten scheinet.

Er hat denn wirklich auch, anstatt den Krieg mit den Longobarden hierselbst eifrigst fortzusetzen, bey derselben Fürsten auf einen Waffenstillestand angetragen, und denselben dadurch nun erkauset, daß er die Tochter des gedachten Fürsten, nebst dem Godeschalk, ihrem Gemahle, die beyde den Kaiserlichen in die Hände gefallen waren, wieder freygelassen, und sie den Longobarden zugeschicket hat.

Constantinopel.

In dem Kriege mit den Persern, haben die Waffen unsers Kaisers, das schlechteste Glück, denn schon in zween Schlachten hat der tapfere Narses, die Unsrigen auf das Haupt geschlagen, und mit dem Cosrhoes, allbereits das ganze Mesopotamien verheeret.

Unser Kaiser glaubt denn aber, daß die Schuld von diesen unglücklichen Vorfällen, vornemlich an den Feldherrn, und an derselben Unvorsichtig- auch Ungeschicklichkeit nur liege, wechselt derowegen fleißig mit denselben ab, und hat, da der erste Feldherr, sogleich im ersten Treffen geblieben, also denn seiner Rache, durch den Tod entgangen ist, den andern, der jenem im Commando folgen mußte, nicht nur sofort zurückberufen, sondern ihn auch, da er hieher zurückgekommen ist, in Ketten schlagen, und so, zu unsers Volkes Spott, durch alle Straßen führen lassen.

Rom.

Nachdem uns unser fromme Pabst Gregorius, durch einen natürlichen Tod entrissen worden, so haben wir, einen gewissen Sabinianus zum Pabst erwählet, ihn auch als Pabst schon eingeweihet, da der Kaiser Phocas kein Bedenken gefunden, diese unsere Wahl genehm zu halten.

Uebrigens aber würde unser Italien, jetzt einige Erleichterung spüren, da die Longobarden einen Waffenstillestand, auf einige Monathe bewilliget haben, und jetzt also an allen Orten Fried und Ruhe herrschet.

Es scheinet aber, als hätte Gott sein Wohlgefallen von uns ganz hinweggenommen, seitdem unser fromme Pabst Gregorius *) nicht mehr am Leben ist. Denn sogleich nach seinem Tode, haben die Maul-

würfe

würfe alle unsere Früchte zernichtet, und ist auch eine große Theurung unter uns hier eingerissen, da besonders auch, ein entsetzlich harter Frost, uns unsre Früchte ganz verdorben hat.

*) So deutete man, in der Folge wenigstens, diese Naturbegebenheiten, um das Ansehen eines Pabstes zu erhöhen, der in der That, die Umstände, in denen sich Italien und der kaiserliche Hof befand, so vortrefflich zu nutzen wußte, daß er einen sehr dauerhaften Grund, zur Vermehrung der päbstlichen Gewalt hinbauete, und der eben deswegen auch, den Beynamen des Großen, erhalten hat, der aber in einer Kirchengeschichte, besser als hier, geschildert werden kann.

Paris. *)

*) In diesem Jahre, entstehet wiederum ein Krieg, zwischen dem Clotarius II. dem Könige Neustriens, und zwischen den austrasischen auch burgundischen Fürsten, Theodeberth und Theodorich. Clotarius wird denn auch, so völlig geschlagen, daß wenn die zween Brüder wollen, er ganz und gar verlohren, und sein ganzes Reich ihm abgenommen ist.

Man weiß indessen nicht mit völliger Gewißheit, was es ist, das die Gemüther der zween Brüder, die bisher so einig sind, zum Vortheile des Clotarius, so gar plötzlich trennet. Man weiß es aber, daß nun ein Bruder, den andern, zum Frieden, mit dem Könige von Neustrien nöthiget, und daß sie selbst, die Brüder, sich anfeinden, daß aber Clotarius sein Reich behält.

Von diesem Zeitpunkt an, wird denn auch, die Uneinigkeit dieser Brüder je stärker und stärker. Sie führen bald, sehr blutige Kriege gegen einander, und führen sie, bis daß, im Jahr 612, Theodorich den Theodeberth besieget, ihn gefangen bekommt, auch, nebst seinen zween Prinzen, Clotarius und Meroväus, ermordet, und das austrasische Reich, mit dem burgundischen für sich vereiniget.

Darüber nun, wie dies alles zugegangen sey, und wessen List und Ränke, zu allen diesen Vorfällen gewirket haben, sind die Schriftsteller umständlich genug. Aber der eine behauptet, was der andere bestreitet; der eine giebt der Brunehild, der andere aber andern Personen, alle Schuld, und es ist uns nicht möglich, so weitläuftige Erzählungen, auch Rechtfertigungen der Erzählungen, in diesen unsern Bogen anzuführen, und dadurch, über diese Vorfälle etwas völlig gewisses, unsern Lesern anzugeben.

Wir lassens also, bey dieser bloßen Anzeige bewenden, und unsere Leser wissen hier genug, wenn sie das nur wissen, daß unter den fränkischen Fürsten, zu dieser Zeit, (im Jahr 612,) nur noch zween in dem Leben sind, Theodorich nemlich im Austrasischen und Burgundischen, Clotarius aber im neustrischen Reiche. — Erst unter dem Jahre 613, werden wir dieser Herren wieder zu gedenken haben.

Nach Christi Geburt 605.

Constantinopel.

Der Kaiser hat seine Sache, zum Theil sehr gut, zum Theile aber auch sehr schlecht gemacht. Er hat nemlich, da er die großen Talente des Narses gesehen, nichts in der Welt unangewandt gelassen, um diesen großen General, vor dem sich alle unsere Generäle, fürchten mußten, auf seine Seite zu ziehen, ist wirklich auch dabey, so glücklich gewesen, daß, da er ihm so unabläßig geschmeichelt; ihm die völligste Verzeihung, sein ganzes Vertrauen, und das volle Maaß seiner Gnade zugeschworen gehabt, Narses wirklich auch, die Parthie des Cosrhoes verlassen hat, zu uns nach Constantinopel gekommen ist, und nun, wenn ihm der Kaiser Wort gehalten hätte, für uns, mit dem allerbesten Erfolge, hätte fechten können.

Das aber ist umsonst gewesen, daß wir dies gedacht und auch erwartet haben, denn kaum ist er, der so tapfere Mann, in unsrer Stadt hier angelanget, so hat ihn auch der Kaiser greifen, in Ketten schlagen, und auch sofort lebendig verbrennen lassen.

Aus Persien.

Noch bis jetzt hat unser König Cosrhoes, die ansehnlichsten Vortheile über die Kaiserlichen, erhalten, und sich und auch sein Heer, durch große Beute bereichert. Obschon denn auch der kaiserliche General Narses, seinen, mit dem Könige eingegangenen Verbindungen zuwider, unsere Parthie verlassen hat, und wieder zu den Kaiserlichen übergegangen ist, so wird doch dieses, uns so sonderlich nicht schaden, da derselbe, von seinem barbarischen Herrn nun hingerichtet ist, und also wider uns nicht dienen kann. *)

*) In Persien, sagt die Geschichte, war Narses, als ein guter Krieger, in dem Grade berühmt, und durch seine Thaten, allem Volk daselbst, so furchtbar geworden, daß man unter diesem Volke, wenn man z. E. die Kinder schrecken und in Furcht erhalten wollte, zu ihnen sagte: — „Still, Narses kommt!“ — Die Perser mußten also sich fürchten, wenn Narses wider sie zu Felde zog, und konnten frohen Muthes seyn, sobald sie höreten, daß er getödtet wäre. Phocas aber war, nicht nur ein Meineydiger, da er diesen Feldherrn so verbrennen ließ, sondern er war auch der größte Narr, da er sich dieses Generals beraubete, dessen Namen allbereits, die Perser jagen konnte. — Seine eigene Unterthanen mußten ihn nun hassen, und die Folge wird es lehren, wie verderblich dieser Haß ihm wurde, besonders da derselbe immersort noch neue Nahrung bekam.

Nach

Nach Christi Geburt 606.

Rom.

Auf Unterstützung, von Constantinopel aus, darf unser Italien gewiß nicht rechnen, da jetzt an dem kaiserlichen Hofe, so wenig Muth und Nachdruck ist, daß der Kaiser, um nur vor den Longobarden Ruhe zu haben, den zu Ende laufenden Waffenstillestand, nicht nur gerne, auf noch ein Jahr verlängert, sondern sogar mit vielem Gelde, von dem Könige Agilulph erkaufet hat.

Constantinopel.

Gegen die Perser gehen unsere Sachen immer noch aufs schlechteste, und so, daß sie bereits in Syrien eindringen, und dies so schöne Land verwüsten können.

Nach Christi Geburt 607.

Rom.

Da der letzte einjährige Waffenstillestand zu Ende gegangen; so hat der König der Longobarden, die Kriegs-Unternehmungen wieder angehn lassen, auch einige Plätze den Kaiserlichen wieder abgenommen.

Constantinopel.

Das ganze Syrien und Palästina, ist von den Persern verheeret, und unsere Armee, die ihnen wehren sollen, ist von denselben, abermalen auf das Haupt geschlagen. Natürlich wächst also der Unwille unsres Volkes, über unsern Kaiser, und da ers nun wohl siehet, daß er fast keinen wahren Freund hier hat; so will er sich den Priscus nun zum Freunde machen, der mit den Vornehmsten des Reiches, in Verwandschaft stehet, und der nunmehr die Tochter des Kaisers, zur Gemahlin haben soll.

Rom.

Mit den Longobarden ist ein abermaliger Waffenstillestand geschlossen, der drey Jahre dauern soll, und den der König Agilulph, vermuthlich darum wohl bewilliget hat, damit seine Longobarden sich destomehr erholen, und damit auch unser Italien, in etwas wenigstens, der Ruhe genieße.

Nach

Nach Christi Geburt 608.

Constantinopel.

Seit der Vermählung des Priscus, mit Domitien, der kaiserlichen Prinzeßin, flesset hier, und auch an andern Orten unsers Reiches, das Blut der Angesehensten, indem der Kaiser nun voll Argwohn ist, Verschwörungen wider sein Leben entdeckt zu haben glaubet, auch wirklich wohl entdecket haben mag.

Es seyn indessen immerhin sehr viele, die ihm nach seiner Krone, und auch nach dem Leben trachten, so trachten doch gewiß nicht alle die darnach, die er jetzt foltern und auch tödten läßt, und so würde sogar auch Priscus, sein Schwiegersohn, aus bloßem Verdachte schon getödtet seyn, wenn wir nicht allesamt für ihn gebethen, und ihm sein Leben noch erhalten hätten.

*) Da der Kaiser, um die Liebe des Volkes zu gewinnen, Lustspiele giebt, und die, besonders zur Zeit des Beylagers seiner Tochter, außerordentlich prächtig seyn läßt, da setzen die Oberaufseher über die Lustspiele, die er giebt, die Bildnisse des Priscus, und seiner Gemahlin Domitia, in den Circus hin, damit alles daselbst, desto herrlicher und festlicher erscheine. Als denn aber das Volk diese Bildnisse siehet; so ruft es, taumelnd vor Freuden, allerley Gutes und Rühmliches, für diesen Priscus und auch für Domitien aus; beehret zugleich aber Beyde, mit denen Namen Augustus und Augusta, welche nur der Kaiser nebst der Kaiserin zu führen pflegen, und bringt dadurch den Kaiser auf die Gedanken, daß die Aufseher, ja daß auch Priscus selbst, ihm nach der Krone trachten.

Ohne Umstände richtet er also die Aufseher hin; will auch den Priscus hingerichtet wissen, und läßt zwar, weil alles Volk sehr laut darwider ist, diesen Priscus noch am Leben; sieht aber, daß nun, da er einen solchen Verdacht so leichte fassen kann, sich viele an ihn wenden, und ihm sagen: — „auch der, und der, habe sich wider ihn verschworen!“ glaubt auch diesen die zu ihm dies sagen, und richtet desto mehrere Männer hin, je leichter er der jedesmaligen Angabe glaubet, und je häufiger, auch je dreister nun die Angeber bey ihm werden.

Rom.

Da unser Pabst Sabinian, und nach ihm, Bonifacius III. nach nur sehr kurzen Regierungen der Kirche, gestorben sind, der Kaiser aber, dem Bonifacius IV. den wir nun zum Pabst erkohren haben, in dieser Würde schon bestätiget hat; so macht derselbe seine kirchliche Regierung, vornemlich dadurch nun berühmt, daß er den Götzentempel, welchen zur Zeit des Kaisers Augustus, der berühmte Agrippa hier in Rom aufbauete, und der, weil er allen Göttern gewidmet war,

war, das Pantheon, genennet wurde,) nun endlich auch zur christlichen Kirche weihet. *)

*) Dieses Pantheon, ist noch jetzt, zu dieser unsrer Zeit, in Rom zu sehen, und seiner seltnen auch vortreflichen Bauart wegen, sehr berühmt. Es heisset jetzt, la Rotonda, und ist der Jungfrau Maria, nebst allen Märtyrern und Heiligen geweihet, wie es ehedem, allen vergötterten Helden und allen vergötterten Wohlthätern, der Menschen aus dem Alterthum, geweihet war.

Zum Erstaunen aber iſte, daß, nach so vielen strengen Gesetzen gegen den Götzendienst, auch nach so vielen Plünderungen der Stadt Roms, noch immerfort ein geschmückter Götzentempel daselbst ist, der jetzt allererst, durch diesen Pabst Bonifacius, von seinen Götzenbildern gereiniget, und zur christlichen Kirche eingeweihet werden muß.

Eine wahre und eine allgemeine Bekehrung der Römer zum Christenthum, läßt sich also, wie uns dünkt, mit solchem Tempel schwerlich reimen, und es müssen derowegen, da die strengsten Gesetze wider das Heidenthum, so oft gegeben waren, außerordentlich viele Römer immer noch, so hartnäckig sich zum Heidenthum bekennet haben, daß es die Politik erfordert hat, diesen Tempel in Ruhe zu lassen. —

Unsre Leser müssens indessen wissen, daß man auch noch an andern Orten Italiens, (und auch noch in diesem siebenten Jahrhunderte nach Christi Geburt,) Götzendiener fand, und Götzentempel; daß in Gallien, und selbst in Italien, nicht wenige Menschen, Christen, aber zugleich auch Götzendiener waren, und daß sich diese, unbegreiflich scheinende historische Wahrheit, wie uns dies dünkt, am füglichsten auf nachfolgende Art, begreiflich machen lässet.

Die Macht der Könige und der Fürsten, ihr Ansehen und ihre Gesetze, machtens, daß sich die Unterthanen, auch ohne Erkenntniß und Ueberzeugung von der Wahrheit der christlichen Lehre, taufen liessen, und daß sie sich äußerlich zum Christenthume hielten, ohnerachtet sie, mit ihren Herzen, immer noch an denen Götzen hingen, und dieselben, wenn der Fürst strenge war, nur insgeheim, wenn er aber selbst ein Heuchler war, ganz öffentlich verehreten.

Und wenn denn die rechtgläubige Geistlichkeit, Mirakul über Mirakul erdichtete, und es predigte, daß der morsche Knochen dieses Märtyrers hier, und jener morsche Knochen, jenes Märtyrers dort, so, und so vieles ausgerichtet hätte; — daß man kräftiger bey dem Grabe eines Heiligen, als an andern Orten bete; — daß ein Stücklein Holz von Christus Creuze; — daß ein Lappen von Mariens Kleide, u. s. w. dies und jenes große Wunderwerk verrichten könne: — so dünkt uns, waren nicht die Heiden Narren, die nun, auch von den Götzenbildern Kraft erwarteten, und zu denen ihr Gebet und Flehen richteten, sondern es waren die Christen Narren, die jene Fratzen lehren und auch glauben konnten, die diese Fratzen aber gar nicht glauben wollten, und doch die Möglichkeit derselben, so nachdrücklich predigten, auch die Gefangennehmung der Vernunft in Glaubenssachen forderten.

Bey solchen Lehren konnte nemlich, der, sich zum Christenthum bekennende Heide, die alten Götzenbilder, die größtentheils nur Bilder von den verdienstvollen Männern des Alterthumes waren, eben so sorgfältig aufbewahren, als die Christen, die Bilder ihrer Heiligen und ihrer Märtyrer aufzubewahren pflegten. Sie konnten zu

ihnen beten, und ihnen ihren Weyrauch streuen, mit eben dem Rechte, mit welchem der Christ, den Märtyrern Gebet und Weyrauch brachte, und sollten sie den Verdiensten und den Wunderkräften der christlichen Märtyrer trauen, so konnt mans ihnen eben nicht verargen, wenn sie auch zu den Verdiensten und zu den Wunderkräften ihrer vergötterten Helden, ein Vertrauen hatten.

„Gott, das höchste Wesen, liebt, belohnt und ehret die Guten.“ — Dieser Gedanke, lag beym Christen, wie beym Heiden zum Grunde, so oft als jener die Märtyrer, dieser aber die vergötterten Helden ehrete. Und wenn Christ und Heide, von Märtyrern und Helden, Gutes für sich hofften und erstrebten, so dachte der Heide sich eben das, was sich der Christ gedachte. Das nemlich, daß Gott, noch mehr thun könne, als wir bitten und verstehen, und daß man glauben, nicht aber grübeln müsse. Am sichersten, nicht aber am albernsten handelte derowegen, (so lange noch das innre herrliche Wesen der Religion Jesu, nicht gepredigt wurde,) der Mensch, der Heide und Christ zugleich seyn konnte, und darum finden wirs denn auch, daß Menschen, die in diesem Augenblicke vor dem Creuze Christi auf den Knien lagen, in dem folgenden Augenblicke, vor einem, den Götzen geheiligten Bilde, Altare oder Baume, auf die Knie fielen, und daß, auch noch in diesem Jahrhunderte, und mitten in christlichen Landen, das Bild einer Schlange z. E. eben so andächtiglich verehret wurde, als Millionen Christen, das Holz vom heiligen Creuze; das Schweißtuch Jesu; die Pantoffeln Mariens; den Flachs, von dem sie ehedem gesponnen haben soll, und tausend andere Dinge, auch noch zu unser Zeit, zu verehren pflegen.

Nach Christi Geburt 609.

Constantinopel.

Das ganze Asien haben die Perser überschwemmt, und bis nach Chalcedon, das uns so nahe liegt, können sie bereits ihre Plünderungen und Verheerungen verbreiten. Denn alle Armeen, die wir ihnen entgegenstellen, werden von ihnen auf das Haupt geschlagen, und da wir nun, von einem neuen Feldzuge, den unser General Bonosus, mit einem sehr gestärkten Heere, gegen diese Perser machen sollte, uns außerordentlich viel gutes versprechen, da sehen wir, daß auch diese Erwartung schon vereitelt ist, und müssen nun fast trostlos seyn.

Denn in Antiochia haben sich die Juden gegen die Christen zusammengerottet, und eine große Menge derselben grausamlich ermordet. Sie könnten also leicht genug, auch in andern Städten und Gegenden, ihre Glaubensgenossen dahin bringen, daß sie gegen

gen die Christen, in eine gleiche Wuth gerathen, und unser Bonosus muß dieserwegen nach Antiochia hingehen, und diesen Aufruhr allererst dort dämpfen, eh er sich gegen die Perser wenden kann.

Ein anderes eben daher.

Der Aufruhr der Juden in Antiochia, ist von unserm Bonosus, aufs glücklichste gedämpfet, wie aber unser Kaiser den Aufruhr dämpfen wird, den unsere Bürger wider ihn erreget haben, und der tief, in fast aller Unterthanen Gemüthern eingepräget ist, das wissen wir noch nicht.

Durch seine Trunkenheit, noch mehr aber durch seine allzugroße Anhänglichkeit an die grüne Parthie auf der Rennbahne, *) reitzt er nemlich, bey einem Lustspiele, unsere Bürger dergestalt zum Zorne, daß sie mitten in demselben, das Spiel durch ihr Geschrey unterbrechen, und ihm laut entgegen schreyen: — „Er habe sich besoffen!“ ihm, auch andere Schmähworte, unters Auge sagen, und ihn dadurch so sehr entrüsten, daß er seine Wache zutreten, viele auf der Stelle niederhauen, andere aber ergreifen, sie zum Meere führen, und darin ersäufen läßt.

Eben hierdurch ist nun aber, solch ein Widerwille, und solch eine Wuth wider diesen Herrn, in dem Volk erzeuget, daß es, nicht nur den Pallast desselben, und auch das öffentliche Gefängniß in Brand gestecket hat, sondern auch im rechten Ernst es wünschet, daß sich doch eine Gelegenheit wo finde, um diesen Herrn zu stürzen, und daß es ihm recht schmerzlich ist, da eine, wider das Leben desselben, allbereits sehr weit gediehene Verschwörung, eben jetzt entdecket und vereitelt worden, die Männer aber, die sie angezettelt gehabt, eingezogen und schon hingerichtet sind.

*) Um solcher Eitelkeiten willen, ob der grün- oder ob der blaugekleidete Kutscher, besser fahre, verwünscht das angeblich christliche Volk der Residenz, das doch das erleuchtetste im Reich seyn sollte, den Kaiser, den es, da er seinen Herrn und dessen Kinder ermordet, so laut zujauchzen kann: — ist dies wohl Christenthum? Ist hier nun wohl das Licht zu sehen, das dieses Christenthum verbreitet haben soll, und wirklich auch, verbreiten kann, wenn desselben wahrer Geist, nicht aber Fratzen an dessen Statt gelehret und geprediget werden?

Wir sind, Gott weiß es, nicht Feinde, der heilsamen Lehre Jesu, sondern Verehrer derselben. Wir sehen aber, in der Geschichte, durch Jahrhunderte hindurch, seine sonderliche Wirkungen, dieses uns ehrwürdigen Wesens. Wir wünschten also, diese so sehr mögliche und auch so herrliche Wirkungen, wenigstens in diesem unserm achtzehnten Jahrhunderte, deutlicher und allgemeiner zu sehen, als man sie bisher gesehen hat, und wir entdecken derowegen offenherzig, mit dem beruhigenden Bewußtseyn, der heiligsten und Gotte gefälligsten Absichten, was wir, als Hindernisse des wahren und thätigen Christenthumes, in der Geschichte zu sehen vermeynen, und wir sagen: — daß das Christenthum die Welt nicht bessert, das rührt vornemlich daher, daß man auf unbegreifliche Glaubenssätze, so gewaltiglich gedrungen hat, auch noch jetzt drauf dringet, und Alberneheiten,

heiten, neben dem eigentlichen Geiſte des Chriſtenthumes predigt.

Nimmt nemlich der Geiſt des Menſchen, eine unbegreifliche Sache in der Religion erſt an, und gewöhnt man ihn, daß er ſich zwinget, Dinge zu glauben, denen ſein Geiſt nicht freyen Beyfall giebt: ſo iſt es der Natur gemäß, ſo lebt der Menſch gar bald in wüſten Gedanken; ſo hält er gar bald, unzählige und auch praktiſche Albernheiten, eben ſo, wie die erſte theoretiſche, die er glauben ſoll und glauben muß, für wahr, und ſo leidet er in ſeinen Thaten, eben ſo leicht den Widerſpruch ſeines Gewiſſens, als er in Glaubensſachen, den Widerſpruch ſeines Verſtandes zu leiden gewöhnet iſt.

Aber bringt man dem Menſchenverſtande nie was auf; fordert man: er ſolle ſchlechterdings nichts ehe als Wahrheit annehmen; wenigſtens, nie ehe auf eine Wahrheit ſich gründen, ehe er ſie nicht als Wahrheit erkennet: ſo gewöhnt man ſeinen Geiſt, daß er überall nach Licht begierig iſt, und daß er, wo ſein Gewiſſen, ihm, bey beſchloſſenen Thaten widerſpricht, eben ſo gewiß Halte macht, als bey Sätzen, denen ſein Verſtand zu widerſprechen ſcheinet; daß er dann eben ſo einſtimmig mit ſeinem Gewiſſen handelt und thätig wird, als er einſtimmig mit ſeinem Verſtande in ſeinem Glauben iſt, und daß er dann auch ganz gewiß, wenn ſein Verſtand, wie das ſehr möglich iſt, die Moral Jeſu erkennet, nach dieſer Moral auch lebet.

Wir können, um die Geſchichte nützlich zu machen, mit gutem Rechte, alles obige hier ſagen; wir können uns aber, in noch umſtändlichere Entwickelungen dieſer Sache, hier nicht einlaſſen. Wir ſagen alſo nur noch dies, daß, da die Chriſten immerfort behaupten: — „das Chriſtenthum habe die Welt erleuchtet“ — dieſe Behauptung aber, nach der Geſchichte, ſo ſehr wenigſtens nicht Wahrheit iſt, als ſie, nach der eigentlichen Natur des Chriſtenthums, Wahrheit ſeyn könnte: die Verehrer des Chriſtenthums verpflichtet ſeyn, dieſer Sache näher nachzudenken; es zu prüfen, ob nicht gerade das, daß man den Verſtand des Menſchen zwinget, die Gewiſſen derſelben finſter und unſicher macht, die Menſchen aber zu ſündlichen Thaten leitet, und ob alſo nicht endlich einmal die Zeit da ſey, mit Beyſeitſetzung aller Fratzen, die man noch hie und da die Menſchen lehret, die reine Lehre Jeſu Chriſti vorzutragen.

Durch Jahrhunderte hindurch, haben augenſcheinlich, weder theoretiſche Glaubensformeln, noch auch ſinnlicher Gottesdienſt, ſo ſehr man auch auf beydes gedrungen hat, die Welt gebeſſert. Soll alſo die Geſchichte uns durchaus nicht klüger machen? — Soll man aus den Früchten, auf den Baum durchaus nicht ſchlieſſen? — Widerſpruch im Verſtande, wirkt Widerſpruch im Gewiſſen; und wer jenen leidet, der leidet auch dieſen: — das iſt begreiflich, ja natürlich nothwendig. — Alſo, um Gottes und der Menſchen willen, nicht religiöſe Sätze gelehret, und dem Verſtande aufgedrungen, dem ſie noch widerſprechend ſcheinen! Denn thut man dies, ſo treibt man auch zu Thaten, die dem Gewiſſen widerſprechen, zur Untugend alſo, und zu allem was der Lehre Jeſu zuwider iſt.

Nach

Nach Christi Geburt 610.

Constantinopel.

Wären wir nicht von den Persern sehr gedränget, und eroberten die jetzt nicht, die eine der beträchtlichsten Festungen nach der andern; so würden wir der Freuden jetzt recht viel geniessen. Denn Phocas, unser Kaiser, ist gestürzt, auch hingerichtet, Heraclius aber, der Sohn des kaiserlichen Stadthalters Heraclius in Afrika, ist jetzo unser Kaiser, scheint auch mit so vieler Klugheit begabet, so geschäftig, so tapfer und so gütig zu seyn, daß wir uns von ihm angenehmend viel versprechen.

Ihm haben wirs denn auch vornemlich nun zu danken; daß der Tyrann jetzt nicht mehr ist, und neben ihm, hat unser Priscus die gröſsesten Verdienste um uns, indem auch er, den Tyrannen gestürzet, oder wenigstens, seinen Fall nicht nur nicht gehindert, sondern nach Möglichkeit befördert hat.

Denn er, dieser Priscus, hat es lange schon gewuſst, daß der Stadthalter Heraclius in Afrika, auf den Untergang des Tyrannen gedenke, hätt es also, diesem Tyrannen, seinem Schwiegervater melden, und ihn dadurch noch retten können. Aber, vor deſs selben grausamen auch argwöhnischen Gemüthe, seines eigenen Lebens wegen nicht gesichert, auch voll Abscheues gegen das lastervolle Leben dieses Kaisers, verschweigt er demselben, was er weiß; merkt aber auf die allgemeine Unzufriedenheit der Hohen und der Niedrigen, mit dem bisherigen Regimente, und schreibt dem Stadthalter, daß er mit seiner Empörung eilen, und sich dabey, auf die Zustimmung alles Volks verlassen solle.

Der Stadthalter eilet derowegen, so sehr er kann; giebt seinem Sohne eine mächtige Flotte; läßt den, hieher nach Constantinopel segeln; die kaiserliche, in unserm Hafen liegende Flotte, schlagen; und dann an dieſs unsere Stadt anrücken, in welcher augenblicklich alles Volk, die Parthie des unwürdigen Kaisers verläſset, und den jungen Held, mit offenem Arm empfähet.

Da bleibt alſo, dem so verlassenen Fürsten, keine weitere Zuflucht als sein festes Schloß, aber da verfolgt ihn alsobald Photinus, deſsen Frau er ehedem geschändet hat, erbricht auch bald die Thore dieses Schlosses, ergreift den abscheuwürdigen Fürsten, und schleppet ihn vor unsern Erretter Heraclius, der denn sogleich, ihm dergestalten lohnet, als ſseine übele Thaten es nur allzusehr verdienen.

Denn zuerſt hauet er ihm seine Hände, dann die Füße, hierauf aber die Arme, endlich auch die Schaam, und zuletzt den Kopf vom Leibe; läßt dann sein Haupt, auf einer Stange gesteckt, zum Spott, durch alle unsere Gaſſen tragen, und zuletzt den Leichnam selbſt, auf unserm Markt verbrennen.

Aus Spanien.

Witterich, unser König, ist bey seiner Tafel erstochen worden, und da beherrscht uns nun ein gewisser Gundemar, der es sich zur Sorge macht, die Kaiserlichen, die noch seit den Zeiten des Athanagilds, einen festen Fuß in unserm Lande haben, sich auch immer weiter und weiter auszubreiten suchen, einzuschränken.

Nach Christi Geburt 611—621.

Im persischen Reiche fährt der König Cosrhoes fort, in das Gebieth des Kaisers einzufallen, erobert zwar verschiedene feste Städte, erobert sie aber nicht, um sie zu behalten, sondern vornemlich nur, um sie zu plündern und zu zerstöhren, und um alsdann, mit Raub und Beute beladen, in seine Länder wiederum zurück zu kehren.

Bey allen diesen Verheerungen aber, die dieser kriegerische Fürst, in fast allen asiatischen Besitzungen des Kaisers, ja sogar auch in Afrika, anrichtet, ist die Eroberung und Plünderung der Stadt Jerusalem, für uns die erheblichste, weil bey dieser Gelegenheit, das Grab Christi, alle dortige christliche Kirchen, und viel andere Alterthümer zerstöhret oder doch beschädiget werden, und weil auch das Kreuz Christi, welches man daselbst zu haben vermeinet, bey dieser Gelegenheit, von den Persern, wie man sagt, hinweggeführet, wie aber glaubwürdiger ist, zernichtet wird.

Und weil denn auch die Juden in Syrien, und in Palästina, überaus zahlreich sind; sie aber, die Christen, die dort sind, von Herzen hassen, und von ihnen wiederum aufs herzlichste gehasset, auch sehr genug gekränket sind: so werden jetzt auch diese Juden rege, da sie die Perser, die der Christen Feinde sind, so mächtig sehen. Sie meynen nemlich, die Zeit sey nun gekommen, in welcher ihnen der Gott ihres Vaters Abraham, alle Gewalt über die Christen geben wolle, um sie für ihren Aberglauben an die Dreyeinigkeit, und auch für die Kränkungen, ihres, von Gott erwählten Volks zu züchtigen, und sie lassens derowegen, an dieser Züchtigung, nun gar nicht fehlen.

Denn, so sehr als es ihnen jetzt nur möglich ist, so sehr nehmen sie nun ihre Gelder zusammen; und kaufen mit denselben, von dem Cosrhoes und desselben Heere, die Christen auf sich, die dieses Heer gefangen mit sich führet; halten nun diese Christen, als ihre Sclaven; verkaufen sie nun zum Theile, mit Wucher wieder; hauen aber auch, wie man dies wenigstens versichern will, an

90000 Tausend derselben, ohn alles Erbarmen nieder.

Im morgenländischen Reiche, sitzt zwar noch der Kaiser Heraclius auf dem Throne, man weiß es aber nicht, was es eigentlich ist, warum er den Persern, nicht mit gröſserm Ernst entgegen gehet, und alle seine Staaten dergestalt verwüsten läßt. Das weiß man indessen, daß er anfangs sehr um Frieden bittet, und sich auch, um den Frieden zu erhalten, zu einem jährlichen Tribut erbiethet; daß aber Cosrhoes, von einem Frieden gar nichts hören will, und sogar im Jahr 618, dem abermals um Frieden bittenden Kaiser sagen läßt: — „Er wolle mit ihm, so lange kriegen, so lange noch er, und seine Unterthanen, an einen Gott, der am Kreuz gestorben wäre, glauben, und nicht die persische Religion annehmen würden!“

Man weiß denn ferner auch, daß eben dieser Antwort wegen, der Kaiser, alle Hofnung zum Frieden aufgegeben, und sich, besonders im Jahr 618, zum Kriege mit den Persern aus aller Kraft gerüstet hat; daß aber, indem er dieses thut, einige Schaaren tatarischer, das ist, avarischer Völker, ihm so viel zu schaffen machen, daß er, nicht gegen die Perser, sondern gegen diese Völker, bis zum Jahre 621, fechten muß, und erst im Jahr 622, in eigener Person, gegen die Perser gehen kann.

Wie er denn aber, von den Longobarden in Italien, mit jährlichen Geldsummen, den Frieden erkauft; so muß er denselben, auch von den Avaren, mit groſsen Summen erkaufen, und hat also nicht Geld genug um ein so groſses Heer, als er gegen die Perser gebraucht, auf die Beine zu bringen und zu erhalten. Er muß sich derowegen an die Patriarchen, an die Bischöfe, und an die Priester wenden, und thut dies auch mit so gutem Erfolge, daß ihm dieselben wirklich nun, sehr viel goldene und silberne Kirchengefäße liefern, daß er also Münzen prägen, und seine zahlreiche Truppen, wie es nöthig ist, besolden kann.

In Italien, bewilligen die Longobarden, erst unter ihrem Könige Agilulph, und nachdem dieser, im Jahr 615 stirbt, unter der Theodelinde, die im Namen ihres Sohnes Adoaldus, das Scepter führet, dem Kaiser, Jahr vor Jahr, gegen einen ansehnlichen Tribut, einen Waffenstillestand, und nutzen also der guten Gelegenheit, das ganze Italien zu erobern, im mindesten nicht.

Es entstehet auch in Neapel, im Jahr 617, und in Ravenna, im Jahr 619, eine Empörung wider die Kaiserlichen, die noch in beyden Städten sind; den Longobarden ists dabey auch leicht, diese zwo wichtigen Städte an sich zu reiſsen, aber sie thun dies nicht; und frägt man hier, warum? so kann man darauf nichts zur Antwort geben, weil die Geschichte keinen Grund von diesen allem aufbehalten hat.

Obschon aber die Avaren in Pannonien, wie wir schon sonst erzählet haben, mit den Longobarden in Freundschaft leben; so fallen dennoch, man weiß wieder nicht, durch welche Veranlassung? diese Avaren, in Italien

lien ein; fechten daſelbſt mit den Longobarden; handeln überall, als Mordbrenner und als Räuber; ziehen ſich jedoch bald, aus ebenfalls unbekannten Gründen, wieder zurück; tödten aber, an 70000 gefangene Italiäner, und ſchleppen derſelben Weiber und Kinder, in die Sclaverey mit fort.

Unter dieſen Gefangenen ſind denn aber, beſonders auch zwo Töchter eines Herzoges der Longobarden, und dieſe guten Kinder fürchten, daß ihre Schönheit die Barbaren reizen dürfte, ſie zu entehren. Sie ſehn dies aber, wie es denn auch iſt, als das gröſſeſte Unglück an, das ihnen nur begegnen kann, und fallen, (wenn es wahr iſt, was die Geſchichte hier erzählt,) auf ein ſehr ſonderbares Mittel, um ihre Ehre und ihre Jungfrauſchaft ſich zu erhalten.

Sie ſtecken nemlich, ein Stücklein faulen und ſchon ſtinkenden Fleiſches, in ihren Buſen, und entfernen alſo, durch den häſſlichen Geruch des Aaſes, alle die von ſich, die ſich ihnen nähern wollen; bringen dieſelben auch auf die Gedanken, als röchen ſie natürlich ſchon ſo übel, und erhalten hierdurch, ſo läſtig auch ein ſolcher ſteter Geſtank ihnen ſelbſt nun iſt, ihre Jungfrauſchaft, bis daß ihre Brüder, die den Feinden entronnen ſind, ſie aus der Sclaverey, durch Geld befreyen können.

In Gallien, herrſchen, nachdem Theodeberth im Jahr 612, ermordet iſt, Theodorich und Clotarius II. ganz alleine. Theodebertus will indeſſen, den Clotarius, durchaus nicht neben ſich als König ſehen, rüſtet ſich alſo, zum Kriege mit demſelben, ſtirbt jedoch im Jahr 613, da der Krieg ſchon angefangen iſt, aufs plötzlichſte.

Es lebt alſo, im Jahr 613, von allen fränkiſchen Königen allein nur noch Clotarius, und dieſer Herr iſt jung; hat ſeine Heere beyſammen; hat Muth; iſt voller Liſt, und dürſtet nach Eroberungen. Er erkauft alſo die Großen und Mächtigen des auſtraſiſchen Reichs zu ſeinen Freunden; rückt in das auſtraſiſche Gebieth hinein; läßt ſich, theils durch Gewalt, theils durch Güte, als dem Herren und Könige von Auſtraſien, die Huldigung leiſten, und eilet, um auch im burgundiſchen Reiche, dieſe Huldigung zu bewürken.

In dieſem Reiche iſt indeſſen die alte Königin Brunehild, auch jetzo noch am Leben, und dieſelbe hat, vier Söhne des Theodorichs von Burgund bey ſich. Sie will denn auch, daß der älteſte dieſer Söhne, ſeinem Vater im burgundiſchen und auſtraſiſchen Reiche folge, und beſchwert ſich alſo, bey dem Clotarius, wie bey den Ständen und Unterthanen der gedachten zween Reiche, über die Einfälle des Clotarius, in das auſtraſiſche Gebieth.

Sie iſt aber, ſo lange ſie ehedem, im Namen ihres Sohnes, das Scepter geführet hat, zu herrſchſüchtig geweſen, als daß ſie eine ſonderliche Liebe bey den Unterthanen finden könnte, und die Großen des Reiches, wünſchens nicht, daß ſie noch einmal das Scepter führe. Faſt überall neigen ſich derowegen, die Auſtraſier und Burgundier, auf die Seite des Clotarius, und beſonders ſind die Miniſter, denen ſie ſich, zur Beförderung ihrer Abſichten unter den Unterthanen, bedienet, ihre Verräther.

Sie

Sie siehts also, es ist kein anderes Mittel, um für sich, und für ihre Enkel etwas auszurichten, als das Schwerdt, und da behält sie die Truppen zusammen, die ihr Sohn vor seinem Tode allbereits zusammen gezogen hat; schickt sie dem Clotarius, der nun ebenfalls gegen sie zum Schwerdte greift, entgegen, und schlägt sich mit ihm im Felde.

Kaum schlägt sie sich aber dergestalt mit ihm, als auch ihre eigene treulose Generale sie verlassen, und endlich auch Warnachar, der vornehmste von ihnen, auf den sie sich am mehresten verlassen hat, sogar die drey Prinzen des Theodorichs nimmt, und sie dem Clotarius in die Hände liefert.

Dieser Barbar läßt denn auch, zween von diesen noch ganz kleinen Prinzen, auf der Stelle ermorden, und nur einen von ihnen, weil derselbe sein Pathe ist, am Leben; will zwar, wie er vorgiebt, diesen seinen Pathen, erziehen, erzieht ihn aber so, daß man in der Folge nichts von ihm höret; daß man also gar nicht weiß, wo er geblieben ist, und daß mithin die ganze Nachkommenschaft des Theodorichs ein Ende nimmt, da man auch vom vierten Sohn desselben, es nicht weiß, wo er geblieben ist, und welches Schicksal er gehabt.

Damit aber nicht zufrieden, daß jene Prinzen des Theodorichs solch ein Schicksal haben, verfolgt nun auch Clotarius die Brunehild, und hat das grausame Glück, daß einer ihrer vornehmsten Bedienten ihr Verräther wird, sie fesselt, und in seine Hände liefert, so, daß er mit ihr nun machen kann, was seinem, gegen sie, erbitterten Herzen, immer nur gelüstet.

Er läßet sie denn auch, auf eine, gewißlich nicht von Christi Geiste zeugende Art, drey ganzer Tage lang, gewaltig martern; setzt sie hernach auf ein Cameel, und führet sie, durch die Glieder seiner Armee, zur Schau und zum Spott hindurch; bindet sie hiernächst aber, mit ihren Haaren, mit ihrer einen Hand, und mit ihrem einem Fuße, an dem Schwanze eines recht wilden Pferdes feste an, und läßet sie von diesem Pferde zu tode geschlagen und geschleifet werden; verbrennt denn endlich auch die zerschmetterten Glieder derselben, gerad als wenn ein grausamer Tod, für seine Wuth, noch nicht genugsam wäre.

Hat denn auch der Barbar, durch die Untreue der Großen des austrasischen und burgundischen Reiches, so sehr anjetzt gesieget, und das ganze Gallien, auch Austrasien für sich erobert, so haben ihn doch die Großen des austrasischen, wie des neustrischen Reiches, besonders aber Warnachar, auch ein gewisser Rado, hier geholfen, und so haben sich diese Verräther, es bey ihm schon ausbedungen, daß er sie zu seinen Stadthaltern machen muß.

Unter dem Namen der Majorn Domus, *) werden also diese zween Männer, im austrasischen und burgundischen Reiche, vom Clotarius als Stadthalter angesetzet, sie aber, die sie es genugsam wissen, wie sehr sich der König Clotarius vor ihnen zu fürchten hat, und wie leicht es ihnen, vermöge ihres Anhangs ist, Empörungen gegen den König zu stiften, richten nun fast alles nach ihrem Belieben ein; fordern bald dies,

bald das, vom Könige, erhalten auch alles was sie fordern, und schwächen also nicht nur für sich die königliche Macht, sondern geben auch durch dies ihr Beyspiel, den nachfolgenden Stadthaltern oder Majoren Domus, die stärkste Anleitung, gegen ihre Könige eben so willkührlich zu handeln, und die Würde eines Major Domus, endlich dergestalten zu erheben, und wichtig zu machen, daß, wie die Folge lehren wird, durch sie, die erheblichsten Dinge geschehen.

Greifen indessen die gedachten Stadthalter jetzt so zu, und sägt sich der König nun in ihr Verlangen; so greifen auch die Bischöfe Galliens, oder Frankreichs, ebenfalls jetzt zu; mischen sich nun ebenfalls in die gesetzgebende Macht, und finden den König auch bereit, sie zu den allgemeinen Landtagen zu berufen, auch ihnen fast alles zu bewilligen, was sie auch immer nur begehen. — Z. E. daß forthin nicht mehr der König, sondern daß die Geistlichkeit die Bischöfe ernennen, — daß forthin weder der König, noch ein weltliches königliches Gericht, über die Geistlichen, und deren Verbrechen erkennen solle, u. s. w.

Die Majorn Domus also, und auch die Clerisey, verringern jetzt die königliche Gewalt, und da diese dies erst thun, da greifen auch die übrigen Vasallen, so oft sie ihre Landtäge halten, mehr und mehr um sich; fordern ebenfalls, bald dies, bald das, als Recht für sich, und nöthigen den König, zur Genehmigung ihrer Beschlüsse, so, daß er zwar mehrere Länder jetzt besitzet, aber in denselben ungleich weniger herrschen kann.

In Spanien und in Portugal, stirbt im Jahr 612 der König Gundemar, und da kommt nach ihm, ein gewisser Sisebut auf den Thron, der, im Jahr 615, das Gesetz giebet, daß binnen Jahresfrist, alle Juden, Christen werden, oder aber hundert Geisselschläge empfahen, aller ihrer Haab und Güter beraubet, und aus Spanien und Portugal herausgejaget werden sollen. Es lassen sich also an 15000 Juden taufen, ungleich mehrere aber fliehn aus Spanien, und der König bereichert nun, durch ihre Haab und Güter, sich selbst, und seine Geistlichkeit. *)

Ihm folgt denn aber, da er im Jahr 620, wie es scheint, am Gifte, stirbt, sein Sohn Reccared II. der aber nur einige Monathe regiert, und einen gewissen Suinthila, zum Nachfolger auf dem Throne hat, welcher gleich beym Antritt seiner Regierung die Kaiserlichen, die noch in Spanien sind, angreifet auch überwältiget, und Spanien also, dem Kaiser ganz entreißt.

*) Die Könige der Franken hatten, in den erstern Zeiten unterschiedene Landgüter, auf denen sie die Wirthschaft trieben, und von deren Bewirthschaffung, sie, nebst ihrer Familie, eben so zu leben pflegten, als noch heut zu Tage, ein großer Theil des Adels Güter hat, und von der Wirthschaft lebet. Da sie indessen mit der Zeit, immer mehrere Güter an sich brachten, so wurde ihnen ein Oberaufseher, über alle diese Güter, unentbehrlich, und solchen Oberaufseher, der zugleich auch, für alle Bedürfnisse des Hofes und des Hoffaates sorgen mußte, nannte man, den Major Domus, denn er

er war der oberste und wichtigste, unter allen königlichen Hausbedienten.

Je mehr denn aber die Güter der Könige vermehret wurden, desto weitläuftiger, wichtiger, und einträglicher wurde auch dieser Männer Amt und Würde, und desto mehr maßeten sie sichs auch an, über die Einkünfte der Könige zu ordnen, mit denselben sich Freunde und Anhänger zu machen, und dann durch ihren großen Anhang, sich unterweilen, über die Könige, ein so großes Gewicht zu geben, daß sogar auch diese ihnen oft genug gehorchen mußten.

Uebrigens ist von Gallien aus, annoch der Vorfall hier zu merken, daß ein gewisser Bischof Aletheus, ein Mann vom Geblüth der burgundischen Könige, sichs in den Sinn nimmt, den König Clotarius vom Thron zu stoßen, und daß ein gewisser Bischof, mit Namen Leudemund, zur Ausführung dieser Absicht, sich mit ihm verbindet; des Vertraurns, das die Königin in ihn setzet, zu diesem Zweck mißbrauchet; zu ihr gehet, und zu ihr saget: „Gott hätt es ihm entdeckt, der König, ihr Gemahl, würde plötzlich sterben, und sie sollte derowegen bey Zeiten noch, alle ihre Kleinodien, auch so viel Geld, als möglich wäre, zu sich nehmen; von ihrem Gemahle, zu ihm, in seinen bischöflichen Pallast fliehen, und sich alsdann mit dem Aletheus vermählen, der nach dem Tode des Clotarius, von Gott, zum Könige bestimmet wäre, und den er dahin bereden wollte, daß er seine bisherige Gemahlin verstoßen, und sich mit ihr verbinden sollte, um auf solche Art zur Nachfolge auf des Clotarius Throne, ein doppeltes Recht zu haben.

Wie nun aber dies Beginnen des gedachten Bischofes, unwidersprechlich höchst abscheulich ist; so ist es unbegreiflich, wie dieser Bösewicht, da die Königin seiner Prophezeyhung gar nicht glaubt, sondern ihrem Gemahle davon Nachricht giebt, vor demselben Verzeihung finden kann, sobald nur andere Geistliche, ihn, um solche Verzeihung bieten, und wie nur Aletheus sterben muß, nicht aber er, der abscheuwürdige Bischof Leudemund.

**) Von dieser Zeit an, wurden die Juden in Spanien, unaufhörlich verfolget, und nur dann, wann sie den Prälaten reiche Geschenke machten, wurden sie hin und wieder von denselben geduldet. Andere Prälaten waren aber, so voll Nachsicht nicht, und die erneuerten, auf neuen Concilien immer wieder, die angeführte Verordnung wider die Juden, setzten endlich auch, zur Schande der Menschheit und des Christenthums es fest: — daß ein christlich Weib, die mit einem Juden in der Ehe lebte, aus dieser Ehe weggerissen werden sollte; daß alle ihre Kinder Christen werden, und daß überhaupt auch alle, von jüdischen Eltern erzeugte Kinder, diesen ihren Eltern weggenommen, getaufet, und als Christen erzogen werden sollten.

Nach Christi Geburt 622.

Constantinopel.

Seit dem unser Kaiser Heraclius, in eigener Person, nach Asien und gegen die Perser in das Feld gezogen ist, seitdem scheint auch das Glück des Krieges, sich nur für uns erklärt zu haben. Denn in allen kleinen Gefechten, haben unsere Truppen gesieget, und die Feinde dergestalten vor sich her getrieben, daß die Unsrigen nun bereits in ihrem Gebiethe sind, und in demselben, auf Kosten ihrer Feinde leben können.

Paris.

Der König hat seinen ältesten Prinzen Dagoberth, zu seinem Mitregenten erkläret, und ihm den gröszten Theil des austrasischen Reiches, zur Beherrschung überlassen. Weil dieser Prinz indessen, zur eigenen Regierung zu jung noch ist; so hat er den Arnulphus, den jetzigen Bischof zu Mez, und einen gewissen Pipinus, der nun der Major Domus, dieses austrasischen Theils seyn soll, zu dessselben vornehmsten Ministern ernannt. *)

*) Wie diese Theilung des fränkischen Reiches, um ihrer Folgen willen, erheblich ist; so sind auch die zween Männer Arnulphus und Pipinus merkwürdig genug. Denn Ansegisel, des Arnulphus Sohn, nahm sich in der Folge des Pipinus Tochter zur Ehe, zeugte einen Sohn, der Pipinus II. hieß, und dessen Sohn Pipinus III. den königlich französischen Thron bestieg, auch der Stamm-Vater der Carolinger wurde, die sich in der Geschichte, so ausnehmend berühmt gemachet haben.

Constantinopel.

Der Kaiser hat die Perser zu einer förmlichen Schlacht gebracht; sie tapfer auf das Haupt geschlagen, und auch ihr Lager erbeutet.

Nach

Nach Christi Geburt 623 — 628.

Im Persischen führet der König Cosrhoes, den Krieg mit dem Kaiser Heraclius beständig fort, und ist auch, da dieser Heraclius, ihm wiederholend um Frieden bittet, auf sein voriges Glück so stolz, daß er alle Anträge zum Frieden verwirft. Er selbst ist aber nun schon alt, führt also seine Heere nicht persönlich an, und ziehet um so mehr nun überall den Kürzeren, da eines Theiles seine Truppen, durch das ehemalige stete Glück, unachtsam und ohne alle Kriegeszucht, höchst zügellos geworden sind, andern Theils aber, Heraclius, als ein vortreflicher General, seine eigene Truppen unaufhörlich in den Waffen übet, auf Zucht und Ordnung hält, sie mit Behutsamkeit im Felde führet, und durch sein reiflich überlegtes Betragen, fast überall die Oberhand behält.

Das glaubt indessen der König Cosrhoes eben nicht, daß eine bessere Kriegesdisciplin, in den jetzigen Bedrängnissen, die beste Hülfe leisten werde. Er glaubt, daß seine Generale, die theils unthätig sitzen, theils aber, wo sie etwas unternehmen, von dem Kaiser Heraclius aufs Haupt geschlagen werden, alleine nur an seinem Unglück schuldig seyn. Er setzt also diese Generale ab, ziehet sie zur unverdienten Strafe, und will insonderheit auch, einen gewissen Sarbarazes, der das eine seiner Heere kommandiret, tödten lassen, zugleich aber, der Regierung, in einem so hohen Alter, und in so unruhigen Zeiten nun schon müde, das Scepter seines Reiches, seinem zweyten Sohne übergeben, und den erstgebohrnen Sohn, Cabades Siroes, der Nachfolge auf dem Throne berauben.

Der gedachte Sarbarazes erfährt es aber, daß sein König Cosrhoes ihn nun tödten will, macht also seinem Heer es glaubend, daß noch 400 andere, der besten Befehlshaber, eben so getödtet werden sollten, und bringt dadurch die Befehlshaber und das Heer, gegen den König, in die äußerste Wuth, giebt aber dadurch auch, dem Prinzen Siroes, die beste Gelegenheit, sich gegen seinen Vater zu empören, ihm das Scepter aus der Hand zu winden, und, im Jahr 628, sich selbsten auf den persischen Thron zu setzen.

Denn nun gehn einige der persischen Befehlshaber, die ihrem Könige Cosrhoes nicht mehr trauen, zu dem Kaiser Heraclius, und nun wendet sich auch der Prinz Siroes, durch diese Befehlshaber, an eben diesen Heraclius, und auch an den Sarbarazes; schließt mit dem Kaiser (im Jahr 628) einen Frieden; verspricht ihm, alle in die persische Gefangenschaft gerathene kaiserliche Soldaten herzugeben; erhält hinwiederum alle gefangene Perser von dem Kaiser; stellt sich nun

an derſelben Spitze, und zieht vom Sarbarazes, auch von andern unzufriedenen perſiſchen Befehlshabern kräftigſt unterſtützt, wider ſeinen leiblichen Vater Cosrhoes, in das Feld.

Dieſer ſein Vater hat indeſſen, während ſeiner ganzen Regierung, mehr die Liebe des Pöbels, als die Zuneigung der Großen und Mächtigen des Reiches geſucht; immer willkührlich gehandelt; alle, die je ſich über ihn beſchweret, als ſeine Feinde beſtrafet, und nun, da Heraclius ſo ſiegreich iſt, und im perſiſchen Gebieth die ſchrecklichſte Verwüſtung verbreitet, faſt alles Volk im Lande wider ſich erreget.

Die Truppen alſo, die ihn nunmehro, gegen den Siroes, ſeinen Sohn, vertheidigen ſollen, vertheidigen ihn jetzt nicht, ſondern greifen ihn lebendig, und überliefern ihn ſeinem Sohne Siroes, der ihn am Halſe, an Händen, und Füßen feſſelt; vor ſeinen Augen 17 ſeiner Söhne ermordet; ihn, dergeſtalt gefeſſelt, fünf Tage lang, allem Volk, bey Waſſer und Brod zum Spott ausſtellet, und endlich mit Pfeilſchüſſen ſo verwunden läſſet, daß er ſich verbluten, und von aller Welt verhöhnt, im Jahr 628, elendig ſterben muß.

Wie kriegeriſch indeſſen dieſer König war, das haben wir bereits erzählet: — alſo nur etwas von ſeiner Liebe zur Pracht!

Den königlichen Pallaſt zu Cteſiphon, gab er oberwärts die Geſtalt eines Thrones, und ließ dieſen obern Theil mit 40000 ſilbernen Säulen unterſtützen.

Oberhalb dieſes großen Thrones, brachte er aber ein Verdeck, in Geſtalt des Himmels an, und 1000 goldne Kugeln, drehten ſich künſtlich, gleich den Sternen des Himmels, an dieſem Verdeck herum.

Alle Wände ſeines Pallaſtes ließ er mit Tapeten behangen, und dieſelben waren allesamt, reich mit Gold durchwürket, ja mit Perlen und Edelſteinen reichlichſt beſetzet.

Unterwärts war ſein Pallaſt gewölbet, und in den Gewölbern lagen unermeßliche Schätze. Er hatte 1000 Frauens, und für ſelbige 12000 Dienerinnen an ſeinem Hofe, allesamt ſo ſchön gebildet, als man ſie in ſeinem ganzen Reich nur hatte finden können.

Seiner Reitpferde waren 6000; ſeiner Maulthiere 8000, und ſeiner Packpferde 14000. Er hatte auch 960 Elephanten bey ſeinem Heere, und war alſo ein Fürſt, dem es an Macht nicht fehlete, und der es an Pracht gewiß nicht fehlen ließ.

Im morgenländiſchen Reiche, erſticht der Kaiſer Heraclius, über die Perſer, die beträchtlichſten Siege, und ſteht immer im Gebieth der Feinde, ohnerachtet ein feindliches Heer, in ſeinem Rücken, ja ſogar bey Chalcedon, der kaiſerlichen Reſidenz Conſtantinopel gegen über, ſtehet, und ohnerachtet auch die Avaren auf Conſtantinopel anrücken, und daſſelbe belagern wollen.

Die Nachrichten von dieſen allem, ſind indeſſen höchſt unvollkommen und verworren, man weiß es alſo nicht, weder wie, und warum Heraclius, ſeit dem Jahre 626, bis zum Jahre 628, das perſiſche Heer, dort bey

Chal-

Chalcedon, stehen lassen können, noch auch, was dies Heer da sonderliches ausgerichtet hat. Nur so viel weiß man, daß Sarbarazes dieses Heer befehligte; daß eben dieses Heer, sich gegen den Cosrhoes empörete, auch, wie schon erzählet ist, desselben Untergang bewirkete, und daß es dem Kaiser sehr geschadet haben würde, wenn nicht eines Theils Cosrhoes, desselben Befehlshaber wider sich entrüstet, und wenn nicht andern Theils, Bonosus, der Stadthalter Constantinopels, durch einen listigen Streich, die Lage der Sachen daselbst, zuvor schon, sehr geändert hätte.

Als nemlich Sarbarazes übers Meer, drey Gesandten an den Chan der Avaren, die Constantinopel von der Landseite belagern wollen, sendet; so hält Bonosus das Meer so gut bedeckt, daß diese drey Gesandten, ihm in seine Hände fallen; und so enthauptet er denn auch, den einen von diesen Gesandten; sendet seinen Kopf dem Sarbarazes zu, und läßt demselben sagen: —

„Es sey umsonst, daß er noch immer bey Chalcedon stehe, und sich auf der Avaren Hülfe verlasse. Er habe mit den Avaren Frieden gemacht, und zum Zeichen dessen, daß sie ihrem Bündnisse mit denen Persern entsagten, hätte der Chan der Avaren, die drey persische Abgesandten enthauptet, auch das Haupt des Einen, ihm zugesandt, damit er es weiter an den Sarbarazes senden, und ihm dadurch beweisen sollte, wie so gänzlich, er, dem Bündnisse mit ihm, und seinem Könige entsaget habe!“

Wie die Geschichte will; so glaubt nun auch Sarbarazes dieser Nachricht; so handelt er nun gar nicht mehr mit den Avaren, und so lassen sich auch diese, da sie von Seiten der Perser, keinen sonderlichen Ernst mehr sehn, und da sie Constantinopel vom Bonosus, so gut vertheidiget finden, auch unterschiedentlich von ihm, nicht eben geringe Schläge bekommen, zum Abzuge bewegen, und Constantinopel wird also errettet.

Ist denn aber der Kaiser Heraclius, ein wirklich guter Krieger, und gewinnt er, gleich den größten Helden, die wichtigsten Schlachten; so ist er doch, wie die Nachrichten geben, ein wirklicher Barbar, in dem er im persischen Gebieth, fast alles mit Feuer und mit Schwerdt verheeret. Und obschon derselbe, (zu einer Zeit, da es ihn am Unterhalte fehlet,) an die 50000 gefangene Perser, ganz in Freyheit setzet, da ein anderer Fürst, sie vielleicht alle würd getödtet haben; so glauben wir denn doch, daß nicht sowohl ein Edelmuth, als Politik ihn hier getrieben habe.

Denn 50000, zum Kriege taugliche Menschen, die ihre Freyheit und ihr Leben, ihm zu danken hatten, die konnten ihm, sie mogten nun zum königlichen Heer, oder auch in ihre Heymath gehen, unendlich vieles nutzen. Sie konnten die Herzen der Perser zu ihm neigen, und alles Volk, wie wirklich auch geschahe, gegen den Cosrhoes empören, der, gegen einen so gutherzig scheinenden Kaiser, das Schwerdt noch immer zog, und es durchaus nicht in die Scheide stecken wollte.

Indem denn auch der Kaiser, mit einem so unnatürlich handelnden Sohne, nemlich mit dem Prinzen des Cosrhoes, ein Bündniß

nis schliesset, und solch einen fluchwürdigen Prinzen, gegen seinen Vater unterstützen kann, indem dünkt uns, haben wir Grund genug, allen wahren Edelmuth, ihm, diesem Kaiser abzusprechen, und sind gerechtfertiget genug, wenn wir jene Freylassung der Gefangenen, aus einer bloßen Politik herleiten.

An Politik fehlte es denn in der That auch diesem Fürsten nicht, und vermöge derselben, verband er den Fürsten der Türken, dergestalt mit sich, daß er ihm mit 40000 Reutern Beystand leistete, sobald er ihm, das Bildniß seiner schönen Tochter Eudocia zeigete, und dieselbe dem wollüstigen Fürsten zur Ehe versprach.

In dem Frieden, den er im Jahr 628, mit dem Siroes schliesset, erhält er übrigens alle Länder wieder, die Cosrhoes seinem Reich entrissen hat, und auch das Holz, an welchem Christus sollte gehangen haben, und von dem man vorgab, daß es Cosrhoes, vor einigen Jahren, aus Jerusalem hinweggeschleppet hätte. — Solch ein Holz durft und konnte nemlich, weil es so übermäßig heilig war, unmöglich je einmal verwesen. Es war also, auch nach anjetzt, nach schon mehr als 600 Jahren, in der Welt, und obschon Cosrhoes, und seine Perser, die erklärtesten Feinde, solches Aberglaubens, und überhaupt auch des christlichen Lehrbegriffes waren, solch ein Holz gewiß nicht mit sich fortgeschleppet, sondern sofort verbrannt, oder an den Juden, zum Verbrennen verkauft haben werden; so war doch so etwas zu behaupten, der damaligen abergläubigen Christenheit, ein Greuel; und so behaupteten sie nun doch: — „das Holz sey auch anjetzo noch vorhanden;“ so forderte auch Heraclius, im Frieden, dieses Holz nun wieder; so gab Siroes auch, ihm irgend solch ein Holz, und so ging denn, der, von der Christenheit geäfte, oder auch die Christenheit nun äffende Fürst, mit diesem Holze nach Jerusalem, hielt da den feyerlichsten Einzug in die Stadt; richtete daselbst dies Kreuzes-Holz, an dem gehörigen Orte wieder auf, und machte damit in der Christenheit, ein solch Aufsehen, daß dieser neuen Kreuzes-Errichtung wegen, das Fest der Kreuzes-Erhöhung angeordnet wurde, das auch bis jetzo noch, in der rechtgläubig geachteten katholischen Christenheit, gefeyret wird.

In Italien stirbt, man weiß nicht in welchem Jahre, die Königin Theodelinde, die bisher als Vormünderin, für ihren Sohn Adoaldus regieret, und mit dem kaiserlichen Exarchen, gegen den Empfang gewisser Jahrgelder, in steter Ruhe gelebet hat. Entweder aber, noch bey ihrem Leben, oder doch bald nach ihrem Tode, wird Caroaldus, (auch Arioaldus) welcher als bisheriger Herzog, oder Stadthalter von Turin, der Theodelinde Tochter, Gundeberga, zur Gemahlin hat, also des Adoaldus Schwäher ist, von den Longobarden als ihr König anerkannt, Adoaldus aber abgesetzt, ohne daß man eigentlich es weiß, was von dieser seiner Absetzung die wahre Ursach ist.

Weil er indessen, der abgesetzte Adoald, ein Athanasianer, Caroald aber ein Arianer ist; so ermuntert der, zu dieser Zeit lebende

beyde Papst Honorius I. alle und jede Bischöfe, nicht dem Caroald, sondern dem Adoald ergeben zu seyn. Es ist indessen umsonst, daß er sie darzu ermuntert, denn Adoaldus stirbt, wie es scheint, vom Gift, das man ihm beygebracht hat, und Caroaldus ist und bleibt, seit 628, der Longobarden König.

Merkwürdig ists indessen, daß bey dieser Gelegenheit, da Adoald, ein rechtgläubig geachteter, sonst aber, wie die Geschichte will, sehr schändlicher Regent, vom Thron gestoßen wird, der Pabst drauf dringet, daß er wieder auf den Thron gesetzet werde, auch behauptet, daß der, einem Könige geleistete Huldigungseid, die Unterthanen zur steten Anhänglichkeit an selbigem verpflichte; daß im Gegentheile aber, bey jedem nicht rechtgläubigen Fürsten, fast alle Päbste anders denken, und, wie wir schon gesehen haben, auch noch ferner sehen werden, ihr möglichstes dabey thun, um die Unterthanen gegen solche Fürsten in Bewegung zu setzen, und in Ansehung derselben, es ganz und gar nicht glauben, daß der Unterthanen Eid verpflichtend sey.

Wie sehr denn auch zu dieser Zeit, von dem rechtgläubig und nicht rechtgläubig seyn, die Gemüther der Geistlichen in Italien eingenommen gewesen, das sehn wir überdem auch noch, aus einem Vorfalle, den uns die Geschichte ebenfalls aufbehalten hat, und der kürzlich dieser ist:

Caroald, der neue König, sieht einen orthodoxen Mönch zu sich kommen, und sagt, da er ihn erblickt, zu denen die um ihn sind: — „Seht da, da kommt ein Mönch, und der wird, wenn ich ihn grüße, mir ganz gewiß nicht danken wollen!“ —

Der Mönch indessen, will zwar selbst, vom Könige etwas bitten, macht demohnerachtet aber, vor dem Könige keine Verbeugung, und ist, da der König zuerst dies thut, so frech, daß er zu ihm sagt: — „weil er, der König, ein Ketzer wäre, so verdiente er es nicht, daß er ihn grüße!“ — Mit vollem Rechte läßt ihn also der gedachte König eine gute Tracht Prügel geben, die Rechtgläubigen aber bedauren, auch diesen Mönch, sehen ihn als einen Märtyrer an, und behaupten, daß sein Leben, nur durch ein Wunderwerk, unter diesen Prügeln sey erhalten worden. Gewiß also, rechtgläubig und nicht rechtgläubig denken, das war zu dieser Zeit das wichtigste; und ganz gewiß sind das unselige Menschen, die bey dem Lichte Gottes und der Vernunft, so albern denken und auch handeln können!

Uebrigens lebt aber der longobardische König Caroald, mit den Exarchen in Ravenna, beständig in Frieden; empfähe dieses Friedens wegen, eben die Jahrgelder, die der Kaiser seinen Vorfahren ausgezahlet hat, und begnüget sich um so mehr hiermit, da einige longobardische Herzöge, ihm nicht günstig sind, auf Empörung wider ihn, und auf ihre eigene Erhebung gedenken, ihn also, wenn er gegen die Exarchen zöge, wenig oder gar nicht unterstützen würden.

In Gallien, stirbt im Jahr 628, der König Clotarius II. und da nimmt Dagoberth, desselben ältester Sohn, der bereits

König von Austrasien ist, fast alle Länder desselben in Besitz. Er hat nemlich noch einen Halbbruder, mit Namen Chariberth, und obschon derselbe, auf die eine Hälfte des französischen Reiches Ansprüche macht; so weiß doch Dagoberth, diese seine Ansprüche, theils durch Politik, theils durch offenbare Gewalt zu entkräften, und giebt endlich, gleichsam nur aus Großmuth, einen, vergleichungsweise, nur geringen Theil des väterlichen Reiches, diesen seinem Bruder, zur Beherrschung in die Hände.

Er selbst, (Dagoberth) richtet sich übrigens sehr genau, nach den Anweisungen, oder Anrathungen seiner Minister, des Arnulphus und des Pipinus; handhabet rühmlichst das Recht und die Gerechtigkeit, und giebt also den Unterthanen die stärkste Hofnung, daß sie unter ihm, je mehr und mehr sich glücklich sehen werden.

In Spanien herrschet, auch noch jetzt, Suintila als König, er herrschet aber, ohne daß die Geistlichkeit ihn sonderlich liebe, und man sieht zwar wohl die Folge dieser ihrer Abneigung, man weiß aber nicht, woher dieselbe entstehet. Man vermuthets indessen, daß er sich unterstanden habe, ihnen, bey ihren Eingriffen, in die Rechte des Königes und seiner Regierung, Einhalt zu thun, und daß er eben dadurch, wie wir noch sehen werden, auch seinen Untergang sich zugezogen habe.

Nach Christi Geburt 629 — 640.

Begebenheiten in Persien.

Siroes hat seinen Vater kaum ermordet, und den Frieden mit dem Kaiser Heraclius kaum geschlossen und vollzogen, als er auch, (nach einer nur neunmonathlichen Regierung) aus der Welt abgehen, und seinen, erst siebenjährigen Sohn, Artaxerres, zum Nachfolger auf dem Throne hinterlassen muß.

Eben der Sarbarazes aber, dessen wir schon sonst gedacht, und der anjetzt die persische Macht anführet, wird nicht darum befragt: — „ob dieses Kind, an seines Vaters Statt regieren solle?“ Und dies verdreußt ihm dergestalt, daß er dasselbe ermordet, auch sich selbst, von seinen Truppen sehr geliebt und kräftigst unterstützt, im Jahr 630, auf dessen Thron hinsetzt.

Mit diesem Morde, und mit dieser Thronbesteigung sind inzwischen, die Großen des persischen Reiches nicht zufrieden, und da Sarbarazes dies wohl weiß, also durch Strenge und durch Hinrichtungen, sich seiner Feinde

Feinde entledigen will, so erbittert er diese Großen, und endlich auch das Volk in den Provinzen, dergestalten wider sich, daß sie, bald hier bald dort, bald diesen, bald jenen Herrn, an seiner Statt, zum Könige erwählen, und daß also, in dem ganzen persischen Reiche, um des Thrones willen, nichts als Krieg und Blutvergießen ist.

Dies gehet auch, selbst nach dem Tode des Sarbarazes, der bald hierauf erfolgt, im persischen Reiche immer fort, bis daß im Jahr 632, ein gewisser Isdegerdes zur Regierung kommt, der zwar im Jahr 636, die innere Ruhe wieder schafft, aber im Jahr 638, von den Arabern, oder Nachfolgern Mahomeths angegriffen wird; gegen sie, in vier Schlachten, zwar mit großer Tapferkeit, aber auch mit großem Unglücke streitet, und ihnen, bis auf die Provinzen Kerman und Segestan, sein ganz Gebiethe überlassen muß.

Schon hier also können wir das Ende, des persischen Reiches finden, denn wirklich ist dasselbe, hier schon so geschwächet, daß es, mit dem alten persischen Reiche, nicht verglichen werden kann. Weil indessen die Araber, den Isdegerd ansetzt in Ruhe lassen, und erst im Jahr 651, da einer seiner Befehlshaber sich wider ihn empöret, abermalen gegen ihn die Waffen kehren, ihn auch glücklich überwinden, und auf der Flucht erlegen; so kann das Ende des persischen Reichs, auch in das Jahr 651. gesetzet werden, und wir haben nun von diesem Reiche, nichts weiteres zu melden.

Zu merken ists indessen, daß, da Isdegerd gegen die Araber so sehr den Kürzern ziehet, unzählige Perser, um den Arabern zu entrinnen, in die Länder des Kaisers fliehen; daß besonders auch die persischen Generale und Soldaten dieses thun, und daß man dieserwegen in der Folge, ein persisch Corps, von 20000 Mann, unter den kaiserlichen Truppen findet.

Begebenheiten in Arabien.

In Arabien zieht, seit einigen Jahren schon, die Augen aller Menschen, ein gewisser Mahometh auf sich, ein Mann, der ohnstreitig, einer, der allerdenkwürdigsten Männer ist; den die Juden und auch die Christen, einen Erzbetrüger nennen; den im Gegentheile aber, fast die halbe Welt, als den größten Apostel Gottes ehret, und von dem, der vernünftige Mann, nur nach der Geschichte, nicht aber nach dem Lobe und nach dem Tadel, partheyischer Sekten, das Urtheil fällen muß.

Zu diesem Urtheile gehört denn aber, daß man deutlich und umständlich genug, alle die Umstände sehe, in denen sich dieser Mann, von seiner Jugend an, bis zu seinen männlichen Unternehmungen befand; — daß man auf seine eigene Natur und Gemüthsgaben, sein Augenmerk richte; — sich selbst in alle diese Natur- und Gemüthsgaben, auch in alle übrige Umstände hineingedenke, und dann sich selbst, ganz unpartheyisch, frage: — wie würdest du selbst; wie würden auch andere, bey eben diesem Maaße der Gaben, und in eben diesen Umständen, gehandelt haben? — daß man denn weiter frage: — wie hat nun

Mahometh hierbey gehandelt? — Wie natürlich, oder unnatürlich; wie leicht oder wie schwer; wie verzeihlich oder wie unverzeihlich; wie gut oder wie verderblich ist demnach, das, was er that, und in wie fern ist er, ein redlicher und ein preiswürdiger Mann, in wie ferne aber ist er, ein Schelm und ein Betrüger gewesen?

Schlechterdings geziemet es den Christen nicht, von irgend jemand, ohne hinreichende Prüfung, ein lästerliches Urtheil zu fällen, und Männer mit dem Namen eines Erzbetrügers zu brandmarken, die vielleicht mit warmen Eifer, für die Ehre Gottes, für die Ruhe, und für das Heil der Menschenwelt geeifert haben. Wir wollen also, da, nach der christlichen Liebe, ein jeder Mensch so lange vor gut zu halten ist, bis alle Umstände das Gegentheil von ihm erweisen, auch vom Mahometh, ehe gutes als böses vermuthen, auf ihn und auf seine Lagen, unser nicht arglistiges Auge richten, und sehn, ob wir Gründe vor uns finden, ihn zu loben oder zu tadeln; ihn zu verfluchen oder zu beklagen?

Lange schon verfolgen, wie wir von Zeit zu Zeit, gesehen haben, die Juden und die Christen sich aufs heftigste, und seit Jahrhunderten, streiten auch die Christen mit sich selbst; theilen sich in unzählige Sekten; verthümmen sich unter einander; ziehen die Kaiser auf ihre Seite; bewafnen sich mit derselben Macht, und verfolgen, berauben, tödten, oder verjagen, mit dieser Macht gerüstet, ihre anders denkenden Brüder.

In Arabien haben indessen die Kaiser nichts zu befehlen; der Verfolgungsgeist der Christen, kann also, bis in dieses Land nicht dringen, und Arabien wird demnach, ein Land der Zuflucht für bedrängte Juden, eben so, wie für bedrängte Christen. Dies ist ein Umstand, den wir zu merken haben, und der auf das Leben des Mahomeths, wie wir nachhero sehen werden, eine nicht geringe Wirkung haben muß.

In eben diesem Arabien, leben indessen die eingebahrnen Araber, wie man immer sagt, als Heiden, das ist als solche, die viele Gottheiten glauben, und die den wahren Gott nicht kennen. Eben diese Araber haben aber, in der berühmtesten arabischen Stadt, in Mekka, einen Tempel, die Caaba genannt, und eben dieser Tempel, dünkt uns, erweiset, daß alle Araber, das Daseyn eines Einzigen, wahren und allerhöchsten Gottes, vollkommen geglaubet, und nicht geleugnet haben.

Denn, ihrem Vorgeben nach, war diese Caaba, nichts weiteres, als ein Bild, von dem Tempel, der schon im Paradiese gestanden, und in welchem schon Adam Gott angebetet haben sollte. Ihrem Vorgeben nach, hatte auch, schon Abraham, auf dem Platze, wo diese Caaba stunde, Gott verehret. Ihrem Vorgeben nach, stand auch diese Caaba, gerade unter dem Tempel, der, wie sie das träumeten, oben im Himmel seyn sollte, und in welchem alle Geister Gott anbeten müßten. Ja, ihrem Vorgeben nach, hatte schon Ismael, der Sohn des Abrahams, den sie als ihren gemeinschaftlichen Stamm-Vater ansahen, die erste Caaba hierselbst erbauet: und wie ist es möglich, wie konnte dies,

dies, ein allgemeines Vorgehen der Araber seyn; wie konnten sie auch die biblische Geschichte Adams, Abrahams, Isaaks und Ismaels wissen, die sie wirklich wußten, wenn sie nichts von dem Daseyn des allerhöchsten, und einzig wahren Gottes wußten?

Nach diesem Tempel, oder nach dieser Caaba, wallfahrten auch alle Araber, und in derselben pflegen sie auch allesamt zu beten. Mahometh dringt indessen, wie die Folge lehren wird, auf keine Wahrheit so sehr, als auf diese: — es ist nur ein einziger Gott! und er zerstöhret alle Götzentempel, zerstöhret aber diesen allgemeinen Tempel nicht, siehet ihn vielmehr, als den eigentlichen Ort, der göttlichen Anbetung an: — und ist dies möglich, wenn dieser Tempel, den Götzen, und nicht dem wahren Gott geweihet war?

Die Araber also, denken wir, erkannten wirklich, das Daseyn des wahren Gottes, und wenn dieselben nebenher, die Gestirne, und andere Dinge göttlich verehreten, auch von dieser Verehrung, anfangs, schlechterdings nicht lassen wollten; so dünkt uns, folgt daraus, die Verleugnung dieses einzigen wahren Gottes, und die gänzliche Unbekanntschaft mit demselben, eben so wenig, als dies bey unsern römischkatholischen Christen daraus folget, wenn sie, neben dem Einzigen Gott, noch Schutzpatronen erkennen, und besonders auch zu der Mutter Maria beten, derselben auch ein göttlich Regiment zuschreiben, und sich von der göttlichen Verehrung dieser Mutter Jesu, schlechterdings nicht abbringen lassen, ohnerachtet sie, nur einen Gott erkennen, denselben auch, von der Maria unterscheiden. — Und dies ist abermals ein Umstand, der beym Mahometh zu merken ist, und den unsre Leser ebenfalls erwägen müssen.

Außerdem, finden wir aber, in der Geschichte, auch noch das erzählet, daß gerade um die Zeit der Geburt des Mahometh, in Arabien ein Krieg entstehet, der um der Religion willen, mit großer Heftigkeit geführet wird, und daß auch, da Mahometh, ohngefähr im 14ten Jahre seines Alters ist, ein neuer Krieg, unter den Arabern entstehet, der sich ebenfalls auf die Religion beziehet, in dem auch Mahometh, in eigener Person zu Felde gehet, und der nicht weniger als jener erstere, auf seine Seele mächtig wirken muß.

Denn, da die Juden, in so großer Anzahl sich in Arabien niederlassen, da, sagt die Geschichte, gelingt es einem Juden, sich selbst, in einer Gegend Arabiens, zum Fürsten aufzuwerfen, und da er dies erst ist, da lässet er auch sogleich seinem Hasse, gegen die daselbst befindlichen Christen, dergestalt den Zügel, daß er ihre Kirchen zerstöhret, und sie aufs heftigste verfolget.

Dies sein gewaltsames Verfahren gegen die Christen, bringt denn aber, die Christen anderer Lande, und vornemlich den Patriarchen in Alexandria, gegen den gedachten König der Juden, dergestalten auf, daß er alles möglich versuchet, um einen mächtigen Fürsten Aethiopiens, gegen den jüdischen Fürsten, so einzunehmen, daß er seine Truppen nach Arabien herüber setzt, den Fürsten der Juden besieget; dabey, in Arabien, für sich Erobe-

rungen macht, auch Mekka belagert, erobert, und in seinen Besitz bekommt.

Dieser äthiopische Fürst verliehrt nun freylich wohl, das, was er hier erobert hat, in kurzem wieder, aber er hat seine Eroberungen, kurz vor der Geburt des Mahomeths gemacht, und Mahomeths hat, wie es scheint, schon vor seiner Geburt, in diesem Kriege viel verlohren.

Denn, kaum ist er gebohren, so stirbt ihm auch Abdallah, sein Vater, und der ist zwar von fürstlichem Geschlechte, hinterläßt aber dem Mahomeths, seinem Sohne, kein weiteres Erbe, als nur 5 Camele, und eine einzige Sclavin. Wahrscheinlich verliehrt also, der gedachte Abdallah, in jenem Kriege sein Vermögen, und da kann dieser Krieg, dem Mahomeths, in der Folge seines Lebens, gewiß nicht unbedeutend scheinen; da muß er diesen Krieg verabscheuen, und auch die Ursachen dieses Krieges, nemlich den Religionshaß, und den Verfolgungsgeist.

Wenn denn auch im 14ten Jahre seines Lebens, die Bürger von Mekka sich entzweyen, und um der Religion willen, gegen einander fechten; er selbst auch an diesem Gefechte, wie die Geschichte meldet, persönlich Antheil nimmt; so muß auch dieser Streit und dies Gefechte, seine Seele, die so viel Feuer hat, auf die Religion hinführen, und ihr ein Antrieb seyn, sie näher zu durchdenken, und ihre Mängel ihr zu nehmen.

Es fällt denn auch der Krieg, den Cosrhoes gegen die Kaiser führet, in das Leben Mahomeths, und ihm bleibt derowegen, auch die Wuth nicht unbekannt, die in denselben, die Juden gegen die Christen äußern, und deren wir, an ihrem Orte schon erwähnet haben. — Wir bitten unsere Leser, alles dieses vorläufig zu gedenken, es stets vor Augen zu behalten, und nun, die eigentliche Lebensgeschichte Mahomeths zu hören, um über seinen Character, ein desto sicheres Urtheil zu fällen.

Mahomeths wird, im Jahr 571, zu Mekka in Arabien gebohren, hat den Abdallah zum Vater, die Aminah zur Mutter, und gehöret, nebst diesen seinen Eltern, zu der Familie Haschem, aus welcher, ihres großen Ansehens wegen, die Oberhäupter der Mekkaner gewählet werden.

Indem er aber, in dem gedachten Jahre gebohren wird; so mögen etwan, diese oder jene sonderbare, uns aber unbekannte Vorfälle, sich in der Natur ereignen, oder es mögen auch seine Mutter, oder seine Freunde es für gut befinden, wunderbare Vorfälle, zum dereinstigen Vortheile dieses neugebohrnen Kindes, zu erdichten: Gewiß ist es wenigstens, es werden, es sey nun von wem es wolle, nicht wenige wunderbare Vorfälle, schon bey seiner Geburt, auch bey seiner ersten Erziehung erdichtet, und wir wollen einige derselben, erzählen. —

Als er aus Mutterleibe komme, so, erdichtet man, findet sich keine Nabelschnur, an der er in Mutterleibe gehangen hätte, und als man seine Schaam besiehet, so findet man, daß sie bereits beschnitten ist. — In eben der Nacht auch, in der er zur Welt gebohren wird, verlösche das heilige Feuer der Perser, welches seit Jahrtausenden, in einemfort hat brennen

brennen müssen, und in derselben Nacht, werden auch, die 14 Thürme, die auf einem Pallaste des Königes Cosrhoes in Persien stehen, plötzlich niedergestürzet. Bey seiner Geburt geschehen also solche Dinge, die die Welt in Erstaunen setzen, und es ihr im voraus schon verkündigen, daß der Knabe, der anjetzt gebohren ist, dereinst ein großer, und ein wunderbarer Mann seyn werde.

Nicht genug aber, daß man hier, bey seiner Geburt von Wundern schwatzt; so durchwebt man, auch die Kinderjahre dieses Mahomeths, mit Wundern, und erzählt davon insonderheit auch dieses:

Da es in Mekka der Gebrauch so mit sich bringet, daß die Eltern ihre jungen Kinder, besserer Gesundheit wegen, denen Frauens vom Lande, zur Säugung und ersten Wartung anvertrauen, und daß auch die Weiber vom Lande, um Pflegekinder aus der Stadt zu holen, nach Mekka gehen, und ihre Dienste daselbst anbiethen; so will auch Aminah, ihren Kleinen auf das Land hingeben, aber es will sich keine Landfrau finden, die diesen Knaben haben will.

Denn alle diese Weiber vom Lande, suchen hauptsächlich nur die reichen Kinder auf, um desto reichern Ammenlohn zu erhalten, und da nun Mahometh, von seinem Vater, wenig oder nichts geerbet hat; so mag auch keine sich um ihn bemühen, außer Holaimah, die ihn endlich wirklich zu sich nimmt, und die auch, sobald sie nur den Knaben bey sich im Hause hat, von Gott sich so gesegnet siehet, daß sie, da die Zeit kommt, in welcher sie den Knaben, seiner Mutter wiederbringen soll, ihn gern noch länger bey sich haben will, und seine Mutter, so lange darum bittet, bis daß sie es bewilliget.

Vermuthlich ist denn aber, die Armuth der Mutter und des Knaben, eine Ursach, der so häufig erdichteten Wunder, und wahr ists immer, wollte Aminah, die Holaimah, zur Uebernehmung des Säug- und Pflege-Amtes dieses ihres Knaben, für ein nur geringes Lohn bewegen, so konnte sie das nicht kräftiger, als da sie ihr, alle die Wunder ausbürdete, die wir oben erzählet haben, und die gleich bey seiner Geburt geschehn seyn sollten.

Ging denn auch ein gemeines Weib, der solche Wunderdinge in den Kopf gesetzet waren, mit einem so vermeintlichem Wunderkinde, nach Hause; so wars ihrer Einbildung, sehr was leichtes, alles, was ihr gut vonstatten ging, als Würkungen des Himmels, zu Gunsten dieses Wunderkindes, anzusehen, und desselben längeren Aufenthalt in ihrer Hütte zu wünschen.

Als denn aber, nach einiger Zeit, der kleine Knabe Mahometh, auf dem Felde, irgend einen sonderbaren Zufall erlebet, oder, wie die Christen sagen, von dem schweren Gebrechen Anfälle bekömmt, und Holaimah, dieserhalb nichts weiteres mit ihm zu schaffen haben will, sondern ihn, unter dem Vorwande, daß er von Teufeln besessen wäre, zu seiner Mutter zurücke führet; so sieht es diese Mutter wohl, daß es vortheilhaft seyn werde, dies Gebrechen zu verschweigen, und leugt nun abermals der Welt was vor.

„Da dieser Knabe," sagt sie nun: „noch auf dem Lande, und mit den Söhnen der Holaimah

mah auf dem Felde ist, da kommen zween Engel vom Himmel hernieder; greifen diesen meinen Knaben; schneiden seinen Leib ihm auf; nehmen das Herz ihm aus dem Leibe; wischen alle sündliche Flecken aus demselben heraus, und entsündigen also diesen meinen Sohn."

„Dies sehn denn aber der Holaimah Kinder, und da sie dieses sehen, aber nicht begreifen, da werden sie voll Schreckens; laufen und sagens ihrer Mutter, die dies ebenfalls nicht fasset; die den Knaben aber augenblicklich, unbeschädiget, von dem Felde wieder kommen siehet, und die in allen diesem sich nicht finden kann."

„Sie denkt es nemlich nicht, daß gute Geister von Gott, dies mit ihm vorgenommen haben; sie denkt vielmehr an böse Geister; glaubt, daß der Knabe, nur mit diesen in Verbindung stehe, und an ihren Stricken hange; will also mit ihm nichts ferneres zu schaffen haben, und bringt ihn dieserwegen mir zurück, noch ehe die Zeit gekommen ist, die ich mit ihr, wie sie es selbst verlangete, bestimmet habe!"

So, sagen wir, so erdichtet nun die Mutter des Mahomeths, oder an ihrer Statt, ein Anderer, zum Vortheile des Knaben, ein neues Wunder, und so richtet natürlich nun, so mancher in Mekka, sein Auge auf denselben. Er ist denn auch von schönem Gesichte; wächst vortreflich auf; läßt vielen Verstand, sehr frühe von sich merken, und hat so viel angenehmes, in allen seinen Zügen und Bewegungen, daß auch dieserwegen jeder auf ihn siehet, besonders, da bald darauf, im sechsten Jahre seines Alters, Aminah, seine Mutter stirbt.

Denn da nimmt nun, der jetzige Fürst der Mekkaner, Abdal Mothalleb, der zugleich des Abdollah Vater, also des Knaben Großvater ist, den Knaben in sein Haus, und da sieht gewißlich, auch der Bürger von Mekka, noch ungleich mehr auf ihn; bleibt auch mit seinen Augen auf ihn gerichtet, da zween Jahre nachher, der gedachte Abdalmothalleb stirbt, und Abuthaleb, ein anderer Sohn desselben, diesen Kleinen bey sich behält, und ihn erziehet.

Er selbst, der kleine Mahomeths, fährt indessen fort, vortreflich zu wachsen; äußert immer auch die bestrn Fähigkeiten, und wird, seinem Oheimb, dem Abuthaleb, so lieb, daß er ihn fast nicht von seiner Seiten läßt, ihn auch, da er erst 13 Jahr alt ist, mit sich nach Bostra in Syrien nimmt, wohin er Handlung treibt, und seines Handels wegen, eben damals reisen muß.

In diesem Bostra lebt indessen, ein gewisser Mönch, mit Namen Boheira, und derselbe ist dem Abuthaleb bekannt, hat auch, wie die Christen wollen, so viel Gottlosigkeit, daß er, den erst 13jährigen Knaben, auf die Seite nimmt; ihm es einredet, daß er von Gott, zu nichts geringerem, als zu einen der größesten Propheten und Apostel ausgerüstet sey, und setzt anbey dem Knaben zuerst, solche Grillen in den Kopf, die in ihm, so tiefe Wurzel schlagen, daß er ihnen gemäß, dereinst auch handelt, und sich der Welt als den größesten Propheten, keck vor Augen stellet.

Der gute Boheira, mag im Grunde aber, die liebenswürdigen Eigenschaften dieses Knaben

Knaben sehen; mag die außerordentlichen Geistesfähigkeiten, (die gewiß kein Mensch dem Mahometh absprechen kann,) in ihm bemerken, und als ein guter redlicher Christ, ihn dieserhalb ermahnen: — alle diese herrliche, ja vorzügliche Gaben, zur Ehre des Höchsten zu gebrauchen, und besonders auch in seinem Vaterlande, die Anbetung der falschen Gottheiten zu hindern. Es ist derowegen unbillig genug, diesen guten Mönch, der einen 12jährigen Knaben, allerdinge wohl zum Guten ermahnen, mit selbigem aber eine Religionsheimerey, so leicht wohl nicht abreden konnte, einer so großen Missethat zu schuldigen.

Dem sey indessen wie ihm wolle, Abuthaleb zieht, mit seinem Neffen Mahometh wiederum nach Hause, und da entsteht, etwan im 14ten Jahre seines Alters, unter den Mekkanern, über die Caaba, ein blutiger Streit, indem die Bürger von Mekka, ihren Ursprung, von zween Stamm-Vätern herrechnen, und nun der Stamm der Koreischiten, den Oberaufseher über die Caaba hergeben will, nachdem bisher der Stamm der Hanzaniten solchen Oberaufseher hergegeben, der letzte Oberaufseher dieses Stammes aber, leichtsinniger Weise, die Schlüssel zur Caaba, einem Koreischiten übergeben, auch das Amt eines Oberaufsehers über dieselbe, ihm verkaufet hat.

An diesem Kriege nimmt denn auch, weil er die Caaba, den allgemeinen Tempel aller Araber, betrift, in Mekka männiglich nun Theil, und Mahometh zieht ebenfalls, für die Koreischiten, zu denen sein Stamm Haschem, als ein kleinerer Zweig gehört, sein Schwerdt; fechtet auch als ein Held, und wird also den Mekkanern, besonders aber den Koreischiten, die hier die Oberhand behalten, noch bekannter, bey ihnen auch in der Folge so beliebt, daß sie ihn beständig: den Ehrlichen nennen, weil er, je älter er wird, desto mehr auch offenherzig, gutherzig und wahrheitsliebend sich bezeiget.

Sein so ausnehmend guter Ruf, und vielleicht auch seine, eben so ausnehmend schöne Gestalt, kömmt denn insbesondere aber, einer gewissen Chadigjah, einer reichen Kaufmanns-Wittwe in Mekka, zu Ohren, und da auch sie, als Wittwe, annoch Handel treibt; so frägt sie bey ihm an: ob er nicht in ihren Geschäften nach Syrien reisen wolle? Er aber, schlägt dieses nicht aus, sondern reiset, im 25sten Jahre seines Alters, ihrentwegen nach Syrien, und verrichtet dorten alle ihre Geschäfte dergestalt, daß die Wittwe außerordentlich mit ihm zufrieden ist.

Ihre Zufriedenheit mit ihm, wird aber noch vergrößert, ja, in Liebe, Hochachtung und Verehrung verwandelt, da der andre Handlungsbediente, der mit dem Mahometh nach Syrien gereiset ist, ihr nun erzählet, daß unterwegens, wenn die Sonne heiß geschienen, zween Engel sich genähert, und mit ihren Fittigen, dem Mahometh, so vielen Schatten gemachet hätten, daß ihn die Strahlen der Sonne, nie hätten treffen können: — und dies ist allerdings höchst abgeschmackt, und keiner Widerlegung werth.

Wenn denn aber unsre Christen, über diese Abgeschmacktheit lachen; so bedenken sie gewißlich nicht, daß die Christen, besonders auch zu den Zeiten des Mahomeths, die albernsten Mirakul, ohne Zahl, erdichteten, und sie sogar von öffentlichen Lehrstühlen, im Namen des Gottes der Wahrheit, frech und unverschämt genug vor allem Volk behaupteten; ja, daß ähnliche Albernheiten, selbst in unsern Zeiten noch, von den Christen, häufig genug behauptet werden. Und dies ist denn, in den Augen dessen, der unpartheyisch ist, sonderbar genug, kann ihn gewiß auch nicht bewegen, den Mahometh hier stärker zu verachten, als er jene Priester, und jene Bischöfe in der Christenheit verachten muß.

Denn, ist das nicht lächerlich, daß Bilder der Maria; daß das Blut des heil. Januarius; daß morrsche Knochen der Märtyrer, und tausend andere Dinge, den Leib des Christen beschirmen, und überdem noch seine Seele reinigen; so ists auch in der That nicht lächerlich, daß Engel, Flügel an sich nehmen, und um den Mahometh rumflatterten. Durch jene Albernheiten wird wahrlich auch der Herr, nicht mehr verehret, als durch diese, und nicht um Gottes Ehre, sondern wie wir genug gesehen haben, um guter Pfründen willen, wurden in der Christenheit, so wie im Heidenthume, Mirakul erdichtet. Können aber Christen, um guter Pfründen willen, dies thun, warum nicht Mahometh, um einer reichen Wittwe willen?

Und wer mags zeugen, daß Mahometh, bey dieser Erdichtung, keine gute Absicht gehabt? daß sein Betrug hierbey, nicht eben solch ein heiliger Betrug gewesen sey, als die christlichen Priester mit den Mirakuln, und bey den Reliquien, eingestandlich, unzählige mal der Welt gespielet haben; auch, in einem großen Theile der Christenheit, bis auf diese Stunde noch, in einemfort zuzuspielen pflegen?

Er nemlich, wie aus den schon oben angeführten vorläufigen Bemerkungen erhellet, in Arabien, von Juden, von Christen und Götzendienern umgeben; — er, ein denkender, ja, (wie der erhaltene Beyname des Redlichen, uns vermuthen läßt) ein wirklich redlichdenkender Mann; — er, ein Mann von Muth, von Lebhaftigkeit und Feuer; — er, ein Mann, von dem, und von dessen ersten Jugend, man so vieles schon, als sonder- und als wunderbar erzählet hat; — er, ein Mann, der besonders auch durch seine Handlungsgeschäfte, die zertrennte Christenheit vor Augen bekommt; — er, der von den Verfolgungen und von den Kriegen, die um der Religion willen geführet worden, viel gehöret; — das Elend der Menschen, das hieraus entspringet, gesehen, zum Theil auch selbst empfunden, und also gewiß beherziget hat; — er, den, seiner in die Augen leuchtenden außerordentlichen Gaben wegen, begreiflich genug, viel gutdenkende Männer, eben so rührend, als der Mönch Boheira, zum guten Gebrauche dieser Gaben, werden ermuntert und angefeuret haben; — er konnte ja wohl, je rechtschaffner er gedachte, und je gewisser er von dem Daseyn, eines allgemeinen Vaters aller Menschen überzeuget war, auf

auf die Gedanken, auf die Begierde, und auf den Vorsatz gerathen: — die zerstreuten Kinder dieses Einzigen und allgemeinen Vaters, wieder mit einander zu verbinden. — Er konnte es sehnlichst wünschen, daß ihm dieses möglich würde, und bey dem redlichsten Manne, ist, wenn er wichtige Zwecke hat, die ihm so recht am Herzen liegen, es allemal sehr leicht, daß er, bey diesen seinen Zwecken, besonders wenn er voller Feuer ist, und nicht recht lange warten kann, auf Nebenwege fällt, und etwas unternimmt, was nicht zu loben ist.

Leicht genug, konnt also, unser Mahometh, der genau in allen diesen Umständen sich jetzt fande, bey sich selbst gedenken: — „mögte doch Chadigjah Achtung für dich haben; mögte sie doch ihre Liebe auf dich werfen, und mögte sie doch, durch ihr Ansehen, und durch ihren Reichthum, dich, in Mekka, dergestalten wichtig machen, daß du hier, ein besseres Religions-Erkenntniß verbreiten, und dasselbe von hier aus, durch die unzähligen hieher wallfahrtenden Araber, auch noch ausserhalb dieser Stadt, fortpflanzen könntest!“

Leicht, sagen wir, war in diesen Umständen, solch ein Gedanke, nicht eben in dem Gemüthe eines Schelmen, sondern in dem Gemüthe des redlichsten Mannes. Und wenn da nun diesem Gemüthe, die Macht des Aberglaubens, und die Leichtigkeit, mit welcher sich, besonders auch die alten Wittwen, zum Vortheile junger wohlgebildeter Mannspersonen, zu jedem Aberglauben neigen, zu gleicher Zeit einfiel; so war die Erdichtung eines solchen Mirakuls, in sich freylich nichts gutes, in diesen Umständen aber, wahrhaftig auch so himmelschreyend arg noch nicht.

Wenn auch der Gefährte Mahometh, die edlen Gesinnungen desselben bemerket; ihn deshalb liebgewinnet; ihm das beste Glück auf Erden wünschet, und voll dieses Wunsches, ein Mirakul erdichtet, um durch dasselbe, seine Gebietherin, zur Vermählung mit dem rechtschaffenen Manne zu bewegen; (und dies ist ja auch ein Fall, der möglich ist,) so ist Mahometh selbst, bey diesem Vorgeben, noch weniger zu tadeln, und so kann er, neben obigen frommen und religiösen Absichten, diesem Vorgeben seines Gefährten, auch aus dem Grunde nicht haben widersprechen wollen, weil er anbey gewünschet, solchen, gegen ihn so gut denkenden Mann, wenn er durch die Heyrath der Wittwe vermögender würde, desto reichlicher zu lohnen.

So sehr als andere pflegen, können wir derowegen, den Mahometh, bey diesem Vorfalle, nicht verschreyen, und wir sagen nun noch weiter, daß die mehrgedachte Wittwe, sich wirklich auch entschließt dem Mahometh die Hand zu biethen, und daß er dadurch, seiner vermuthlichen Absicht, um ein vieles näher kömmt. Denn der Reichthum, das weiß man wohl, giebt allemal, den Sachen die man unternimmt, und denen, die den Reichthum haben, ein Gewicht, und wo, wie hier, eine 40jährige Wittwe, sich, mit einem bildschönen Jünglinge, von nur 25. Jahren verbindet, da giebts in jeder Stadt, ein Aufsehen, und da wird also auch Mahometh in Mekka noch bekannter.

Wäre denn aber nichts als Eitelkeit gewesen, was diesen Mahometh, zu dieser Ehe getrieben, und hätte er nur reich seyn wollen, um auf Erden wohl zu leben; so würde er denn auch, als ein sehr eitler Mensch gelebet, und sich den Lüsten gänzlich überlassen haben. Die Geschichte sagt uns aber, er that dies im geringsten nicht, und alle Jahre, ging er, einen ganzen Monath lang, außerhalb Mekka, auf einen Berg in die Einsamkeit; entzog sich dadurch allen irdischen Betrachtungen; richtete sein Herz daselbst auf Gott; betete zu ihm, und beschäftigte sich alleine nur mit geistlichen Dingen.

Dergestalten aber, nur mit geistlichen Dingen, Jahre lang beschäftiget, glaubt er, im Jahr 611, also im 40sten Jahre seines Alters, in seiner Einsamkeit auf dem Berge, den Engel Gabriel zu sehen; behauptets auch, daß er mit ihm gesprochen, und daß derselbe deutlich und vornemlich genug zu ihm gesaget habe: — „Er sey ein Apostel Gottes, und er solle gesen, und eine neue, auch bessere Religion auf Erden pflanzen!“

Dies glauben wir nun in Ewigkeit ihm nicht, daß dieses in der That geschehen sey, aber ist denn dies, daß Mahometh dies glaubt, ja, daß Mahometh, wenn er selbst dies gar nicht glaubt, sondern vorsätzlich die Welt hier äffet, ein, bey ihm, ganz unverzeihliches Verbrechen? — Wir glauben dieses eben nicht, und die Folge wird es lehren, ob wir dies zu glauben Ursach haben. — Vorjetzt halten wir uns aber hier nicht auf, sondern erzählen zuvor erst das, was nun, von dieser Stunde an, bis zu seinem Tode, erhebliches geschahe.

Da er nemlich, auf dem gedachten Berge, vorgegebener maßen, den Engel Gabriel gesehen, auch mit ihm gesprochen hat; da eilet er nach Hause, und sagt, was auf dem Berge vorgefallen ist, seiner Ehefrau Chadigjah wieder. Dieselbe glaubt ihm auch aufs völligste; geht anbey zu ihrem Vetter, einem gewissen Warak, einem sehr angesehenen und gelehrten Manne in Mekka, hin; erzählet dem, was Mahometh ihr erzählet hat, und findet, zur Stärkung ihres Glaubens, daß auch dieser angesehene Mann, dergleichen Erscheinungen, und Berufungen zum Apostel-Amt, vor möglich hält; sich auch geneigt bezeiget, ihren Ehemann, den Mahometh, als einen Apostel Gottes zu erkennen. Und dies thut Warak, ohne Zweifel darum wohl, weil er, in dem Mahometh, die, zu solchem Amte nöthigen Gaben, auch unsträfliche, ja heilige Neigungen bemerket, und überdem auch wohl, von denen Wundern viel gehöret hat, die, um dieses Mahomeths willen, lange schon geschehn seyn sollen.

Könnten auch, sogar in unsern aufgeklärten Zeiten, immer noch so manche Gelehrten seyn, die an Erscheinungen der Geister glauben; so kann der gute Warak ebenfalls, bey einem unsträflich lebenden Manne, beym Mahometh, eine, ihm wiederfahrene Erscheinung sich gedenken, und so kann, je angesehener Warak, seiner Denkungskraft wegen, unter den Mekkanern ist, der, (wie wir glauben,) immer noch gutdenkende Mahometh, durch das Ansehn dieses Mannes, sehr

sehr ermuntert werden, bey seiner erdichteten Erscheinung zu beharren, oder auch, wenn er sich solche Erscheinung wirklich eingebildet hat, in dieser Einbildung fortzufahren, und sich von Zeit zu Zeit, noch mehrere Erscheinungen einzubilden. Alles dieses ist zum wenigsten, der menschlichen Natur, aufs völligste gemäß, und das Verhalten Mahomeths, stimmt hiermit völlig überein.

Denn nun, da ein, seiner Gelehrsamkeit und Einsicht wegen, höchst gepriesener Mann, an sein Apostel-Amt sehen glauben will, nun hofft er, werden andere Leute, noch viel leichter daran glauben. Man legt er also Hand ans Werk; formt nun, ein neues Religionssystem zusammen, und behauptet in demselben: — „es sey kein Gott, als nur der Eine, der sich dem Moses, und dem Jesu von Nazareth geoffenbaret habe; — leugnet nicht die unendlichen Vollkommenheiten dieses Einzigen Gottes; — leugnet auch nicht die Pflichten des Menschen, die Moses und Jesus gelehret haben; — leugnet aber die Dreyeinigkeit, die Genugthuung Jesu, nebst andern Lehren der Christen, und sagt: — „Er sey der große Prophet von Gott, der die, in der Religion uneinigen Menschen, von der eigentlichen Wahrheit unterrichten, und als Brüder vereinigen solle.

Weil er denn aber, solch ein Prophet seyn will, und solch ein Amt auf sich zu haben behauptet: so fordert er auch von allen, die gröſseste Folgsamkeit; und da ers sehr wohl weiß, daß Menschen, die ihm folgen sollen, theils wissen müssen, worin sie ihm zu folgen haben, und was es sey, das er von ihnen fordere; theils aber auch gewiß seyn müssen, daß das, was er von ihnen fordert, von Gott selbst gefordert und genehmiget werde: so wendet er nun, einige Jahre darzu an, um alle seine Religionsgedanken niederzuschreiben, und behauptet, da er täglich etwas niederschreibt: — „der Engel Gabriel erscheine ihm täglich, und sage ihm, was er niederschreiben müsse. — Er verfertiget also, nach und nach, eine Art der Bibel, für seine Nachfolger, und die wird in der Folge, mit dem Namen des Korans beleget.

Neben dem aber, daß er sich dergestalt, mit Schaffung eines neuen Religionsbegriffs, und mit desselben Aufzeichnung beschäftiget, unterläſset es auch nicht, seine besten Freunde, ganz im Stillen, von seinem Berufe zum Apostel-Amte, und von seinem steten Umgange mit dem Engel Gabriel, die nöthige Nachricht zu geben. Er findet aber, daß ein Prophet, unter seinen Blutsfreunden, gewöhnlich wenig gilt, und es streichen also, nach der ersten angeblichen Erscheinung des Gabriels, ganze Jahre vorbey, ehe er in Mekka, durch diese seine leise Predigt, auch nur einen einzigen Proselyten machen kann.

Als indessen, im Jahr 613, der Entwurf einer neuen Religion, entweder vollkommen, oder doch gröſstentheils schon fertig, und im Koran niedergeschrieben ist; so bittet er, unser Mahometh, als welchen, der so schlechte Fortgang, den seine Bemühungen unter seinen Freunden haben, gar nicht muthlos macht, an 40 seiner Verwandten, zu Gaste, und will ihnen, weil, (wie er entweder selbst es glaubt, oder wie es in seiner Phantasie,

oder auch im Traum, ihm vorgekommen ist,) Gott selbst es so befohlen hat, sein Apostel-Amt nun öffentlich antreten, also denn, diesen seinen Freunden und Verwandten, die erste feyerliche Nachricht hiervon geben.

Einer unter den Gästen, merkte indessen, daß Mahometh jetzt dieses Sinnes sey; sähe also, noch ehe Mahometh, ein Wort darüber redet, an, die übrigen Gäste vor dem Mahometh, als vor einem Betrüger, oder Phantasten zu warnen, und Mahometh muß derowegen, seinen Antrag verschieben; und seine Gäste, auch auf den folgenden Tag zu sich einladen.

Diese seine Gäste kommen auch am folgenden Tage, wieder in sein Haus, und da tritt er, ohne alle Scheu nun auf, und spricht: — „Es ist gewiß in ganz Arabien kein Mensch, der unsre Araber, so sehr beglücken könnte, als ich es kann. Ich kann zum Glücke dieses und des künftigen Lebens führen, und Gott hat mich dazu ausdrücklich ersehen, daß ich euch darzu führen soll. Zu diesem seligen Geschäfte habe ich aber einen Gehülfen nöthig, der als Freund und Bruder mit mir handele, und ich frag euch derowegen, welcher unter euch will hier mein Whazir, (Vezir, Stadthalter, Beystand) seyn?“

Bey diesem seinem Antrage, der vermuthlich vollFeuers und frommscheinenden Eifers ist, schweigen nun, wie die Geschichte sagt, die sämtlichen Gäste, Ali aber, der Sohn Abuthalebs, den Mahometh lange schon bey sich im Hause hat, tritt auf, und sagt: — „O göttlicher Mann, ich bins, ich will dein Beystand seyn!“ — Und der göttliche Mann fällt nun dem Ali um den Hals, küßt ihn und spricht: — „So sey denn du mein Bruder und mein Gehülfe, hier, bey diesem Volke! Ihr aber, meine Gäste, sehet ihn als einen solchen an; hört ihn gern, und folget ihm!“ *)

Den

*) Bey diesem Vorfalle können wir nicht umhin, unsern Lesern einen Begrif, von der Art und Weise zu machen, nach welcher man von je her, mit den Begebenheiten Mahomeths gehandelt hat.

Seine Geschichte ist nemlich, aus arabischen Schriftstellern gezogen worden, und weil man das Arabische nicht recht verstanden hat, oder nicht recht verstehen wollen, so hat man oft, das abscheulichste Zeug, vom Mahometh, und von desselben Anhängern, in die Geschichte eingewebet.

Denn so hat man z. E. als Wahrheit erzählet: — da Mahometh den obigen Antrag gethan, da wäre Ali aufgestanden; hätte sich zum Vezier des Mahomeths angeboten, und zugleich auch gesagt: — „Ich will denen die Zähne aus dem Munde schlagen; die Augen aus dem Kopfe reißen; den Leib aufschneiden, und die Füße abhacken, die sich erkühnen werden, dir, dem Propheten Gottes, widerstehn zu wollen!“

So, sagen wir, so hat man vorgegeben, habe Ali hier geredet, und so hätten schon dazumalen, Ali und auch Mahometh, die ruchlose Gesinnung gehabt, durch Gewaltthätigkeiten ihre Lehre zu verbreiten.

Wärs

Den Gästen wird also, da ihnen Ali, als solch ein Mann empfohlen wird, die Sache lächerlich. Sie lachen nunmehr überlaut, stehn auf, und verlassen die Behausung des Mahometh. Er indessen und auch Ali, fahren nunmehro an, Abschriften von gewissen Stellen aus dem Koran, diesem und jenem Araber in die Hände zu geben, die Einigkeit Gottes, auch die Nichtigkeit aller andern Religionen zu predigen, und die, im Koran enthaltenen Sätze; als untrügliche Wahrheiten in Mekka zu verbreiten.

Diese ihre Bemühungen schaffen jedoch nur wenig Frucht, denn besonders in Mekka, halten die Bürger unendlich viel auf die zween Götzen, Allat und Allozza, können also nicht ertragen, daß Mahometh sie insgesamt, von der Verehrung dieser, ihnen so wichtigen Gottheiten, abbringen will, und würden wahrscheinlich sofort, den gröbsten Ernst und Unwillen gegen ihn, aufs thätigste beweisen, wenn nicht lange schon ein sehr guter Begrif, von der sonstigen Rechtschaffenheit desselben, in ihnen sich erzeuget hätte, und wenn nicht überdem auch Abutthaleb, der Oheimb Mahomeths, bey ihnen, in einem großen Ansehn stünde, und derselbe nicht immer noch, zum Vortheile seines Neffen redete.

Weil denn aber Mahometh, den wiederholten Erinnerungen der Arader, wider die

---

Wärs denn aber würklich wahr, daß Mahometh und Ali jetzt bereits, solche Vorsätze gehegt; so wäre das, ihrer seits, kein größeres Verbrechen gewesen, als es ein Verbrechen auf Seiten der Christen war, und ist, wenn sie seit des Constantinus Zeiten, bis auf die Zeiten des Mahomeths, ja noch bis auf unsere Zeiten, die christliche Religion, durch die abscheulichsten Gewaltthätigkeiten gründeten, auch jetzt noch hin und wieder also gründen wollen, und so konnten auch hier, die Christen selbst, die Lehrer des Mahomeths, und des Ali, seines Bruders, süglich genug gewesen seyn.

Der selige Reiske indessen, der das Arabische besser verstanden, hat uns die Rede des Ali, ungleich besser übersetzt, und ihm zufolge, merket man dem Ali, so wenig als dem Mahometh, hier einen Blutdurst an. Denn Ali sagt hier weiter nichts, als dieses: „ich bin zwar der unansehnlichste unter allen Gästen; auch der jüngste an Jahren; ich habe Augen die beständig triefen; ich habe einen Leib der aufgedunsen ist, und Füße die geschwollen sind, aber dennoch will ich die Beystand leisten, u. s. w.“

Die ersten Uebersetzer sehn also, daß vom Ansehn, von Augen, vom Bauche, und von Füßen hier die Rede ist; versteht es nicht, was von denselben hier geredet wird; sehn indessen, daß ein Jünger Mahomeths hier redet, und eben dieserwegen das abscheulichste Zeug uns vor; weil ihrer vorurtheilten Meynung nach, ein Mahomethaner schlechterdings nichts anders, als das, was recht abscheulich ist, zu reden pfleget. — Soll man also, wider die, ungerechter weise gekränkte Ehre des Mitmenschen gar nicht reden? Oder fehlt es in der Geschichte an Böswichtern, und hat man Ursach, noch neue Böswichter in ihr zu schaffen?

die gedachten Gottheiten nicht zu reden, gar nicht achtet, sondern getrost fortfähret, die Verehrung dieser Götzen zu bestreiten, und immer nur von der Verehrung des Einzigen, allein wahren Gottes, etwas wissen will; so werden die Mekkaner auch gegen ihn viel ernster, gehn zu seinem Oheim Abuthaleb, von dem sie wissen, daß er alles bey dem Mahometh vermag, und sagen ihm: — „Er solle seinem Neffen dergleichen Predigten wehren, oder er solle es ihnen nicht verargen, wenn sie die Hand an ihn legten, und ihn dafür bestrafeten: denn nach seiner Predigt, müßten alle ihre Weisen, Narren, und alle ihre Vorfahren, Entehrer Gottes, und ruchlose Menschen seyn.“

— Abuthaleb hinket indessen auf beyden Seiten; liebt zwar den Mahometh noch immer, und sieht also, vermuthlich wohl, ein gutes Herz in ihm, ist aber doch auch schüchtern, sich geradezu für ihn zu bekennen, und mahnet derowegen, den Mahometh, in allem Ernste davon ab, daß er noch ferner also predige. Er aber, unser Mahometh, der, wenn er nichts als seinen Vortheil suchete, nur schweigen, und dann in aller Ruhe leben, oder auch an andern Orten predigen könnte, er läßt sich vom Abuthaleb, so gefahrvoll der ihm auch die Sache schildert, gar nicht wehren, sondern er fährt mit seiner Predigt auch noch jetzo fort, und sagt endlich, da die Mekkaner, noch viel ernster in den Abuthaleb dringen, und dieser wiederum auf ihn losstürmet, mit Thränen in den Augen: — „ich kann nicht und ich will nicht schweigen! ich will auch meinen Mund nicht schliessen, und gäbe man zum Lohn dafür, die Sonne mir in meiner rechten, und den Mond in meiner linken Hand, d. h. nach arabischer Art sich auszudrucken, und gäbe man die Herrlichkeit des Himmels, und die Schätze der Erden mir zum Lohne. *)

So weit also, als die Geschichte uns hier Nachricht giebt, so weit sehen wir noch immer nichts, was uns bewegen müßte, in diesem Mahometh, ein böses, und ein betrügerisches Herz uns zu gedenken. Wir sehn, wenn wir alle Umstände erwägen, höchstens nur einen Mann, der, weil er ein grosses Verderben in der Religion vor Augen sieht, es auch mit Gott und Menschen redlich meynet, eine bessere Religion auf Erden pflanzen will, und sich darzu verpflichtet hält, entweder weil er Gaben darzu in sich zu finden glaubt, oder weil

*) Hier haben unsere Leser ein abermaliges Beyspiel, von der höchst ungerechten Art, nach welcher man die Worte, und die Thaten Mahomeths erzählet hat. Denn hier, wo seine Rede so würdig, und einem frommen eifervollen Manne, so wohlanständig ist, hier hat man den Mahometh nichts anders sagen lassen, als diese, mehr frechen als frommen Worte: — „Und widerstünde mir die Sonne zur Rechten, und der Mond zur linken Hand, d. h. und setzte sich auch Gott und die Natur hier wider mich, so will ich dennoch nicht zurücke gehen!“

weil seine Phantaste, vielleicht im Traum, es ihm so eingegeben hat, daß er die reine Wahrheit sehe, und daß Engel ihm erschienen seyn, die ihn, zur Verbreitung derselben berufen haben.

Sein Oheim Abuthaleb, muß auch in der That, Unschuld seines Herzens, und Lauterkeit seiner Gesinnungen, in ihm bemerken. Denn, ohnerachtet er, (entweder weil er keine hinreichende Beweise von der göttlichen Sendung seines Neffen hat, oder weil er sich vor den Mekkanern fürchtet,) sich selbsten nicht als einen Anhänger der neuen Religion bekennet, und ohnerachtet er auch, (da ihn die Mekkaner, wenn er diesen Neffen nicht zur Ruhe brächte, mit allem Unglück drohn,) denselben in allem Ernst zur Ruhe bringen will: so wird er doch, da er wiederholend mit ihm deshalb redet, von demselben, so eingenommen, daß er, ohne sich zum Anhänger Mahomeths zu bekennen, ihm es schwöret, daß er ihn nie verlassen; daß er sein Bestes allemal vor Augen haben; und daß er die Mekkaner, mit allen seinem Ansehen, abhalten wolle, ihm, in irgend einem Stücke weh zu thun. — Dies, sagen wir, schwört Abuthaleb dem Mahometh; und schwört dies auch, unter Lebensgefahr, ein Mann, dem Manne zu, den er vor einen Schelm erkennet? Kann also Abuthaleb an Mahomeths Ehrlichkeit gezweifelt haben? — Er bekannte sich nicht zu ihm, als einem Propheten. Er mußte also, höchstens nur einen Irrthum, nicht aber Unredlichkeit und Betrug bey ihm bemerken.

Weil denn aber die Mekkaner sehn, daß Abuthaleb seinen Neffen immer nicht auf andere Gedanken bringet; so fahen sie an, zur Thätlichkeit zu schreiten; und da läuft Mahometh freilich wohl Gefahr genug, aber er ist standhaft in derselben, und seine Standhaftigkeit, dünkt uns, rühret von einem gutem Gewissen her, hat unterweilen auch sehr sonbare Erfolge.

Denn nun theilt er z. E. die Abschriften von einigen Stellen des Korans fleißig aus, und diese Stellen des Korans, haben die Würkung, daß die Leute, die sie lesen, sogleich auf andere Gedanken fallen, und dem Mahometh, so aufgebracht sie auch gegen ihn schon sind, von der Stunde an gewogen werden.

So ist nemlich, unter andern, ein gewisser Omar in Mekka, und der Mann ist gegen den Mahometh so sehr bereits erbittert, daß er sein Schwerdt ergreift, und damit nun geht, um den Mahometh aufzusuchen, und ihn des Lebens zu berauben. Ihm begegnet aber einer seiner Freunde, und da dieser höret, daß Omar dieses will, so sagt er ihm: — er wundere sich, daß er den Mahometh tödten wollte, da doch seine, des Omars Schwester, und auch derselben Mann bereits, des Islamismus *) Verehrer wären, und den Koran fleißig läsen.

Omar

*) Islam soll heissen: seligmachende Religion; und so wurde die Religion Mahomeths genannt. Aus diesem Worte, ist das Wort Islamismus entstanden, und wie man einen Mahomethaner, auch wohl einen Islem nennet, so ist endlich auch das Wort Islem, in Muslimann verwandelt worden.

Omar wird also, da er, von seiner Schwester, und von derselben Manne dieses hört, vor Wuth fast außer sich gesetzt; läuft sofort in die Behausung seiner Schwester, und hört, da er an ihrer Thüre ist, daß sie mit ihrem Manne etwas lieset. Er platzt also in ihr Zimmer herein; frägt, was sie da lesen, und schlägt seine Schwester an den Kopf, da sie ihm, was sie gelesen hat, nicht sagen will, auch die Schrift sofort verbirget, und sie ihm durchaus nicht zeiget.

Er verspricht denn aber auf das heiligste, daß er die Schrift nur lesen, aber nicht entehren, nicht versehren wolle; und da giebt endlich seine Schwester, diese, von ihr schon heiliggeachtete Schrift in seine Hände, so, daß er nun selbst darinnen lesen kann. Und er, der zuvor so sehr erhitzte Mann, lieset nicht sobald in ihr, als er auch erstaunt, und fast, bey jeder Stelle, die er lieset, voll Entzückung ruft: — o wie edel, wie kraftvoll und wie wahr ist das!

Er läuft denn auch sofort, aus dem Hause seiner Schwester; läuft und sucht den Mahometh sich auf; bittet denselben um Verzeihung, und erkennet ihn, als einen Propheten und Apostel von Gott.

Auf ähnliche Art werden auch noch andere, durch Lesung des Korans, (der in seiner Grundsprache, so albern nicht klinget, als er in mancher Uebersetzung zu klingen pfleget,) zum Islamismus bekehret, und weil Mahometh auf das Gespött der Mekkaner wenig achtet, insonderheit auch, nicht wieder schimpft, wo er geschimpfet wird, so vermehret sich die Zahl seiner Anhänger dergestalt, daß die Mekkaner schlüßig werden, allen diesen Neulingen in der Religion, auf alle nur mögliche Art zu schaden, und dabey dünket uns, haben wir abermals Gelegenheit zu sehen: — daß Mahometh, nicht eben eine irdische Hoheit für sich gesuchet, sondern, daß er, zum wenigsten vorjetzo noch, nichts weiteres, als eine, seinen Begriffen nach, vollkommene und wahre Religionsverbesserung hab stiften wollen.

Denn, nun ist die Zahl seiner Gläubigen schon ziemlich angewachsen, und nun setzen auch schon, 83 Männer, und 18 Weiber, nebst ihren Kindern, mit seiner Genehmigung, aus Mekka, übers rothe Meer, und flüchten sich in Aethiopien hinein. Nun bleibt aber, er selbst, Mahometh, mit dem Ali, noch immerfort in Mekka, wo jedermann wider ihn schon aufgebracht ist, und natürlich genug, durch eben diese Flucht so vieler Menschen, wider ihn noch aufgebrachter werden muß: und das heißt doch, (so viel wir hier sehen können,) sich selbst eines mächtigen Beystandes berauben? das heißt doch wahrlich auch, an seine eigene Sicherheit, mithin denn auch an ein irdisch Glück, und an eine irdische Hoheit gar nicht denken?

Wie denn aber der obgedachte Omar sich entschließt, den Mahometh zu ermorden; so sollte man denken, würde sich jetzt, da solche Auswanderung aus Mekka geschiehet, ebenfalls auch jemand finden, der den Vorsatz

Vorsatz faßte, den Mahometh über die Seite zu schaffen, aber das geschiehet nicht. Statt dessen treten aber die Mekkaner nun zusammen, schwören gemeinschaftlich einen feyerlichen Eid, und setzen es fest, daß kein einziger unter ihnen, mit dem Mahometh, und überhaupt auch mit der ganzen Familie des Abuthalebs, als über welchen sie nun ebenfalls auch zornig sind, in irgend einem Stücke, Umgang und Gemeinschaft haben solle. Sie setzen diesen Eid auch schriftlich auf, und hängen die Schrift selbst, in der Caaba, wie vor Gottes Angesichte hin, damit ihr aller Eid, aufs unverbrüchlichste gehalten werde.

Gemäß diesem Eide, redet nun also kein Mekkaner ferner mit dem Abuthaleb und mit dem Mahometh, kauft und verkauft auch keiner mehr, was es auch sey, von, oder an denselben. Mahometh und sein Oheimb Abuthaleb, nebst ihren Freunden, und nebst der Chadigjah, ziehen derowegen aus Mekka heraus, lassen sich auf einem, nahe bey Mekka liegenden Berge nieder, und leben daselbst, von den Mekkanern gänzlich abgesondert drey Jahre hindurch, nemlich bis zu dem Jahre 622.

In diesem Jahre gefällt es nemlich, wie die Fabel will, dem Herrn, einen Wurm zu schaffen, der in der Caaba, die Abschrift des Eides so zerfrißt, daß auch nicht ein Wort in ihr zu lesen ist, bis auf den Namen Gottes, den Mahometh prediget, und der ebenfalls dort niedergeschrieben ist. Es gefällt auch Gott, wie eben diese Fabel will, dem Mahometh, der noch immer auf dem Berge ist, diesen Vorfall zu entdecken: und da dieser nun, den Bürgern in Mekka dieses meldet, dabey auch sagt: — „dies wäre Zeugnisses genug für ihn, und dessen ein Beweis, daß Gott, an ihrem Eide keinen Wohlgefallen hätte!“ da gehen diese Bürger in die Caaba, sehn die, in Seiden-Zeug gehüllte Abschrift ihres Vereinigungseides an, und finden sie zerfressen, gerade so, wie Mahometh es angezeiget hat.

Augenscheinlich konnte nun, ein heimlicher Anhänger Mahomeths, oder auch ein bloßer Freund des Abuthalebs, zum Vortheile des Erstern, wie des Letztern, die Abschrift der Mekkaner, eben so gut vernichten, als sie ein Wurm vernichtet haben sollte; eben solch ein Freund konnte augenscheinlich auch, von dieser Vernichtung, dem Mahometh eben so gute Nachricht geben, als Gott selbst, und eben dieses begreifen auch, sehr viele Mekkaner gut genug. — Es ist aber in einer jeden Stadt, ein dummer Pöbel zu finden, und der glaubt immer gern, was vor allen andern Dingen, sonderbar und albern ist. Mögen derowegen die klügern Mekkaner wollen oder nicht, der Pöbel in Mekka glaubt es wenigstens: — die Sache mit dem Wurme, die könne doch wohl Wahrheit seyn, und dringt darauf, daß der Eid nicht fernerhin verbinden, daß aber der, aus der Stadt verdrängte Mahometh, nebst allen übrigen, zurückekehren solle, und Mahometh kehrt derowegen wirklich nun zurück.

Kaum ist denn aber dieser Mahometh, mit seinem Oheimb Abuthaleb wiederum zurückgekehret, als auch dieser sein Oheimb

Fieber, und alsbald nachhero auch, Chadidjah, die Ehefrau des Mahometh, die Welt verlassen muß. Durch dieser Beyder Tod, wird er also mancher Tröstungen beraubt; und da er immer betet, auch keine irdische Geschäfte ferner treibt, so wird er von diesem und von jenem vervortheilet, von andern aber immer mehr und mehr gelästert, so, daß er endlich darauf fällt, die Stadt, in der er nun, was ihn daran noch fesseln könnte, nicht mehr siehet, auf einige Zeit zu verlassen, und nach Thajef, einer nicht weit von Mekka liegenden Stadt, zu gehen, um zu sehen, ob die Bürger dieses Ortes, zur Annahme seiner neuen Religion geneigter seyn.

Er reiset derowegen nach Thajef; wendet sich, als er dahin kommt, an die angesehensten Männer dieses Ortes; will denselben sein vermeintlich Evangelium verkündigen: hört aber zu seinem nicht geringem Schmerze, daß diese Männer, auf sophistische Art, sein selbst, und seiner Lehre herzlich spotten, und sieht auch, wie sich schon der Pöbel daselbst, wild und unbändig zusammenrottet, wider ihn schon zischt und schreyt, auch ihn, bis zum Thor hinaus, mit seinem Gespött verfolget.

Er indessen, durch diesen, und durch alle bisherige unglückliche Erfolge seines apostolischen Amtes, zwar gebeugt, doch noch nicht abgeschreckt, betet nun, da er wieder vor den Thoren von Medina ist, zu Gott, und spricht: — „O Gott, wie schwach und ohnmächtig bin ich, zu dem Amte, zu dem du mich erwählet hast! Nichts von dem, was ich thue, will wie gelingen, und dahey bin ich ein Spott und Hohn der Leute! Du aber, Allerbarmherzigster, der du alle, die da Unrecht leiden, unterstützest, zeige dich mir, als meinen Herrn und als meinen Erretter, vor den Augen aller, die mir übels thun! Ja, zürnest du nur nicht mit mir; so acht ich alles andere nicht!"

So, sagen wir, sagt man uns, betet hier, der aus Thajef herausgelästerte Mann, und könnte man drauf schwören, daß er wirklich so zu Gott gebetet hätte; so wäre, dächten wir, die Reinigkeit seines Herzens außer allem Streit. Ueber diese Wirklichkeit ist indessen alle Gewißheit schlechterdings unmöglich, und wir müssen derowegen diese seine Herzens-Reinigkeit aus andern Gründen nehmen; jetzt auch sehen, wie es ihm nun ferner gehet.

Aus Thajef verscheucht, geht er nun wieder nach Mekka zurück, und da ist eben die Zeit der allgemeinen Wallfahrt, so, daß aus dem ganzen Arabien, sich eben jetzt, sehr viele Fremde in Mekka befinden. Er wendet sich also, mit seiner neuen Lehre an die Fremden, und sagt ihnen frey heraus: — „der einzige wahre Gott, habe ihn darzu verordnet, daß er sie ermahnen solle, allen Götzendienst zu verlassen, und nur ihm allein zu dienen!"

Auf diese seine Predigt merken indessen, wie das so gehet, nur wenige; einige Mekkaner aber werden unwillig über ihn, und nennen ihn öffentlich einen Betrüger. Das alles rühret aber seine Seele nicht so sehr, daß er deshalben schweigen sollte; er fährt vielmehr mit seiner Predigt fort; lieset auch aus seinem

Koran,

Digitized by Google

Koran, denen Fremden manche Stellen vor, und verdient, wie uns dünkt, es in der That doch nicht, daß man ihn als den nichtswürdigsten Menschen, so gar sehr verschreyet.

Denn, wenn Christus, wenn die Apostel, und wenn nach ihnen, andere Christen, trotz aller fruchtlosen Versuche, dennoch standhaft fortfahren, die Religion, auch unter Schmach und Marter zu verkündigen; so schliessen wir, aus dieser Standhaftigkeit, nicht sowohl auf die Wahrheit ihrer Lehre, die wirklich auch nicht immer daraus fliesset, sondern auf die Ehrlichkeit ihrer Herzen, und werden böse, wenn man dabey, auch diese noch in Zweifel ziehen will. Warum soll derowegen, aus der Standhaftigkeit des Mahomeths (wir sagen nicht, die Richtigkeit seiner Lehre, sondern) die Redlichkeit seines Herzens, nicht ebenfalls erwiesen werden?

Begätert zu seyn, wie Mahometh; in Ruhe und in Achtung, so wie er zu leben, und dann als ein Schelm, nicht aber als ein ehrlicher irrender Mann, eine neue Religion zu schmieden; Jahre lang daran zu schmieden; nicht als ein unbedachtsamer feuriger Jüngling, sondern als ein bereits 40jähriger, bedachtsamer Mann daran zu schmieden; und Jahre lang dabey, nur Unruhe, nur Verdruß, nur Schmach und Lebensgefahr zum Lohne zu haben: das, dünkt uns, ist zu viel behauptet. Und, wenn man die Aechtheit der Nachrichten der Apostel erweiset; so ist es offenbar, man legt dabey, gerade das zum Grunde, was wir beym Mahometh zum Grunde legen wollen: — „Ein Schelm, setzt allenfalls in leichtsinnigen Augenblicken, aber gewißlich nicht viele Jahre lang, seine Ruhe, seine Ehre und sein Glück, um einer Schelmerey willen auf das Spiel, von der er Jahre lang, auch nicht den mindesten Nutzen hat, ja immer neuen Schaden für sich selbst befürchten muß. —

Ein Schelm geht auch, wenn seine Schelmerey nicht recht gelingen will, von einem Ort zum andern, und da am liebsten hin, wo ihm am wenigsten gewehret wird. Mahometh aber geht nach Mekka wieder hin, wo alles wider ihn in Gährung ist, und gehet nicht nach Aethiopien, wo 83 seiner Gläubigen schon sind, und daselbst auch geschützet werden. — Ist also Mahometh ein Schelm? — Die Folge wird uns dies noch besser lehren.

Mahometh, sagen wir, predigt jetzt denen Wallfahrern öffentlich. Er kehrt sich nicht an das Gespött, das die Leute dieserhalb nun mit ihm treiben; er lieset seinen Koran jedem Menschen vor, und hat endlich auch das Glück, daß er von ohngefähr, auf sechs Männer von Jaschreb oder Medina stößt, denen er ebenfalls von seinem Prophetenamte Nachricht giebt, auch Stellen aus den Koran vorzulesen suchet, und die denn in der Folge, ohne daß er selbst es denken kann, ihm seinen Weg recht gut bereiten.

Denn sie, diese sechs Männer aus Medina, werden durch den Eifer dieses Mahomeths, insbesondere aber, durch die, ihnen vorgelesenen Stellen aus dem Koran, dergestalt für ihn, und für seine neue Lehre eingenommen, daß sie ihm ihren Beyfall geben, und daß sie, da sie wieder nach Medina

kommen, die Bürger dieser Stadt, mit dieser neuen Lehre, alsofort bekannter machen, in der That auch Anlaß geben, daß diese Lehre bald darauf, sogar mächtig um sich greifet. — Dies sey indessen hier noch nicht erzählet, denn zuvor müssen wir der so berufenen Himmels-Reise, des angeblichen Propheten, hier erwähnen.

Ist nemlich, in der ganzen Religions-Geschichte des Mahometh, irgend etwas abgeschmackt, ja unaussprechlich albern, und wird auch je etwas, zur Verspottung des Mahometh gebraucht, so ist es sicher diese seine Reise gen Himmel, die in das Jahr 621 gehöret, und von welcher Mahometh selbst, das allerabgeschmackteste Zeug erzählet haben soll.

In einer gewissen Nacht, kommt nemlich, wie man erzählt, der Engel Gabriel zum Mahometh; hat 70000 Stück Biesambüchsen bey sich, und nicht weniger als 500 Paar Flügel, die an dem, von ihm angenommenen Leibe, so weit von einander abstehen, daß der, der von dem einen nach dem andern sich begeben wollte, 500 Jahre lang zu wandern hätte. — Unbeschreiblich groß ist also dieser Gabriel, der hier erscheinet, und derselbe weckt den Propheten, und ladet ihn ein, mit ihm, in den Himmel zu steigen, um bey Gott zur Audienz zu kommen.

Zu einer solchen Himmelsreise des Propheten, ist denn auch sofort, ein ganz besonderes Thier, im Gesichte als ein Mensch, sonst aber wie ein Esel gestaltet, mit Sprache und Verstand begabt, auch mit Flügeln wohl versehen, neben dem Propheten, und derselbe denkt es gleich, daß dieses Thier, Alborak genannt, für ihn bestimmet sey, um auf demselben gen Himmel zu reiten.

Sogleich also, macht er sich zur Reise fertig, und will den Alborak besteigen. Alborak aber schlägt von hinten und von vorne gewaltig aus, und weigert sich ihn aufzunehmen; denn Alborak ist das Reitpferd der Propheten, und weiß noch nicht, daß auch Mahometh zu den Propheten gehöret.

Es schlägt sich derowegen der Engel Gabriel ins Mittel, und sagt dem Borak: — „Halt, denn es hat nie, ein größerer Liebling Gottes, auf dir gesessen, als dieser ist! Du hast freylich allen Propheten gedienet, wenn sie schnell wohin gereiset sind, aber solch einem Propheten, hast du noch niemals dienen können, indem er, dieser Prophet, der Fürst unter den Propheten ist, und durch ihn alle Menschen in das Paradies kommen müssen. Wer ihm auch glaubt, der wird auch dahin kommen; wer aber ihn der Lügen straft, der wird in das höllische Feuer geworfen werden, u. s. w.“

Alborak also, der dieses hört, fällt augenblicklich auf seine Knie, läßt den Propheten ganz unweigerlich aufsitzen, und eilt mit ihm, im vollem Galop, durch alle Lüfte, zuförderst nach Jerusalem, zum Tempel der Juden, den vermuthlich Gott nun wiederum, für diese Nacht erschaffet, und in welchem auch Ibrahim, Musa und Isa, d. h. Abraham, Moses und Jesus, sich schon eingefunden haben, um den großen Propheten in Empfang zu nehmen, sich auch seiner Fürbitte eifrigst zu empfehlen.

Der

Der große Mann Gottes hat denn aber, bey Gott selbst einen Besuch jetzt abzustatten, und er kann sich derowegen, bey diesen Männern hier, nur einen Augenblick verweilen. Er sieht auch alsofort, eine Leiter von Licht, die von der Erde bis an den untersten Himmel reichet, und da meynt er, habe er des Boraks nicht mehr nöthig. Er läßt also den Borak in Jerusalem, und steigt mit seinem Gefährten Gabriel die Leiter hinan.

Als er denn aber an den gedachten untersten Himmel kommt, so ist daselbst ein ungeheurig großes Thor, und das ist zugeschlossen. Sein Gefährte Gabriel klopft also an dasselbe an, und da höret der Prophet, daß der Himmelspförtner, der da ist, ein lautes: — Wer da? ruft, sieht auch zu seiner Freude, daß sofort das Thor eröfnet wird, als Gabriel nur sagt: — „Mahomeths ist hier, der große Freund des Herrn!“

Dadurch also, in seinem Muthe sehr gestärkt, schreckt und blendet ihn die Herrlichkeit des Himmels nicht. Er schauet nun getrost den ersten Himmel an, und sieht, er ist von lauterm Silber, und güldene Ketten gehen von ihm aus, an welchem die Gestirne hangen, unzählige Engel aber halten, in diesen Gestirnen, die sorgfältigste Wache, damit nicht irgend ein Teufel sich durchschleiche, dem Himmel zu nahe komme, und das ausspionire, was in dem Himmel vorgenommen wird.

Indem aber, daß nun der große Prophet, diesen Himmel aufmerksam beschauet; indem nähert sich ihm, ein überaus alter ehrwürdiger Mann, der sich seiner Fürbitte demüthigst empfiehlet, und da er frägt, wer dieser Mann sey? so höret er, daß es Adam sey: verspricht ihm also, daß er für ihn beten wolle, und nimmt nun noch die andern Denkwürdigkeiten, die auch in diesem Himmel sind, so viel die Eile ihm erlaubt, in Augenschein.

Da ist nemlich eine unzählbare Menge der Engel und der Geister, und die sind allesamt unterschiedentlich gestaltet; da ist aber insbesondere auch der große Hahn, von dem, schon lange vor dem Mahometh, die Rabbinen der Juden, so sehr viel Redens machen, und derselbe ist, seiner Größe, seines Werthes vor Gott, auch seiner Bestimmung wegen, ein ganz enormes Wunder.

Denn, von einem Himmel, bis zu dem andern, ist eine Entfernung von nicht weniger als 500 Jahresreisen, und dennoch reicht der Kopf dieses Hahnes, bis zu dem Throne Gottes, der allererst im siebenten Himmel stehet; und der also, von den Füßen dieses Hahnes, so weit entfernet ist, daß der, der diese Straße reisen wollte, 3300 Jahr darauf zu reisen hätte. Sonst aber ist dieser Hahn, so weiß als Schnee, hat jedoch Flügel, wie mit Perlen und mit Carfunkel besetzt, und reichet mit seinen Flügeln, wenn er sie ausbreitet, von dem einem Ende des Himmels, bis zu dem andern.

Von diesem Hahne hört denn auch der große Prophet, den Engel Gabriel versichern, daß wenn er krähe, auf der ganzen Erde, alle Hähne mit ihm kräheten; daß Gott diesen Hahn nicht wenig liebe, und daß auch selbiger, der Erde, das erste Zeichen geben sollte, wenn sie ihrem Untergang sich nähern würde.

Denn

Denn alsdann würde er seine Flügel zusammenziehen, und nicht mehr krähen; dann würde auch, kein einziger Hahn mehr krähen, und dann würde alsobald das Ende unsrer Welt da seyn.

Nachdem nun aber dieser erste und unterste Himmel, dergestalt beschrieget ist; so gehet die Reise unsers Propheten, in den nächstfolgenden, und in demselben sieht er, ist der Boden von reinem Golde, in demselben begegnet ihm auch, der Patriarche Noah, auch Jesus und Johannes, die sämtlich sich sehr vor ihm bücken, und sich seinem Gebeth empfehlen. Uebrigens aber ist die Zahl der Engel, hier, noch einmal so groß, als in dem ersten Himmel, und der Prophet reiset ihn nun durch, um zu dem dritten Himmel, und von dort, noch weiter hinauf, vor Gott zu kommen.

In dem dritten Himmel ist denn aber der Boden von Edelgesteinen, und besonders ist in demselben ein Engel, der den Namen des Getreuen führet, unter dessen Befehlen 100000 andere Engel sind, und der in seinem ungeheurig großen Kopfe, Augen hat, die 70000 Tagereisen weit, von einander stehen, und aus deren so weiten Entfernung, die so erstaunliche Größe des Kopfes, auch des Engels selbst, am besten zu begreifen ist.

Dieser Engel muß indessen solch eine ungeheure Größe, und solche, weit aus einander stehende Augen, seines Geschäftes wegen, haben, denn er ist der Engel des Todes, und er hat vor sich eine ungeheurig große Tafel stehen, auf der er die Namen aller Menschen schreiben, die Tage ihres Lebens berechnen, und den rechten Tag, ja die rechte Stunde ihres Todes genau bezeichnen muß. Ihm gehören also Kopf und Augen, die ungeheurig sind, weil er die ungeheure Tafel, mit einem Blick durchschauen, und alle Augenblick, die Neugebohrenen, auf diese Tafel schreiben, die Sterbenden aber auf ihr löschen muß.

Sind indessen die sieben Himmel Gottes, wie wir schon gesagt, von einander so sehr weit entfernt, daß man, wenn man dorten, eben so, wie hier auf Erden reisete, zum mindesten 500 Jahr zu reisen hätte, ehe man aus dem einen in dem andern käme; so brauchen doch Mahometh und Gabriel, immer nur einen Augenblick, zu dieser so weiten Reise, und so sind sie auch gar bald im vierten Himmel, der wieder von dem feinsten Silber verfertiget ist; in dem auch noch mehrere Engel sind, als in dem 3. 2. u. 1. Himmel waren, und in welchem überdem, der Patriarche Enoch sich befindet, der sich nicht weniger als David und Salomo, die in dem 7ten Himmel anzutreffen waren, diesem großen Propheten, und seinem Gebet empfiehlet.

Das merkwürdigste in diesem vierten Himmel ist jedoch, ein gewisser Engel, der mit seinem Kopfe, bis in dem fünften Himmel reicht, und der nichts weiters thut, als daß er weint und klaget, doch nicht um sein selbst willen, sondern nur um die Sünden der Menschen.

Als denn hiernächst aber, die Reise aus dem vierten Himmel, in den fünften gehet, und der Prophet auch da nun angekommen ist; so stehet er, daß derselbe, aus dem feinsten Golde bestehet; daß darinnen

Digitized by Google

uen ein Feuer des göttlichen Zornes, über die bösen Menschen aufbewahret wird, und daß auch Moses, in diesem Himmel sitzt, der gar nicht säumig ist, sich dem Propheten zu nähern, und sich abermalen seinem Gebete zu empfehlen.

Der fünfte Himmel ist indessen der Ort noch nicht, zu welchem dieser große Mann jetzt will, und denn steigt er mit seinem Führer, aus demselben, dem sechsten Himmel entgegen, der aus einer Art von trefflichem Edelgestein bereitet ist; in dem auch wieder, eine noch größere Anzahl Engel, als in jedem der vorigen Himmel sich befindet, und in dem vornemlich auch Johannes der Täufer sitzt, und darüber weint, daß noch ein größerer Prophet, als er selbst gewesen ist, in der Person des Mahomeths erscheinen müssen.

So sehr denn aber alle diese Himmel, und alle diese himmlischen Dinge, groß, und zum Erstaunen sind, so sind sie doch fast nichts, gegen das Große und Erstaunenswürdige, was nun dem großen Manne in die Augen fällt, da er den sechsten Himmel verläßt, und in dem siebenten anlanget.

Denn da, siehet er, da ist alles aus einem, unaussprechlich herrlichen, göttlichen Lichte bereitet, und da ist unter andern auch, ein Engel, dergleichen er in keinem einzigen der andern Himmel finden können.

Denn der Engel, der hier in diesem Himmel ist, hat 70000 Köpfe, jeder Kopf aber hat 70000 Angesichte; jedes Angesicht hat 70000 Mäuler, jedes Maul hat 70000 Zungen, und mit jeder Zunge, redet dieser Engel, in 70000 unterschiedenen Sprachen, von nichts, als von dem Lobe Gottes, des Einzig wahren, und Allerhöchsten.

In eben diesem Himmel ist denn auch Abraham, der Stamm-Vater aller Araber, und also auch des großen Propheten, der seine Reverence nun ebenfalls hier macht; und dem Gebet des göttlichen Mannes, sich ebenfalls empfiehlet. Nebenher ist auch ein Baum in diesem Himmel, und zwar von einer so herrlichen Frucht, daß, wenn Menschen und Thiere, auch nur ein einziges mal, nur etwas weniges davon kosten solleen, sie nimmer wieder Hunger fühlen würden. Und denn ist auch in diesem Himmel, ein Tempel Gottes, aus rothem Edelgestein gehauen, recht in der Form, wie die Caaba in Mekka, und recht an dem Ort, daß, wenn die sieben Himmel brächen, und dieser himmlische Tempel niederfiele, er gerade auf die Caaba hinfallen würde.

Herrlich und bewundernswürdig ist demnach fast alles, was der Prophet in allen diesen Himmeln siehet. Da er indessen meynet, nun fast alles Herrliche und Bewundernswürdige gesehn zu haben, da muß ihn der Engel Gabriel verlassen, und da muß ein anderer Engel, Namens Israfil, noch größer, und noch herrlicher als Gabriel, auch eigentlich (wenn man so sagen darf) der Kammer-Diener, oder der Leib-Page Gottes, zu ihm treten, um ihn, über zween Lichtmeere, dem Throne, oder dem eigentlichen Kabinette Gottes, wie das alleine nur den Leib-Pagen und Kammer-Dienern gebühret, entgegen zu führen, und da hat der Prophet recht seinen Wunder an den Israfil.

Denn jener Engel hat nur 70000 Häupter, und nur 70000 Angesichter, und nur 70000 Mäuler, und in jedem Maule nur 70000 Zungen, dieser Engel Israfil aber, hat beynah von diesem allen funfzehnmal so viel. Denn er hat zehnmal hunderttausend Köpfe; in jedem Kopfe zehnmal hunderttausend Angesichter; in jedem Angesichte zehnmal hunderttausend Mäuler; in jedem Maule zehnmal hunderttausend Zungen; und spricht auch, mit einer jeden Zunge, zehnmal hunderttausend von einander unterschiedene Sprachen.

Es kommt denn endlich aber der Prophet, dem Throne des Höchsten näher, und da meynt Israfil, daß ihm eine Stärkung nun wohl gut seyn würde, reicht ihm derowegen einen Becher voll Weins, und zugleich auch einen Becher voll Milch. Der Prophet bedarf indessen der Stärkung seines Muthes eben nicht, er nimmt also nur den Becher voll Milch, verbittet aber den Wein, und wird deshalb von den Engeln gerühmet, die sogleich schon wünschen, daß alle seine Glaubigen, wie nachher auch geschiehet, des Weines sich enthalten mögen.

Während dessen erschallt denn aber eine Stimme, in dem Himmel, und zwar eine Stimme, die da rufet: — „Tritt herzu o Mahometh, und nähere dich dem herrlichen und allmächtigen Gott!“ — Mahometh tritt also, ohne Scheu und Furcht hinzu, und kommt dem Herrn so nahe, daß derselbe ihm seine eine Hand auf die Schulter, die andere aber auf die Brust hinlegen, und dadurch zuförderst eine Kälte, nachhero aber, die allersanftesten und angenehmsten Gefühle, in seinem ganzen prophetischen Leibe würken kann.

Unter diesen fortdaurenden, sanft entzückenden Gefühlen, spricht er auch mit Gott, von allem, was zur wahren Religion gehört, umständlich genug; hört von Gott, daß er, der vortrefflichste unter allen Menschen sey, und beurlaubet sich sodann von Gott, um nun, der erhaltenen Instruktion gemäß, seinen Arabern, von der allein nur wahren Religion, den nöthigen Unterricht zu geben.

Der gute fromme Gott hat, unter andern aber, dem Propheten anbefohlen, von allen seinen Jüngern zu fordern, daß sie des Tages funfzigmal, zu ihm beten sollten, und der Prophet denkt auch, das müsse nun geschehen. Er will derowegen aus dem Himmel nun schon Abschied nehmen, und ein funfzigmaliges, tägliches Gebet, in seinem Vaterlande von den Leuten fordern.

Da ist indessen, zum Glücke für alle Muselmänner, der gute Moses noch so aufmerksam auf ihn, daß er ihn sofort zu Gott zurückeweiset, und dem es sagen läßt: „funfzigmal könnte kein Mensch so beten, fünfmal aber könnte es ein jeder, und fünfmal wäre auch wirklich schon genugt“ — Unser Mahometh begreifts denn auch, daß Moses hier wohl gar nicht Unrecht habe; eilt also zu Gott zurück; sagt demselben, was Moses ihm gesaget hat, und findet, daß Gott nun auch, mit einem fünfmaligen Gebet, sich gerne begnügen will.

Nach diesem hat er also, in den sieben Himmeln, vor der Hand zum wenigsten, nichts

ferneres

Digitized by Google

ferneres zu thun. Er ſteht ſich alſo, nach ſeinem Geſährten wieder um; findet den, ſogleich auch wieder, und ſteigt hierauf die Himmel hinunter, wie er ſie hinaufgeſtiegen iſt; kommt auch wieder zu dem Tempel in Jeruſalem, wo Alborak ſeiner wartet, und ſetzt ſich nun auf dieſes Thier, das ihn ſo ſchnell, wie je ein Blitz, geſund und wohlbehalten, nach ſeiner Heymath führet.

Dies iſts, dies erzählt man uns, von der Nachtreiſe Mahomeths gen Himmel; und dies, wollen viele Chriſten, dies ſoll Mahometh ſelbſt erzählet, und dabey behauptet haben, es ſey wirklich ſo geſchehen. — Aber gewiß, Mahometh ſelbſt, hat dieſen ſo erſtannenden Unſinn, wohl nie, als einen wirklichen Vorfall, erzählet, und jeder vernünftige Muſulmann, hat es behauptet, daß dem Mahometh, nur im Traum, dies alles vorgekommen ſey. Im Traum iſt denn auch, dergleichen Albernheit was mögliches; bey einem Mahometh aber, der nicht ganz unverſtändige Menſchen, zum Beyfall bringen wollte, bey dem wäre, ſolch eine Erzählung, als ein wirklicher Vorfall, alleine ſchon genug geweſen, um ihn alles Zutrauens und aller Glaubwürdigkeit zu berauben.

Mit dieſer Nachtreiſe ſey's indeſſen, wie es wolle, ſo viel iſt zum wenigſten gewiß, Mahometh fährt fort, den Mekkanern, ſeine neue Religion zu predigen; behauptet auch: Gott rede unabläßig, durch den Engel Gabriel zu ihm, und findet vornemlich, an einem Manne in Mekka, den wir, unter dem Namen Abubekr, noch oftmals nennen werden, eine gute Stütze. Denn er, dieſer Abubekr, wird als ein ſehr wahrheitsliebender Mann von jedermann betrachtet, und da er immer behauptet: „er kenne den Mahometh auf das genaueſte, und er wiſſe es gewiß, daß Mahometh ein Freund der Wahrheit ſey, und niemals lüge;“ ſo glauben immer einige Mekkaner, um dieſes Abubekers willen, dem Mahometh, wenn er von Offenbarungen, und von Unterredungen ſpricht, die er von dem Engel Gabriel erhalten und mit demſelben angeſtellet haben will. Würkt er indeſſen für ſich ſelbſt in Mekka dergeſtalt, zum Vortheil ſeiner neuen Lehre, ſo würken, ohne daß ers weiß, für dieſelbe, jene ſechs Männer aus Medina, in dieſer ihrer Vaterſtadt, noch ungleich mehr dafür.

Denn ſie, dieſe Männer, predigen jetzt ſo viel vom Mahometh, daß ſich ſchon im Jahre drauf, (622,) noch andere 12 Männer aus Medina, zu dieſer Religion bekehren, und daß auch Mahometh es ſchon wagen kann, den Moſab, einen ſeiner Jünger, nach Medina zu ſenden, um, ſowohl die Neubekehrten noch beſſer zu unterrichten, als auch noch mehrere Proſelyten in dieſer Stadt zu machen. Und eben durch dieſe Sendung muß es nun geſchehen, daß der neuen Lehre, ſo zu ſagen, Thür und Thor geöfnet wird.

Denn, als dieſer Jünger Mahomeths nach Medina kommt, und daſelbſt, bey dem einem der Neubekehrten Herberge nimmt, auch in deſſelben Hauſe lehret, da bekommen die zween Oberhäupter der Stadt, welche die Bewegungen, die des Islamismus wegen, durch

jene sechs Männer, unter ihnen entstanden sind, gleich Anfangs schon höchst ungern sehen, von dieser Ueberkunft des Jüngers Nachricht, und der eine von diesen Oberhäuptern, nimmt sofort seinen Spieß in die Hand; gehet in das Haus des Neubekehrten, und drohet seinem Gast, den Tod, wofern er nicht sofort das Haus und auch die Stadt verlasse.

Der Jünger unsers Mahomeths, ist denn aber unerschrocken; bittet den gedachten Regenten der Stadt, daß ers ihm erlaube zu reden; redet hierauf; lieset auch aus dem Koran etwas ab, und bekehret alsofort durch sein Reden und Lesen, den, wider den Islam, so heftiglich erbitterten Mann, ja bekehret ihn, zu einer solchen Werthschätzung des Islams, daß er alsobald auch sucht, den Mitregenten, den er hat, zu eben diesen Glauben zu bekehren.

Denn augenblicklich geht er nun zu diesem Mitregenten hin, und bittet ihn, daß er doch in das Haus des Mannes gehe, bey dem der Jünger Mahomeths jetzt ist. Und da der Mitregent dies hört; so spottet er zwar des Bittenden, droht und flucht auch dem Jünger Mahomeths, und geht mit Spieß und Bogen in der Hand, um diesen Jünger zu ermorden. Aber, wie es seinem Gehülfen gegangen ist, eben so geht es, so sehr er auch erbittert ist, ihm selbst.

Denn Mosab, der Apostel Mahomeths, bittet nun auch ihn, daß er es ihm erlaube zu reden, auch aus dem Koran etwas vorzulesen! Und da der aufgebrachte Mann ihm dies erlaubt, so legt sich augenblicklich auch der ganze Unmuth, der in seiner Seele ist; so erstaunt er über die Weisheit, und über die, ihm wenigstens, ganz augenscheinliche Richtigkeit der Lehre, und so bekennt er sich ganz öffentlich, zur Lehre unsers Mahomeths.

Damit auch noch nicht zufrieden, daß er sich selbst zu dieser Lehre bekennet, läßt er sofort die Bürger von Medina zusammen kommen, tritt unter ihnen auf, und spricht: — „O mein Volk, für wen siehst du mich an, und was bin ich bey dir?“ — Das Volk erwiedert also: — „du bist unser Haupt und unser Fürst, und dafür sehen wir dich an!“ — Er aber versetzt: — „bin ich denn euer Fürst, und müßt ihr mir gehorsam seyn; so sag ich euch, euch allen, welches Alters und Geschlechts ihr seyd, glaubt an den Gott des Mahomeths, und an ihn selbst, den Mahomeths, als an einen Propheten von Gott! Ich sag euch auch, mich und euch, soll alles Unglück treffen, wo ich ehe wieder mit euch Gemeinschaft habe, ehe ihr nicht dieses thuet!“

So, sagen wir, spricht hier, der Fürst der Medinenser, und noch denselben Tag, sagt die Geschichte, fällt Jung und Alt, das Haus des Omajjah ausgenommen, dem Fürsten bey, und bekennet Jung und Alt, sich zu der Lehre des Mahomeths, die ihnen, durch die zuerst bekehrten sechs Männer aus Medina, vorhero schon bekannt geworden ist, die sie aber, um so mehr nun schätzen, da auch ihr Fürst sich jetzt, so eifervoll für sie erkläret.

Solch eine unvergleichliche Würkung des Korans und des Mosabs, richtet nun natürlich genug, das Gemüth des Propheten, der

der noch immer in Mekka ist, doch daselbst nur wenig Beyfall findet, mächtig auf, und da hat er insbesondere auch die Freude, daß sein Jünger Mosab, mit 73 neubekehrten Medinensern, so heimlich als es möglich ist, nach Mekka kommt, ihm diese Neubekehrten vor Augen stellt, und nun ihn selbst es sehen läßt, mit welchem Eifer diese Leute, ihm, und seiner Religion ergeben sind.

Denn sie, da sie es hören, daß Mahometh in Mekka, so gar vielen Widerstand antreffe, auch steten Gefahren blosgestellet sey, tragens ihm nun an, daß er Mekka verlassen, und mit allen seinen Gläubigen, zu ihnen nach Medina kommen solle, versicherns auch, daß alle übrigen Bürger von Medina, ihn, mit der größten Freude, dort empfangen würden.

In seiner so bedrängten Lage, hat er nun freylich große Lust, der Einladung so guter Leute zu folgen. Er muß indessen, wie er sagt, was seine Person betrift, zuvor von Gott Erlaubniß haben, und einige seiner Freunde, wollen auch den Medinensern nicht recht trauen. Sie denken nemlich, sie könnten auch wohl, wie sie anjetzt ihn lieberten, also dereinst ihn hassen, und ihn, sobald es die Mekkaner forderten, sie auch mit Krieg bedroheten, den Mekkanern wieder in die Hände liefern. Sie fordern also, daß die gedachten 73 Männer, förmlich schwören sollen, sich des Mahomeths und seiner Gläubigen, unabläßig anzunehmen, und da schwören dieses auch, die sämtlichen Männer willigsich.*)

*) Bisher mußte der, der sich zum Islam bekannte, schwören: — „Er wolle glauben, nur an einen Gott, und neben dem Einen, nichts in der Welt als Gott verehren. Er wolle auch nicht stehlen; nicht huren; nicht morden!

Jetzt indessen, da die Medinenser, alle mekkanische Gläubigen zu sich einladen, und Mahometh nun fürchten muß, daß wenn er und seine Gläubigen der Einladung folgen, und Mekka verlassen, die Mekkaner dieserhalb mit den Medinensern Krieg anfahen, und diese dann, ihn und seine Gläubigen, viel lieber verlassen als vertheidigen dürften, jetzt fordert er zugleich auch, darüber noch einen Eid: — „daß sie ihn und seine Gläubigen gegen männiglich, eben so vertheidigen wollen, als sie sich selbst, ihre Weiber, und ihre Kinder zu vertheidigen pflegten. Eben dieses schwören ihm auch diese Männer; und da haben wir denn folgendes hierbey zu merken:

Der Eid, der im Anfange des Islams gefordert wurde, hatte nur die Religion selbst, nicht aber die Vertheidigung der Religion zum Grunde, mußte also auch von den neubekehrten Weibern abgeleget werden, und hieß der Weiber-Eid.

Der Eid aber, den jetzt diese Männer schworen, der hatte zugleich auch die Vertheidigung der Religion zur Absicht; konnte auch von den arabischen Weibern, als welche gewöhnlich nicht zu fechten pflegten, nicht geleistet werden; hieß also der Männer-Eid, und wurde in der Folge von jedem Muselmanne gefordert.

Wer

Nach einem so willigen, und für den Propheten auch so tröstlichen Eide, gehn demnach, fast alle seine Gläubigen, aus Mekka nach Medina, er selbst aber bleibt, so groß auch die Zahl seiner Feinde, und die Gefahr für ihn, in Mekka ist, mit dem Abubekr, und mit dem Ali, noch zurücke, denn seiner Behauptung nach, muß erst der Engel Gabriel ihm Nachricht bringen, ob Gott auch ihm die Flucht erlauben wolle.

Während dessen daß er aber, auf diese Nachricht wartet, erfahren die Mekkaner, die eidliche Verbindung, welche die Medinenser mit jenen eingegangen sind; sehen auch den abermaligen Abzug unterschiedener Mekkaner aus ihrer Stadt, und werden, da sie seiner nun aufs höchste überdrüßig sind, mit einander einig, daß sie ihn ermorden wollen.

Unter den Arabern ists indessen Sitte, daß wenn jemand ermordet wird, die Freunde des Ermordeten, nicht ehe ruhen dürfen, ehe sie nicht den Mörder wiederum getödtet haben. Und weil nun Mahometh, um der allgemeinen Religion willen, zum Besten aller Araber, ermordet werden soll; so halten die Mekkaner es für unbillig, daß ein einziger Mann, die Gefahr über sich nehmen solle, von irgend einem Freunde des Mahomeths ermordet zu werden. Sie beschliessen derowegen, gemeinschaftlichen Antheil an seiner Ermordung zu nehmen, wählen aus jeder Familie ihres Ortes, einen Mann zu diesem Morde, und setzens fest, ein jeder sollte einen Hieb, oder einen Stich ihm geben, und wollen also, den dereinstigen Bluträchern desselben, ihre Rache bis zur Unmöglichkeit erschweren.

Diesem ihrem Beschlusse gemäß, senden sie denn auch, da es vermuthlich in der Nacht schon ist, einige aus ihrer Mitten, zu dem Hause des Mahomeths, die daselbst Achtung geben sollen, daß er nicht aus seinem Hause gehe, damit sie am folgenden Morgen, ihn desto sicherer finden und ermorden könnten.

Mahometh hat aber, von dem Engel, die Erlaubniß zur Flucht, nun schon erhalten, erfährt

---

Wer also den Ursprung dieses Männer-Eides, wie er hier erzählet ist, erwäget, auch den Eid selbst betrachtet, der nur die Vertheidigung, nicht aber Angriffe auf andere erheischet, der wird es sehen, daß man dem Mahometh Unrecht thut, wenn man vorgiebt, er habe seine Gläubigen durch einen Eid verpflichtet, seine Religion, mit dem Schwerdte in der Hand, auf Erden zu verbreiten. Einige christliche Orden haben sich zwar hierzu verpflichtet, nicht aber Mahometh und seine Jünger. Uebrigens können wir merken, sahe Mahometh, die Männer in Medina, als seine Helfer und Unterstützer an. Er nannte sie daher Ansars, weil dies Wort, dies sagen will, und da entstund eine doppelte Benennung der neuen Gläubigen. Einige nemlich wurden Mohajerins, d. h. Flüchtlinge genannt, und das waren die Mekkaner, die anderwärts Schutz und Sicherheit suchen mußten, andere aber hiessen Ansars, und das waren die Leute von Medina, die jene in ihren Schutz aufnahmen.

Digitized by Google

erfährt es auch, was die Leute in Mekka wider ihn beschlossen haben, und gehet, noch ehe die Aufpasser vor seinem Hause sind, aus demselben heraus, zu seinem Freunde Abubekr, dem er seine große Gefahr entdeckt, und anbey die Nachricht giebt, daß Gott ihm nun die Flucht erlaubet habe.

Abubekr macht also, noch in der Nacht, die besten Anstalten zur Flucht; schickt in eine Höhle, die außerhalb Mekka, und zwar auf einem andern Wege, als den, der nach Medina führt, gelegen ist, die nöthigen Speisen, auch Geld, nebst anderm Vorrath hin, und wandert nun mit unserm Mahometh und mit noch einigen andern, aus Mekka fort.

In dem Hause des Mahometh ist indessen Ali, des Mahometh Vezier, und der schläft da, (weil er vielleicht von der Gefahr nichts weiß,) in guter Ruhe. Die Aufpasser sehen auch durchs Fenster, oder durch andere Oefnungen, in die Stube des Mahometh hinein, und werden darin den Ali gewahr, der in des Propheten grünen Mantel gehüllet ist, auch in des Propheten Bette lieget. Sie glauben also, Mahometh sey selbsten da, und liege dort in aller Sicherheit, werden indessen am folgenden Morgen ihres Irrthums überführt, und machen nun, da sie den Mahometh nicht finden, alle nur mögliche Anstalt, um ihn aufzusuchen, und in ihre Hände zu bekommen.

Vornemlich wird also, der Weg, der nach Medina führt, durchsucht, aber der Prophet ist in der obgedachten Höhle, die auf einem andern Wege liegt, und da wird er nun Anfangs nicht gesucht. Endlich aber wird es kund, daß er nach dieser Gegend hingegangen sey, und es werden, auch daselbst hin, einige Reuter abgeschicket, und dieselben kommen wirklich auch, zu der Höhle des Propheten.

Wunderwerke*) retten indessen den Propheten, so daß er mit seinem Gefährten glücklich

*) Nach dem Vorgeben der Musulmänner, gehen, bey dieser Flucht, ein ganz Theil Wunder vor. — Denn schon da, da Mahometh aus seinem Hause flieht, schon da, sind die Aufpasser vor demselben, aber Mahometh nimmt eine Hand voll Sand, streuet denselben in die Luft, und schlägt dadurch, gleich einem zweyten Elisa, diese Aufpasser mit Blindheit, so, daß er unbemerkt vor ihnen vorbeygehn kann.

Jetzt indessen, da er in der Höhle ist, jetzt kommt alsobald eine Spinne, die das Loch der Höhle verwebt, und jetzt kommen auch Tauben, die vor diesem Loche nesten, und Eyer legen. Die Reuter also, die ihn aufsuchen sollen, und das Loch der Höhle so beschaffen finden, glauben, in der Höhle könne er unmöglich seyn, und lassen ihn also daselbst in aller Ruhe.

Nach andern finden ihn aber die Reuter, und der, der sie führet, fliehet selbst dem Mahometh, und will auf ihn los. Der Prophet läßt aber das Kameel unter ihm, zur Erden fallen, und rührt durch dieses Wunder, den gedachten Anführer dergestalt, daß er nach Mekka zurücke kehret, und daselbst behauptet: — „Mahometh sey nirgends zu finden.“

lich nach Medina kommet, wohin auch Ali ihm nachfolget, den der Prophet, blos darum nur zurücke läßt, damit er das, was andere Mekkaner bey ihm verwahrlich niedergeleget haben, auch was er selbst den Leuten in Mekka schuldig ist, wiedergebe und bezahle; den also, (vermuthlich wohl um des allgemeinen Vortheils willen,) kein Mekkaner etwas übels thut.

Aus Mekka ist nun aber unser Mahometh jetzt fort, und wers bedenkt, daß Er, da er schon 53 Jahr 2 Monath und 8 Tage alt ist, daß auch Abubekr, und daß noch viel andere angesehene Mekkaner, jetzt, und auch schon vorher, blos um des Islams willen, ohne alle jetzt erdenkliche Vortheile, Haus und Hof und Vaterland verlassen, auch Fremdlinge werden, unter fremden Geschlechtern, da sie doch sonst, auf ihre eigene Geschlechter, so außerordentlich halten, der muß hier allerdings was sonderbares finden, und den kann es wenig wundern, daß besonders nun die Flucht dieses Mahomeths, unter seinen Gläubigen, Epoche macht.

Von dieser Flucht, (auf arabisch Hejira genannt,) zählen sie nemlich ihre Jahre, und da diese Flucht am 3ten Junius, im Jahr 622 geschahe; so fäht mit diesem 3ten Junius ihr erstes Jahr an, und so ist das Jahr 622, in ihrer Jahr-Rechnung das erste. Es ist denn dieses Jahr, in der That auch dasjenige Jahr, in welchem die Religion dieses Mannes, dergestalten Wurzel faßt, daß sie von der Zeit an, herrschend wird, und sich, wie wir noch sehen werden, mit außerordentlicher Schnelligkeit, als herrschend, über alle Theile der Welt verbreitet.

Eben so sehr nemlich, als die Mekkaner sich weigern, dem neuen Propheten zu gehorchen, eben so sehr zeigen sich die Medinenser nun bereit, demselben, in allen Dingen gehorsam zu seyn, und haben eine solche Liebe, auch ein so groß Vertrauen zu ihm, daß er über ihr Thun und Lassen, über ihr Vermögen, ja über ihren Leib und über ihr Leben, wie er will, gebiethen kann. Er aber hat so viel Licht in seinem Verstande, daß er, was zur Gründung und Verbreitung seiner Lehre dienlich ist, erdenket und verfüget, also denn auch der Stifter einer Religionsparthie nun wird, dergleichen, wenn man auf die Menge der Religionsbekenner siehet, noch nie auf Erden war, vielleicht auch nie drauf kommen wird. Und diese seine Verfügungen wollen wir nun, der Reihe nach, erzählen.

Als er nach Medina kommt, so biethet ihm jeder Medinenser sein Haus und seine Wohnung an, will ihn auch sogleich von der Straße, in sein Haus einführen, und setzt also den Propheten, in eine nicht geringe Verlegenheit. Denn kehrt er bey dem Einem ein, so scheinet dies ein Vorzug zu seyn, den er dem einem giebt, und will er bey den andern nicht einkehren, so ist es leicht, daß dieser sich von ihm verachtet halte, über die Absicht des Propheten, warum er gerade bey dem, und nicht bey einem andern Manne eingekehret sey, viel Böses rede, und also des Propheten guten Ruf verletze, auch seine gute Würksamkeit ihm hindere.

Der Prophet ist also verschlagen genug, alle Einladungen und Zunöthigungen der Medinenser von sich zu weisen, sich auf

göttliche

göttliche Winke zu beziehen, und zu sagen: — „er wolle sich von Gott hier leiten lassen, und in das Haus einkehren, welches ihm Gott selbst bezeichnen würde.“ — Er reitet derowegen in der Stadt, auf seinem Kameele immer fort, bis er auf einen Platz anlanget, der ihm gefällt, und bis er neben dem Hause eines Mannes ist, bey dem er wohl einkehren möge; läßt da, da er so weit nun kommen ist, sein Kameel auf die Knie fallen, und sagt: „hier ists, hier zeigt mirs Gott, hier soll ich bleiben; hier, auf diesem Platze, soll ich ein Bethaus, und mir ein Wohnhaus bauen, hierneben aber, soll ich, bis daß mein Haus erbauet ist, zur Herberge seyn.“ —

Er baut nun auch so Bethaus als Wohnhaus für sich auf; kehrt aber während dessen, in das fremde Haus, das Gott bezeichnet haben soll, zur Herberge ein, und verhütet nun, da er Gott selbst ins Spiel zu bringen weiß, die Unzufriedenheit der andern Männer, die sonst erfolgt seyn würde.

In Medina sind nun aber die Mohajerins, neben den Ansars, und was ist da leichter, als daß die erstern, die um des Glaubens willen flüchtig worden sind, gleich den ersten Märtyrern der christlichen Kirche, sich über andere erheben, auch darauf sich was dünken, daß der vergötterte Prophet ihr Landsmann ist, und daß durch ihn, Medina so erleuchtet worden? Was ist auch leichter, als daß die Ansars, oder die Bürger von Medina, ihre Gutherzigkeit, die sie gegen die Mohajerins geäußert, diesen Leuten aufrücken, oder auch dieser Gutthätigkeiten müde werden, und also, mit jenen sich entzweyen? Wo bleibt denn aber, wenn dies geschiehet, die Einigkeit dieser Leute, und wie kann alsdann, der göttliche Prophet den Islam noch verbreiten? — Dies alles siehet er, und diesem allem beugt er ebenfalls, mit großer Klugheit vor.

Er weiß, beym Spiele und beym starken Getränke, äußern sich am ersten die zank- und streitsüchtigen Triebe der Menschen, und dabey ists am leichtesten um die Eintracht geschehen. Er giebt also nun vor: Gott wolle von seinen Gläubigen, daß sie sich des Spieles und des Weins, auch überhaupt der berauschenden Getränke enthalten: — und seine Gläubigen enthalten sich derselben, leben also desto mehr in Einigkeit und Frieden.

„Jeder Mekkaner,“ sagt er aber ferner noch, „wähle sich aus den Medinensern einen Mann, den er am liebsten hat,“ zum Beschützer, und jeder Medinenser thue eben dieses, in Ansehung der Mekkaner. Sie alle richten sodann eine Brüderschaft unter sich auf, und schwören sichs, als Brüder mit einander zu leben, auch als Brüder sich beyzustehen, und zu vertheidigen!“ Er selbst wählt sich denn auch, solch einen Bruder, aus den Leuten von Medina, und da er selbst dies thut, da thun die Uebrigen ein gleiches. Das Band der Liebe und der Freundschaft wird also vervielfältiget, und eben dadurch auch viel fester geknüpft. Der Beystand, der nun den Flüchtigen geleistet wird, ist der Beystand eines Bruders, giebt der Ueberhebung des Herzens solchen Raum schon nicht, und erhält nun um so mehr die Einigkeit, da der Prophet dieselbe, mit Vortheilen, die sehr sichtbar sind, verknüpfet.

Denn nun, nun ſind die Mekkaner, die lange ſchon mit den Medinenſern in Unzufriedenheit gelebet haben, mit denſelben noch weniger als ſonſt zufrieden. Nun fürchten ſie, da ſie ſelbſt, durch den Abzug beträchtlicher Familien geſchwächet, die Medinenſer aber durch ſelbige geſtärket ſind, thätliche Beleidigungen von ihnen zu erleben. Nun ſind ſie derowegen bereit genug, Medina, bey guter Zeit, zu Grunde zu richten.

Sind ſie auch dies wirklich nicht; ſo iſt es doch vermuthlich, daß ſie es ſeyn werden; ſo kann auch Mahometh dies glauben, und ſeinen Medinenſern glaublich machen; ja ſo kann auch Mahometh, und ſo können auch ſeine Gläubigen es nun fordern, daß die Mekkaner, die durch ihre mörderiſchen Anſchläge, ihrer aller Flucht veranlaßt haben, ſie, der zurückgelaſſenen Haab und Güter wegen, ſchadlos halten, und ſo kann Mahometh, da die Mekkaner zu dieſer Entſchädigung ſich nicht verſtehen wollen, nebſt allen ſeinen Gläubigen, es vor gerecht anſehen, ihre Entſchädigung zu ſuchen. — Sie thun dies wenigſtens; ſie fallen nun die Reiſenden Handelnden aus Mekka endlich an, und werden, da ſie ſich hiermit noch größern Haß zuziehen, zur Verträgſamkeit und brüderlichen Einigkeit unter ſich ſelbſt, um ſo mehr genöthiget, je mehr ſie bey derſelben, Beute, bey jeder Uneinigkeit aber, Verluſt, ja gar den völligſten Untergang ihres gemeinen Weſens durch der Mekkaner vermeynte Kraft, zu befürchten haben.

Alſo, auch durch dieſe Schritte gegen die Mekkaner, weiß unſer Mahometh, ſeine neue Gläubigen, jetzo dergeſtalten mit einander zu verbinden, daß ſie wie ein Herz und eine Seele ſind. Und da ſie dies erſt ſind, anbey denn glauben, daß Mahometh noch mehr als Gottes Engel ſey, er aber, allen die ihm folgen, den Himmel und das Paradies verſpricht: ſo fechten ſie überall wie Helden; ſo ſiegen ſie faſt überall, und ſo fällt denn die Menſchenwelt, die ſich in Chriſten, in Juden, und in Heiden theilet, aber in ſteten Zank und Streit, des Gottesdienſtes wegen, lebet, und in ihren Glauben ſchlecht gegründet iſt, dem Glauben dieſes Mannes bey, der wahrlich, nach der damaligen Lage der Sachen, vor allen andern Glauben, ganz unſtreitig einen Vorzug hat. — Wir ſagen dies vorjetzt im allgemeinen, wir wollens aber ſogleich auch einzeln erzählen und erklären.

Da nemlich Mahometh nun in Medina iſt, und auch ſein Bethaus daſelbſt bauet; da richtet er in ſelbigem, wie er vorgiebt, auf Gottes Befehl, es alſo ein, daß der, der darinnen betet, ſein Angeſicht nach der Caaba in Mekka richten muß, obgleich ſonſt ein jeder Araber, der zu Gott erhörlich beten will, mit ſeinem Angeſichte, nach Jeruſalem gekehret ſtehet, und er thut dies wahrſcheinlich, um ſeinen Gläubigen, eine Ehrfurcht, in Anſehung der Caaba einzuprägen, und ſie dahin anzureizen, daß ſie, die, von Gott ſelbſt ſo ſehr geachtete Caaba, den Feinden ihres Glaubens, den Mekkanern, entreißen.

Er legt alſo, indem er dieſes thut, einen wichtigen Grund zur feindſeligen Behandlung der Mekkaner, in den Bürgern von Medina, glaubt auch wohl, zum Beſten, der,

Digitized by Google

der, von ihm als wahr erkannten neuen Religion, gegen solche Menschen, die den Lauf der Wahrheit hindern, darzu berechtiget zu seyn, und sieht es dieser Religion für zuträglich an, wenn er und seine Gläubigen, Mekka besäßen, und dadurch Gelegenheit bekämen, die unzähligen Wallfahrer, die dahin kommen, zum wahren Glauben zu bekehren.

Er läßts indessen, bey diesem Saamen zu feindseligen Gesinnungen gegen die Mekkaner nicht bewenden, sondern er schickt nun wirklich auch, einige Medinenser aus, die auf eine Caravane (d. h. eine, bald größere, bald kleinere Anzahl derer, die von einem Ort zum andern, sowohl mit, als ohne Kaufmannsgüter reisen,) aus Mekka lauren müssen, und die nun wirklich diese Caravane, die viele Kaufmannsgüter bey sich hat, anfallen; ihr alle ihre Güter nehmen, und mit sich nach Medina schleppen.

Durch diesen ersten feindseligen Schritt indessen, den er wahrscheinlich, mit den, schon oben angeführten Gründen, genugsam zu entschuldigen weiß, angefeuret, läßt er auch, im 2ten Jahre der Hejira (623), seine Medinenser abermalen, auf eine, aus Syrien kommende Caravane der Mekkaner, die ein gewisser Abu Sofian führet, und die von 30 wohlbewaffneten Mekkanern, auf ihrem Zuge bedecket wird, losgehen. Abu Sofian erfährt es aber, daß Medinenser in größerer Anzahl, als er bey sich hat, auf ihn im Anmarsch sind; macht also, fern von ihnen Halte, und meldete den Mekkanern, daß er und seine Caravane, sich in der größten Gefahr befinden.

Die Mekkaner brechen bewogen, bey 950 Mann, ganz unvergnüglich auf, und eilen zur Beschirmung der Caravane, dem Abu Sofian entgegen. Sie thun dies aber nicht so in der Stille, daß unser Prophet es nicht erfahren; und seine Leute nicht ebenfalls verstärken sollte. Er kann indessen, (wo die Geschichte nicht, um Wunder zu häufen, sehr verfälschet ist,) nicht mehr als 313 Mann aufbringen, gehet demohnerachtet aber in eigener Person, den Mekkanern entgegen, und läßt sich mit ihnen, unter eifrigem Gebet zu Gott, bey einem Ort, Badr genannt, in ein förmliches Gefechte ein.

Weil er denn aber, während dieses Gefechtes, wie ein zweyter Moses stehe; seine Hände zu Gott aufhebet, und zu ihm, um den Sieg der Seinen flehet, auch Abubekr, gleich einem zweyten Josua, ihm beym Gebete, seine Hände unterstützt: so fechten auch die Seinigen, mit unerschrocknem Muthe, und erkämpfen ihm den Sieg. Er erbeutet also viele reiche Kaufmannsgüter; er erlegt, an 70 Mekkaner auf der Stelle; er nimmt ohngefähr noch 70 andere gefangen, und stärket nun die kriegerische Begierde der Medinenser, auch ihr Vertrauen zu ihm; indem ers ihnen zuvor bereits versichert hat: — „daß Gott, wenn sie ihn, gegen ihre Feinde, um Hülfe bitten würden, ihnen, wo sie nicht Mannschaft genug im Felde hätten, seine Engel senden würde!“ — und indem ers nunmehr auch behauptet, daß nur durch der Engel Hülfe, dieser Sieg erfochten sey.

Bis jetzt können wir indessen, da die Feindseligkeiten, die hier geübet werden, durch

alle vorhergegangene, und schon angeführte Umstände, sich noch wohl entschuldigen lassen, und als gerechte Repressalien, auch als Nothwehr zu betrachten sind, das Herz des Propheten, unserer Einsicht nach, noch nicht verschreyen, und noch bis jetzt dünkt es uns, habe er Gott und die Wahrheit, nicht ganz mit Unverstande, wohl aber mit enthusiastischem Muthe geliebet. Und wer das bezweifelt, der denke sich die damalige Lage der Menschen.

Des Streitens der Menschen, über die Wahrheiten der Religion, und des Religionshasses, war, wie wir gleich anfangs sagten, dazumal, unendlich viel auf Erden. Der Götzendienst war, dem denkenden Manne, ein offenbarer Greuel; das Judenthum, war nach der Zerstöhrung des Tempels, schlechterdings nicht wahr, und mußte jedem redlichen Gemüthe zuwider seyn, so lange, wie damals wirklich doch geschahe, die Juden nur sich, nicht aber andere Volker, als Lieblinge Gottes betrachteten. Es blieb also, das Christenthum alleine noch, dem Manne vom Gefühle, ehrenwerth; aber die Christen stritten sich über Lehrsätze, die in der That, auf ein besseres Leben, keinen Einfluß hatten, und ihr Streit, war, trotz aller Kaiser-Concilien- und Theologen-Beschlüsse, seit Jahrhunderten, nicht geendet, sondern nur vermehret worden; die Einsichten der Christen, in das herrliche Wesen der Lehre Jesu, waren fast nirgends zu finden, und nur alberne Fratzen von Mirakuln, saßen den Christen im Kopfe; nur durch diese angefeuret, glaubten sie ihren Priestern, und ihr Glaube war, besonders in den Gegenden, die Mahumeth vor Augen hatte, leicht, unthätig zum Guten, kräftig aber zum Haß und zur Verfolgung Anderer.

Ein jeder also, der mit Gott, und mit seinem Nächsten, es von Herzen redlich meynte, was konnte der, in dieser Lage thun, um die uneinigen Menschen, die sich so sehr anfeindeten, zur gemeinschaftlichen Liebe, und die ruchlosen, auch albernen Seelen, zu irgend einem Grade der Tugend und der Klugheit zu erheben?

Uns dünkt, er mußte nun denken: — „laß alles streitige; alles, was lange schon bezweifelt ist, als unnütz fahren! setz als Wahrheit fest, was alle als Wahrheit glauben, und kannst du, so stelle dich, als einen außerordentlichen Gesandten Gottes an, damit, in allem Guten, was du forderst, die jetzige Welt dir folgsam sey, die jetzt gewiß nicht folgt, wofern sie nicht etwas außerordentliches und wunderbares höret!“ — Uns dünkt, so konnte ein redlicher Mann, ohne Herzensbosheit, denken, und gewiß, viele christliche Lehren haben eben also gedacht. Es ist auch gewiß, niemand nennt sie dieserwegen Bösewichter, und warum soll denn Mahomeths, auch in so fern schon, ein Bösewicht genennet werden.

Daß ein einziger allerhöchster Gott sey, das glauben, wie wir gezeigt, die Araber, das glaubten aber auch die Juden und die Christen. Mahomeths lehrt also: „es ist kein Gott, als allein nur dieser!“ —

Daß dieser Gott reich sey an Vollkommenheiten aller Art, das glauben alle, das lehrt derowegen auch, der neue Prophet von Gott.

Gott. Daß es Tugend und Laster gebe; daß Gott auf beyde schaue, sie belohne oder bestrafe, das glaubten alle; und das lehrt auch Mahometh. Daß nun aber Jesus, Gottes Sohn sey; ob er eine oder zwo Naturen habe; und ob noch hundert andere Sätze der Christen, Wahrheit oder Irrthum wären, das glaubte nicht ein jeder; das hatte man zwar sehr oft behauptet, aber auch sehr oft verneinet, und niemals aller Welt, bis zu ihrem Beyfalle erwiesen. — Das konnte natürlich also Mahometh, der die Welt gern bessern wollte, ebenfalls ihr nicht erweisen. Seine Religion mußte derowegen, sollte sie Frieden und Einigkeit auf Erden stiften, (NB. in der damaligen Lage) frey von allen den Lehrsätzen seyn, die bisher im Streit gewesen, und noch nie, zur allgemeinen Beruhigung der Menschen, entschieden waren.

Das auch, daß die Bibel Gottes Wort enthalte, das glaubten Juden und Christen, und doch stritten sie alle über den Sinn der Bibel, und jeder glaubte die Wahrheit in ihr aufs deutlichste zu sehen. Nahm also Mahometh die Bibel ebenfalls, als ein Wort Gottes an; so mußte er mit Juden und mit Christen, über die Bibeldisputiren, und dies Disputiren, hätte nie ein Ende gehabt, hat auch zu unsern Zeiten noch kein Ende gefunden: und was mußte er, zu seinem Zweck nun thun? — Er mußte sagen: — „die Bibel ist verfälscht, und mein Koran stellt die Wahrheit wieder her!“ — Das also, daß er Lehrsätze des Christen- und Judenthums ausließ, und die Bibel für verfälscht ausgab, das war nicht Bosheit des Herzens, sondern ein Erforderniß der Zeiten.

Und, eine neue Religion, unter Heiden, Juden, und Christen pflanzen wollen, die allesamt ihre alte Religion, nicht auf die Vernunft, sondern auf wunderthätige Fakta gründen, ohne diese neue Religion, auf diese oder jene Art, höchst wunderbar zu machen, das ist ganz gewiß nichts schickliches. Mahometh also, mag die Welt durch vorgegebene wunderbare Dinge geäffet haben, sein Herz kann bey denselben, eben so gut gewesen seyn, als da, wo sein Verstand nur einige, und nicht alle Religionssätze der Christen, richtig hat durchschauen können, und wo er, nur ein größeres Uebel in der Welt zu hindern, einiges, was in sich selbst wohl nicht zu loben ist, *) verordnet hat.

*) Dahin gehöret z. E. die Vielweiberey, die er in so fern erlaubete, daß der, der reich genug zur Ernährung vieler Kinder wäre, sich bis 4 Frauens nehmen könnte. — Er konnte indessen, als ein ehrlicher Mann, hier denken: — ists wahr, was Juden und Christen sagen, daß Moses ein Prophet Gottes war, und erlaubte der, um der natürlichen Neigung seines Volkes willen, Weiber ohne Zahl, und ohne Einschränkung, in Absicht auf ihr Vermögen; so kann auch Gott nicht zürnen, wenn ich, mit Einschränkung, den Arabern, die eben solche Neigung haben, jetzt ebenfalls noch mehrere Weiber erlaube, und

Wie es aber bey dem besten Menschen möglich ist, daß Glück und Unglück ihn verschlimmern; so glauben wir, auch bey dem Mahometh, bald nach jenem seinem Siege, die Verschlimmerung des Herzens zu bemerken.

Denn, gleich nach diesem Siege bey Badr, läßt er einige gefangene Mekkaner, die ihn ehedem in Mekka hart beleidiget haben, ohn Verschonen tödten; und das ist uns durchaus nun kein Erweiß, eines, nur zu Gott gerichteten Gemüthes. Er auch, der zuvor, wenn ihn in Mekka jemand schmähet, ganz gelassen ist, er kann, bald nach gedachtem Siege, an siebenhundert Juden, die ihn anjetzt beleidigen, zum Tode verdammen, und sich lange bitten lassen, ehe er seine Rachbegierde so weit mäßiget, daß er ihnen ihr Leben schenket, und sie mit Zurücklassung ihrer Haabe, verweiset. — Also der Prophet, in dessen Herzen wir, anfangs, so viel Guts bemerken, der wird in der Folge sehr verschlimmert, und das werden wir uns noch an dern Beyspielen, sichtbar machen; denn nun wollen wir seine fernere Thaten, und das fernere Schicksal seiner Gläubigen erzählen.

Nach dem Siege bey Badr, vermehret sich, durch die Missionarien, die er außerhalb Medina schicket, und durch das Aufsehn, welches sein Sieg, unter den Arabern machet, die Zahl seiner Gläubigen so sehr, daß sie hinreichend ist, jene siebenhundert Juden, bezgestalt zu überwinden. Und da nun diese Gläubigen so vermehret sind, so wird es ihm auch leicht, im 8ten Jahre der Hejira, (634) abermalen eine reiche Caravane der Mekkaner aufzuheben, und sich, nebst seinen Gläubigen, mit ihren Kaufmanns-Gütern zu bereichern.

In eben diesem Jahre, kommen aber an 3000 Mekkaner, auf Medina angerücket, und wollen nun, den Verlust, den sie, bey Badr, erlitten, in allem Ernste rächen. Der Prophet geht also, mit 1050 Mann, die er nun schon auf die Beine bringen kann, diesen Mekkanern sehr getrost entgegen, und hat auch, im Anfange des Gefechtes, die Freude, daß seine Leute, wie die Löwen kämpfen, und die Mekkaner wirklich schon zum Weichen bringen.

Seinen

---

und wenn ich dies auch denen Juden erlaube, die ich ja ebenfalls zu meiner Religion bekehren will.

Er selbst soll wollüstig gewesen seyn, und in der That hat er viele Weiber, zugleich gehabt. — Aber, so lange Chadigjah lebt, lebt er, ein 25jähriger Mann, mit ihr, einem schon alten Weibe, wie das auch ihre Anhänglichkeit an ihn erweiset, alleine, und wenn er nun, nach ihrem Tode, mehrere Weiber nimmt; so dünkt uns, ists, da er schon über 55 Jahr alt ist, nicht billig, ihn deshalb zum Wollüstling zu machen. Es ist, dünkt uns, billiger, dies, als einen politischen Umstand anzusehen, und zu glauben, daß er dieses darum nur gethan, um mit angesehenen Familien desto genauer verbunden zu werden; daß er auch geglaubt, durch biblische Beyspiele, darzu berechtiget zu seyn.

Digitized by Google

Seinen Leuten ist indessen an der Beute, viel zu viel gelegen, und es läuft derowegen sein Hintertreffen, sobald es die Mekkaner wanken sieht, um Beute zu machen, von seinem angewiesenen Platze, entblößet dadurch aber den Rücken des Vordertreffens dergestalt, daß Whalid, ein mekkanischer General, sich alsofort dahin verfügen, das Glück des Tages plötzlich ändern, und die Truppen des Propheten schlagen kann.

Zum höchsten Glücke nehmen aber, Abubekr, Omar, und Othmann, die Generale des Propheten, eine so geschickte Flucht aus dem Felde, daß der Verlust nicht sonderlich beträchtlich werden kann, und nachher müssen auch, sowohl die Umstände, in denen seine Gläubigen sich befinden, als auch seine eigene List, so viel hier würken, daß dieser Verlust einer Schlacht, ihm gar nichts schadet, ja sogar auch Vortheil bringet.

Denn er, ein Prophet von Gott, ist nun, wider seine Versicherung, von den Ungläubigen geschlagen, ja sogar selbst, in seinem Angesichte, hart verwundet, und das sollte ja wohl, den Glauben an ihn entkräften; aber dies geschieht hier nicht.

Denn sie, diese Gläubigen, haben sich nun einmal schon für ihn verschworen, haben schon, ein zu großes Aufsehen in der Welt gemacht; haben schon Feinde, die zu sehr erbittert sind, und denen widerstanden werden muß; sind überdem auch schon, durch mehrmalige fette Beute, zum Kriege angefeuret, und mögen also nichts als Krieg. Er, der Prophete, aber sagt anjetzt: — „Um einiger Versündigungen willen, sey es ihm also ergangen; um einiger Versündigungen willen, wären auch einige der Gläubigen erschlagen; und was die übrigen erschlagenen Gläubigen beträfe, so wäre ihr Tod, freylich nicht Strafe für sie, von Gott, sondern Strafe für ihn, den Propheten, Lohn und Vortheil aber für die Erschlagenen. Denn, wenn sie auch nicht im Felde gewesen wären, so hätten sie dennoch sterben, und jetzt schon sterben müssen, da ihr Lebensende da gewesen wäre. Jetzt indessen, da sie im Felde gestorben wären, jetzt hätten sie den Vortheil noch erlanget, daß sie, nicht nur als Gläubige, sondern auch als Märtyrer, von Gott, mit noch viel größerer Seligkeit belohnet werden müßten."

Statt dessen also, daß die neuen Gläubigen, durch den, in jenem Treffen erlittenen Verlust, muthlos und friedliebend werden sollten, statt dessen werden sie noch mehr als sonst, mit Muth erfüllt; wollen sich, um sich zu rächen, um sich zu bereichern, und um sich recht bey Gott in Gunst zu setzen, vor allen Sünden, und das heißt ihnen, vor allem Ungehorsam gegen den Propheten hüten, auch gegen die Ungläubigen fechten, und eben so gerne sterben, als siegen.

Wo sich derowegen irgend nur eine Gelegenheit zum fechten, und zum rauben findet, (und die findet sich da allemal, wo Mekkaner sind; wo Araber sind, die auf Raub ausgehen; wo auch Juden, Christen und Araber sind, die den Gläubigen, einen Nachtheil erregen, oder derselben Missionarien, wie auch sehr häufig geschiehet, mißhandeln,) da gehen sie auch getrost ins Feld, fechten mit

mit Muth, sterben wie Märtyrer, und siegen fast immerdar als Helden.

Können sie denn auch, für sich selbst nicht siegen, so sieget immerdar der Engel Gabriel für sie, oder die List des Propheten, der Uneinigkeiten unter seinen Feinden stiften, und sie dadurch aus dem Felde jagen kann. Und dies gehet nun so fort, bis zu dem 7ten Jahr der Hejira, oder zum Jahr Christi 628. Ueberall behält der neue Prophet die Oberhand; überall ziehen die Mekkaner, und die, die sich mit denselben, wider ihn verbinden, den Kürzeren: immer wächst also das Ansehen der Gläubigen, und immer mehret sich derselben Macht, da jeder, der sich zu ihnen wendet, von ihnen als ein Bruder aufgenommen, wohl behandelt, und auch, durch die Beute von den Feinden, die immer gut getheilet wird, *) leicht genug zu Geld und Gut gelanget.

Alle die Gefechte aber zu erzählen, die in diesen Jahren vorgefallen sind, das würde für uns zu weitläuftig seyn. Es sey derowegen genug, im allgemeinen sie berührt zu haben, und dabey noch anzumerken; daß auch nach dem einen, dieser Gefechte, unser Prophet, sich gar nicht göttlich zeiget.

Denn, da die Koreidhiten, mit den Medinensern lange schon im Bunde stehen, in diesen Jahren aber, denen Bürgern von Mekka, die mit 12000 Mann, gegen Medina in das Feld einrücken, ihren Beystand leisten; so kehret er, da er jene, durch Uneinigkeiten, die er unter ihnen angerichtet, aus dem Felde getrieben hat, wie er vorgiebt, auf ausdrücklichen Befehl von Gott, die Waffen, wider die gedachten Koreidhiten; besieget sie; erobert ihr Gebieth, und läßt an 6, bis 700 ihrer Männer, die er hierbey gefangen nimmt, ohne alle Barmherzigkeit in Stücken hauen, verkaufet auch ihre Weiber und ihre Kinder zu Sclaven.

So ungöttlich, ja noch ungöttlicher, haben nun freylich die christlichen Fürsten, gegen treulose Völker, ja sogar gegen die getreuesten Unterthanen, wenn sie in Glaubenssachen anderer Meynung gewesen, häufig genug gehandelt, und sind dewohnerachtet, von den Bischöfen und Priestern der christlichen Kirche, ihrer Tugend und Gottseligkeit wegen, himmelhoch erhoben worden. Wir indessen, wir haben solche Mißhandlungen der Menschen, niemals anders, als mit Abscheu betrachtet, und wir können daher, so sehr auch Mahometh, in Ansehung seines Herzens, sonst von uns entschuldiget, ja gerechtfertiget ist, uns hier doch nicht entbrechen, über ihn zu schelten, und sein Verhalten

*) Die Beute theilet Mahometh, gewöhnlich in fünf Theile; nimmt einen Theil, zur Erhaltung sein selbst, des Gottesdienstes, der Staatsbedürfnisse, und der Armen; giebt aber die vier andern Theile, denen, die da fechten, und theilet also wirklich dergestalt, daß seine Anhänger mit ihm nicht murren, sich aber, wenn sie viel erbeuten, leicht genug bereichern können.

ten gegen diese Leute, mit ungeheucheltem Abscheu zu betrachten.

In eben dem gedachten 7ten Jahre der Hegira, macht sich indessen der Prophet, mit noch 1400 Mann der Seinigen, auf den Weg nach Mekka, vermuthlich um Mekka zu überrumpeln, doch, seinem Vorgeben nach, alleine nur in der Absicht, um in der Caaba daselbst seine Andacht zu verrichten. Er meynet auch, die Mekkaner werden ihm hierinnen, um so weniger wehren, da schon ein für allemal, der Gebrauch es mit sich bringet, daß jeder Araber, nach Mekka, sicher wallfahrten kann, und da besonders auch, um eben dieser Wallfahrt willen, ein ganzer Monath so heilig unter ihnen geachtet ist, daß niemand in demselben, gegen seine Feinde Thätlichkeiten verüben darf, er aber, gerade in diesem friedlichen Monathe, seine Wallfahrt dahin unternimmt.

Die Mekkaner binden sich indessen, an diese alte Sitten und Gesetze ihres Landes, vorjetzo nicht, schicken vielmehr dem Mahomeeth entgegen, und lassens ihm sagen: „daß sie sich verschworen hätten, ihn nimmermehr in Mekka hereinzulassen!“ legen auch den Abgeordneten, den er, um in Frieden einzuziehen, an sie sendet, gefangen, und setzen also den Propheten in die Verlegenheit, entweder, als von den Ungläubigen beschimpfet, wieder nach Medina zurückzukehren, oder aber Mekka anzugreifen, und daselbst, von der, wider ihn verschwornen Menge des Volks, die schimpflichste Niederlage zu erdulden.

Sein so gutes Glück fügt es aber, daß einige 80 Mekkaner, vermuthlich um ihn selbst aus dem Wege zu räumen, oder doch in dem Lager, eine, von ihm nicht vermuthete Maßakte anzurichten, sich in sein Lager einschleichen; daß er aber diese insgesamt entdeckt, auch gefangen leget, und daß also die Mekkaner sich genöthiget sehen, um diese ihre Bürger wieder zu bekommen, mit ihm in Unterhandlung zu treten, ihm auch in derselben so viel nachzugeben, daß zwischen Mekka und Medina ein zehnjähriger Friede seyn solle, und daß es auch ihm, dem Propheten vergönnt seyn solle, im künftigen Jahre, seine Andacht in dem Tempel von Mekka zu verrichten.

Giebt denn auch, dem obigen zufolge, der Prophet den Mekkanern ebenfalls hier nach, und kann er nun in diesem Jahre, nicht wie er will, nach Mekka gehen; so schadet doch dies Nachgeben, seinem prophetischen Ansehen, unter seinen Gläubigen nur wenig. Denn er giebt nun vor, Gott habe ihn dergestalt geleitet, und Gott habe einen zehnjährigen Frieden, mit den Bürgern von Mekka darum hier bewirket, damit er, während dieses Friedens, andere ungläubige und feindseliggesonnene Araber, desto glücklicher besiegen könne. Und so führet er nun sein Volk, gegen unterschiedene kleinere Völker Arabiens, vornemlich aber gegen die dort wohnenden Juden. So besieget er nun alle, die er besiegen will. So macht er nun wieder große Beute, und so mehret er anbey die Zahl seiner Gläubigen, indem er, von denen, die ihn als einen Propheten annehmen, und den Männer-Eid ihm leisten, nichts, von andern aber, bald die Hälfte ihres Vermögens, auch die Hälfte ihres jährlichen Einkommens,

kommens, bald aber nichts, als nur einen jährlichen Tribut fordert.

Nicht genug aber, daß er auf solche Art sein Häuflein vermehret, und Tausenden die stärkste Reizung giebt, zu diesem Häuflein zu treten, so richtet er sein Auge auch, auf Kaiser, Könige, und Fürsten, in der Nähe und in der Ferne hin; sendet Bothschafter an sie ab, und ladet sie, im Namen Gottes, schriftlich ein, zu seiner Gemeinschaft zu treten, weissaget auch hierbey, wie die Muselmänner wollen, mit so viel Richtigkeit, daß einige sich wirklich für ihn erklären, weissaget jedoch nicht allen dergestalt, und wird demnach von vielen ausgelacht.

Es kommt denn aber das 8te Jahr der Hejira, in demselben auch der obgedachte heilige Monath dieses Jahrs heran, und da bricht der Prophet nun abermals, mit einem großen Gefolge, zum Gottesdienst nach Mekka auf; wird auch von den Bürgern dieser Stadt, da er ganz unbewaffnet dahin kommt, ohn allen Widerstand in Mekka eingelassen, und verrichtet nun daselbst, unter allerley, uns, nichtsbedeutenden Ceremonien, seine Andacht, ziehet auch nach derselben, ruhig und im Frieden nach Medina zurück.

Sein frommes Betragen in Mekka, oder auch sein bisheriges Glück, reizet indessen den Whalid, auch den Amru As, und den Othmann Abdal Dav, alles tapfere und sehr angesehene Mekkaner, ihre Vaterstadt, bald nach dem Abzuge des Propheten, zu verlassen, ihm nach Medina zu folgen, und daselbst zu seiner Parthie zu treten. Das Schicksal fügts denn auch, daß gerade diese Männer, ihm höchst nützlich werden, und ihm endlich ganze Königreiche, unterwürfig machen müssen, nachdem sie ihn zuvor, in minder erheblichen Dingen, die außerordentlichsten Dienste leisten.

Bald nemlich, nach seiner Rückkehr von Mekka, erfähret er, daß der kaiserliche Stadthalter in Syrien, einen seiner Missionarien ermordet habe, hälts also für recht, desselben Tod zu rächen, und schickt sofort 3000 seiner Gläubigen nach Syrien. Dieselben finden aber, wie wenigstens die Muselmänner sagen, an 100000 kaiserlicher Truppen im Felde, und schlagen demohnerachtet, unter den Befehlen des Whalid, diese Kaiserlichen auf das Haupt, rächen also den Tod des ermordeten Gesandten ihres Apostels Mahometh.

Wie denn aber dieser Whalid, sich hier bereits, für den Propheten sehr beeifert zeiget, so zeiget sich auch Amru dergestalt, indem er die Araber, die sich Kodaiter nennen, und die den Gläubigen zumahe trotzen, aufs glücklichste besieget, dadurch die Würde und die Macht des Propheten, auch für sein Theil stärket, und bald nach diesem, eben so wie Whalid, bey der Eroberung von Mekka gegenwärtig ist, die nun ebenfalls erfolget, und die noch mehr, als alle andere Siege und Eroberungen, des Propheten Macht erhöhet.

Denn, nun fügt es sich, daß einige Mekkaner, einen Ort, der mit dem Propheten im Bunde stehet, feindlich behandeln, und nun sagt der Prophet: nun hätten die Mekkaner den zehnjährigen Frieden gebrochen.

Nun

Nun nimmt er also alle seine Macht zusammen, sieht, daß er 10000 Krieger nun schon hat, und zieht mit ihnen, mögen ihm doch die Bürger von Mekka, um Frieden, so viel sie wollen, flehen, gegen ihre Stadt; benennet sie, und fordert sie zur Uebergabe auf. Sie indessen, die Mekkaner, wollen sich hier wehren, oder doch sich etwas noch besinnen, werden inzwischen aber, vor dem einen ihrer Thore, mit dem tapfern Whalid handgemein; und sehn hierbey, ihn selbst, den tapfern Mann, mit ihren überwältigten und zurückgejagten Leuten zugleich, in ihre Stadt eindringen.

Dabey fällt denn aber Jedermann, der zur Widersetzlichkeit nur Mine macht, durch dieses Mannes Schwerdt. Dabey flieht demnach der gröſseste Theil der Bürger, in seine Häuser, ein anderer aber, auf die Felsen, oder in die Höhlen, die nahe um die Stadt sich finden, und da ist denn gar bald, das Heer des Mahometh, auch er selbst, mit diesem seinem Heere, in der Stadt, und da geräth demnach die ganze Stadt in des Propheten Hand.

Nach dem indessen, was wir oben, von der ungöttlichen Gesinnung dieses Propheten angemerket haben, nach dem sollte mans vermuthen, würde derselbe sich anjetzt, an dem Blute der Mekkaner recht gesättiget, und mit ihrem Vermögen sich bereichert haben. Aber wahrlich, er beschämt so viele christliche Fürsten, und er vergiebt nunmehro den Mekkanern, allen Spott, und alle Thätlichkeiten, die sie gegen ihn, und gegen seine Gläubigen verübet haben. Nur 11 Männer und 6 Weiber, verweiset er, weil sie aus Mekka entflohen sind; begnadiget jedoch sie fast alle wieder, da sie dahin zurückekehren; erkläret auch die übrigen Bürger insgesamt, vor frey; läſst sie in dem Besitze ihrer Güter, und behandelt sie als seine Brüder, da sie dem Götzendienst entsagen, und sich zu seinen Gläubigen nun halten wollen. *)

*) Wir fühlens wohl, und leugnens nicht: — es ist keine grausamlich harte Bedingung der Begnadigung, die in der Abschwörung seiner bisherigen Religion, und in der feyerlichen Annahme einer fremden Religion gesetzet wird. Wir wollen also das Verfahren Mahomeths, der auch hier die Annahme seiner Religion, zu einer Bedingung der Begnadigung macht, keineswegs gänzlich loben, wir sagen aber, daß er demohnerachtet, da er nicht Blut vergiessen läßt, ein Herz das wohl verzeihen kann, bey sich hier äussert, und daß auch die Verwerfung seiner Religion, von ihm, nicht eben mit dem Verluste des Lebens, der Güter und der Freyheit, sondern nur mit einem jährlichen Tribute bestrafet wird, daß er also, mag man ihn doch, als den gewaltthätigsten Betrüger verschreyen, so gewaltthätig wahrhaftig nicht verfährt, als so viel christliche Fürsten, und selbst auch christliche Bischöfe zu verfahren pflegten, und daß er also, ohn ein Christ zu seyn, ungleich christlicher handelt, als die, die Christen sind.

Durch einen so glücklichen Erfolg indessen angefrischet, sendet er sofort den Whalid, den Amru, und noch andere Generale, in die um Mekka liegende Gegenden; läßt daselbst die, Götzenbilder, die er selbst in Mekka zernichtet, ohne Ausnahme zu Grunde richten; sein Apostelamt, auch die Einigkeit Gottes, überall verkündigen, und diejenigen insgesamt, in dem Genusse aller ihrer Güter und ihrer Rechte bleiben, die seiner Predigt folgsam sind, denen andern aber, die dieser Predigt gar nicht folgen wollen, einen jährlichen Tribut auflegen.

Dies sein Verfahren, und seine täglich steigende Macht, würkt natürlich aber, unter den benachbarten Arabern, nicht wenig Furcht, und sie denken derowegen immer mehr und mehr darauf, wie sie ihm nun Einhalt thun, und Schranken setzen mögen. Arabien ist indessen, in fast eben so viel kleine Staaten getheilet, als Städte darin sind, und diese Städte leben auch, nur selten, in guter Freundschaft mit einander. Einzeln sind sie derowegen, gegen die Macht des Propheten viel zu schwach, und verbunden, können sie, ihrer sonstigen Zwistigkeiten wegen, mit beträchtlich vielen Städten, so schnell und leicht, als es jetzt schon nöthig ist, nicht werden. Wo also irgend eine Stadt, wider den Propheten sich nur reget, da ist er auch mit seinen Truppen schon bey ihr: besiegt und erobert diese Stadt, und bringet sie gewöhnlich auch zu seinem Glauben.

Begreiflich genug, fehlts derowegen, in den jetzt folgenden Jahren, an Feldzügen, Schlachten, Belagerungen und Eroberungen, dieses Propheten nicht. Uns können indessen die umständlichern Erzählungen dieser Dinge gar nichts nutzen, und wir reden derowegen nur im allgemeinen von denselben, setzen aber noch hinzu: — daß, da nunmehro der Prophet, so viele einzelne Städte, oder kleinere Staaten Arabiens, unterjochet, auch immer weiter und weiter um sich greift, und an allen Orten den Götzendienst mit gewafneter Hand vertilget; daß da, sagen wir, fast alle andere, von ihm noch nicht besiegte Staaten Arabiens, aus Furcht vor ihm, sich gutwillig ihm ergeben; daß dem zufolge, allbereit im zehnten Jahre der Hejira, (im Jahr 631) beynahe *) das

*) Die Provinz Ghassan in Arabien, scheint sich nicht zum Islam bekehrt zu haben, wenigstens nicht durchgängig, und nicht mit solchem Eifer als andere Provinzen, sondern nur aus Heucheley.

Ueberdem aber ist zu merken, daß viele christliche Araber, da der Islam dergestalt die Oberhand behielt, Arabien verlassen, und sich in das kaiserliche Gebieth begaben, so, daß der Kaiser, in der Folge, an 60000 Araber, die Christen waren, unter seinen Truppen hatte.

Digitized by Google

das ganze Arabien, zu der neuen Religion sich wendet, und den Befehlen des Propheten unterworfen lebet.

Damit indessen nicht zufrieden, daß er sein Apostelamt in Arabien dermaßen würksam sieht, denkt er nun, in noch viel grössern Ernst daran, die Würksamkeit desselben, auch noch über andere Länder zu verbreiten, wird indessen, in dem eilften Jahre der Hejira, (im Jahr 632) krank, und stirbt an dieser seiner Krankheit, unter Umständen, die wir hier, mit wenigen erzählen müssen.

Seine Krankheit fängt sich nemlich mit großem Kopfweh und mit Hitze an, wechselt aber doch im Anfang, so noch ab, daß er, wie er bisher gewohnt gewesen, in dem Bethause zu Medina, das öffentliche Gebeth, noch immerfort verrichten, auch vor seinen Gläubigen daselbst noch predigen kann. Da es endlich aber merkt, daß die Zufälle täglich heftiger werden, so sagt ers, in dem Bethause (Moschee) öffentlich vorher, daß sein Ende nahe sey, und nimmt denn auch, einen höchst rührenden Abschied, von dem daselbst versammleten Volke.

„O ihr Leute," spricht er nun, „hab ich einen unter euch mit Härte behandelt; so laßt nun mich wiederum die nämliche Härte fühlen! Hab ich jemandes Ehre gekränket; so kränket mir auch meine Ehre! Hab ich jemandes Güter an mich gerissen; so reißet nun die meinigen an euch! Niemand fürchte sich hier dreist zu seyn, denn ihr wißt, ich bin zum Haße und zur Rache gar nicht aufgelegt!" — Einer unter den Leuten tritt denn wirklich auch hier auf, und mahnet ihn um einige Groschen. Er aber hört ihn an; zahlt ihm diese kleine Schuld, und sagt: — „Es ist besser daß ich mich hier schämen muß, als wenn ich dort mich schämete!"

Er äußert auch noch sonst ein sehnliches Verlangen bey Gott zu seyn, und sagt zwar, da er so viel Schmerzen leidet: — „Nie habe ein Prophet, so viel als er, gelitten!" tröstet sich jedoch auch damit wieder, daß er hinzusetzet: — „desto gröszer würde auch sein Lohn im Himmel seyn!" versicherts überdem: — „daß, wenn Gott in seiner Wahl es stellete, ob er die ganze Welt, und alle ihre Schätze haben, oder bey Gott seyn wollte, er dies letztere sich allein nur wünschen würde!" und giebt seinen Freunden, auch auf seinem Sterbebette noch, den ernstlichen Befehl, beständig zur rechten Zeit zu beten; *) alle, die sich zum Islamismus bekennen würden, als Brüder zu lieben, und unter ihnen allen,

*) Die Muhammäner beten eben derowegen noch anjetzt, fünfmal des Tages, und von den Thürmen ihrer Moscheen, giebt jedesmal, wenn die Stunde des Gebetes kommt, ein Thurmhüter das Zeichen, daß die Stunde des Gebetes kommen sey. — Schon Muhometh hat dieses alles angeordnet, und uns dünkt, er that sehr löbliches hierbey, hatte auch wohl Recht, wenn er sagte: — „Eine Religion könne nicht sehr würksam seyn, in der man nicht recht oft betete!"

gleiche Rechte gelten zu lassen; *) endlich und vornemlich aber, in Arabien keinen Götzendiener zu dulden. **)

Wirklich kommt denn auch, am 17ten Junius, im Jahr 632, die Stunde seines Todes, und er stirbt, von allen seinen Gläubigen, als Lehrer, als Herr, und als Bruder geehret und geliebet, wie die Geschichte will, mit frohem Muthe, wird auch, in Medina, auf der Stelle, auf der er stirbt, in die Erde eingesenket, und liegt keinesweges in einem eisernen Sarge, der, nach vieler Christen Vorgeben, von einem großen Magnet angezogen, in freyer Luft, noch bis auf unsre Zeiten, schweben soll.

Groß war nun gewiß, der oftgewähnte Mann, und so lange Gottes Erde steht, ist keiner auf ihr gewesen, der eine Lehre vorgetragen hätte, die mit solcher Schnelligkeit, drey Theile der Welt erfüllet hätte, als die Lehre dieses Mannes, wie wir in der Folge, dies noch sehen werden. ***)

Wir

*) Diesem Befehl gemäß, kann unter den Musulmännern, auch jetzo noch, ein Christ oder Jude, aus welchem fernen Lande er auch ist, ein Musulmann werden, und ist dann sofort, eben so ehrenwerth, als ein jeder anderer, der in ihrem Lande gebohren ist: hat alle Rechte der Einländer, und wird zu den wichtigsten Ehrenstellen, so gut als jeder Eingebohrene befördert. — Und das thun wir Christen, in Ansehung der Juden und Türken, die sich zu unserer Religion bekennen, so leichte nicht. Wir pflegen zu schreyen, wenn unter uns, ein Proselyt zu Ehrenstellen hoch erhoben wird.

**) Wo auch nur Musulmänner sind, da dulden sie alle andere Religionsparthien, sie mögen Namen haben, wie sie wollen, gegen einen jährlichen Tribut. In Arabien aber dulden sie schlechthin keinen Menschen, der nicht ein Musulmann ist, und das darum nicht, weil Mahometh, die Ausrottung des Götzendienstes aus Arabien, hier anbefohlen hat, Christen, Juden und Heiden aber, insgesamt, in ihren Augen, wahre Götzendiener sind.

Der Tribut der fremden Religionsparthien, ist so zu verstehen: — Der Musulmann entrichtet einige Abgaben, und die entrichtet auch der fremde Religionsverwandte. Außer diesen allgemeinen Abgaben, entrichtet dieser aber noch alle Jahre, ein gewisses, dafür, daß er seine Religion dort üben kann, und nicht gezwungen ist, mit den Musulmännern alles mit zu machen.

***) Irrthum und Aberglaube, ist ohnstreitig und augenscheinlich, in der Religion des Mahomeths, mit Wahrheit vermenget, und gleichwohl hängen Zweydrittheile der Erde, dieser Lehre an, da wahrlich, nicht Einundzwanzigtheil derselben, die bessere Religion ergreift. Uns unerforschlich, sind derowegen, auch hier, die Zulassungen des Herren, und das um so mehr, da auch die schnelle Verbreitung dieser Lehre, fast unerklärbar ist.

Denn, ungemein viele christliche Kaiser und christliche Fürsten, die mächtiger als Mahometh und seine Khalifen waren, haben, mit dem Schwerdte in der Hand, das Christenthum gepflanzt, aber bey weiten nicht mit dem Erfolge.

Digitized by Google

Wie denn auch bey dieser Lehre, sein Gemüth gestimmt gewesen, das haben wir, so viel als wir gekonnt, bemerket, und wir können es nicht bergen, es thut uns wehe, einen, in der That sehr großen Mann, in Umständen zu sehen, in welchen er, bey einem, vermuthlich frommen Eifer für Gottes Ehre, und für der Menschen Heil, zu alberen Fratzen seine Zuflucht nehmen, und Wahrheit mit Lügen untermengen muß, wenn er die Wahrheit anempfehlen will.

Auch das schmerzt uns, daß wir einigemale, solch einen Mann, in Grausamkeit ausarten sehen; verdammen mögen wir ihn aber nicht, denn warlich, in seinem ganzen Leben, finden sich unzählige Beyspiele, seines Edelmuths und seiner Menschenliebe, wir aber wissens nicht gewiß, unter welchen Betrachtungen, er, in jenen obangeführten Fällen, seine Grausamkeit geäußert hat.

Lästern kann man freylich leicht, und die Handlungen der Menschen, die da gut sind, kann man auch gar bald, in eine solche Verbindung setzen, daß sie nur böse scheinen müssen. Unsere Christen thun dies auch, in Ansehung dieses Mannes, auf das eifrigste, aber warlich, es ist das keine Pflicht des Christenthums, und es wird auch das Christenthum, dadurch, daß Mahometh ein ehrlich Herz besaß, so wenig Irrthum werden, als es dadurch Wahrheit werden kann, wenn Mahometh voll Bosheit war.

Wenn auch Moses ehedem die Leviten bewaffnet, und durch sie, viele tausend abgöttische Brüder schlachtet; — wenn er ferner, auf ausdrücklichen Befehl von Gott, den Juden gebiethet, alle Cananiter, ohn Verschonen umzubringen; — wenn er es, wie alle eingestehen, darum nur gebiethet, damit das Judenthum, unter seinem Volke, ungehindert Wurzel fassen könne; — und wenn Christ und Jude, weder die Leviten und die Juden, die dieses alles thun, noch auch den Moses, und den Herren unsern Gott, die dergleichen Mord gebiethen, der Grausamkeit beschuldigen; sondern, um der Religion willen, einhellig, so Gebot als That, rechtfertigen: — was meynen wir alsdann, konnte nicht alsdann auch Mahometh, mit der Geschichte der Bibel, ohnstreitig sehr bekannt; zu aller obgedachten Grausamkeit, durch die Bibel selbst verleitet werden?

Es ist nicht nöthig, daß ein Mensch, dem sein Gewissen Zeugniß giebt, daß ers mit Gott recht redlich meyne, in jedem Falle, da er was wichtiges unternimmt, von Gott darzu unmittelbar befehliget werde, und Moses wurde auch, da er die Leviten so bewaffnete, nicht unmittelbar von Gott, darzu befehliget. Das aber, was Gott ehedem gethan, oder gebilliget hat, das ist, nicht ohne Grund, Belehrung und Befehl für uns. Mahometh konnte derowegen, da jene Hunderte, die er abschlachtete, seiner Religion ganz offenbar im Wege stunden, sich, durch jene biblische Beyspiele, bevollmächtiget, ja befehliget erachten, so, und nicht anders gegen sie zu verfahren. Die That blieb freylich ungerecht, aber war er hier der grausameste Barbar? — das ist doch in der That,

That, von uns nicht zu behaupten. — und achten nur auf das, was nach seinem Jedoch wir verlassen nun den Mahometh,*) Tode, bis zum Jahre 640, vorgefallen ist.

Als

*) Ehe wir diesen Mann so ganz verlassen, müssen wir hier noch eines Vorwurfes gedenken, den ihm die Christen machen, und mittelst welchen sie, seine unsittliche Gemüthsart zu beweisen suchen.

Er verspricht nemlich seinen Gläubigen das Paradies, und in dem Paradiese viele Weiber, die immer um so schöner seyn würden, je frömmer hier der Gläubige gewesen wäre! — und da sagen nun die Christen: — „sehet da, den geilen und den wollüstigen Menschen, der, auch im Himmel noch ein Serail haben will!“ — Aber ist denn dies auch recht, daß hier die Christen also sprechen?

Wir kennen einen Knaben, der, da ihm sein Vater, von unterschiedlichen Thieren, mancherley bewundernswürdiges erzählete, diese Thiere so sehr schätzen lernte, daß er den Vater bath, ihm selbige zu kaufen. Diese Thiere waren aber ausländische Thiere, z. E. Elephanten, Crokodille, u. s. w. Der Vater konnte also seine Bitte nicht erfüllen, und mußte es dem Knaben sagen: — „daß in unsern Gegenden, dergleichen Thiere, fast nie zu sehen wären.“

Das that nun aber dem Knaben herzlich leid, doch endlich sagte er: — „nun, wenn ich einmal bey Gott seyn werde, denn will ich ihn bitten, daß er mir solche Thiere schenke, und da will ich recht meine Lust dran haben!“ — „Thut dies auch der liebe Gott, wenn ich ihn drum bitte?“

Der Vater nun, was sollte der hier sagen? — Er sagte: — „Ja mein Sohn, das thut der liebe Gott, und mache nur daß er dich dereinst, unter die guten Menschen bringen kann, dann wird er dir Elephanten und Crocodille, u. s. w. so viel als du verlangest, schenken!“

Der Knabe klatschte hierauf freudenvoll in seine Hände; rief: — „ach das ist doch ein guter Gott; der wird mir ganz gewiß, noch rechte Freude machen; so viel schöne große Thiere wird er mir noch schenken; den will ich doch, so recht von Herzen, lieben, u. s. w.“

Wahrhaftig, der Knabe sprach also; und that der Vater hier nun recht, wenn er den Knaben, bey diesen Gedanken ließ? That er recht, wenn er, da nun der Knabe, Gottes Güte, auch auf tausend andere kindische Spielwerke deutete, sogar auf diese Spielwerke, die Güte Gottes deuten ließ, und den Knaben auf die Behauptung brachte: — „Im Himmel fände er Spielsachen allerley Art, recht schöne Spielsachen und auch alle schöne Thiere.“

Unserer Meynung nach, that der Vater hier sehr recht, denn Freude wird ein jeder dorten finden, und nur das, lehrete hiermit der Vater seinen Sohn. Der Sohn verlieret

Als der Prophet in Medina ſtirbt, und das Volk daſelbſt von dieſem Tode höret; ſo, heißt es, wird es irre und ſchreyt: — „Unſer Vater, unſer Fürbitter bey Gott, iſt tod? Unmöglich iſt er es, gewiß iſt er, wie Jſa, (d. h. Jeſus) gen Himmel gefahren, u. ſ. w.!“ Es tritt denn aber Abubekr, der Oheim des Propheten, auf, und ſagt zu dem Volke: — „Habt denn ihr an Gott, oder habet ihr am Mahometh geglaubt? Jſt das erſtere; ſo wiſſet, daß Gott noch lebet; iſt aber das letztere, ſo habt ihr euch geirret, und ſo werdet nun verſtändiger!“ — Er beruhigt wirklich auch hiermit das Volk, und da wird der Prophet gewaſchen, geſalbet, und in die Erde eingeſenket; da wird aber auch die Frage aufgeworfen: „wer Khalif, oder Nachfolger des Propheten werden ſolle?“

In Medina ſind indeſſen Mohajerins, auch Anſars zu finden, und beyde glauben, aus ihrer Mitte, müſſe der Khalif genommen werden, indem die erſtern behaupten: „daß ſie, die erſten Gläubigen wären, ohne welche, auch die Anſars nicht ſeyn würden!“ — indem aber auch die letztern behaupten: „daß ſie denn doch, die Mohajerins, ja ſogar auch den Propheten unterſtützet, und aus Lebensgefahr geriſſen hätten!“ Leicht genug kanns alſo, zur Feindſchaft unter dieſen Leuten kommen, aber ehe man es ſich verſiehet, werden die Gemüther beruhiget, indem Abubekr auftritt, den Omar, und den Obeidah, beydes

---

lieret in der Folge, ſeine irrige Vorſtellungen, ohne den Vater, und gewiß iſt es doch: — ſollten die ſeligen Geiſter, wahre Freude an Spielſachen, an Thieren, und auch an ſchönen Weibern, oder an ſonſt etwas, auch dort oben noch, empfinden; ſo würde ihr Vater im Himmel, dieſe Freude, ihnen in der That auch machen. Sehen ſie aber, wenn ſie bey ihm ſind, ungleich beſſere Dinge; ſo wird auch jenes alles ſie nicht ferner rühren können.

Die Lehrer indeſſen, die ihnen ſo etwas eiteles, vor ihre Augen mahlen, die ſind, unſern Begriffen nach, nicht zu tadeln, und wir wünſchten, daß ſolcher Lehrer mehrere wären. Jener Vater, macht nemlich deshalb den Himmel nicht zum Elephantenſtall, und auch Chriſtus macht den Himmel nicht zum Gaſthofe, wenn gleich erſterer von Elephanten in dem Himmel, und letzterer von groſſen Gaſtgeboten, von Ochſen und von Maſtvieh redet. Warum ſoll derowegen Mahometh, den Himmel zum Serail machen, da er von Weibern in dem Himmel redet?

Chriſtus ſtellt uns jene Seligkeit, unter dem Bilde einer Hochzeit vor; er redet von ſich, als von einem Bräutigam, von jeden Menſchen aber, wie von ſeiner Braut; und wer lobt nicht den Vergleich, und wer iſt hier ſo raſend arg, daß er aus ſolchem Bilde, von dem keuſchen Jeſu, etwas geiles gedenke? Sollt es alſo Pflicht des Chriſten ſeyn, vom Mahometh viel Geilheit zu gedenken, wenn Er, um der Schwäche ſeines Volkes willen, die Seligkeit des Himmels, mit den Seligkeiten begläckter Ehen vergleichet? — Billigkeit gegen jedermann, iſt aller Chriſten Pflicht — drum wird hier niemand mit uns zürnen!

beyden sehr angesehene Männer, zum Khalifat in Vorschlag bringet, und dabey denn fordert, daß die Mohajerins und auch die Ansars, einen von beyden, wählen sollten.

Dieser Vorschlag würkt nemlich, wo nicht eine gänzliche Beruhigung, so doch eine etwanige Stille der Gemüther, und da während dieser Stille, der in Vorschlag gebrachte Omar, auf den natürlich nun, fast alle ihre Augen richten, aufstehet, und dem Abubekr als Khalif begrüßet, ihm auch schwöret, daß er ihm getreu seyn wolle; so macht dieser sein Schritt, einen solchen Eindruck auf die Gemüther der übrigen, daß auch sie nun insgesamt, den Abubekr, als Khalif begrüßen, und ihm den Eid der Treue schwören.

Die diesem Vorgange, ist denn aber niemand unzufriedener, als Ali, der Sohn des Abuthaleb, und Neffe des Mahomeths; den Mahometh erzogen; dem auch Mahometh, wie oben erzählet, zu seinem Vezier angenommen hat, und der überdem auch noch, mit dem einzigen Kinde des Mahomeths, mit der Fatema, in der Ehe lebet. Um indessen alle Weitläuftigkeiten, auch alle Trennungen der Gemüther zu hindern, erkennt auch Ali, den Abubekr, als das Oberhaupt der neuen Gläubigen, und da ist demnach das erledigte wichtige Amt, eines Regenten und Hohenpriesters *) der Muselmänner glücklich wiederum besetzet, und das ist wirklich auch, zum Besten ihres neuen Staats nothwendig genug.

Denn

---

*) Man muß merken, wie ehedem die makkabaeischen Fürsten der Juden, sowohl Regenten, als auch Hohepriester waren, so war dies auch Mahomeths, in Ansehung seiner Gläubigen, und so wurden dieses auch, in den ersten Zeiten, seine Nachfolger.

Ihr Regentenamt bestand, in allen Ausübungen der fürstlichen oder königlichen Macht, die sonst gewöhnlich, mit solchem Regentenamt verbunden sind. Ihr hoheprieſterliches Amt aber, erforderte, daß sie in der Moschee, (Tempel,) an festlichen Tagen predigten; daß sie den Koran erklärereten; und daß sie auch vor dem Volke, das Gebet verrichteten. In der Folge fiel nun freylich das Regentenamt hinweg, doch davon wird in der Folge noch zu reden seyn, und hier merken wir nur das noch an: daß das, daß Ali jetzt übersehen wird, und nicht zum Khalifat gelanget, vom Anfange an, sehr vielen Muselmännern wehe thut, und auch den Grund zu der großen Trennung legt, die noch zu unsern Zeiten währet.

Ein Theil der Muselmänner behauptet nemlich immer noch, Abubekr, Omar und Othmann, wären keine rechtmäßige Khalifen gewesen, und Ali, der erst auf jene folgte, wäre als der erste Khalif anzusehen. Ein anderer Theil aber leugnet dies, und da hassen sich dieses Umstandes wegen, beyde Theile, auf das heftigste. Die heutigen Türken z. E. glauben das letztere; die heutigen Perser aber, das erstere, und schon das hat entstehet die fast ewige Feindschaft dieser Nationen.

Digitized by Google

Denn, schon in den letzten Tagen des Mahometh, erhebt sich ein gewisser Moseilama in Arabien, stellt sich als einen Apostel Gottes, dem Mahometh an die Seite, und zieht die Augen aller Araber auf sich, findet auch nicht wenige Araber, die aus Haß gegen den Mahometh, sich an ihn hängen, und ihn, wenn ihm nicht bald gewehret wird, sehr furchtbar machen können.

Außer diesem Moseilama sind denn auch, unzählig viele in Tribut gesetzte Heiden, Christen, und Juden, auch viele, die sich nur gewisser Vortheile wegen, ohne alle innere Ueberzeugung, zu dem Mahometh und zu seiner Lehre bekehret haben, bey der ersten Nachricht, von dem bevorstehenden Ende des Propheten, in voller Bewegung, und greifen wirklich zu den Waffen, sobald sie nur von seinem Tode hören. Diese alle müssen derowegen eben sowohl, als jener neue Apostel, Moseilama, auf das schnelleste zu Paaren getrieben, und unterdrücket werden.

Daßelbe kann indessen, wo kein Oberhaupt den neuen Staat regieret, nicht geschehen, und da ists demnach ein Glück für diesen Staat, daß Abubekr alsofort zum Oberhaupt erkohren wird. Denn dieser sendet nun, den Whalid, gegen die abtrünnigen Heiden, Juden und Christen, die sich zum Theile schon mit dem Moseilama, verbunden haben, in das Feld, und derselbe siegt überall, erleget viele Tausende der Rebellen, und auch den Moseilama, ihren neuen Propheten. Das Schrecken seiner Waffen verbreitet sich demnach über alle Araber, mit solcher Schnelligkeit und Kraft, daß augenblicklich alle wieder ruhig werden, und unter dem Scepter des Abubekr, sich zum Islam halten.

In Persien sind nun aber, zu eben dieser Zeit, (wie aus den zunächst vorhergehenden Artikul: persische Begebenheiten, zu ersehen ist,) die stärksten Unruhen, unter den Großen des Reiches, über die Person, die den Thron besteigen soll, und unser Abubekr hält es sich zur Pflicht, den Islam, eine, ihm so heilsam scheinende Lehre, auch noch außerhalb Arabien zu verbreiten. Er bedient sich alßo, der innern Zerrüttung des gedachten Reiches, und läßt den obgedachten Whalid, nachdem er die Araber zur Ruhe gebracht, in das persische Gebieth einrücken, auch die Provinz Babylonien, (jetzt Irak) von demselben, seinem Scepter unterwürfig machen.

Nicht lange vor diesen Begebenheiten, wissen wir aber, führt der Kaiser Heraclius, mit dem Könige Cosrhoes in Persien, einen vieljährigen heftigen Krieg, und in diesem Kriege, bedient er sich vieler Araber, besonders aber der Saracenen, wie es scheint, unter dem Versprechen, daß er, es sey Krieg oder Friede, ein gewisses Jahrgeld an sie zahlen wolle.

Nun ist indessen der Friede, zwischen dem Kaiser Heraclius und dem Cosrhoes, im Jahr 628 allbereits geschlossen, und der Kaiser sieht seine morgenländische Staaten in Ruhe, seine Cassen aber sehr erschöpft, auch unter den Saracenen, eine Anhänglichkeit, an die neue Lehre des Mahometh, vielleicht auch eine Theilnehmung, an dem Ein-

falle in das kaiserliche Gebieth, den Mahomeths, wie wir oben erzählten, im Jahr 629 unternehmen läßt.

Er also, für die Lehrsätze des Christenthums eingenommen, gewissermaßen arm, und auch von den Saracenen, durch solche Theilnehmung beleidiget, weigert sich jetzt, im Jahr 632, den Saracenen fernerhin die Jahrgelder zu bezahlen, und sein Stadthalter in Syrien, der sonst dieselben ausbezahlen muß, ist, wie die Geschichte will, so unüberlegt, daß er, aus zu großem Abscheu an der neuen Lehre des Mahomeths, den Saracenen, die ihr Jahrgeld von ihm fordern, die Antwort giebt: — „Der Kaiser hat für unsre Christen fast nicht Geld genug, und er soll sein Geld nun euch, ihr mahomethanischen Hunde geben.“

Dadurch entrüstet er aber die Saracenen, eben so, wie alle Araber, und dieselben dringen nun in ihren Khalifen Abubekr, daß er, die so sehr geschmähete Religion, an den christlichen Hunden rächen, und sich des Beystandes Gottes, gegen solche Entehrer der allerheiligsten Religion getrösten solle.

Abubekr also, für sich selbst bereits, zur Verbreitung seiner Religion geneigt, und nun auch noch von seinen Gläubigen darzu gereizt, bietet augenblicklich, durch ein eigenes Circulare *) alle Araber zum Kriege gegen den Kaiser auf, und findet sie recht sehr bereit, in diesen Krieg zu ziehen.

In

*) In dem Circulare, schreibt Abubekr: — „Ich wünsche euch Rechtgläubigen alles Glück, auch die göttliche Gnade, und nachdem ich den Allerhöchsten gepriesen; so bin ich schlüßig worden, den Händen der Ungläubigen, das gesegnete Syrien zu entreißen. Ich bieth euch also auf, bewafnet nach Medina zu kommen, und sag es euch auch jetzt, daß man seinen Gehorsam gegen Gott, nicht besser beweisen kann, als wenn man einen Krieg, zur Fortpflanzung der wahren Religion unternimmt! —

Unsere Leser werdens nun von uns schon wissen, daß wir jede gewaltsame Verbreitung der Religion, in so fern selbige, mit dem Gewissenszwange verknüpfet ist, für unrecht halten. Sie wollen aber auch bedenken, daß nicht eine jede Gewalt, die der Religion wegen geübet wird, mit solchem Gewissenszwange verbunden ist.

Wenn z. E. die Kaiserin von Rußland, die Republik Pohlen, mit Gewalt der Waffen dahin bringt, daß sie den Protestanten die Gewissensfreyheit geben muß, und wenn die erstern protestantischen Fürsten, mit den Waffen in der Hand, den Kaiser und das Reich, zur Duldung der protestantischen Lehre nöthigen, so ist freylich in beyden Fällen Gewaltthätigkeit, aber diese Gewaltthätigkeit, beschweret nicht die Gewissen der Menschen, sondern sie machet die Gewissen frey, und wer weiß nun, welche Art der Gewaltthätigkeit, so Abubekr, als seine Nachfolger hier geübet haben? — Wir glauben, sie übten die erlaubte und wohlthätige, nicht aber die unerlaubte und des Abscheus würdige.

Die

Digitized by Google

Im zween Hausen, unter den Befehlen des Obeidah, und des Abu Sofian getheilet, fallen sie denn auch, im Jahr 633, in das kaiserliche Gebiethe ein, *) und der Kaiser ist, eben zu der Zeit, in Damascus; macht also die nöthigen Anstalten zu

Die Perser drückten nemlich jetzt die Christen, und wollten nur die magische Religion in ihren Staaten dulden, der Kaiser Heraclius aber war, gleich andern Kaisern, ein Herr, der seine eigene Religionsmeynungen, mit Gewalt durchsetzen, und keinem Menschen einen andern Glauben verstatten wollte, als den, den er selbst für den wahren hielt. Freye, eigene Religionsuntersuchungen, sollten überhaupt anjetzt, in der ganzen Christenheit sowohl, als in Persien, keinen Platz mehr finden, und nur nach den Dekretalen der Concilien, auch der jedesmaligen Kaiser, und der Magier, sollten die armen Menschen, die Gott so frey gebohren hat, ihren Glauben formen. — Dies ist nach allen Zeugnissen der Geschichte, unwiderlegbar gewiß; und was war also Mahometh, was waren seine Khalifen, die das Schwerdt jetzt zogen? — Wohlthäter des Menschengeschlechts!

Sie drungen ihre Religion, den Menschen gewiß nicht auf, wenigstens nicht den zehnten Theil so sehr, als es die Christen, und besonders auch die Kaiser thaten. Sie liessen jedem Menschen, das Denken frey, und der kleine Tribut, den sie von denen Menschen forderten, die selbst noch denken wollten, der war große Wohlthat für die Menschen, in Vergleichung mit der Habe und mit den Gütern, ja mit dem Leibe und mit dem Leben derselben, als welches alles ihnen unsre Christen nahmen.

Und wäre kein Mahometh, auch kein Khalif gewesen; hätten diese nicht, von dieser Stunde an, die Kaiser damit schon genug beschäftiget, daß sie die christliche Lehre, wie sie damals war, erhalten mußten; hätten sie ihnen also, freye Hand gelassen, an der christlichen Lehre ferner noch, nach ihrem Gutbefinden, bald dies, bald das zu modeln: — o Gott, so glauben wir, so würden wir, ein ganz verunstaltetes Christenthum, in der Folge der Zeit, durch der Kaiser Schwerdt auf unsern Erdball haben sehen müssen.

Wahre Wohlthäter also, scheinen uns, so Mahometh als seine Nachfolger zu seyn. Noch größere und ganz vollkommene Wohlthäter würden sie indeß gewesen seyn, wenn zugleich auch ihre Lehre, von allem Irrthum rein gewesen wäre. — Christen wenigstens, die mit Feuer und mit Schwerdt, so viele Sekula hindurch, ihre Glaubensformeln denen Menschen aufgedrungen haben, die können den Mahometh und die Khalifen nicht verdammen, welche erweislich genug, keinem Menschen ihren Glauben aufgedrungen haben, und die nur gesuchet, die Völker in den Stand zu setzen, daß sie, wenn sie wollten, ihrem Gewissen folgen, und auch den Islam ohne Furcht annehmen könnten.

*) Daß Abubeckr, nicht ein so grausam Herz, gegen anders denkende Menschen gehabt haben müsse, als aus dem Circulare zu erhellen scheinet, das sieht man, denken wir, vornem-

Digitized by Google

seiner Vertheidigung; sieht jedoch seine Vortruppen geschlagen; seine festen Städte angegriffen und erobert, seine Länder aber geplündert und verheeret.

Abubekr sieht indessen, von seinem Heer aus Syrien, die beträchtlichste Beute nach Medina kommen; hört von dem ungemeinen Fortgange, den seine Waffen daselbst haben, und zieht sofort, noch ein drittes Corps zusammen, schickt auch dieses nach Syrien, und vertraut die Oberanführung desselben, einem gewissen Khaled an, der uns nun wiederum, am besten lehret, wie so unvergleichbar die Musulmänner dieser Zeit, zu denken pflegen.

Denn, da ist anjetzt, unter diesen Musulmännern, unter andern auch der Amru As, dessen wir oben schon gedacht, und der sich ebenfalls, zum Vortheile des Islams, schon berühmt gemachet hat. Derselbe glaubt denn auch, daß Abubekr, ihm, vor andern, das Ober-Commando über irgend ein Corps anvertrauen könne, sieht es aber, daß Abubekr dies nicht thut, und bemüht sich derowegen, durch den Omar, (der nach dem Tode Mahomeths, zum Khalifen vorgeschlagen wird,) solch ein Ober-Commando zu erhalten.

Omar aber giebt diesem tapfern Manne, die edle, und recht christliche Antwort: — „Strebe nicht nach der Hoheit hier auf Erden, und denke, daß wenn du auch auf Erden nicht im Glanz erscheinest, du doch in jener Welt vor andern glänzen könnest!“ — Amru läßt auch diese Antwort gelten, ist ruhig, und dient unter Generalen, deren General er selbst seyn könnte.

Omar ist indessen, mit der Wahl Khaleds, selbst nicht recht zufrieden, weil Amru in der That, viel mehr Verdienste hat. Er sagt also, was er gedenket, dem Khalifen, und derselbe siehts wohl ein, daß Omar hier nicht Unrecht habe. Er ruft also den Amru, giebt dem das Commando, das er dem Khaled gegeben, und spricht mit ihm, wie der beste Christ, nur sprechen kann.

„Ich mache dich, spricht er, zum Befehlshaber dieses Corps, aber denke, daß du Gott, von allem was du thust, wirst Red und Antwort geben müssen: sorg also für das

---

vornemlich auch, aus den Verhaltungsbefehlen, die er seinen kommandirenden Generalen giebt, und diese sind: —

„Behandelt eure Truppen mit Güte und Gelindigkeit, erlaubt es ihnen aber nicht, alte Leute, Weiber und Kinder zu verletzen! Verletzet nicht einmal das Vieh, ja nicht einmal die Bäume, und verwüstet auch kein Feld! Halter immer, auch dem Feinde euer Wort, und tödtet keine unbewafnete Priester, zerstöhret auch nicht die Kirchen, in denen unserm Gott gedienet wird. — Wer muß also solch einen Mann nicht achten? Wer mag ihn noch der Grausamkeit beschuldigen?

Digitized by Google

das Heil deiner Seele! Denke nie: was thun wohl andere, sondern bedenke das, was du selbst thun willst! Halt auch, von allen andern Dingen, deine Truppen darzu an, daß sie den Koran lesen, und behüte sie davor, daß sie nicht in Unwissenheit und Irreligion verfallen!“ — In der That also, sieht man ein herrlich Licht, vom Mahometh, unter dem arabischen Volke angesteckt; man sieht, wenn man nicht blind seyn will, so den Glanz als die Kraft dieses Lichtes, unter diesem Volke, und man sieht, in der Geschichte, wahrlich beydes nicht, bey den Fürsten und Volkern der Christen.

Nunmehr ist auch schon bey obgedachte Khaled, mit seinen Truppen in Syrien, und nun ist es ihm ein wahrer Schimpf, daß er das oberste Commando, einem andern überlassen soll. Christliche Generale, so, ohne alle darzu gegebene Veranlassung, ihres Commandos entsetzet, würden wirklich auch nicht wenig zornig werden, und zum wenigsten sofort den Abschied nehmen. Die Musulmänner dieser Zeiten aber, sind von einer andern Art. Sie fechten, nur für die Religion, nicht für sich selbst, und Khaled spricht also: — „Mir ists gleich viel, wer das Commando führt, dabey aber soll es ewig bleiben, ich will mein Leben, zur Fortpflanzung dieser Religion, in jedem Falle gerne lassen!“ — So spricht er, und so handelt er! — Er übergiebt dem Amru das Commando, und er fechtet nun, unter dieses seines Nebenbuhlers Befehlen. — Uns dünkt, dies sey doch sonderbar, und nicht einer Stolz, sondern nur die neue Lehre, beseelet ihrer aller Geist.

Sind denn auch die Truppen des Khalifen, in den mehresten Vorfällen, gegen die Kaiserlichen, von dem besten Glück begleitet; so füget es sich denn doch, daß die Kaiserlichen, den Obeidah ebenfalls auch schlagen, und da sieht sich der Khalif genöthiget, den tapfern Whalid, aus Irak zurückzuziehen, auch ihn nach Syrien zu senden, und ihm daselbst das oberste Commando, über das Corps des Obeidah, in die Hand zu geben. Obeidah hat also jetzt ebenfalls einen Anlaß, mit der Regierung des Khalifen nicht zufrieden zu seyn, aber, auch er bleibt doch zufrieden mit ihm, und auch er dient jetzt, unter den Befehlen des Whalids, zeigt also ebenfalls, von der, so ganz besondern Denkungsart, der Musulmänner dieser Zeit. — Zum Nachdenken muß uns die Geschichte reizen, sonst ist sie ohne Nutz für uns. — Unsre Leser wollen derowegen, diese, und ähnliche Vorfälle näher durchdenken, und nun weiter hören, wie der Krieg in Syrien geführet wird.

Sobald nemlich, als Whalid das Ober-Commando über die Truppen in Syrien übernommen hat, sobald gehn auch die Sachen der Musulmänner, in diesem Lande, auf das glücklichste von statten, und so wird insbesondere auch, die Festung Bostra von denselben erobert, Damascus aber eingeschlossen, aufgefordert, und, da es eine starke Besatzung hat, die sich nicht ergeben will, belagert und bestürmet.

Während dessen schickt nun aber der Kaiser, seinem General Werdan, mit 100000 Mann,

Mann, der Stadt Damascus zum Entsatze, und Whalid schickt also, seinen General Derar, einen unglaublich eifrigen Muſulmann, diesem Heere entgegen, giebt ihm auch die weisesten Vorschriften, wie er sich, bey der so überlegenen Menge der Feinde, klüglich halten soll. Derar ist indessen, voll enthusiastischen Religionseifers; greift die ungleich zahlreichere Armee der Christen muthig an; wird geschlagen, auch selbst gefangen genommen, und wäre mit seinen Truppen verlohren, wenn nicht Whalid, der noch zur rechten Zeit sein Unglück erfährt, sich an der Spitze eines frischen Corps hinstellete; den Kaiserlichen entgegen eilete; sie überwände, und auch den Derar wiederum in Freyheit setzete. *)

Indem nun dieser Whalid aber dieses thut, und gegen die Kaiserlichen dergestalt ins Feld einrücket, indem bricht auch die Besatzung aus Damascus heraus; fällt dem Obeidah, der noch bey Damascus ist, mit großem Muthe an, und bringt ihm solchen Nachtheil bey, daß er ebenfalls mit seinem Corps verlohren wäre, wenn nicht Whalid, auch ihn nun schleunigst unterstützete, und seine Truppen, ihm zur Hülfe sendete. Das thut indessen der gedachte tapfere Mann, und da werden die Damascener ebenfalls, mit großem Verluste, geschlagen und in ihre Stadt zurückgejaget.

Werdan sammlet indessen seine zerstreute, und vom Whalid geschlagene Truppen, in möglichster Eile wieder zusammen; zieht auch neue Corps an sich, und rückt schon wieder, mit einer großen Macht, an das muſulmännischen Heer heran. Der muſulmännische General sieht dies aber schon vorher;

*) Dieser Whalid, hat so viel persönliche Tapferkeit und Geschicklichkeit zum Fechten, daß er fast allemal, wo er dem Feinde im Gesichte ist, denselben auffordert, irgend einen hervortreten zu lassen, und mit ihm den Zweykampf zu wagen. Er ist auch immer glücklich, und erlegt den Feind, der sich mit ihm hauet, hat auch unter seinen Leuten, einen gewissen Abdalrahmann, der eben so wie er, den Feind zum Zweykampf fordert, auch so, wie er, besieget.

**) Für uns ist es, eine zu große Ausschweifung, alle die frommen Ermahnungen, Reden, und Briefe der Muſulmänner, vor diesem, und vor jedem andern Gefechte vorangegangen, oder auch auf die Gefechte gefolget sind, von Wort zu Wort hier anzuführen. Rührend aber sind sie gewiß, und sie zeugen immer, wenn man unpartheyisch dabey ist, daß ein allenfalls irrender, doch aber zu Gott gestimmter Geist, sie fast allemal getrieben habe.

Denn, wo sie einen Angrif wagen, da ermahnen sie ihre Leute zum Vertrauen auf Gott, und wo sie siegen, und ihren Sieg dem Khalifen melden, da preisen sie den Herrn, und rühmen dessen Güte, nicht aber ihre eigene, und der Ihrigen Muth und Geschicklichkeit. Wo auch der Khalif, dem siegreichen Feldherrn Antwort giebt, da erinnert er ihn immer, an seine Seele zu gedenken, und so zu handeln, wie es Gott gefällt.

her; findets derowegen für nöthig, alle hin und her zerstreuete, auch die, noch im Persischen befindliche Truppen, aufs schleunigste an sich zu ziehen; sieht es auch, daß alle und jede seinem Winke augenblicklich folgen, und liefert endlich, im Jahr 634, den Kaiserlichen ein so glückliches Treffen, daß von denselben, an 50000 Mann, auf dem Platze bleiben, da er im Gegentheil, (wie vermuthlich nur erdichtet ist,) nicht mehr als 474 Mann verliehret.

Nach einem so herrlichen Siege, wird also, die wichtige Stadt Damascus, von den Musulmännern abermal nachdrücklichst angegriffen, jedoch, die Besatzung die noch in ihr ist, und besonders auch Thomas, der dieselbe befehliget, wollen anfangs schlechterdinge nichts, von einer Uebergabe wissen, und wagen unterschiedene Ausfälle, mit dem ruhmwürdigsten Muthe. Die Musulmänner sind indessen, mit noch viel größern Muth erfüllet, sehen sich als Diener Gottes an; glaubens gewiß, daß das Paradies, im Falle, daß sie im Gefechte stürben, ihrer warte; schlagen derowegen allemal, die Besatzung in die Stadt zurück, und fügen ihr endlich einen solchen Schaden zu, daß die Bürger des Orts, ja die Besatzung selbst, an der Uebergabe der Stadt, im Ernst gedenken müssen.

Da ist nun aber der oftgedachte Whalid, der oberste General, und der ist heftigen Gemüths, möchte auch nun gern, an die Besatzung, die ihm so manchen Schaden zugefüget hat, sich völlig rächen. Da ist aber auch Obeidah, und der ist ungleich sanfter gesonnen, verstehet auch, als ein viel älterer Musulmann, das Gesetz seines Propheten ungleich besser. Er aber, und auch jener, stehen, mit zween unterschiedlichen Corps, auf zween gegen über liegenden Seiten, vor Damascus gelagert, und da fallen die Damascener drauf, sich dem Obeidah viel lieber, als dem Whalid zu ergeben.

Sie schicken derowegen in der Nacht, einen Bothen an ihn ab, und lassen ihm sagen: — „sie seyn bereit, dem Khalifen einen jährlichen Tribut zu zahlen, und ihn auch in die Stadt zu lassen!“ Obeidah ist also, mit diesem Erbiethen zufrieden, Whalid aber, der entweder von diesem Vorgange gar nichts weiß, oder dem auch, da er das oberste Commando hat, ein solcher, ihn erniedrigender Schritt der Bürger und des Obeidah, leicht genug verdrüßen kann, entschliesset sich auf den folgenden Tag, zur Bestürmung der Stadt, und erhält, noch ehe er diesen Beschluß vollführen kann, die beste Gelegenheit, dieselbe, an eben dem Tage, und fast zu eben der Stunde, zu erobern, an welchem, und in welcher die Bürger derselben, dem Obeidah ihre Thore öfnen wollen.

Ein Priester nemlich, aus Damaskus, gehet nun zum Whalid hin, und saget ihm: — „Schon Daniel, der große jüdische Prophet, hätte die Größe des musulmannischen Reiches, (er hatte also einen andern Text, oder andere Deutungen, als wir,) vorhergesehen verkündiget, und drum sey es umsonst, daß sich Damaskus gegen ihn noch hielte. Er selbst wolle derowegen, ihn, den Whalid, und seine Truppen, in die Stadt einführen, aber, dafür sollte er denn auch, sowohl ihm,

als allen den Seinigen, Schutz und Sicherheit versprechen."

Dies sagen wir, trägt der Priester nun dem Whalid an, und da kann mans wohl denken, da giebt dieser Whalid nun sehr gern, dem Priester 100 Mann zu seiner Begleitung mit; geht auch in eigener Person, mit noch mehrerer Manschaft, diesem Priester nach, und wird, da der Priester, die ersten Hunderte, (man weiß nicht wie?) in die Stadt einführet, diese aber das Thor in ihr besehen, mit aller seiner Mannschaft in die Stadt gelassen.

Nun sind aber, während der Belagerung, so manche gute Freunde des Whalids, von den Belagerern, bey ihren Ausfällen, getödtet worden, und nun ist auch die Stadt, nicht durch Vergleich eingenommen, sondern durch List, und wie im Sturm erobert worden. Nun haben derowegen die Truppen des Whalids, nach damaligen, (und auch nach noch heutigen, sogar christlichen) Kriegsgebräuchen, Recht und Anspruch auf die Plünderung. Nun läßt also dieser Whalid, der ohnedem auch wohl, um des Obeidah willen, zornig ist, die Truppen ungehindert plündern, und hauet mit dem Schwerdte alles nieder, was ihm nur irgendwo in dieser Stadt vor seine Augen kommt.

Des Elendes ist daher nun unbeschreiblich viel, in der Gegend dieser Stadt, wo Whalid jetzo ist, und es würde selbiges sich alsobald über die ganze Stadt verbreiten, wenn nicht zum Glück für selbige, Obeidah, von der andern Seite, schon in ihr hineingerücket wäre; fast in der Mitte der Stadt, dem Whalid begegnete, und seinem Zorn nun Einhalt thäte.

Dringt nemlich Whalid nun darauf, daß diese Stadt, gleich wie im Sturm erobert sey; so dringt Obeidah drauf, daß sie ihn, gutwillig eingelassen habe; daß er denn auch den Koran besser noch, als Whalid zu erklären wisse, und daß eine Stadt, die sich zum jährlichen Tribut verstehe, nie verheeret werden dürfe! Er richtet wirklich auch, bey dem so sehr erhitzten Manne, so viel aus, daß er der Plünderung und der Niedermetzelung sofort ein Ende macht, und sich darin ergiebt, die Stadt so lange unbeschädiget zu lassen, bis von dem Abubekr die Nachricht käme: — ob es recht oder unrecht sey, diese Stadt, als eine im Sturm eroberte Stadt, der Plünderung Preiß zu geben.

In Damaskus wohnen indessen Christen, und dieselben haben großentheils, einen solchen Abscheu vor der Lehre des Mahomeths, daß sie es vor unerträglich halten, seinen Nachfolgern einen Tribut zu zahlen, und solchen vermeintlich ungöttlichen Leuten unterworfen zu seyn. Ihrer viele haben also Lust, Damaskus zu verlassen, und handeln dieserwegen, gleich bey der Uebergabe ihrer Stadt, mit dem Obeidah: daß jeder, der nur wolle, mit Haab und Guth, sicher und ungehindert solle aus Damaskus ziehen dürfen.

Jetzt also, da die Stadt in den Händen des Whalid und Obeidah ist, wollen an 10000 Bürger aus Damaskus ziehen, und das ist dem Whalid ein Verdruß, daß seine Gläubigen, so viele reiche Unterthanen verlieren, auch so viele Haab und Güter aus

Da-

Digitized by Google

Damaskus lassen sollen. Er setzt sich derowegen aus aller Kraft hiergegen, und bringt es auch dahin, daß Obeidah es bewilliget: — „daß der, der abziehen wolle, freylich wohl abziehen könne, daß aber der Ort wohin, das muſulmännische Gebiethe, und die Weite des Weges von des Damaskus, nicht größer, als drey Tagereisen seyn, und betragen solle!“

Diesem zufolge ziehen also, an 10000 Bürger, mit ihrem Reichthümern aus Damaskus heraus, und haben den Thomas, dessen wir schon gedacht, und der des Kaisers Tochter zur Gemahlin hat, an ihrer Spitze. Sie ziehen aber, weil ihrer so viele sind; weil ihnen auch die Muſulmänner Proviant genug mit geben, sie also, gegen jeden Angrif, sich wohl zu halten glauben, dergestalt, daß sie noch länger als drey Tage, in dem kaiserlichen Gebiethe sind, und daß Whalid, der ihnen den vierten Tag darauf nacheilet, sie noch im kaiserlichen Gebiethe findet, wo sie über seine Ankunft nicht wenig erschrecken.

Er indessen, und auch einige andere Muſulmänner, haben es gleich anfangs schon, mit großem Mißfallen gesehen, daß diese Damaseener mit so unglaublich vielen Reichthum, fortgezogen sind; haben nunmehr auch, ein scheinbar Recht, diese Flüchtlinge anzugreifen; greifen sie denn auch sofort nun an, und hauen sie, da sie sich zur Wehre setzen, ohne alle Ausnahm nieder; machen aber alle ihre Reichthümer, auch ihre Weiber und ihre Kinder, besonders aber, die Gemahlin des Thomas, die des Kaisers Tochter ist, für sich zur Beute, und kehren so, nach der Stadt Damascus zurück. *)

*) Zu diesem allem, zeigt, wie die Geschichte will, vornemlich auch ein gewisser Jonas, ein angesehener Damaseener, den obgedachten Whalid an, und dabey haben wir nun wiederum Gelegenheit, die sonderbare Denkungsart der Muſulmänner zu erkennen.

Jonas ist nemlich ein Christ, geht aber, wie alle Umstände zeigen, aus einer, ihm gegründet dünkenden innern Ueberzeugung, öffentlich zum Islamismus über, und hat so eben erst eine Frau geheyrathet, die er sehr zärtlich liebet, die nun aber, da er den christlichen Glauben verlässet, von ihm gehet, und mit jenen Tausenden aus Damascus ziehet.

Er bittet und flehet aber diese seine Gattin, bey ihm zu bleiben! jedoch sie ziehet fort, und will ihn nicht als ihren Mann erkennen. Er bittet also den Whalid, ihr den Abzug zu wehren; aber Whalid, so sehr er auch den Jonas liebet, so sagt er doch: — „Er dürfe dieses nicht, denn es sey wider das Versprechen!“ hält also das Versprechen, und läßt die Frau fortziehen. — Wo sind Christen, die, (die ebengedachte alleinige Beschwerde der Frau gegen ihren Mann, recht erwogen,) bey solcher einzigen Beschwerde, gegen ein vermeintlich ungläubig, und den christlichen Glauben dergestalt verachtendes Weib, so sehr ihr Wort noch halten würden, als der so eifrige Muſulmann sein Wort hier hält? Ist da nicht wiederum, so Glanz, als Kraft der Religion des Mahomeths!

Mit,

Während dessen aber, daß nun in den Landen Syriens, dies alles sich ereignet, stirbt zu Medina, der Khalife Abubekr, in dem 63sten Jahre seines Alters; stirbt daselbst, wie der beste frömmeste Mann nur sterben kann, und macht vor seinem Tode noch ein Testament, in dem er spricht: —

„Im Namen Gottes des allerbarmherzigsten!"

„Dies ist mein letzter Wille, den ich habe, in der Stunde, die in dieser Welt meine letzte, in jener aber meine erste seyn wird; in welcher die Gottlosen sich bekehren; die Ungläubigen zum Glauben gelangen, und die Lügner, die Wahrheit reden müssen!

Ich bestimme den Omar zu meinem Nachfolger, darum hört auf ihn, ihr Gläubigen, und seyd ihm gehorsam! Thut er dereinst was recht ist vor Gott; so hab ich mich, in meiner Meynung von ihm nicht getreet: thut er es aber nicht; so wird er selbst es dermaleinst verantworten müssen. Ich habe bey seiner Wahl, keine andere als gute Absichten. Ich kann indessen die Zukunft nicht durchschauen, bins aber gewiß, daß der, der Böses thut, dafür dereinst auch leiden wird. — Lebt alle wohl, ihr meine Gläubigen, Gottes Gnad und Segen sey ewig über euch!"

Unter solchen Gesinnungen und Empfindungen, sagen wir, stirbt (im Jahr 634,) der gedachte Abubekr, *) und da wird, gleich nach seinem Tode, der, in seinem letzten Willen

---

Mit, um des Jonas willen, und um denselben wieder, zu der gedachten Frau zu helfen, entschläft sich auch unser Whalid, zur Nachjagung der Geflüchteten. Er giebt ihm auch, da seine Frau sich endlich selbst erstricht, die gefangene Prinzeßin des Kaisers, nebst allen ihrem Schmuck und Geschmeide zum Geschenk. Er hat also den Jonas wahrlich lieb, bricht aber doch, um desselben willen, sein gegebenes Wort hier nicht: — und das ist doch immer gut, und immer viel: jedoch man sehe auch den Jonas hier nun an, den neuen Proselyten!

Er erhält die gefangene Prinzeßin zum Geschenk; und was thut er nun mit ihr? — Er nimmt sie als sein Eigenthum zwar an, aber er nimmt sie nur, um sie vor aller Unehre zu bewahren, und schenkt sie, nebst ihren Schätzen, ihr selbst, und ihrem Vater wieder. Whalid glaubt denn aber, die Dame sey dem Jonas noch nicht schön genug, und schenkt ihm also von der Beute, einen großen Theil, um sich ein schönes Mädgen dafür zu erkaufen. Aber unser Proselyt, will weiter nichts von Mädgens wissen, und sagt: „ich will mit meiner Ehe warten, bis ich im Paradies seyn werde!" Also, Irrthum ist hier freylich wohl, aber doch auch Festigkeit und Kraft der Seele!

*) Abubekr liebte die Gerechtigkeit, und war vom Geize so entfernt, daß er fast keinen Groschen hinterließ, und daß auch sein Nachfolger, Omar, sagte: — „Gott segne den

Willen gedachte Omar, als Khalif erkannt; erhält auch den Ehrennamen eines Feldherrn, oder Kaisers der Gläubigen, *) und wird uns, seiner sittlichen Gemüthsart nach, aus dem, was er nun thut, am besten kenntbar werden.

Eben zu der Zeit nemlich, da die muſulmänniſche Generale in Damaskus ſind, und ſich über die Behandlung der Damascener nicht vereinigen können, wird dieſer Omar Khalif; ſiehts und hörts, was Whalid, auch Obeidah unternommen haben, und noch ferner unternehmen wollen; weiß es auch, wie tapfer Whalid iſt, und wie viel das Khalifat ihm zu verdanken habe: iſt demohnerachtet aber beherzt genug, den Whalid, ſeiner Oberfeldherrn-Würde zu entſetzen, und den Obeidah über ihn zu erheben, auch des letztern Betragen, in allen Stücken, zu loben, des erſtern Betragen aber gänzlich zu verwerfen.

„Obeidah," ſagt er, „iſt ein frommer Mann, und Gott wird ihm gewiß auch Beyſtand leiſten, Whalid aber iſt, ſo tapfer er auch iſt, für einen Muſulmann, gegen die Ueberwundenen, zu ſtrenge. Er hat die Damascener nicht abziehen laſſen, wohin ſie gewollt. Er hat ſie überfallen, ausgeplündert, und niedergehauen. Er weiß überhaupt faſt nichts von der Barmherzigkeit: er ſoll alſo das Heer nicht führen!" — So ſpricht, ſagen wir, dieſer Muſulmann, und der heilige vortrefliche Mann, vollführt nun auch was er hier ſpricht; nimmt wirklich nun dem Whalid das Commando, und nimmt es ihm, zu einer Zeit, da er noch gar nicht feſte auf dem Throne ſitzt; da er einen tapfern Feldherrn nöthig braucht, und da des Whalids

den Abubekr, aber wahrlich, er hat mir ein ſchweres Muſter zur Nachfolge hinterlaſſen!" — Er war übrigens der Mann, der alle Ausſprüche des Mahomethe, von allen Leuten, die noch etwas davon wußten, ſammlete, und ſie mit den, vom Mahometh zurückgelaſſenen ſchriftlichen Aufſätzen, verband, mit ſelbigen den Koran bereicherte, und dieſen, in die Form brachte, die er nachher auch behalten hat.

Zu merken alſo iſts: Mahometh hat zwar vieles ſchriftlich hinterlaſſen, aber nicht alles das, was jetzt im Koran ſtehet, denn Abubekr hat den Koran erſt geformet. Er auch, ſo fromm er ſonſt auch war, war doch ſo unverſtändig, daß er alles in den Koran aufnahm, was Mahometh geſprochen haben ſollte: und Unbilligkeit iſts dieſerwegen, aus einer jeden alberner Sache, die im Koran ſtehet, den Mahometh beurtheilen zu wollen. Abubekr mögt auch wohl geſonnen ſeyn, nur erſt zu ſammlen, und nachher auszumerzen; aber der Tod übereilete ihn, und da wurde die Ausmerzung des Nachfolgers gefährlich.

*) Abubekr führte den Titul: — der Nachfolger des Apoſtels. Dem Omar gab man alſo, den Titul: — der Nachfolger des Nachfolgers des Apoſtels, und da merkte man ſogleich, daß in der Folge, der Titul unendlich lang werden mußte, änderte ihn alſo ab, und wählte den, im Texte genannten.

Digitized by Google

lids Zorn, ihm immer sehr viel schaden kann. — Wo sind die Fürsten unter den Christen, die so von Herzen gut, als dieser Khalif dächten?

Der kriegerische Whalid hörts denn auch, daß der Khalife dies beschlossen habe, murrt aber nicht, wie unsere Feldherrn murren würden, sondern schwörts bey Gott, daß er sich dem Willen Gottes, und des Khalifen, seines Oberherren, völligst unterwerfe, dient auch unter dem Obeidah, mit der vollkommensten Treue, und thut sich überall, wie wir noch in der Folge sehen werden, so außerordentlich hervor, daß wir den Geist der Musulmänner dieser Zeit, fast nicht genug bewundern können.

Die Ausbreitung des vermeintlich wahren Glaubens, bleibt indessen, auch bey dem Omar, der, wie schon aus obigen erhellet, menschenfreundlich genug gedenkt, der vornehmste seiner Triebe, und er läßt derowegen abermalen, einen Theil seiner Truppen, in das persische Gebieth einfallen, macht wirklich auch, beträchtliche Eroberungen daselbst, und gebiethet übrigens dem Obeidah in Damaskus, das Glück des Krieges weiter zu verfolgen, um das ganze Syrien nebst Palästina, unter seine Gewalt zu bringen.

Darzu ist denn auch Obeidah, eben so, als jeder Musulmann, von selbst geneigt, und da werden derowegen alle Anstalten zu fernern Eroberungen, mit allem Fleiß gemacht; da ereignet sich indessen ganz unverhofft etwas, welches wir, zur mehreren Beurtheilung, der Musulmänner dieser Zeit, erzählen müssen.

Nicht allzuweit von Damaskus, liegt nemlich ein christliches Kloster, und in demselben ist, ein so heilig geachteter Priester, daß die Christen aus weiten Gegenden, zu demselben, in unglaublicher Anzahl, eben so andachtsvoll wallfahren, als je ein Musulmann nach Mekka; daß sie auch sich glücklich schätzen, von ihm gesegnet zu werden, und daß sie ihre Söhne und Töchter, besonders, wenn sie sich in die Ehe begeben wollen, zu ihm hinführen, damit er seinen priesterlichen Segen über sie ergieße.

Der Ruf von dieses Mannes Heiligkeit, und von der Kraft seiner Segnungen, ist denn auch so alt nun schon, und so bewährt befunden; daß jährlich, blos dieses Priesters wegen, große Caravanen andächtiger Seelen, zu dem Kloster dieses Mannes eben so hinziehen, als in Arabien andächtige Caravanen nach Mekka ziehen, und daß denn auch die christlichen Kaufleute eben so, wie die arabischen, ihren Vortheil wohl bemerken, und zur Zeit dieser Wallfahrt, mit vielen kostbaren Waaren, zu dem Kloster eilen, und daselbst, eben solche Messe halten, als zu Mekka in Arabien gehalten wird.

Es kömmt also, auch in dem Jahre 635, die Zeit der Wallfahrt und der Messe bey dem Kloster, und da hört Obeidah, daß eine erstaunende Anzahl von Fremden, bey dem Kloster sey, und daß sich daselbst ein unglaublicher Vorrath, von allen nur möglichen Waaren finde. Er beordert also, einen gewissen Abdallah, mit 500 Pferden, nach diesem Kloster, und derselbe eilet auch dahin; findet zwar, noch mehr als 10000 Pilgrimme, und

auch

noch überdem, 50000 bewaffnete Soldaten, die diese Pilgrimme bedecken sollen, hat dennoch aber Muth genug, sich für diese große Zahl, auch nicht im mindesten zu fürchten, und greift sie alsofort, mit unerschrocknem Muthe an.

Es sind nun aber Andächtler, gegen Andächtler im Gefechte, und da ist der Muth auf beyden Seiten groß genug, die Zahl aber ist, so ungleich als sie je seyn kann, gewinnet auch dem Muselmanne hier den Vortheil ab, und schließt ihn dergestalten ein, daß er und alle seine Leute, ohnfehlbar ganz verlohren sind, wenn ihnen nicht aufs schleunigste geholfen wird.

Aus seinen Leuten sprengt indessen ein beherzter Mann durch die Christen durch; eilet nach Damaskus zurück, und meldet dem Obeidah die Gefahr, in welcher der tapfere Mann, mit seinen Gefährten sich befindet. Obeidah sieht also, den Whalid an, glaubt, daß der am besten helfen könne, und siehts denn auch, daß selbiger sofort den Harnisch an sich leget, und die Sturmhaube, die noch Mahometh eingesegnet hat, auf seinen Kopf sich setzet, zu Pferde steigt, und an der Spitze einiger Reuter, dem umzingelten Abdallah, zum Entsatz entgegen eilet.

Recht auch, als wenn da, wo Whalid sich nur zeigt, vor ihm auch alles fliehen müsse, flieht nun, da er sich sehen läßt, die christliche Armee; ist Abdallah schon entsetzt, und erbeutet Whalid auch, die sämtlichen Kostbarkeiten, und alle geringere Waaren, die sich auf der Messe finden. Er erobert auch das stark besetzte Kloster; nimmt den großen Heiligen, *) sehr viel schöne Dirnen, die derselbe eingesegnet hat, nebst noch viel andern Menschen gefangen, und eilt mit dieser fetten Beute, zu seinem Feldherrn nach Damaskus zurück.

Beseelet nun die Andächteley, die Muselmänner, dieses Whalids, so beseelet sie doch gewißlich auch die Christen, bey diesem heiligen Klosterbruder, und so ist unleugbar, bey diesen, die unter den Augen ihres Heiligen fechten, der Aberglaube natürlich unaleich stärker, als bey jenen, die ihren Heiligen, den Mahometh, nicht so vor Augen haben. Demohneachtet aber verlieren die erstern, da die letztern gewinnen, und woher demnach diese, sich so sehr auszeichnende Tapferkeit der Muselmänner dieser Zeit? Woher auch die, so ganz außerordentliche Gewissenhaftigkeit, die sie auch anjetzt so deutlich zeigen?

Bey

*) Mag Whalid auch, in andern Fällen, ein hartes Herz geäußert haben, so äußerte ers doch hier, bey diesem Heiligen, gewißlich nicht. — Denn er ließ ihn wieder los, und sagte: — „Hätte mirs der Gesandte Gottes, nicht ausdrücklich verbothen, so würde ich dir das Leben nehmen!“ — Er sahe hier also, vermuthlich wohl, auf den Befehl des Abubekrs, den wir oben angeführet haben, und der die Verschonung der Menschen betraf.

Digitized by Google

Bey ihrem Aufenthalte in Syrien, werden sie nemlich mit dem Weine, mehr als sonst bekannt, und trinken denselben, wider die Vorschriften des Mahomeths. Das bemerkt nun aber ihr frommer General Obeidah, und da er nun, von dem glücklichen Vorfalle, bey dem obgedachten Kloster, und von der unsäglich reichen Beute, die Whalid, zum Besten des Khalifen gemachet hat, seinem Oberhaupte, dem Omar, Nachricht giebet; da meldet ers ihm auch, daß die Musulmänner anfingen Wein zu trinken, und daß er hierüber seine Befehle erwarte.

Ein jeder anderer Fürst, würde nun, dies gerne übersehen, und unter solchen Umständen, um die Truppen bey gutem Muthe zu erhalten, dies Vergehen höchstens nur getadelt, oder in Ansehung der Zukunft streng verbothen haben: Omar aber gehet weiter, und läßt sich hiermit gar noch nicht zufrieden stellen. Sein wichtigstes ist ihm immerdar, das Gesetz des Mahomeths, und er siehts, die Truppen haben dies Gesetz hier übertreten. Er gebiethet also dem Obeidah, einem jeden, der Wein getrunken hätte, auf seine Fußsohlen 50 Schläge zu geben, und weiß nichts von Uebersehung dieser Uebertretung.

Obeidah macht denn auch den Truppen, diesen Befehl des Khalifen bekannt; weiß es nicht, und kann es nicht wissen, wie viele, oder wie wenige, bald hier, bald dort, so öffentlich als insgeheim, vom Wein getrunken haben; ermahnt also die Truppen, daß sie sich selbst anzeigen sollen, und findet, daß diese kriegerischen, und sieghaften Leute, der, den Kriegern so angenehmen Lust zum Wein, um des Gesetzes willen, entsagen; sich selbst, als Uebertreter des Gesetzes, bey ihm melden; Strafe für sich fordern, und so, ihrem beunruhigten Gewissen, die Ruhe wieder schaffen wollen. — Wahrlich unter Leuten, die in Kriegen grau und hart geworden sind, ist solches Gefühl des Gewissens, etwas unerhörtes, und keine christliche Armee, hat jemals das gethan, was die Armee des Mahomeths hier thut.

Nach diesen Vorfällen fäht nun aber, der mehrgedachte Obeidah, seine Kriegesunternehmungen wieder an, rückt in Syrien immer tiefer und tiefer hinein, ist aber überall so gutherzig, daß er des Menschenblutes schonet; Städte, die er belagern und erobern könnte, so oft sie ihn um einen Waffenstillestand bitten, unerobert liegen läßt, auch mit den kaiserlichen Befehlshabern in den Städten, Waffenstillestände schliesset; sonsten aber (in den Jahren 635 und 636) das Land durchstreift; die Gefangenen die er erhält, gegen einen nur geringen jährlichen Tribut, wieder in Freyheit setzt, und sich dadurch die Liebe aller Syrer, in nicht geringen Maaß erwirbet. *)

Während

*) Des Obeidah Verfahren ist noch mehr zu bewundern, wenn man auch noch folgendes bedenkt.

Die

Während dieser Vorfälle in Syrien, stehn nun aber, an 30000 Muſulmänner lange schon, gegen den Isdegerd in Persien, im Felde; und dieselben schlagen, bey Khadesia, den gedachten Fürsten, der mit 120000 Mann gegen sie anrücket, dergestalt, daß 60000 Perser bleiben, und daß demnach die Muſulmänner, auch in Persien, noch ungleich weiter greifen können.

So sehr also der Khalif, mit diesem glücklichen Fortgange seiner Waffen in Persien, zufrieden seyn kann, und so sehr er sonst auch für sich selbst, zur sanften Behandlung der Menschen geneigt, für den Obeidah aber eingenommen ist: so sehr liegt ihm doch, die Verbreitung des Islams an dem Herzen; und so kann er doch das nicht völlig billigen, daß Obeidah, in Syrien, nicht ebenfalls, zum Besten des Islams, etwas groſses unternimmt, und so bekommt er auch, eine neue Anreizung, um den Obeidah, zur lebhafteren Führung des Krieges in Syrien anzutreiben.

Ein arabischer Fürst, Namens Jabalah, wallfahrtet nemlich mit ihm, dem Khalifen, zur Caaba nach Mekka, und indem er nun mit diesem Fürsten, der sich, wenigstens zum Schein, zum Islam bekennet, in der Caaba seinen Umgang hält, tritt ein gemeiner Muſulmann, nur aus Versehen, dem gedachten Fürsten auf seinen Mantel, und das empfindet derselbe so übel, daß er dem armen Menschen, mit geballter Faust, dergestalt ins Angesicht schlägt, daß ihm sofort 4 Zähne aus dem Munde fallen.

Darüber wird also der Khalife nicht wenig bestürzt, und er frägt denn auch den Jabalah, wie er sichs unterstehen könne, gegen einen, der sein Bruder wäre, dergestalt zu handeln? Der Fürst aber meynt: — „er

---

Die kaiſerlichen Befehlshaber in den Städten, sind uneinig mit einander, und unterstützen sich nicht. Obeidah kann also, wenn er Gewalt gebraucht, gar leicht, einen jeden Ort erobern, aber er thut es nicht, um des Menschenbluts zu schonen.

Eben diese Befehlshaber schlieſsen aber auch, einjährige Waffenstillestände mit demselben; versprechen: „daß sie keine feindliche kaiſerliche Truppen an sich ziehen wollen!“ — betrügen ihn aber, und handeln wider ihr Versprechen. Er indessen, bleibt immerdar bey seinem Worte, und handelt gegen sie wie ein ehrlicher Mann, da jene gegen ihn, wie Schelme handeln.

Es fügt sich auch, daß ein Muſulmann von ohngefähr, einer Bildsäule des Kaisers in das Auge sticht, und dadurch das Auge verletzet. Der kaiſerliche General beschwert sich also bey dem Obeidah, dieses Vorfalls wegen, und will, daß dies eine Verletzung des Stillestandes sey. Obeidah aber läßt die Bildsäule des Omars verfertigen; fordert daß ein christlicher Soldat, das Auge in ihr verletze, und zeigt demnach auch hier, daß er Verstand besitze, und nicht ein Freund des Zankes sey.

„er wär ein Fürst, und jener ein gemeiner Kerl," sagt auch: „wärs nicht in der Caaba gewesen, so hätte er demselben nicht blos seine Zähne aus dem Munde schlagen, sondern ihm auch mit dem Schwerdt, sogar den Kopf zerspalten wollen!"

Das vernimmt nun aber der Khalif mit äußerster Unzufriedenheit; sagt: — „nach dem Gesetze, muß ich dir thun, wie du deinem Bruder gethan, wo dieser nicht für dich bittet!" und will das auch sofort am folgenden Tage thun. Jabalah flieht aber in der Nacht, aus Mekka; eilet in sein Vaterland Ghassan; wiegelt seine Unterthanen wider den Khalifen auf, und ruft sie zu seinen Fahnen, die er nun mit den Kaiserlichen verbindet, als zu welchen er flieht, und denen er auch recht sehr willkommen ist.

Eben um dieses, nach Rache dürstenden, und sonst auch kriegerischen Fürsten willen, ermahnt also, der, sonst sehr gutgeartete Khalif, den Obeidah zur eifrigen Führung des Krieges in Syrien, und da rückt nun dieser, vor unterschiedene feste Städte Syriens; erobert Kinisrin, Baalbek, Emesa oder Hems, Arestan, Shaizar, Bostra, u. s. w. *)

Alle

*) Die umständliche Nachricht von allen diesen Belagerungen und Eroberungen, lassen wir hier weg, setzen aber doch die List hieher, durch welche sich Obeidah, von Hems und von Arestan Meister machet.

Da nemlich Obeidah lange schon vor Hems oder Emesa gestanden hat, es auch wohl siehet, daß er diese, so wohl befestigte, wohl besetzte, und mit Proviant sehr wohl versorgte Stadt, nicht werde erobern können; so sagt er, er wolle gehen, und erst andere Städte erobern, wenn ihm nur die Besatzung in Emesa, zu seinem Abzuge Lebensmittel gäbe. — Die Besatzung will nun gerne, solcher beschwerlichen Gäste entledigt seyn, und weiß es auch, daß Obeidah sein Wort redlich hält. Sie giebt ihm also einen großen Theil ihres Vorraths hin; sieht auch, daß er wirklich ihre Stadt verläßt; hört hierauf aber, daß er, wider ihr Vermuthen, fast unaufhaltbar, jeden festen Platz im Sturm einnimmt, und sieht hiernächst, daß er nun wieder kömmt, da ihre Stadt fast ohne Lebensmittel ist, und sich nun auch an ihm ergeben muß.

Vor Arestan stellt sich indessen, der gedachte Obeidah, als wolle er es ebenfalls vorjetzt noch unerobert liegen lassen, und dringet nur darauf, daß die Bürger von seinem Geräthe, einige 20 verschlossene Kisten, verwahrlich in die Festung nehmen sollen, weil sie ihm in seinem Zuge hinderten, und weil er, wann diese Kisten nicht gutwillig in die Stadt genommen würden, zum dieselben in Sicherheit zu bringen, nothwendig ihre Stadt bestürmen müßte.

Vor seinen Arabern sind nun aber die gedachten Bürger, in nicht geringer Furcht, und sie nehmen also, um der Gefahr der Belagerung zu entgehen, diese Kisten in ihr festes Schloß. In denselben sind indessen kühne und starke Araber verborgen, und die öf-

nen

Alle diese außerordentlich glückliche Unternehmungen der Muſulmänner nöthigen indeſſen den Kaiſer Heraclius, daß er Truppen, ſo viel, als er nur immer kann, zuſammen ziehet, und, nicht erſt mit einer ſchwachen, ſondern ſogleich mit einer ungeheuren Macht, mit 240000 Mann, unter den Befehlen eines gewiſſen Manuels, im Jahr 636, in Syrien einrücket, und da iſt die Verlegenheit des Obeidah, groß genug.

Er hat nemlich, aufs höchſte gerechnet, nur einige 30000 Mann bey ſich, und ſiehet nun, ſolch eine fürchterliche Macht auf ſich losgehn, weiß es alſo nicht, ſoll er fechten oder fliehen, oder ſich verſchanzen? Whalid weiß indeſſen, nach dem Muth, der ihm beſeelt, von nichts als vom Gefecht, und ſeine Meynung behält denn auch das Uebergewicht; Obeidah will alſo im Felde bleiben, und ſich ſchlagen, zugleich aber ſeine Verlegenheit, dem Khalifen melden, und ihn um einige Verſtärkung bitten.

So lange aber, bis ſolche Verſtärkung zu dem Lager kommt, kann der feurige Whalid ſchlechterdings nicht warten. Er ſchlägt ſich derowegen immer ſchon, mit den kleinern Corps der kaiſerlichen Armee herum, und ſchlägt vornemlich auch den Jabalah, und deſſelben Araber, mit großer Tapferkeit aufs Haupt. *)

Ppp 2 Endlich

---

nen ſich in der Nacht die Kiſten, die mit Fleiß zu ſolchem Zwecke eingerichtet ſind; überfallen die, die ſich in der Stadt befinden, nehmen ihnen die Schlüſſel zu den Thoren ab, und öfnen dieſe Thore, einem Trupp ihrer Araber, die unter den Befehlen des Whalids, ſchon in Bereitſchaft ſtehen, und nun auf den erſten Wink, in dieſe Stadt eindringen.

*) Bey dieſem Vorfalle haben wir abermals Gelegenheit, den außerordentlichen Geiſt, der Muſulmänner dieſer Zeit, genauer zu bemerken.

Whalid nemlich, ſieget zwar über den Jabalah, hat aber auch das Unglück, daß 5 ſehr angeſehene Muſulmänner, von den Leuten des Jabalah, gefangen werden, und da will er nun dieſe wiederum in Freyheit ſetzen. Er macht ſich alſo, mit noch 100 kühnen und ſtandhaften Arabern, auf den Weg, zu dem oberſten kaiſerlichen General, und verlangt von ſelbigem eine Unterredung, um dieſe Gefangenen wieder frey zu bekommen.

Da fordert indeſſen Manuel, der kaiſerliche General: — „er ſolle, wenn er mit ihm ſich unterreden wolle, alleine zu ihm kommen, und die 100 Gefährten zurücke laſſen!“ aber Whalid weigert ſich deſſen, und da giebt der kaiſerliche General ihm darin nach: daß er mit ſelbigen zu ihm kommen könne, fordert jedoch, daß ſie alleſamt ihre Waffen von ſich legen, und unbewafnet vor ihm kommen ſollten. Aber auch dies verſagt ihm Whalid, und da geſtehet Manuel, (der, ohne Zweifel, nichts ſo ſehnlich wünſcht, als nur mit Ehren und durch gütliche Unterhandlung aus dem Felde zu kommen,

Digitized by Google

Endlich kommen indessen die beyden Heere näher an einander, und Obeidah erhält von dem Khalifen eine Verstärkung, so, daß er an 40000 Mann, dem Feinde entgegen stellen kann. Er kennt indessen sich selbst, und auch den tapfern Mann, den mehrgedachten Whalid. Er weiß, daß dieser, besser fechten kann als er. Er übernimmt also, da es bey einem Orte, Namens Yermuk, zu einem allgemeinen Gefechte kommen soll, das Geschäfte des Moses, giebt aber dem Whalid das Geschäfte des Josua, indem er im Hintertreffen bleibet, und daselbst brünstigst betet, Whalid aber in dem Vordertreffen ist, und sich mit den Griechen, oder Kaiserlichen, herzhaft schläget.

Diese

---

men, und der deshalb die Bekanntschaft, mit solch einem tapfern Manne, ernstlich sucht,) auch dies ihm zu; da kommt also Whalid, bewafnet, und von hundert bewafneten Leuten begleitet, zu dem Manuel ins Lager, und da zeiget er, auch in dem Lager, wes Geistes er und seine Gefährten seyn.

Denn als nun ihm, und seinen Gefährten, die prächtigsten Stühle hingesetzet werden; so schieben sie die Stühle verächtlich zurück; setzen sich auf die Erde und sagen: „das Gesäß daß Gott bereitet hätte, wäre ungleich reiner, als alle Tapezereyen des Manuels!“ Und, da Manuel mit großem Glimpf, das Unrecht begreiflich machen will, dessen sich die Musulmänner durch ihre Einfälle in Syrien schuldig machten; so will der mehrgedachte Whalid, auch hiervon gar nichts wissen, und so ist derselbe erhizt genug, dem Manuel ins Auge zu sagen: — „Er hoffe es noch zu erleben, daß er, Manuel, mit einem Stricke um den Hals, vor dem Khalifen der Musulmänner erscheinen, und da enthauptet werden würde!“

Solch eine schimpfliche Rede, erbittert aber, wie sehr natürlich ist, den Manuel, und da sagt selbiger: — „Das Völkerrecht erlaube es zwar nicht, ihn, den Whalid selbst, und seine Gefährten, die als Abgesandten ihres Oberfeldherrn anzusehen wären, solcher Beschimpfung wegen, zu bestrafen, unbestraft aber sollte diese Beschimpfung seiner Person nicht bleiben, und ihrentwegen wolle er nun, den fünf gefangenen Musulmännern, ihre Köpfe vor die Füße legen lassen!“

Das sagt er indessen nicht sobald, als auch plözlich Whalid und seine Gefährten von der Erde aufspringen; ihre Schwerdter entblössen; bey der Caaba, beym Mahometh, und bey Gott es schwören: daß sie den Augenblick, es möge ihnen dabey nun gehen wie es wolle, auf den Manuel, und auf alle, die um ihn sind, einhauen wolten, woferne Manuel, die Drohung erfüllen, und die Gefangenen nicht alsofort in Freyheit setzete. — Ihr so unerschrockener Muth, und die große Festigkeit mit der sie dieses schwören, erschüttert wirklich auch das Herz des (schwachmüthigen) Manuels so sehr, daß er, anstatt jene Männer, seiner Drohung gemäß, zu enthaupten, (oder auch, wie mit mehrerem Rechte möglich war, diese, das Völkerrecht verletzende Gesandten, zu züchtigen,) die Gefangenen alsofort auf freyen Füßen stellt, und sie, dem so kühnen Araber, zu einem Geschenke giebt.

Digitized by Google

Diese Kaiserlichen fechten indessen mit sehr großem Muthe, und jagen wirklich auch sehr oft, bald diesen, bald jenen Flügel der Musulänner in die Flucht; fechten sogar mehrere Tage lang, und machen also dem Whalid, seinen Sieg sehr zweifelhaft. Am Ende sieget aber die Tapferkeit des Whalids über die Griechen. Denn er schlägt sie völlig auf das Haupt; streckt 150000 Mann von ihnen, zu Boden; nimmt an 40000 Mann gefangen, und macht auch sonsten noch die fetteste Beute, da er im Gegentheil, nicht mehr, als etwan nur 4000 Mann verlieret.

Das alles, sagt man nun, rührt lediglich daher, daß die Feldherrn der Musulmänner, ihren Leuten beständig sagten: „vor ihnen läge, wenn sie muthig in den Feind eindrängen, das Paradies, hinter ihnen aber, wenn sie flüchtig würden, läge die Hölle!“ Das aber haben, auch die christlichen Generale, in jedem Kriege, den sie mit vermeintlich ungläubigen Völkern geführet haben, ihren Truppen gesagt, und das glaubt der christliche Pöbel, auch noch jetzt, eben so steif und fest, als je ein Musulmann es glauben kann. Demohnerachtet aber werden hier, bey Yermuk, die zahlreichen Christen, mit solch einem Verluste geschlagen, da jene so ausnehmend siegen. — Aus andern Gründen also, und nicht aus dem, was vorgegeben wird, muß dieser Sieg erkläret werden. *)

*) Man sagt hier auch: „die Weiber der Musulmänner, jagten ihre Männer, wenn sie aus dem Treffen flohen, immer wieder zurück!“ und man will derowegen, auch das, als eine Ursach der steten Siege der Musulmänner angesehen wissen. Aber, auch bey den christlichen Heeren, wurden die Flüchtlinge, von ihren Weibern, wie das sehr begreiflich ist, eben so wenig gut empfangen, als bey den Musulmännern, und es kann dahero nichts, als die gänzliche Entsagung aller irrdischen Begierden, nebst dem völligen Bewußtseyn dessen, daß man rechtschaffen gelebet habe, und sich des Wohlgefallens Gottes, im Leben, Leiden und Sterben, getröstet könne, (als welches alles, auch bey einer irrigen Religion sehr möglich ist,) der Grund des steten Siegens seyn. So sehr entsagten auch die Christen, den Lüsten gewißlich nicht, als es die Musulmänner thaten, und wenn denn auch der Glaube in ihnen war, daß, da sie für die Religion jetzt fochten, Gott ihrer Seele gnädig seyn würde; so war denn doch ihr Geist, weit mehr als jener Geist, an die Lüste dieser Erde gefesselt; — so wollten sie, doch gar nicht gerne sterben, und hatten sie gewiß auch solche Sehnsucht zu der Gemeinschaft mit Gott noch nicht, als diese Musulmänner hatten.

Die Geschichte meldets auch, daß z. E. kaiserliche Officiere, da sie durch eine kaiserliche Stadt marschiren müssen, die Frau, eines in ihr wohnenden angesehenen Mannes, geschändet, und das Kind desselben getödtet haben, ohnerachtet der Mann dieselben auf das liebreicheste bewirthet hätte. Und waren, (wie bey einer Armee, bey der so etwas, wie hier, ganz unbestraft geschehen kann, sehr glaublich ist,) mehrere solcher

Officiere,

Eben dieser Sieg macht nun aber, daß das ganze Syrien, nebst Palästina, denen Musulmännern offen stehet, und da will derselben Feldherr alsofort auch weiter gehen, und die gedachten Lande, dem Scepter des Khalifen unterwürfig machen.

Er indessen, voll Ehrfurcht gegen den Khalifen, mag ohne desselben Befehl, nichts wichtiges unternehmen, weiß es auch nicht, ob er, nach desselben Wunsch, vorsetzt in Syrien noch tiefer eindringen, oder nach Palästina gehen, und Jerusalem, die heilige Stadt, zuerst erobern soll.

Er fragt also, bey dem Khalifen deshalb an, und bekommt von ihm Befehl: zuerst in Palästina hinein zu gehen, und vornemlich nun die Stadt Jerusalem in seinen Besitz zu nehmen.

Alsofort sendet er derowegen, ohngefähr 5000 Mann, als den Vortrab der Armee, gerade nach Jerusalem, um selbiges zur Uebergabe aufzufordern, eilt nachher selbsten auch, mit der ganzen Armee dahin, sieht aber, daß der christliche Bischof dieser Stadt, (Sophronius) zur Uebergabe derselben, durchaus nicht stimmen will, sondern die Bürger des Ortes, und die kaiserliche Besatzung, die dort ist, zur muthigen Vertheidigung anfrischet, ihnen auch Gottes Beystand, um so gewisser verheisset, je gewisser diese Stadt, die heilige Stadt Gottes, die Musulmänner aber, die allerunheiligsten Menschen wären.

Das meynt nun zwar, der Feldherr der Musulmänner ebenfalls, daß Jerusalem, als eine heilige Stadt zu betrachten sey; daß meynt er aber auch nicht weniger, daß er, eben dieser Heiligkeit wegen, sie ganz gewiß erobern werde, und er versicherts derowegen seinen Musulmännern: — „Gott würde ihnen, auch diese Stadt, so fest sie auch wäre, und so sehr sie auch vertheidiget würde, hauptsächlich darum in die Hände geben, weil sie, die Musulmänner, sein heiliges und auserwähltes Volk, die Christen aber, die Jerusalem besäßen, die unheiligsten unter allen Menschen wären."

Mit großer Lebhaftigkeit wird derowegen die Stadt Jerusalem, von den Musulmännern bestürmet, und von den Christen beschützet. Immer werden Stürme gewaget, und immer werden Stürme abgetrieben, und das dauret an 4 Monath lang, beynah in einem fort. Endlich aber stehts der Bischof, der, wie es scheint, zugleich auch Commandant in dem gedachten Orte ist, genugsam ein, daß er sich werd ergeben müssen, han-

delt

Officiere, ahmten auch die Soldaten, wie das ebenfalls gewöhnlich ist, denselben hierin nach, so ist das, was wir so eben erst behauptet haben, gegründet genug; so war der kaiserlichen Soldaten Herz, gewißlich eben nicht auf Gott gerichtet.

Aber bey den Musulmännern dieser Zeit, finden wir in Wahrheit solche Lüste nicht. Wir finden vielmehr, die rühmlichste Enthaltsamkeit, und sehen Generalspersonen, die sich durch Fasten und durch Beten, ganz entkräften, deren Herzen also, vornemlich nur auf Gott gerichtet sind, und die denn auch, ein langes Leben sich so sehr nicht wünschen, daß sie nicht recht herzhaft fechten sollten.

Digitized by Google

delt also, so gut er kann, mit denen Muſulmännern,*) und übergiebt ihnen (im April, oder May 637,) die heilige Stadt.

Wie es indeſſen ſcheinet, ſo hält der muſulmanniſche Feldherr Obeidah, die Einnehmung dieſer heiligen Stadt, für etwas ſo ſehr wichtiges, daß er ſich ſelbſt, für zu geringe achtet, die Ehre von dieſer Einnehmung zu haben, und daß er dieſerwegen, ſeinen Herrn, den Khalifen Omar, bittet, zu ihm zu kommen, und in eigener Perſon, von dieſer heiligen Stadt, Beſitz zu nehmen.

Omar kommt wenigſtens in eigener Perſon, in das Lager des Obeidah, und iſt auch der erſte unter den Muſulmännern, der ſeinen

*) Die vornehmſten Bedingungen der Uebergabe, waren dieſe:

1) Die Chriſten ſollen keine neue chriſtliche Kirche bauen, ſondern ſich an denen begnügen, die ſie ſchon haben, und die ſie auch beſtändig behalten ſollen.

2) Sie ſollen keinem Muſulmanne wehren, ſo oft es will, in ihre Kirche zu gehen, und überhaupt ſollen ihre Kirchen, bey Tage und bey Nacht, allen Menſchen offen ſtehen. — Vermuthlich darum, damit kein chriſtlicher Prieſter, die Chriſten zur Rebellion anreize, und ſobald als er dies etwan thäte, befürchten müſſe, daß er von den Nichtchriſten augenblicklich auch verrathen würde.

3) Sie ſollen jedem Muſulmanne, der durch ihre Stadt durchreiſet, drey Tage lang, freyen Unterhalt geben.

4) Sie ſollen von ihrer Religion, vor den Muſulmännern, öffentlich kein Rühmens machen; keinen Muſulmann zu ihrer Religion bekehren, auch keinem Chriſten wehren, der ein Muſulmann werden will.

5) Sie ſollen jedem Muſulmanne mit Ehrfurcht begegnen, und vor ihm aufſtehen, wenn er ſich niederſetzen will.

6) Sie ſollen allemal anders gekleidet gehen, als die Muſulmänner.

7) Sie ſollen keine Waffen führen, auch, wenn ſie reiten wollen, ohne Sattel reiten, und nicht wie andere zu Pferde ſitzen, ſondern ſeitwärts.

8) Sie ſollen mit keinem berauſchenden Getränke handeln.

9) Sie ſollen auf den Kirchen, und in den Straſſen kein Crucifix aufrichten.

10) Sie ſollen den Khalifen, als ihr Oberhaupt erkennen, und ihm Tribut bezahlen.

11) Wenn ſie dies alles thun, ſo ſoll ihnen ihre Haabe, ihr Leben, ihr Gewerbe, und ihr Gottesdienſt, aufs völligſte geſichert ſeyn.

Digitized by Google

seinen Fuß in Jerusalem einsetzet. Er kommt aber in einem solchen Aufzuge, sowohl ins Lager, als in die Stadt, daß man in der That über ihn sich wundern, jedoch weit mehr ihn ehren, als verachten muß.

Denn er, der nunmehro schon, ein mächtiger Fürst auf Erden ist, der nun bereits, einen großen Theil von Persien und Syrien beherrscht, dem auch Palästina und Arabien nun schon gehorchen müssen, er reiset jetzt, zur feyerlichen Besitznehmung einer Hauptstadt, und eines ganzen Landes, aus Medina ab, steigt aber auf ein Cameel, und bepackt dasselbe, mit einem ledernen Beutel, wo er sein Mehl drin hat; mit noch einem andern Beutel, in welchem er sein Wasser hat, und mit einem dritten, in welchem eine hölzerne Schüssel und seine Löffel stecken.

Für sich selbst, und auch für seine Bedienten, führt er aber diese Schüssel mit sich. Ein wenig Brey, ist seine, und seiner Bedienten Kost, und Wasser ist so sein, als seiner Bedienten Trank. Er, und seine Bedienten essen und trinken auch beständig mit einander, aus einer Schüssel, und aus einerley Gefäßen. Er ist auch nicht herrlicher, als der gemeinste Mann gekleidet, ja noch schlechter als sein Gefolge, schmuzig nemlich, und zerlumpt. Nur durch die Liebe, die seine Begleitung für ihn äußert, auch durch sein andachtsvolles Betragen, unterscheidet er sich von den übrigen, und in solchem Aufzuge, kommt er in dem Lager an, ziehet auch in Jerusalem hinein.

Die Christen in Jerusalem also, die sich so sehr an Glanz und Pracht gewöhnet haben, erstaunen, da sie den schmuzig gekleideten Mann, der ein so mächtiger, und von den Seinen so gepriesener Fürst auf Erden ist, vor Augen sehen, und der christliche Bischof Sophronius sagt nunmehr: — „das ist wohl ganz gewiß, der Gräuel der Verwüstung, den Daniel, der Prophet, vorherverkündiget hat, und der einst an der heilgen Städte stehen soll!“ *)

Mag

*) Wenn ehedem Agesilaus, König von Sparta, in gleich schmuzigem Aufzuge, in Egypten erscheinet; (s. Th. I. p. 534) so rühmen wir seine Enthaltsamkeit, eben so, wie wir, den, nur geringen Aufwand anderer Männer, z. E. des Cincinnatus, des Atilius Regulus u. s. w. zu rühmen pflegen. Wenn aber unsre Christen, den Omar hier, in diesem Aufzuge sehn; so sagen sie: — „der Kerl war ein Schwein!“ und wissens nicht, was sie an ihn hier rühmen sollen.

Heil aber jedem Volke, das unter Fürsten stehet, die so enthaltsam sind, und doch noch so viel Liebe finden! Ein Reich, das eben erst entstanden ist, und dessen Fürsten, nicht durch Glanz, auch nicht durch der Soldaten Schwerdt, sich auf dem Thron erhalten, das ist gewiß auf Billig- und Gerechtigkeit gegründet. Und einem Fürsten, der seinen Thron nur hierauf gründet, dem vergebe man doch gern den Schmuz, in dem er uns erscheint, und fordere doch von ihm nicht Eitelkeit und Pracht,

Digitized by Google

Mag denn aber dieser Bischof immerhin dies sagen, der Khalife ist und bleibt, auch hier, in seinem schmuzigen Gewande, ein trefflicher Mann; er ragt über alle Prälaten der Christenheit hervor, und er ist, ein so gerechter und bedachtsamer Fürst, daß es der Menschen Heil seyn würde, wenn alle Fürsten sich nach ihm hier bilden wollten.

Denn, sobald ihm, da er die Kirchen der Christen besehen will, der Bischof von Jerusalem drum bittet, daß er doch allen Anstoß unter den Christen vermeiden, und nicht in seinem schmuzigen Aufzuge, sondern reinlich gekleidet, in die Kirchen gehen mögte; so verargert er dem Bischofe, diese Bitte nicht, sondern kleidet sich sehr reinlich an, und gehet reinlich gekleidet, in die Kirchen, um den Christen kein Aergerniß zu geben, die, um einer muselmännischen Moschee willen, sich gewiß nicht besser kleiden würden.

Als er denn auch in der einen Kirche ist, und während dessen die Stunde seines Gebetes kommt; so bittet er den Bischof, daß er ihm einen Ort anzeige, wo er niederknien, und sein Gebet verrichten könnte. Der Bischof sagt ihm also: „er könne dies thun, an jedem Orte in der Kirche, an welchem es ihm beliebe!“ — und weiß es nicht, daß dies, für seine Kirche gefährlich sey. Der Khalife aber weiß, daß seine Leute, und in der Folge, jeder Muselmann, gedenken würden: — „Hier ist der Ort; hier betete unser Omar; hier wollen also auch wir nun beten!“ und daß sie dem zufolge, die Kirche denen Christen nehmen, und sie zu ihrer Moschee gebrauchen würden. Er weigert sich also, um den Christen nicht zu schaden, in der Kirche sein Gebet zu verrichten; eilt aus ihr heraus, und kniet draussen, auf einer Treppe, die zur Kirche führet, nieder, weil er seine Stunde halten muß, und nicht so eiligst weiter kommen kann.

Der edeldenkende Mann sieht indessen, daß nun, da er auf dieser Treppe sein Gebet verrichtet hat, die Muselmänner ebenfalls daselbsten werden beten wollen, und daß denn endlich auch die Christen, diese Treppe, und den Platz um ihr herum, verlieren dürften. Er will aber, auch diese, in der That nur kleine Kränkung der Christen, nicht, und er giebt daher den schriftlichen Befehl: — „Es könne zwar ein jeder Muselmann daselbsten beten, aber es solle immer nur ein Muselmann allein dies thun, und niemalen zwey, oder drey, und mehrere zugleich!“ — Er hinderts also, daß seine Glaubensgenossen, an Errichtung eines Bethauses (oder einer Moschee)

Pracht, die nichts als nur der Unterthanen Elend würken. Edler ist es ja, wenn dieser Muselmann, sein Brod, und sein Getränk hier selbsten mit sich führet, als wenn der christliche Fürst, bey hundert Wagen mit seiner Küche, oder Kellerey bepackt, und diese Wagen, sich, von armen Leuten unentgeldlich führen läßt. — Aber, so ists, so rühmen unsre Christen, ihre Fürsten, die dies letztre thun, und so schelten sie jenen Fürsten, der das erste thut, blos weil er ein Muselmann, und nicht ein Glied der Kirche ist.

Moschee) daselbst gedenken, und das ist doch wahrlich, die rühmlichste Sorgfalt, Beeinträchtigungen zu hindern; das ist doch wahrlich ächte Toleranz, und Christi Geist, ein edler Geist des Friedens!

Er will denn auch, für seine Gläubigen, in dieser Stadt ein Bethaus bauen, und welcher christliche siegreiche Fürst, hat je, in einer eroberten ungläubigen Stadt, den ungläubig geachteten Priester, um die Erlaubniß hierzu gebeten, und sich von ihm, den Platz darzu bezeichnen lassen? Nur Omar thut dies jetzt. Er will den Christen, so wenig als nur möglich ist, zum Aergerniß gereichen. Er bittet also den Bischof derselben, ihm einen Platz anzuweisen, wo diese Moschee, den Christen am allerwenigsten im Wege stehe, und bauet wirklich auch an dem Orte, den ihm der Bischof angezeiget, die Moschee, die er bauen will. — Sollten also Christen, solch einem Herrn, seinen Schmutz nicht gern verzeihen? *)

Die

*) So gerecht als Omar war, waren mit nichten alle Nachfolger desselben, und darum wurden in der Folge, den Christen in Jerusalem ihre Kirchen genommen, und zu Moschen gemacht. — Sonst ist aber noch zu merken, daß der christliche Bischof, gerade den Ort, zur Moschee anweiset, auf welchem Jakob dazumalen, mit seinem Haupte, auf einem Steine gelegen haben soll, als er, im Traume, die Himmelsleiter gesehen; daß aber dieser Ort, und dieser Stein, mit Schutt und Unflat gänzlich überdeckt gewesen, und daß Omar diesen Platz sich dennoch wohlgefallen lassen; sogleich in sein eigenes Kleid, eine Parthie des Unflates eingenommen, und dasselbe fortgetragen, dadurch aber seine Gläubigen gereizet hat, das nämliche zu thun, und daß also der ganze Platz, durch die Muselmänner rein geworden ist.

Zum Erstaunen ists denn aber, wie, wenn die Christen, den gedachten Ort und Stein, wirklich für so heilig gehalten haben, sie, denselben dergestalt entweihen und mit Koth bedecken können; wie auch der Bischof von Jerusalem, sichs habe unterstehen dürfen, gerade einen so unflätigen, und von den Christen so entweiheten Ort, zum Bethause für die Sieger anzuweisen. Es bleibt immer dabey, der christliche Bischof, behandelte hier den Omar, der gegen ihn so glimpflich war, auf das verächtlichste, Omar aber handelte als der sanftmüthigste Mann, da er, solche Behandlung gar nicht ahndete, sondern sich begnügete, einen Platz für seine Moschee zu haben. — So sanft denn auch der Geist der Lehre Jesu ist, so wild und unbändig würde doch gewiß, der Geist unsrer Christen seyn, wenn ein besiegtes ungläubiges Volk sich unterstünde, nur ihre Kloaken, zum Platz für christliche Kirchen anzuweisen. Weder sie, die gemeinen Christen, noch auch die christlichen Heerführer und Fürsten, am allerwenigsten aber die christlichen Hohenpriester, würden das in solchem Falle thun, was der muselmännische Hoheprieser that. Sie selbst würden diese Kloake gewiß nicht reinigen, sondern sie würden zuverläßig die Ungläubigen zu dieser Reinigung anstrengen.

Die Ausbreitung des Islams bleibt indessen, diesem gutdenkenden Manne die vorzüglichste seiner Sorgen, und er sucht derowegen, theils das, was er erobert hat, zu erhalten, theils aber auch, noch neue Eroberungen zu machen, und setzet zu dem Ende, den Abu Sofian zum Stadthalter in dem eroberten Theile Syriens, auch in Palästina an; befiehlet aber dem Obeidah, den übrigen, noch nicht eroberten Theil Syriens, zu erobern, und giebt dem Amru As, eine beträchtliche Macht, um mit derselben noch einige feste Plätze in Palästina zu erobern, dann aber nach Egypten zu gehen, und auch dieses Land, zur Erkenntniß des Islams zu bringen.

Wie er aber, für seine Person, bald wieder nach Medina ziehet, so setzen sich auch seine Truppen alsofort, und von allen Seiten, in Bewegung, und so erobert insonderheit auch die Armee, die in Persien stehet, Ctesiphon, die Residenz des Isdegerd, und macht dabey, am baaren Gelde, auch an andern Kostbarkeiten, eine fast unglaublich reiche Beute; schlägt überdem auch noch, den Isdegerdes dergestalten auf das Haupt, daß er sich in einen Winkel seines Reiches zurücke ziehen, und fast alle seine Staaten, dem Kaliphen überlassen muß.

In Syrien wills indessen, dem Abu Obeidah anfangs nicht gelingen. Denn er rückt zuforderst vor Aleppo, und findet daselbst den Youkinna, einen kaiserlichen General, der die Citadelle des gedachten Ortes, mit so vieler Klugheit und Herzhaftigkeit vertheidiget, daß Obeidah immerdar den Kürzern dabey ziehet, und schon drauf denket, die Eroberung derselben gänzlich aufzugeben.

Endlich aber fügt es sich, daß er die Wachsamkeit des Youkinna überraschen, die Citadelle, und die Stadt erobern, dabey denn auch den Youkinna gefangen nehmen, sodann aber weiter gehen, und sich vor Antiochien zeigen kann, wo sich eben zu der Zeit, der Kaiser Heraclius befindet. *)

*) Ehe sich noch Obeidah vor Antiochia zeiget, bemüht er sich, auf Anrathen des Youkinna, (der, nachdem er in Aleppo gefangen wird, sich alsobald zum Islam bekennet,) eine sehr starke Festung, mit Namen Azaz zu erobern, und bey der Gelegenheit fällt manches vor, welches wir, zur nähern Kenntniß des Youkinna und anderer Männer, hier erzählen wollen.

In Azaz ist nemlich der kaiserliche Befehlshaber Theodor, ein naher Vetter des Youkinna, und da will dieser Youkinna, den Theodorus überlisten. Er nimmt also einen Trupp muselmännischer Soldaten, kleidet sie, wie die kaiserlichen Soldaten gekleidet sind, und eilt mit ihnen nach Azaz, wo er dem Theodorus sagen läßt: — „Er sey, mit noch andern gefangenen Christen, den Muselmännern entflohen!“ und wo ihm Theodo-

Aus diesem Antiochia flieht denn aber der Kaiser, bey Annäherung der muſulmänischen Macht, nach Constantinopel; setzt indessen sein Vertrauen, in dem Youkinna, der

---

Theodorus nun die Thore öfnen soll, damit er nebst seinen Leuten, in die Stadt eindrugen, und sie besetzen könne.

Zu mehrerer Beglaubigung seiner Flucht, muß denn auch Obeidah, ihn recht weit verfolgen lassen, und es ist also, die ganze Sache, dergestalten eingeleitet, daß Theodorus wohl betrogen werden kann. Theodorus braucht indessen seine christlichen Araber zu Spionen, und dieselben spioniren, da man sie nicht so leicht von den andern muſulmänischen Arabern unterscheiden kann, in dem muſulmännischen Lager, alles aus, erfahrens auch, was Youkinna jetzt im Schilde führet, und meldens ihrem Generale Theodor. Derselbe thut derowegen, gegen den Bothen des Youkinna, als gläube er ihm in allen, läßt denselben auch in Aazaz hinein; trift jedoch seine Anstalten dergestalt, daß er ihn, und alle seine Leute gefangen nehmen kann, und zieht hierauf, von allen Seiten her, Truppen an sich, um der andringenden Macht des Obeidah widerstehn zu können.

Indem nun aber Theodor dies thut, bekommt Malec, ein muſulmännischer General, einen christlichen Araber gefangen; hört von selbigem, wie es dem Youkinna gegangen ist, und erfährts auch noch, daß, um die und die Zeit, eine Verstärkung von 500 Mann, kaiserlicher Soldaten, nach Aazaz kommen werde. Er lauret also dieser Verstärkung auf; überrumpelt sie; nimmt sie gefangen, und überredet nun, den gefangenen christlichen Araber dahin, daß er zum Theodorus gehen, und dem sagen muß; „die Verstärkung habe sich in Marsch gesetzt, und nähere sich bereits den Thoren!“

Er hat denn aber, die aufgefangene kaiserliche Mannschaft entkleidet, auch sich selbst und seine Leute, mit den Kleidungen und mit den Waffen derselben, so ausgekleidet, daß sie als kaiserliche Soldaten scheinen, und daß Theodorus dieserwegen wohl betrogen werden kann. Theodorus ist indessen so glücklich nicht, daß er durch diese List eines Feindes falle, sondern er ist, zur Schande der Menschheit, so unglücklich, daß ihn, noch in der Nacht vorher, der eine seiner leiblichen Söhne, da er trunken ist, in seinem Bette ermordet, und daß der andere Sohn, der sich in des Youkinna Tochter verliebet hat, den gefangenen Youkinna mit seiner Mannschaft wiederum in Freyheit setzt, auch dem Malec nun, die Festung Aazaz in die Hände giebet.

Christen waren nun freylich, diese böſen Söhne, und also ist, die Schändlichkeit des Vatermordes und der Verrätherey, nicht auf die Rechnung der Muſulmänner zu setzen. Aber die Muſulmänner, und auch Obeidah, lassen diesen Vatermord ganz unbestrafet, da die bösen Söhne Muſulmänner werden, und das ist ein abscheuliches Verbrechen, welches wir, mit der sonstigen unleugbaren Rechtschaffenheit des Obeidah nicht anders

der bey ihm in Antiochia ist, so sehr, daß er demselben, den obersten Befehl über alle daselbst versammlete kaiserliche Truppen giebet. Und dieser Youkinna stecket nun, den Derar,

anders vereinigen können, als wenn wir uns gedenken, daß diese Söhne den Vatermord vor ihm geleugnet, und daß ihnen, niemand selbigen vor dem Obeidah erwiesen habe.

Bald nach dieser Eroberung der Festung Aazaz, wollen aber Malec und auch Youkinna, sich wieder mit dem Obeidah vereinigen, und vor Antiochia rücken, wo eben zu der Zeit, der Kaiser Heraclius, in eigener Person sich findet, und da fügt es sich, daß Youkinna, als er sich, (aus welchem Grunde? ist nicht bekannt,) von dem Malec entfernet, auf ein Corps kaiserlicher Truppen stößet, die ihn gefangen nehmen, und nach Antiochia zum Kaiser führen.

Der heuchlerische und schelmische Youkinna weiß denn aber, vor dem Kaiser, seinem alten Herrn, sich so zu stellen, daß derselbe ihm recht sehr gewogen wird, und daß ers ihm auch glaubt: er sey im Herzen noch ein Christ, und er habe sich freywillig auf einen so gefährlichen Weg gemacht, um nur gefangen zu werden, und den Musulmännern zu entrinnen.

Der Kaiser glaubts denn auch, kein Mensch werde es getreulicher mit ihm meynen, und gegen die Musulmänner erbitterter seyn, als eben er, dieser Youkinna, der jetzt vor ihm, über die Musulmänner sogar heftig schilt. Er übergiebt ihm derowegen das Commando, über etwan 2000 Mann, und befiehlet ihm aufzubrechen, und die eine kaiserliche Prinzeßin, die auf dem Wege nach Antiochia sey, zu ihrer mehreren Sicherheit, nach Antiochia zu führen.

Der betrügerische Youkinna, sinnt indessen auf nichts, als nur auf Mittel, und auf Gelegenheit, den Musulmännern zu dienen, dem Kaiser aber zu schaden, und da trift es sich, daß er, bey seiner Rückkehr zum Kaiser, von seinen Vorposten die Nachricht höret: — „es zeige sich, nicht fern von ihnen, ein Corps Araber!“ — daß er es aber nicht erfahren kann, ob es christliche oder musulmännische Araber sind, also auch nicht weiß, welche Parthie er nun ergreifen soll, um jenen zu schaden, und diesen zu dienen.

Er entschließt sich indessen auf sie loszugehen, und sieht, zu seinem Schmerze, es sind christliche Araber, und die haben, den tapfern Derar, nebst noch 200 Musulmännern zu Gefangenen gemacht, sind ihm auch viel zu stark, und andern kaiserlichen Corps zu nahe, als daß er sie überfallen, und die gefangenen Musulmänner wiederum befreyen könnte. Er läßt also den Schmerz, den er hier fühlt, sich gar nicht merken; stellt sich vielmehr gegen den christlichen Befehlshaber dieser Araber recht freundlich an, und wünschet ihm, als obs ihm recht von Herzen ginge, tausend Glück, zu dem erfochtenen Vortheile, ziehet auch mit selbigem, sehr fröhlich und vergnügt in Antiochia hinein.

Daselbst

Digitized by Google

rar, nebst allen andern gefangenen Muſulmännern, unter dem Schein, als wollten auch ſie, dem Kaiſer dienen, unter die kaiſerlichen Truppen, und unter dieſen Umſtänden rückt Obeidah, mit ſeiner Macht, an die ſo mächtige und wohlbefeſtigte Stadt heran.

Gleich vor derſelben iſt denn aber eine Brücke, die von zwo ſehr feſten Thürmen beſchützet

---

Daſelbſt ſpricht denn aber der Kaiſer, wie die Geſchichte will, mit dem tapfern Derar, über die Religion des Mahomeths, und da haben wir abermals Gelegenheit, den Geiſt der Muſulmänner dieſer Zeit, noch näher zu erkennen.

Als nemlich Derar es behauptet: — „Mahometh habe Offenbarungen von Gott erhalten, und eine Wunderkraft beſeſſen!“ ſo wird ein chriſtlicher Biſchof, der dies hört, über ſeine Rede entrüſtet, und ſchimpft auf den Mahometh, als auf einen Betrüger. Derar aber, iſt zwar jetzt gefangen, und in der Chriſten Gewalt, die wirklich unterweilen, (wie aus Beyſpielen zu erweiſen iſt,) ſo grauſam ſind, daß ſie die Gefangenen hinrichten, die ihn alſo ebenfalls nun tödten können, aber er ſchweigt demohnerachtet nicht, bey der Beſchimpfung ſeines Propheten, und er redet mit ſolcher Dreiſtigkeit und Heftigkeit gegen die Chriſten, daß nur der Kaiſer ihn, vor ihrer Wuth und Rache ſchützen kann.

Als denn auch der eine, von den gefangenen Muſulmännern, um einer ſchönen chriſtlichen Dirne willen, ſich zum Chriſtenthume wendet, und der Biſchof der ihn taufet, die andern Gefangenen zum Chriſtenthum ermahnt, indem ſie ſonſt bey Gott nicht würden angenehm ſeyn können: ſo beharren ſie alle bey ihrem Glauben, und ſagen: — „in jener Welt würde es ſich zeigen, ob ſie, oder ob die Chriſten Gotte gefälliger wären!“ Und da der Kaiſer, über manche Dinge ſie befragt; ſo antworten ſie ihm, mit ſo vieler Geiſtesgegenwart, und machen von ihrem Glauben ein ſo herrliches Bild, daß, wenn daſſelbe getreulich wäre, alle Welt den Islam lieben mußte.

Denn, wenn ſie der Kaiſer frägt: — „Warum geht euer Khalif ſo ſchmuzig, und was bewegt ihn, ſich nicht prächtig zu kleiden, da er doch ſo reich und mächtig iſt?“ — ſo antworten ſie: — „darzu beweget ihn, die Pracht, die er in der zukünftigen Welt erwartet, und die Furcht vor Gott, indem ein Khalife das, was er einzunehmen hat, nicht als ſein Eigenthum, ſondern als das Eigenthum ſeiner Unterthanen betrachtet!“

Wenn auch der Kaiſer, ſich ferner bey ihnen erkundiget: — „wie der Pallaſt des Khalifen ſey?“ — ſo höret er von ihnen: — „daß er nur ein gemeines hölzernes Haus bewohne!“ — Frägt er auch weiter: — „ob er denn auch einen Thron im Pallaſt habe?“ — ſo erwiedern ſie: — „er ſitze auf Recht und auf Gerechtigkeit!“ — Und frägt er: — „welcher Adel ihn bediene?“ — ſo hört er, daß es Bettler ſind.

Digitized by Google

schützet wird, und diese Brücke kann den musulmännischen Feldherrn, an Eroberung der Stadt gewaltig hindern. Die Besatzung in den Thürmen ist aber üppig, schwelgt Tag und Nacht in einemfort, und hält fast nicht die mindeste Wache. Ihr Befehlshaber läßt derowegen, um sie von ihrer Unordnung zurück zu bringen, einem jeden von derselben, 50 Streiche geben, und da werden diese zügellosen Leute, ungleich anders gesonnen, als in einem ähnlichen Falle, bey gleicher Bestrafung, aber bey ungleich geringeren Vergehungen, die Truppen der Musulmänner gesonnen wurden. Sie beschlüssens nemlich, sich selbst, und ihre Thürme, dem Obeidah in die Hände zu liefern, und thun dies wirklich auch, sobald, als Obeidah nur davor erscheinet.

Nach der Eroberung dieser Thürme und dieser Brücke, ist nun aber, denen Kaiserlichen in der Stadt, kein anderes Mittel zu ihrer eigenen, und auch der Stadt Erhaltung, als das Wagen einer Schlacht. Die Besatzung rückt derowegen aus der Stadt heraus, und hält nun, mit der musulmännischen Armee, ein hitziges und allgemeines Gefechte.

Youkinna ists indessen, der die Kaiserlichen führet, und wie er selbst ein eifriger Musulmann schon ist; so hat er auch unterschiedene kaiserliche Officiere auf die Seite der Musulmänner gezogen, und so richtet ers nun dergestalten ein, daß die kaiserliche Armee, so gut sie es auch mit dem Kaiser meynet, dennoch von den Musulmännern, ohne sonderliche Mühe in die Flucht geschlagen wird, Antiochia also, dem Obeidah in die Hände fällt, und derselbe nun noch weiter gehen, ja seine Eroberungen, bis an den Euphrat hinan, verbreiten kann. *)

Während

*) Bey diesem weiterm Vordringen der Musulmänner, fügt es sich, daß die Kaiserlichen, einen Liebling des Omars gefangen nehmen, und das beweget diesen Omar, an den Kaiser zu schreiben, um seinen Liebling wiederum in Freyheit zu sehen. Sein Schreiben lautet aber sonderbar genug, und eben so sonderbar ist auch die Würkung desselben bey dem Kaiser.

Denn, was das Schreiben selbst betrift, so lautets, wie folget: —

„Im Namen Gottes, des allerbarmherzigsten!“

„Gelobt sey Gott, der Herr aller Welt, der nie eine Frau erkannt, und nie einen Sohn erzeuget hat! Der Segen dieses Gottes ruhe auch auf Mahometh, seinen Propheten!“ — Von mir, dem Knechte Gottes, Omar Ebn Al Khatabb, an den Heraclius, dem Könige von Griechenland!

Sobald du diesen Brief empfängst, sobald sende mir, den Abdallah Ebn Hodafa! Wirst du dies thun, so hoffe ich, wird Gott dich leiten auf den rechten Weg, wenn du es

Während dessen aber, daß Obeidah jetzt in Syrien so glücklich ist, steht Amru immer noch in Palästina, wo die feste Stadt Cäsarea, (sonst Stratons-Thurm) weil sie am Meere liegt, von ihm nicht gänzlich eingeschlossen werden kann, und von wo er endlich auch zurückgehen muß, da sich ein kaiserliches Heer, unter den Befehlen des kaiserlichen Prinzen Constantins, in dortiger Nachbarschaft zusammen ziehet, gegen welches, er nicht Macht genug bey sich im Felde hat, und ohne dringende Noth, nichts sonderliches unternehmen kann.

Hindert indessen, diesen Amru, seine, gegen die Kaiserlichen nur geringe Macht, an Lieferung einer Schlacht; so scheints, als hindere den Constantin, die Furcht daran, und so begehrt er auch eine Unterredung mit dem Musulmanne, worinn denn dieser williget, und um welcher willen er denn auch, in eigener Person, zum Constantin ins Lager gehet.

In diesem Lager fangen sie indessen an, über die Recht- oder Unrechtmäßigkeit, sowohl der kaiserlichen, als der musulmännischen Besitzungen zu sprechen, und wollen aus der Bibel, und denen, in ihr befindlichen Nachrichten von den Wohnsitzen der Kinder Noäh, Abrahams, Esaus und Ismaels, ihre gerechten Ansprüche auf die streitigen Länder beweisen, werden aber, wie sehr begreiflich ist, mit diesem Beweise nicht fertig, und gehen derowegen, ohne etwas gutes ausgerichtet zu haben, von einander.

In

---

es aber nicht thun wirst, so werd ich dir Leute schicken, die dich darzu zwingen werden. Gesundheit werde allen denen zu Theil, die auf dem rechten Wege sind!"

So beleidigend für die christliche Religion, und so gebietherisch gegen einen großen Kaiser, schreibt hier der musulmännische Fürst, und der Kaiser, läßt nun wirklich auch, den Abdallah los; schickt ihn unter einer starken Bedeckung in das musulmännische Lager, und beschenket noch überdem, nicht nur den Abdallah auf das reichlichste, sondern giebt ihm auch einen kostbaren Diamant, zum Geschenke für den Omar mit, der dergestalt an ihn geschrieben hat.

Omar biethet indessen den Diamant zum Verkaufe aus, doch unter seinen Leuten ist keiner der ihn kaufen will, und sie bitten ihn, daß er ihn zum Schmuck für sich behalten möge. Er aber meynt, daß er nichts eigenes haben müsse, und daß alles dem Staate gehöre. Er verkauft also den Diamant, und legt das Geld in den gemeinen Schatz. — Welch ein guter Fürst also, und welche gute Schüler kamen aus der Schule des Mahomeths, und zwar unter den Arabern, einem Volke, das von Alters her, auf Raub sich legte? — Mit Irrthum untermischt, aber wahrlich nicht so ganz abscheulich, mußten die Lehrsätze des Mahomeths seyn, denn an den Früchten erkennet man den Baum.

In Palästina, und besonders in Phönicien, sind indessen die Städte Cäsarea, Tyrus, Tripolis, Akra, nebst noch andern Oertern, von den Kaiserlichen besetzt, und Amru, hat zu einem großes feindliches Heer vor sich, da Obeidah in Syrien, gleichsam keinen Feind mehr vor sich hat. Obeidah schwenkt sich derowegen, um in Phönicien einzudringen, und Constantin sieht, aus den kleinen Scharmützeln, die er fast täglich mit dem Amru hält, daß er kein Treffen mit ihm wagen dürfe. Er sieht auch überdem, daß viele seiner Truppen zu dem Amru übergehen, und wirft sich derowegen in Cäsarien hinein; muß aber, da er darinnen hart belagert wird, und da Obeidah näher rückt, auch Tripolis *) und Tyrus schon erobert hat, (im Jahr 639), zur See die Flucht ergreifen, und kann nun nicht mehr hindern, daß sich die Bürger und die Besatzung von Cäsarea, dem Amru ergeben.

Auf diese Uebergabe und jene vorhergehende Eroberungen, der festesten und ansehnlichsten Städte dieser Provinzen, folgt denn aber, die Uebergabe aller übrigen, noch nicht eroberten haltbaren Plätze, Syriens, Palästinens und Phöniciens, so, daß nun, im Jahr 639, diese ganze Provinzen, dem Kaiser völligst entrissen, dem Khalifen aber unterworfen werden.

Hagel und Ungewitter verderben indessen, in Syrien, in Palästina, und in Arabien die Früchte des Feldes, so, daß die Lebensmittel selten werden, und überdem reißt eine pestilenzialische Krankheit, an 25000 Mann, von der muselmännischen Armee, ins Grab. Es begnügt sich derowegen, dies so siegreiche Volk, vorjetzt, an dieser Eroberung, und läßt den Euphrat, um so williger die Grenze seiner diesmaligen Eroberung seyn, da die Stadthalter des Kaisers, die jenseits des Euphrats, in Mesopotamien sind, sich gern zu einem jährlichen Tribut verstehen. Auf Egypten bleibt indessen, auch noch jetzt, das Auge dieses Volkes gerichtet, und Amru Al eilt jetzt, so sehr er kann, um in dieses Land zu dringen.

Egypten

*) Kaum ist Tripolis durch den Nonkinna erobert, so laufen auch 50 kaiserliche Schiffe mit Truppen, mit Waffen, und Proviant, sehr sicher, in den dortigen Hafen ein, und so fällt dies alles nun den Muselmännern in die Hände; so gelangen sie, da sie sonst die Schiffahrt nicht verstehen, nun aber die Schiffe, theils mit alten Muselmännern, theils mit Christen, die noch immer in großer Anzahl Muselmänner werden, und die die Schiffahrt wohl verstehn, bemannen können, zu einer Flotte, die, wie die Folge lehren wird, immer mächtiger wird, und zu fernern Siegen vieles würket. So erhält aber auch, der, in Cäsarea eingeschlossene Prinz Constantin, diese, ihm so nöthige Verstärkung nicht, und so ist er, ohne daß man ihm die Feigheit vorzuwerfen hätte, allerdings nun wohl genöthiget, mit seinen besten Sachen, aus Cäsarea, nach Hause zu fliehen.

Egypten ist nemlich, wie wir wissen, ein sehr gesegnet Land, und gleichsam die Korn-Kammer des römischen Reiches. Wird also Egypten, diesem Reich entrissen; so ist demselben auch der tödtlichste Streich schon beygebracht, und so kann, schon diese einzige Betrachtung, den Kaliphen reizen, die Eroberung dieses Landes, nicht länger auszusetzen. Indessen ist es wahr, er hat hierzu, auch noch ganz andere Gründe.

Eben zu dieser Zeit, ist nemlich, der kaiserliche Stadthalter Egyptens, nachdem er das Land genug gedrücket hat, in Gefahr, von seinem Kaiser abgerufen, und von ihm bestrafet, auch seiner aufgehäuften Schätze beraubt zu werden. Ihm selbst ist also dran gelegen, daß Egyptenland dem Kaiser nun entrissen werde, und die Geschichte will es auch, daß er den Kaliphen hierzu angetrieben habe, und daß der Kaliphe es gewußt, daß dieser Stadthalter, wider ihn, nichts sonderliches unternehmen werde.

In Egypten ist aber auch, besonders in der jetzigen Zeit, Religionsdruck, und Religionsverfolgung. Die Einigkeit im Glauben, ist, in diesem Lande, fast noch weniger, als in Syrien, und überhaupt in der Christenheit zu finden, der Religionshaß aber, ist daselbst noch ungleich stärker, und besonders leiden die Copten, (deren an 6 Millionen Menschen gewesen seyn sollen, und die sämtlich paradoxe Christen waren,) von den orthodoxen Christen, die sich mit kaiserlichen Gesetzen, gegen alle Irrende wohl versehen hatten, so erstaunlich viel, daß sie dieselben unversöhnlich hassen.

Der Kaliph also, dem wirs nicht verargen können, wenn er die, durch die Schärfe des Schwerdtes, unterdrückte Gewissensfreyheit der Menschen, mit der Schärfe des Schwerdtes, wieder herzustellen suchet, und der, so lange Egypten, in den Händen des Kaisers blieb, das nicht hoffen darf, daß es irgend einem Egyptier erlaubt werden würde, sich, wenn ihn sein Gewissen darzu triebe, zu der vermeintlichen wahren Lehre des Mahomeths zu bekennen, hat Grund genug, die Eroberung Egyptens zu versuchen, und sie nicht länger zu verschieben.

Was er denn auch in dieser Absicht unternimmt, das geht ihm würklich auch, aufs glücklichste vonstatten, denn Amru, sein General, dringt ohne Widerstand in Egypten ein; rückt bis an Mesr, (sonst Memphis) heran; erobert diese wichtige Stadt, durch die Veranstaltung, des, dem Kaiser ungetreuen Stadthalters, und zeigt sich nachher auch vor Alexandria, der Hauptstadt Egyptens, die sich freylich gegen ihn, in die beste Verfassung setzet, die aber endlich doch, im Sturm von ihm erobert wird. Mit fast unglaublicher Geschwindigkeit, wird also Egypten, im Jahr 640, erobert, und die muselmännische Macht, auch bis in Afrika hinein verbreitet. *).

Begeben-

*) Ehe wir die arabischen Muselmänner und Egypten verlassen, müssen wir hier noch folgendes erzählen:

1. Schon

Begebenheiten im griechischen oder morgenländischen Reiche.

Nachdem der Kaiser Heraclius, mit den Persern, wie wir schon gehöret haben, im Jahr 628, einen Frieden geschlossen; Jerusalem besuchet; das heilige Creuz dort aufgerichtet, und sonst auch noch, die innern Angelegenheiten seines Reiches, auf seinen Reisen beherziget, zugleich aber einige, von den rechtgläubigen verdamte Sätze angenommen hat, hört man in der Geschichte, wenig, oder nichts von ihm.

---

1. Schon vor dieser Zeit, wollen die Muſulmänner in Egypten einbrechen, aber Cyrus, der Patriarch von Alexandrien, verſpricht im Nahmen des Kaiſers, einen jährlichen Tribut, und da bleiben ſie zurücke. Der Kaiſer iſt aber hiermit nicht zufrieden, ſchickt Truppen nach Egypten, und will den Tribut nicht zahlen laſſen. Die Muſulmänner brauchen alſo Gewalt, und da will der Kaiſer den Tribut gern zahlen, aber da iſt dies ſein Wollen zu ſpäth.

2. Amru rückt anfangs, nur mit 4000 Mann in Egypten ein, macht dennoch aber ſolche Eroberungen, mit ſo großer Geſchwindigkeit, und das wäre ihm, obſchon er von dem Kaliphen anſehnlich verſtärket wurde, nicht möglich geweſen, wenn der Stadthalter Egyptens, dem Kaiſer getreu geweſen wäre, und die gehörige Gegenanſtalten gemachet hätte.

Nicht allein aber dieſer Stadthalter, ſondern vornemlich auch die Coptiſchen Chriſten, deren, wie wir ſchon geſagt, an 6 Millionen waren, halfen dem Muſulmanne zu einer ſo ſchnellen Eroberung des ganzen Egyptenlandes, da er ihnen die Gewiſſens-Freyheit ließ, die ihnen von den rechtgläubigen Chriſten genommen wurde.

In einem fruchtloſen Sturme auf die Stadt Alexandria, fügt es ſich indeſſen, daß Amru ſelbſt, nebſt noch drey vornehmen Muſulmännern, gefangen genommen, und vor den Befehlshaber in Alexandria geführet wird. Daſelbſt fragt ihn alſo der Befehlshaber, der ihn noch gar nicht kennet, was die Muſulmänner bewege, in Egypten einzufallen; und da iſt der gefangene Amru ſo dreiſt, daß er ihm ſagt: — „Wir wollen unſere Religion in Egypten verbreiten, oder Egypten zinßbar machen; und wollt ihr, weder das eine noch das andere, ſo hauen wir euch alleſamt in Stücken!“

Aus dieſer ſo dreiſten Rede, urtheilen derowegen, die, bey dem Befehlshaber ſtehenden Officiere, daß dieſer dreiſte Mann, ohne Zweifel Amru ſey; ſprechen hiervon auf griechiſch mit einander; ſagen: — „dies iſt gewiß kein anderer, als Amru ſelbſt!“ und rathen auch dem Befehlshaber, ihm alſofort den Kopf herunter zu ſchlagen.

Werdan, der eine von den Gefangenen, verſteht indeſſen die griechiſche Sprache; ſieht die Gefahr, in der er ſelbſt, auch Amru ſich anjetzt befinden, und hat die Geiſtesgegenwart, daß er dem Amru augenblicklich einen derben Backenſtreich ertheilet, und zu ihm ſpricht: — „Du naſeweiſer Menſch, wie kannſt du, der geringſte unter uns, und nur unſer Sclave, in Gegenwart deiner Herren, dich unterſtehn, das Wort zu führen?“ Plötzlich

Im Jahr 631 wendet sich ein Volk, das aus Pohlen und Litthauen angezogen kommt, und den Namen der Croatier führet, an ihn, um Wohnsitze zu haben, und er weiset ihnen das heutige Croatien darzu an, aus welchem sie denn auch die Avaren verjagen; in welchem sie aber sich selbst nun niederlassen, und bald zum Christenthum bekehren.

Im Jahr 634 nimmt Heraclius, da Jerusalem in Gefahr ist, von den Saracenen, oder Musulmännern belagert zu werden, das heilige Creuz mit sich nach Constantinopel, und rettet also, zum mindesten dies Holz, da er sein Land und Volk nicht retten kann.

Im Jahr 639, jagt er den Stadthalter Mesopotamiens, der den Musulmännern einen Tribut verheißen hat, ins Elend, ohnerachtet er seine Lande, gegen diese Leute nicht vertheid gen kann. Er läßt auch den päbstlichen Stuhl in Rom, anderthalb Jahre lang unbe-

---

Plötzlich bringt er also, dem Befehlshaber, und denen, die um ihn sind, den Gedanken bey, daß der Mann, der so dreist geredet, nichts, als nur ein Sclave dieses Werdans sey, und da geht auch Werdan alsobald noch weiter. Er spricht nun mit der größesten Gelassenheit, mit dem Befehlshaber von Alexandria, und betheuret's ihm, der Kalyphe habe schon Befehl ertheilet, daß Amru, des Friedens wegen, mit dem Stadthalter handeln solle! versicherts auch, daß er ein Freund des Amru sey, und daß, wenn er ihn, und seine Mitgefangenen in Freyheit setzete, er sich alle Mühe geben wollte, den Amru zu den billigsten Bedingungen zu bewegen.

Der Stadthalter traut denn auch, (da unter den Musulmännern einerley Tracht gewöhnlich ist, und da man an der Kleidung, den Feldherrn, von andern Officiren und Soldaten, gar nicht unterscheiden kann,) den Worten dieses Werdan, läßt ihn, nebst seinen Gefährten los, und hoffet nun, daß Werdan sein Versprechen erfüllen, und dem zu folge, den Amru, zur Abstehung von allen ferneren Angriffen auf Alexandrien bewegen werde.

Werdan und auch Amru betrachten dieses aber, als eine, im Kriege sehr erlaubte List, und kommen nicht sobald in ihr Lager zurücke, als sie auch mit ihren Leuten, die Stadt Alexandria, die nun schon Frieden hofft, mit solcher Wuth bestürmen, daß sie nun würklich auch erobert wird.

Diese Eroberung der Hauptstadt eines so großen Landes, ist aber, von so großem Werthe und Gewichte, daß Amru selbst, in dem Briefe, den er dem Kalyphen schreibet, darüber sich so ausdruckt:

— „Er könne es unmöglich beschreiben, wie groß und prächtig die Stadt wäre, die er anjetzt erobert hätte. Er könne auch eben so wenig, alle die Denkmäler, Kostbarkeiten und Reichthümer benennen, die in dieser Stadt zu finden wären. Im Allgemeinen aber müsse er sagen: — „es fänden sich in derselben, an 4000 Pallaste, und eben so viele Bäder; es wären auch 400 große Circus, oder Plätze zu öffentlichen Lustbar-

Digitized by Google

unbesetzet, und bestätiget den neuen Pabst blos darum nicht, weil er nicht seiner Meynung werden, und mit ihm, in Christo, nur einen Willen anerkennen will. Er läßt es endlich auch geschehen, daß Isaacius, sein Exarche zu Ravenna, die Lateranische Kirche in Rom, aller ihrer Schätze beraubet, seine Soldaten davon besoldet, und einen Theil des Raubes, zum großen Aergernisse der rechtgläubigen Christen, für ihn selbst, nach Constantinopel übersendet.

Dies, und was wir, unter dem Artikul: arabische Begebenheiten, beyläufig angeführet haben, ist alles, was wir, in diesem Zeitraume, von dem Kaiser Heraclius, und von dem morgenländischen Reiche, angeführet finden. Ohne Zweifel war dieser Kaiser, ein guter Soldat, und als einen solchen zeigte er sich, in dem Kriege mit den Persern. Augenscheinlich aber war er, in dem Kriege mit den Musulmännern, zu unschlüssig, und zu unwärksam, die Geschichte aber sagt es

 nicht,

---

barkeiten, in dieser Stadt zu finden, und nur der Juden, die hier wohneten, und dem Kaiser Tribut gegeben hätten, wären an 40000, der Gärtner aber an 12000! " — Ungeheurig groß müßte derowegen Alexandria jetzt seyn, und zum Erstaunen ists, daß solch eine Stadt, von einem so schwachen Heere, so gar leicht erobert wird.

3. Das merkwürdigste bey dieser Eroberung ist indessen, die Verbrennung der großen Alexandrinischen Bibliothek, die nun, auf Befehl des Kaliphen, von dem Amru unternommen wird. Denn, obgleich Amru selbst, diese ganze Büchersammlung, die an 500000 Bücher enthalten haben soll, einem gewissen Johannes, einem gelehrten Christen, der sich seine Zuneigung erwirbet, schenken will; so glaubt er doch, er müsse zuvor, dem Omar, seinem Herrn, darüber schreiben, und da schreibt ihm dieser sein Herr zurück: — „In allen diesen Büchern stünde, entweder das, was auch im Koran stünde, oder aber etwas anderes. Wäre das erste; so wären diese Bücher überflüssig; und wäre das letzte; so wären sie schädlich: denn was nützlich wäre, das wäre alles schon im Koran zu finden. Er sollte derowegen sorgen, daß alle diese Bücher zernichtet würden! "

Diesem Befehle gemäß, denkt also der General auf die Zernichtung dieses großen Bücherschatzes, theilt denen, die Badstuben haben, diese Schriften aus, und kann, in 6 Monaten allererst, sie sämtlich vertilgen, ohnerachtet 4000 Badstuben in der Stadt zu finden sind, und ohnerachtet die Menschen in der Stadt sich täglich baden.

Barbarey ist dies nun allerdings, daß Omar dergestalt hier denkt, aber, der Kaiser Justinian, und auch der Pabst Gregorius der Große, waren beyde fast eben solche Barbaren. Denn jener, lies die Schulen der Weltweisen schließen, und dieser wollte, daß man außer seiner Dogmatik gar nichts lernen sollte; unterdrückte, so viel er konnte, alle Schriften der Heyden, und hielt es sich zur Ehre, daß er von sich sagen konnte: — „er verstünde kein Griechisch ", ohnerachtet sein Glaube, auf das Griechische gegründet war.

Digitized by Google

nicht, woher dies gekommen sey. Die Christenheit war indessen in Aberglauben versunken; lebte nach allen ihren Lüsten; glaubte an Frazzen, und hielt diesen Glauben, für den, der sie alleine schon beseligen würde. — Da war derowegen unter den Soldaten, nicht Ordnung, nicht Ergebenheit an den Fürsten, nicht Liebe des Vaterlandes; da war allerley Unzucht, Völlerey, Dieberey, Raub und Mordbegierde unter ihnen; da fiel die wahre Tapferkeit hinweg; und da mußte, der, auf Ordnung haltende Musulmann, nothwendig wohl die Oberhand behalten.

Begebenheiten in Italien.

In Italien herrscht, wie wir wissen, Caroaldus, als König über die Longobarden, und derselbe hält mit dem Isaac, dem Exarchen in Ravennna, gegen einen jährlichen Tribut, den ihm der Exarch entrichtet, einen steten Frieden. Er hat indessen, an dem Taso, dem Herzoge von Friaul, der sich auf die Freundschaft des Exarchen, und auch des austrasischen Königes Dagoberts verlässet, einen steten, auch sehr gefährlichen Feind, und weiß, daß Isaak, der den Lateran in Rom ausplündert, nach Geld begierig ist. Er verspricht also; im Jahr 635, diesem Isaak, daß er ihm ½ des jährlichen Tributs erlassen wolle, wenn er den Taso ermordete, und Isaak ist in der That auch niederträchtig genug, den Taso, seinen guten Freund, zu sich nach Ravenna einzuladen, und ihn daselbsten hinzurichten.

Bald nach dieser Hinrichtung sticht indessen, im Jahr 636, der König Caroaldus, und da erlaubens die Longobarden, der Gundoberg, seiner hinterbliebenen Wittwe, ihre Hand, und auch die Crone, dem zu geben, der ihr am besten gefallen würde. Sie giebt derowegen dem Rotharis, einen Arianer, und bisherigen Stadthalter, oder Herzoge von Brescia, so die Hand, als auch die Crone, und Rotharis wird dem zufolge, als König anerkannt.

Sind indessen viele Herzöge, mit dieser seiner Königs-Würde zufrieden; so sind es doch bey weitem nicht alle, und so ist er nunmehr auch bemühet, diese insgesamt, auf irgend eine Art, aus der Welt zu schaffen; ja, so sperrt er überdem auch noch, auf die unverantwortlichste Art, Gundebergen, seine Gemahlin, ein, und hält sich Beyschläferinnen, ohnerachtet er, ihr, die gröste Treue zugeschworen hat.

Mit Gundebergen sollt man also Mitleid haben, aber es ist gewiß, sie leidet hier nichts weiteres, als das, was sie verdienet. Denn, ehe sie diesem Rotharis, ihre Hand hingiebt, nöthiget sie ihn, seine bisherige Gemahlin zu verstoßen, empfindet also jetzt nichts weiteres, als das, was sie jener Frau empfinden lassen, und wird von den rechtgläubigen Geschichtschreibern, blos darum nur so sehr bedauret, weil sie rechtgläubig seyn wollte, und weil die Rechtgläubigkeit, in ihren Augen, das immerdar ersetzt, was die eigenen Fleischeslüste, und die daher rührende Unempfindlichkeit bey den Leiden anderer Menschen, zu verderben pfleget.

Ueber-

Digitized by Google

Ueberdem aber war Gundeberge, schon bey den Lebzeiten ihres ersten Gemahls, des Coroaldus, in den Verdacht des Ehebruchs gekommen, so, daß auch dieser Coroald, sie schon verstoßen hatte.

Weil indessen ein angesehener Mann auftrat, und sich für sie, zum Zweikampfe erbothe; die Longobarden aber, wie alle Deutschen, glaubten, daß Gott, in denen Zweikämpfen über die Schuld oder Unschuld eines Menschen, der Unschuld Beistand leiste, auch der angesehene Longebarde, in diesem Zweykampf für die Tugend der Gundeberga, Sieger blieb, so wurde sie, von ihrem Gemahl, für unschuldig gehalten, und wieder in sein Bette genommen.

Es kann also seyn, daß ein ähnlicher Verdacht, den Rotharis anjetzt geleitet hat. Es kann auch seyn, daß die Dame, so keusch eben nicht gewesen ist, und daß Rotharis, auf solche alberne Erweise ihrer Unschuld, nichts hat rechnen, auch niemand wieder, für sie, kämpfen wollen.

Begebenheiten in Gallien oder Frankreich.

In dem fränkischen Reiche, ist jetzt, der einzige Dagoberth auf dem Throne, und so hoffnungsvoll der Antritt seiner Regierung ist, so traurig wird dieselbe in der Folge.

Denn er, der sich im ersten Anfange seiner Regierung, nach den guten Anweisungen seiner zween Vormünder, des Major Domus Pipinus, und des Bischofes Arnulphus, genau gerichtet hat, er verliehret nicht so bald, im Jahr 628. den lezten frommen Mann, der sich zum Eremiten macht, als er auch, nach allen verkehrten Lüsten seines jugendlichen Herzens lebet; sich auf gut muselmännisch, drey Gemahlinnen hält; sie alle, als Königinnen betrachten läßt, und in der Schwelgerey, auch in der Pracht, so weit fortgehet, daß alle Einkünfte seines weitläuftigen Reiches, zur Bestreitung des Aufwandes, nicht genugsam sind, und daß er derowegen, die Abgaben seiner Unterthanen erhöhen muß.

Schon im Jahre 630, stirbt ihn auch sein Bruder, Charibert, dem er einen kleinen Theil des väterlichen Reiches überlassen hat, und bald nach ihm stirbt auch desselben einziger Sohn. Da zieht er also, auch diesen Theil des Reichs, an sich, und da vermuthets alle Welt, daß er es sey, der dieser beyden Prinzen Tod befördert habe.

In eben diesem 633 Jahre, trifft es sich denn auch, daß die Sclaven, die in den Tyrolischen und Salzburgischen Gegenden sitzen, einige, dem Dagoberth unterthänige Handelsleute, auf ihren Reisen berauben; daß hierauf Dagoberth von dem Samo, dem damaligen Fürsten der Sclaven, dieser Beraubung wegen, Genugthuung fordert; daß aber der Gesandte, der dieselbe fordert, dem Könige Samo, der um Verzeihung, und um gute Freundschaft bittet, die Antwort giebet: — „Wie können wir, die wir Christen, und Gottes Kinder sind, mit euch Hunden, die ihr noch Heyden seyd, in Freundschaft treten?“ — Dadurch wird also der gedachte Fürst so sehr erbittert, daß er nicht nur sagt: — „Sind wir denn Hunde, so wollen wir euch auch beißen!“ sondern daß er würklich auch sein Volk, zu den Waffen rufet, und daß also zwischen den

den Sclaven und Austrasiern, die jener Nachbaren sind, ein Krieg entstehet, der viele Jahre währet, und nur zur Verwüstung der Länder gereichet.

Eben um diese Zeit, trennen sich aber auch die Bulgaren, die bisher mit den Avaren gemeine Sache gemacht haben, von diesen letztern; wählen sich einen eigenen König, und werden hierauf, mit den Avaren, in Krieg verwickelt, von denselben auch, so sehr geschlagen und aufgerieben, daß ihrer, etwan nur 9000 Mann am Leben bleiben.

Diese armen Leute fliehn nun aber, nach Bayern, welches unter der Oberherrschaft des Dagoberthes stehet; bitten indessen diesen Dagoberth darum, daß er ihnen diese Zuflucht erlaube, und erhalten würklich auch diese Erlaubniß, die ihnen, in ihren Umständen, so unumgänglich nöthig ist.

Er indessen, der abscheuliche Fürst, sendet heimliche Befehle nach Bayern, und läßt diese, hin und her zerstreuten Flüchtlinge, ehne daß sie etwas böses unternommen hätten, bis auf 700 Mann, die sich mit der Flucht noch retten, auf einen Tag ermorden. Die Alle:bliebenen 700 Mann, wenden sich indessen in die Windische Mark, und vermehren sich daselbsten dergestalt, daß sie bald sehr zahlreich werden, und ein mächtiges Volk ausmachen.

Weil denn aber die Sclaven immer noch, wider den König Dagoberth, in den Waffen bleiben, und die Austrasier über diesen ihren König, der nicht unter ihnen, sondern zu Paris seinen Aufenthalt genommen hat, nicht wenig unzufrieden sind; so erklärt er, um die Austrasier zu beruhigen, seinen, erst dreyjährigen Prinzen Siegeberth, zum Könige von Austrasien; giebt also diesen Leuten, einen eigenen König wieder, und macht sie dadurch, so mit ihm zufrieden, daß sie von der Zeit an gerne für ihn fechten, und den Sclaven Einhalt thun.

Uebrigens mischt sich aber dieser König Dagoberth, in die Händel der Spanier; hat überdem einige Unruhen in Bretagne zu dämpfen, und erkläret seinen zweyten Sohn, Clodewig II, zum Erben von Neustrien und Burgund. Er stirbt denn aber, bald nach diesem, im Jahr 638, nachdem er die Gesetze der Franken, Alemannen und Bayren verbessern, und ein Gesetzbuch zusammen tragen lassen, befiehlt aber, seinen Leib in der Abtey St. Denis zu begraben, die er gegründet, und außerordentlich beschenket hat.

Diese Abtey St. Denis wird denn auch, von diesem Tode an, der fast gewöhnliche Begräbnisort, aller französischen Könige, und so schändlich auch das Leben dieses Dagoberthes war, so sehr wird er denn doch, von den Mönchen und Priestern, seiner großen Tugenden wegen, gepriesen. Diese niederträchtigen Seelen sehen nemlich, immer nur auf sich, und nicht auf andere Menschen hin. Und da nun Dagoberth seine Schätze für sie, für Kirchen und für Klöster, immer offen hielt, so war ihnen nichts daran gelegen, wie er sich gegen Andere betrug; so konnte er die Länder plündern, die Unschuld schlachten, und Recht und Zucht mit Füßen treten,

Digitized by Google

treten, ohne den Namen eines frommen und gottſeligen Fürſten zu verlieren.

Nach ſeinem Tode fällt indeſſen, bis zum Jahr 640, nichts weiteres vor, als daß ſeine zween, noch minderjährigen Söhne, Siegeberth II, und Clodewig II, ſich in ſein Reich, und in ſeine Nachlaſſenſchaft, ſo wie er's geordnet hat, geruhig theilen, und daß alſo das fränkiſche Reich einer gänzlichen Ruhe genießen könnte, wenn nicht, (im Jahr 640) ein gewiſſer Rudolf, ein Fürſt der Thüringer, dieſelbe unterbräche.

Denn dieſer Fürſt glaubt nun, daß zu dieſer Zeit der Minderjährigkeit des Siegeberths und Clodewigs, die beſte Gelegenheit ſich zeige, der Unterwürfigkeit, unter den auſtraſiſch-fränkiſchen Königen zu entſagen; entſagt alſo derſelben, und gehet gegen die Auſtraſier zu Felde, die gegen ihn den Kürzern ziehen, und nun würklich auch, die Oberherrſchaft über die thüringiſche Nation, (wie es zum wenigſten das Anſehn hat) verliehren.

Begebenheiten in Spanien.

In Spanien verdrängt, im Jahre 631, ein gewiſſer Siſenandus, durch Hülfe der Biſchöfe Spaniens, und des Königes Dagoberth aus Frankreich, den König Suinkila vom Throne. Derſelbe iſt denn auch ſo niederträchtig heuchleriſch, daß er ſich, da er als König, in die Verſammlung der Biſchöfe kommt, dieſen Leuten zu Füßen wirfet, und ſie flehentlichſt bittet: „für ihn zu Gott zu bethen, damit er glücklich regiere, und beſonders auch die Kirchen, und ihre Diener nicht verliehre.

Solch ein niederträchtiger Pfaffendiener, iſt jedoch, den verſammleten heiligen Vätern, auf das höchſte lieb und werth, und durch ſelbigen können ſie denn auch die Macht, die ſie zum Theil ſchon haben, auch auf ewige Zeiten haben wollen, geſetzlich machen.

Sie bringen nemlich, in dieſen König nunmehr ein, und nöthigen ihn, alles zum Geſetz zu machen, was ihnen irgend nur gefällt, und ihren Vortheilen, ſo wie ihrem Stolze angemeſſen iſt. So machen ſie z. E. das Geſetz: kein König ſolle, ohne Zuziehung der Großen, über irgend ein peinliches Verbrechen das Urtheil ſprechen; und was ſoll dies Geſetz hier ſagen? wer ſind hier die Großen? wer kann alſo das Leben nehmen und erhalten? — Nur ſie, die Biſchöfe, ſind's, die dieſes können; nur ſie ſind die Großen des Reiches, und niemand iſt es länger, als es ihnen beliebet.

Denn, ausdrücklich wirds nunmehro auch zu einem Geſetz gemacht: — „daß es nur den Biſchöfen frey ſtehn ſolle, zu beſtimmen, welcher Große bey den Rathsverſammlungen erſcheinen, und welcher dabey nicht erſcheinen ſolle!“ Stund alſo dieſe Beſtimmung, nur bey ihnen, ſo ſtund auch das Königreich ſelbſt, der König wie der Unterthan, nur unter ihrem Befehle, und ſo waren ſie, dieſe angebliche Diener des demüthigſten Jeſu, die würklichen Beherrſcher des Landes. — Dachten ſie alſo beſſer als Mahometh, und ſuchten ſie wohl, ſo vieles Gute, als er?

vieler Güte beherrschet, daß in der That die christlichen Fürsten, von ihm das beste Muster nehmen könnten.

Denn, seine ganze Sorge geht dahin, die Bedürfnisse seiner Länder zu erforschen, und mit dem Ueberflusse, den er selbst in seinem Schatze hat, auch mit dem Ueberflusse, den andere Länder, von der gütigen Natur erhalten haben, die Bedürfnisse ärmerer Länder zu ersetzen. Und, so wenig er für sich selbst auf Schätze denkt, so sehr sorgt er doch stets für den gemeinen Schatz; öfnet ihn aber mit Freuden, bey einer jeden Bedürfniß, die seine Unterthanen haben, und ist, nicht gegen Schmeichler und Faullenzer, sondern gegen würdige und verdiente Leute, so freygebig, als immer nur ein Mensch seyn kann. Er handhabet auch das Recht und die Gerechtigkeit, ohn alles Ansehn der Person, und sein bester Freund, bleibt, wenn er Bosheit übt, so gewiß nicht unbestraft, als sein ärgster Feind gewiß nicht unbefriedigt bleibt, wenn er von diesem oder jenem ist gekränket worden.

Eine allgemeine Liebe, fesselt derowegen alle Menschen, dergestalt an ihn, daß sie seine Befehle gleich Götterssprüchen achten, und daß der innere Frieden, fast nirgends unterbrochen wird. Demohnerachtet aber stirbt, der ganz vortreffliche Fürst, im Jahr 644, durch die Hand eines Böswichtes, da er zum Heil der Völker, noch länger hätte leben sollen, auch länger hätte leben können, wenn er sich, nach unsern christlichen Fürsten gebildet, und so wie sie, bey jedem Anscheine der Gefahr, ein Blutgericht gehalten hätte.

Firuz nemlich, ein Perser, und der Sclave eines angesehenen Musulmanns, ist ein vortrefflicher Baumeister, verdient mit seiner Kunst, außerordentlich viel Geld, und muß dafür, da ihm der Herr, den Verdienst, den sonst die Sclaven ihren Herren ganz hingeben müssen, gänzlich überläst, diesem seinem Herrn, täglich etwas gewisses (2 Dirrhems, ohngefähr 6 Gr.) geben. Diese tägliche Abgabe dünket aber diesem Menschen viel zu groß, und er klagt deshalb bey dem Kaiser der Gläubigen, *) der jedoch nichts unbilliges dabey findet, also auch dem Herren dieserhalb, nichts anderes gebiethen darf.

*) Man sieht hier einen Sclaven, ungestraft, wider seinen Herrn klagbar werden, und noch darzu über eine so geringe, gar nicht unmenschliche, oder abscheuliche Sache: und da sieht man wieder, durch die Religion des Mahometh, das Schicksal der Menschheit verbessert. Denn, wo durften unter den Heyden, und auch unter den Christen, die Sclaven, über so etwas klagbar werden? Bey Millionen mußten arme Menschen, als Sclaven, die abscheulichsten Mishandlungen ihrer Herren erdulden, und konnten ihre Leiden, keinem Fürsten klagen.

Ein Herr aber, wie Omar, der, wenn ihn ein Sclave, mit dem Tode drohet, als welches Firuz deutlich that, diesen Sclaven nicht bestraft, der ist gewiß ein guter Herr, und

Dies verdreußt nun aber den Menschen dergestalt, daß er dem Kaiser, die stärksten Drohungen unters Auge saget, und daß er würklich auch, da der Kaiser seine Drohung wenig achtet, denselben, während seines Gebethes in der Moschee, mit dem Schwerdte in der Hand anfällt, und tödtlich verwundet, anbey sieben andere, die dem Kaiser helfen wollen, auf der Stelle ersticht, sechs andere aber gefährlich verletzet, und hierauf auch sich selbst entleibet.

Nach diesem mörderischen Anfalle, lebt also der gute Mann, nur noch 3 Tage lang, und da bringen die, die um ihn sind, in ihn, daß er einen Nachfolger ernenne; schlagen ihm auch den Ali, den Sohn des Abu Thaleb, und Schwiegersohn des Mahomeths; den Othmann; den Zobeir; den Telha; den Saad, (alles Männer, die sich gleich anfangs zum Islam bekannten, und als Freunde Mahomeths, als seine Räthe, auch als Beförderer und Säulen des Islams angesehen wurden,) und auch den leiblichen Sohn des Omars darzu vor, sehn es aber, daß er, was seinen Sohn anbetrifft, denselben alsofort und ausdrücklich von dieser Nachfolge ausschließet, und daß er gegen alle andere, so manches zu erinnern hat.

Denn, vom Ali sagt er: „derselbe sey nicht überlegend genug!“ — Vom Othmar meynet er: „derselbe würde seinen Freunden und Verwandten zu sehr gewogen seyn!“ — Vom Zobeir, behauptet er: „derselbe sey dem Geiz ergeben!“ — Vom Telha befürchtet er: „derselbe sey zu hart und zu trotzig!“ und eben dasselbe befürchtet er auch von dem Saad. Er äußert derowegen, in Ansehung keines Einzigen von diesen allen, ein recht herzliches Vertrauen.

Es muß indessen, ein Nachfolger ernennet werden, und da bequemt sich denn, der sterbende Mann, dazu, daß die obgedachten Männer zusammen gehen; sich über die Wahl eines Nachfolgers besprechen, und denselben wählen

---

und von dem darf mans sehr wohl vermuthen, daß er dem Sclaven, nicht werde zu viel gethan haben, da er seine Klage hörete. Beschämen muß derowegen dieser Musulmann unsere christlichen Richter, die sofort, einen jeden, der ihnen nur irgend etwas Beleidigendes saget, auf das empfindlichste zu strafen pflegen. Nicht in ihnen, sondern in ihm, diesem Musulmanne, zeigt sich Christi Geist.

Zirus bekannte sich übrigens zur persischen Religion, und nicht zur musulmännischen, denn, sobald einer ein Musulmann wurde, sobald war er frey, als ein Bruder des andern geachtet, und durchaus nicht mehr ein Sclave. Wie sehr indessen, die Sclaven zahlten, nicht dem Staate, sondern ihren Herren, den Tribut, und das war gerecht genug, denn der Sclave war ein Eigenthum des Herrn, und nicht des Staates. — Sonst kann man merken, daß um diese Zeit, auch Whalid und Obeidah sterben, und daß ein gewisser Moawyah, der Stadthalter der Kaliphen, in Syrien jetzt ist.

Digitized by Google

len können. Sie thun denn dieſes auch ſogleich, und da wird Othman nun erwählet, auch nach dem Tode des Omars, von allen, ohne Widerſpruch, als der Kaliphe, oder Kaiſer der Gläubigen, angeſehen und verehret.

Dieſer Othmann läßt denn auch, nach dem Antritt ſeiner Regierung, ſichs ſehr angelegen ſeyn, die Eroberungen, die Omar ſchon ſo weit getrieben hat, noch ungleich weiter zu treiben; beſtehlt ſeinen Feldherrn, nach tiefer in das kaiſerliche und perſiſche Gebieth einzudringen; ſieht aber würklich auch, wie es Omar ſchon vorher geſaget hat, vornemlich nur auf ſeine Verwandten, und will nur dieſe insgeſamt, allen andern vorgezogen wiſſen.

Insbeſondere ruft er aber den Amru Aſ, der immer noch als Stadthalter in Egypten iſt, aus dieſer Stadthalterſchaft zurück, und giebt dieſelbe, im Jahr 645, ſeinem nahen Verwandten Abdallah, der nach Gelde begierig, die Egyptier drücket, auch noch tiefer in Afrika hinein marſchieret, und die Fürſten und Völker Afrikens, mit großem Tribut beſchweret. Wider ihn werden alſo, die Egyptier, wie die übrigen Afrikaner, nicht wenig erbittert, und da bedienet ſich, im Jahre 647, der Kaiſer Conſtans dieſer Erbitterung, mit ſo gutem Erfolge, daß er mit einer Flotte vor Alexandrien erſcheinet, in dieſen wichtigen Platz hinein marſchieret, und ihn alſo den Muſulmännern aus den Händen reißt.

Mit der Herrſchaft der Griechen ſind denn aber, die Copter, die an den Amru einen menſchenfreundlichen Stadthalter gehabt, doch weniger zufrieden, als mit der Stadthalterſchaft des Abdallah. Sie vereinigen ſich derowegen, und bitten den Kaliphen Othman, um den Amru; bringen ihn auch dahin, daß er dieſen Mann nun wieder nach Egypten ſendet, und unterſtützen ihn, ſobald er dahin komme, mit ſolchem Eifer, daß er die Griechen oder Kaiſerlichen, die währenddeſſen, in Alexandrien ſich außerordentlich verſtärket haben, und ihm im Felde entgegen gehen, nach einem hartnäckigen dreytägigen Gefechte, in die Stadt zurücke jagen, auch ſie ſelbſt, in dieſer Stadt belagern kann. (648)

Weil denn aber die Bürger Alexandriens eifrige Chriſten ſind, die Muſulmänner haſſen, und ſich die kaiſerliche Oberherrſchaft wünſchen; ſo unterlaſſen ſie, während aller dieſer Vorfälle, nichts von dem, was den Muſulmännern ſchaden, dem chriſtlichen Kaiſer aber nutzen kann; und ſo vertheidigen auch ſie ſelbſt nun ihre Mauren. Amru wird alſo, da er dieſe Leute, zuvor ſo gut behandelt hat, ihrer Untreu wegen, ſo ergrimmt, daß er bey Gott es ſchwöret: „Alexandria zu zerſtöhren, wenn ihm Gott daſſelbe in die Hände geben würde!“ Er iſt indeſſen gutherzig genug, ſich dieſes Schwures gereuen zu laſſen; dem Blutbade, das ſeine Araber bey Eroberung der Stadt anrichten, aus aller Kraft zu wehren, und der Stadt alſo zu ſchonen.

Währenddeſſen aber, daß nun Amru, in Egypten, ſich auf dieſe Art verhält, unternimmt Moawijah, der jetzt als Stadthalter von Syrien in Damascus ſtehet, eine Landung auf die Inſul Cypern, erobert ſelbige

tige, im Jahr 648, dringt auch in Isaurien hinein, und nimt die Städte, Aradus und Ancyra, für seinen Kaliphen in Besitz.

In Persien ist denn auch die Macht des Kaliphen, in einem fort geschäftig, den Isdegerd, der alle seine Kraft anwendet, zwar immerdar geschlagen wird, aber auch sich immer wieder erholet, und im Felde erscheinet, ganz zu Grunde zu richten. Und dies gelingt denn auch, im Jahr 651, dergestalt, daß Isdegerd sein Leben verliehret, und das nun, das ganze weite persische Reich, dem Scepter des Kaliphen unterworfen wird.

Der Kaliphe liebt inzwischen das Geld zu sehr, und giebt dasselbe, nicht wie Abubekr, auch Omar, denen, die es bedürfen und verdienen, sondern höchstens nur seinen Freunden und Verwandten, macht also, daß seine Musulmänner über ihn murren, und glaubt, daß, wenn er nur stete Eroberungen mache, dies ihr Murren, sich von selbst wohl legen, und sich in Zufriedenheit verwandeln werde.

Auf seinem Befehle müssen derowegen Abdallah, der Unterfeldherr des Amru, das afrikanische Nubien, Moawijah aber, nebst noch andere Generalen, das ganze Armenien, ja auch Lycien, und die Insul Rhodus, *) erobern. Alle diese seine Siege machen ihm aber, die Gemüther des Volks im mindesten nicht geneigt, und einige seiner Unterthanen werden sogar so dreist, daß sie eine förmliche Klage gegen ihn anheben, in welcher sie ihn des Stolzes, **) des Geizes, und der Partheylichkeit beschuldigen, und von ihm begehren, daß er dieser Beschuldigungen wegen, vor allem Volke in Medinah, öffentliche Red und Antwort gebe.

Mit einem solchen Verfahren, welches, weder Mahometh, noch Abubekr und Omar erlebet haben, ist nun aber der mehrgedachte Othman, äußerst unzufrieden; rechtfertiget sich deshalb von öffentlicher Kanzel, so gut, als er kann; meynt, was jeder Pabst in Rom auch meynet: — „er sey nur Gotte Red' und Antwort schuldig, und kündigt derowe-

*) Bey dieser Eroberung der Insul Rhodus geschahe das, was wir Th. II. p. 228 von dem Colossus angeführet haben.

**) Mahometh hatte eine Art von Canzel gehabt, von welcher er gepredigt, und das Volk gelehret hatte. Sein Stadthalter Abubekr, war aber demüthig; hielt sich nicht werth, an eben dem Ort zu stehen, an welchem Mahometh gestanden hatte, und stellte sich also eine Stufe niedriger. Omar indessen, noch demüthiger als Abubekr, stellte sich noch eine Stufe niedriger, und Othman stellt sich nun, gerade auf den Ort hin, auf welchen Mahometh gestanden. — Dies ist sein Stolz, und diesen Stolz machen seine Gläubigen ihm zum Verbrechen.

wegen, Gottes Zorn und Fluch allen denen an, die ihm das Recht absprechen wollen, mit dem öffentlichen Schatze und Würden, so, wie es ihm gefällig sey, zu schalten.

Die Muſulmänner dieſer Zeit, ſind in deſſen mit ganz andern Begriffen von der Pflicht, auch von dem Rechte eines Kaliphen angefüllet, und da ſteht unter ihnen, ein gewiſſer Ammar, ein angeſehener Muſulmann, wieder den Othman auf, und behauptet, daß ſeine Rede, jedem Muſulmanne ſehr zum Aergerniß gereiche. Der Kaliphe aber iſt von ſeinen Freunden und Anhängern umgeben, und dieſelben verdreußt nun dieſe Rede. Sie ſchlagen alſo den freien, dreiſten Mann, faſt todt, und da geräth das Volk in eine förmliche Empörung, der Kaliphe Othman aber in Furcht und Schrecken.

Er ſieht es nemlich, der Unwille des Volkes über ihn, nimmt überhand, und er iſt nicht im Stande, mit ſeinem Anhange, dieſem Volk zu wehren. Er ſtimmt alſo die Neigungen ſeiner Seele, oder wenigſtens die Reden, die er hält, viel niedriger; geht in die Moſchee; bekennet daſelbſt, vor allem Volke, ſeine Fehler, und gelobt es ihm, daß er von nun an, ſich in allen Dingen beſſern wolle. Aber auch dies Bekenntniß und Gelübde, ſchützt ihn nunmehr nicht, denn ein großer Theil des Volkes in Medinah, hat nun bereits, alle Hochachtung für ihn verlohren, und weiß es überdem, daß die Unterthanen aller Lande, mit der Regierung dieſes Othmans, nicht zufrieden ſind. Es bringt alſo darauf, daß er ſeiner Würde entſage, oder es will ihn, wenn er ſich deſſen weigern ſollte, alſofort das Leben nehmen. *)

Da

*) Will man ſich dieſe große Unzufriedenheit des Volks erklären; ſo muß man ſich erinnern, daß die Araber, auf ihre Anverwandtſchaften und Stämme, faſt mehr als andere Völker hielten; daß ſie ihren Anverwandten, mehr als andern ergeben waren, und daß jeder, das Unrecht, was einem aus ſeiner Verwandtſchaft widerfuhr, ſo anſahe, als wäre es ihm ſelbſt widerfahren, und es dieſerwegen auch zu ahnden ſuchte.

Nun hatte aber Mahometh, Abubekr, auch Omar, den alten Adel der Stämme und Geſchlechter, gleichſam aufgehoben; nur den, der brav und rechtſchaffen handelte, hervorgezogen, und alle Muſulmänner, durch die Religion, mit einander gleich gemacht. Othmann aber macht, weil er den Stamm Omyah, von dem er ſelbſt entſproſſen iſt, vor andern, mit ſeinem Vertrauen, auch mit wichtigen Aemtern beehret, und mit großen Summen beſchenket, die, einige Zeit lang unterdrückte, alte Eiferſucht der Araber, über die Vorzüge ihrer Stämme und Geſchlechter wieder rege; tritt dadurch auch, den beſſern Einrichtungen Mahomeths, Abubekrs und Omars, die alle Muſulmänner gleich gemachet, und nur den wirklichen Verdienſten einen Vorzug beygeleget haben, zu nahe: und da muß demnach, natürlich genug, eine Erbitterung entſtehen: da kann der Muſulmann, im Othmann, ſo ſehr derſelbe ſonſten auch, ein eifriger Muſulmann

Da lebt nun aber Ayesha noch, die Ehefrau des Mahometh, und die ist immer noch, bey allem Volk in Ehren. Da lebt auch Ali noch, der Geschwister-Kind mit dem Mahometh ist; der desselben einzige Tochter Fatema zur Gemahlin hat, und der sich schon, in den allerersten Zeiten des Islams, zum Vezier des Mahomeths darboth, also vor andern wohl ein Recht zum Khalifate hat, und lange schon das Khalifat sich wünschet. Da sehen derowegen diese Beyde nun, was jetzt im Werke ist, und da handeln sie denn auch, wie ihre Absichten es erheischen, und wie die Geschichte will, auf folgende Art.

Ayesha nemlich, mit dem Hause des Telha und Zobeir verwandt, will nun, da eine Veränderung im Werke ist, den Telha, oder den Zobeir, zum Khalifat erhoben sehen; Ali aber, der die Gunst der Ayesha gar nicht hat, will selbst Khalife werden, und fürchtets doch, daß man abermals ihn übergehen, und daß Ayesha, durch ihr Ansehn und durch ihre List, den Telha, oder den Zobeir, die Beyde bey dem Volk in großer Achtung stehn, zum Khalifat erheben möge. Er verbindet sich derowegen mit dem Othmann; setzt einen Vergleich zwischen ihm, und dem Volke auf; braucht sein Ansehen, das er selbst im Volke hat, zur Besänftigung desselben, und wird dem Volke dafür Bürge: — „daß Othmann in der Folge, genau so handeln solle, als der Vergleich es sage!“

Eben hierdurch bekommt er aber, eine gewisse Macht über den Othmann in die Hände; eben hierdurch erhält ers auch, daß alles Volk auf ihn, als auf den wichtigsten Mann, sein Auge richtet, und eben hierdurch verpflichtet er sich dem Othmann, und dem Hause Omijah, indem das Volk, seine Vermittelung hier wirklich gelten läßt, und den Othmann weiter nicht bedränget. — Ali bahnt sich also wirklich nun den Weg zum Khalifate, und erbittert dadurch die Wittwe des Propheten, die ihren Günstlingen, diesen Weg nicht eben also bahnen kann.

Dem einem, der Vergleichungspunkte, zufolge, soll denn aber, der Khalife Othmann, den Abdallah, seinen Vetter, der immer noch in Afrika als Feldherr stehet, zurückberufen, und einen gewissen Mahometh, den Sohn des Abubekr, an seiner Stelle dahin senden. Er, der Khalife thut dies auch, und Mahometh geht dem zufolge, mit einiger Mannschaft, aus Arabien, nach Afrika. Indem er aber auf dem Marsch noch ist, fällt ihm ein Courier, der vom Othmann zum Abdallah gehet, in die Hände,

---

fulmann ist, im geringsten nicht den liebenswürdigen Mann erkennen; da will jeder Stamm, dem Stamme Omyah gleichgeschätzet seyn; da will auch jeder Stamm, den Stamm Omyah gekränket sehen, und da will man derowegen, den Othmann, der die Stütze dieses Stammes ist, entkräften, und zu Grunde richten.

Digitized by Google

Hände, und schon lange hat er wider den Othmann, den gröſsesten Verdacht im Herzen, oder auch, (wie einige wollen) vom Merwan, dem Geheimschreiber des Khalifen, die geheime Nachricht empfangen, daſs der Courier, eine, für ihn, sehr böse Bothschaft nach Afrika an den Abdallah bringe.

Er eröfnet derowegen die Briefe, die der Courier hier bey sich führet, und siehet mit Erstaunen, einen Befehl des Khalifen an den Abdallah, des Inhaltes, daſs er, sobald Mahometh zu ihm käme, demselben die Hände und die Füſse abhauen, und hierauf auch spieſsen solle. — Dieser Befehl ist auch, mit dem Siegel des Khalifen besiegelt, und Mahometh wird derowegen gegen den Khalifen auf das höchste entrüstet; zeigt seiner Mannschaft, und jedem Volke zu dem er kommt, diesen grausamen Befehl; ruft alle redliche Männer zur Bestrafung des Khalifen auf; bringt eine groſse Menge Menschen zu seinen Fahnen, und eilt mit starken Schritten, gerade auf Medina los.

In Medina wird derowegen, die ganze Stadt bestürzet, und der Khalife verschlieſset sich in seinem Hause; bittet aber den Ali wiederum um Schutz, und sieht es auch, daſs Ali, (viele wollen im Ernst, viele aber wollen, nur zum Schein,) sich seiner jammern läſst; daſs er seinen zween Söhnen, Hasan und Hosein, mit seinen übrigen Freunden und Anhängern befiehlet, das Haus des Khalifen zu besetzen, und daſs er selbst, mit dem Mahometh, und mit denen unzufriedenen Leuten in Unterhandlung tritt, um sie zu besänftigen und den Khalifen zu erretten.

Diese seine Unterhandlung hat indessen, keinen weitern Erfolg, als den, daſs Mahometh wider ihn, den Ali, und wider seine Söhne, keine offenbare Gewalt gebraucht, sondern auf das glimpflichste zu Werke gehet; nur die Wohnung des Othmanns ganz umzingelt hält, und demselben, nebst seinen Vertheidigern, dergestalt das Wasser abschneidet, daſs sie endlich, (einige sagen nach 40, andere nach 50, auch 80 Tagen,) aus einander gehen, den Othmann und sein Haus verlassen müssen.

Alsofort bringt denn aber Mahometh, mit seinen Anhängern in dies Haus; findet darinnen den Khalifen, mit dem Koran in den Händen; greift ihm, zu seiner Beschimpfung, in seinen Bart; stöſset ihn das Schwerdt in seinen Leib, und läſst seine Verbündenen ein gleiches thun, damit an der Vergiessung seines Blutes, ein jeder unter ihnen seinen Antheil habe. Er selbst, oder einer seiner Gefährten, haut denn auch, der Ehefrau des Othmanns, die den Othmann noch beschirmen will, die Finger von der Hand, und so sinkt denn, der nun schon 82jährige Khalife, (im Jahr 655) tod zur Erden, bleibt auch einige Tage in seinem Blute liegen, und wird endlich, nicht sowohl begraben, als vielmehr, nur in ein Loch geworfen, und darin mit Erde überdecket.

Jetzt ist aber Ali abermals die Mittelsper'on gewesen; hat also abermals die Augen aller Menschen auf sich, als auf den wichtigsten Mann, gezogen, auch seine Unterhandlung so betrieben, daſs Mahometh und sein Anhang, die jetzt fast alles vermögen, mit

mit ihm nicht unzufrieden, vielmehr ihm sehr gewogen sind. Jetzt also, da ein neuer Khalife zu erwählen ist, und da Ayesha, nicht in Medina, sondern Andachts halben, in Mekka sich befindet, jetzt können Telha und auch Zobeir, auf die Khalifenwürde nicht recht Anspruch machen. Sie stellen sich derowegen, als hielten sie keinen für fähiger darzu, als eben ihn, den Ali, und dieser stellet sich, da ihm die gedachte Würde, niemand mehr entreissen kann, als halte er sie zu groß für sich; läßt sich um Uebernehmung derselben lange bitten; übernimmt sie endlich aber, und wird hierauf vom Telha, vom Zobeir, vom Mahometh, und überhaupt von allen, die jetzt in Medina sind, gehuldiget. *)

Gleich

*) Wir haben hier die Sache erzählt, ohne uns in Untersuchung der Richtigkeit oder Unrichtigkeit einzelner Umstände einzulassen. Wir wollen also, in dieser Anmerkung noch folgendes bemerken.

Hat Othmann jenen grausamen Befehl wirklich geschrieben, oder hat Merwan, als ein Verräther seines Herrn gehandelt, und den Brief, ohne Othmanns Willen, geschrieben, das ist nicht auszumachen. Wir dächten aber, wäre Othmann bey diesem Briefe, außer Schuld gewesen; so würde sich Mahometh haben desänftigen lassen. Indessen ist es wahr, Mahometh und andere konnten ihre anderweitige Absichten haben, jede, auch gegründete Rechtfertigung des Othmanns, nicht anzunehmen. Denn Rebellen blieben sie doch immer, und Rache hatten sie, wenn Othmann außer Schuld hier war, vom Othmann allerdings zu fürchten.

Was denn auch den Ali betrift; so wills die Geschichte, daß er schon nach dem Tode des Mahomeths, das Khalifat begehret, und den Abubekr, auch den Omar schon beneidet habe Man urtheilt und vermuthet derowegen, daß er auch anjetzt, in Ansehung des Othmanns ein gleiches gethan, und daß alle seine Bemühungen, für die Erhaltung desselben, nur scheinbar, und nicht im Ernst gemeynt gewesen seyn.

Wir mögens indessen behaupten, ein Mann wie Ali, der des Propheten Tochter zur Ehe hatte, der Geschwisterkind mit dem Propheten war, der auch zum Besitz desselben lange schon erkläret war, und sich auch sonst so tapfer verhalten hatte, daß ihn die Araber: „den allzeit siegenden Löwen Gottes,“ nannten, der würde wirklich auch, nach des Propheten Tode, von den so eifrigen Verehrern des Propheten, zum Khalifate seyn erhoben worden, wenn er im vollen Ernste es gesuchet hätte.

Aber, statt dessen, daß er sich, nach dem Tode des Mahomeths, vornemlich nur ums Khalifat hemühen sollte, sitzt er daheime, und beweinet die Leiche des Mahomeths, will auch, da man ihm zur Nachfolge erhoben, aber gewisse Bedingungen zum Vortheile anderer, die er vor unumstößlich hält, verschreiben will, das Khalifat nicht haben: dies ist gewiß, dies finden wir von ihm gemeldet.

Es

Gleich nach seiner Huldigung (655) faßt er indessen den Entschluß, die sämmtlichen Stadthalter in den Provinzen, die Othmann angesetzet hat, zurückzurufen, und andere dahin zu setzen. Er wird denn auch, vom Telha, und von dem Zobeir, in dieser seiner Gesinnung gestärket, denkts aber nicht, daß dieser Schritt für ihn, mit großer Gefahr verbunden sey, und daß Ayesha, sich nun schon mit diesen zween Männern wider ihn verbunden habe, auch mit allen Omyaden, die Othmann so erhob, wider ihn verbinden werde. Er siehts indessen bald, daß dies geschiehet, kanns aber nicht ändern, und wird dadurch in die äußerste Verlegenheit und Noth gebracht; verursachet es nun auch, daß sich die Muslimänner in zwey Haufen theilen, (die sich, bis noch auf diese unsere Zeit) auf das heftigste hassen und verfolgen, auch in dieser Welt wohl niemals ausgesöhnet werden dürften.

Noch bey dem Leben Mahomeths, geräth nemlich Ayesha, wie es scheint, nicht ohne Grund, in den Verdacht, als wenn sie dem Propheten untreu wäre, und Ali nimmt, an der Erregung dieses Verdachtes, einigen Theil. Er wird also, der Ayesha so zuwider, daß sie ihn auch jetzt noch nicht vor Au-

---

Es kann ihn also allerdings wohl schmerzen, daß man ihn so übergehet, und daß man gerade den Abubekr, und nachher den Omar und Othmann, aus einer fremden Familie, nicht aber andere Männer, aus der Familie Mahomeths darzu erwählet, aber es ist nicht nothwendig, daß man glaube, er selbst habe schlechterdings darzu erwählt seyn wollen.

Gesetzt aber er habe wirklich dies, in seinen jüngern Jahren sehr gewünscht; so folgt noch nicht, daß er auch jetzt, in seinen schon viel spätern Jahren, und zu einer Zeit, in der er die Wildheit, unter seinem Volke so sehr bereits ausbrechen, auch den Othmann sterben siehet, dies ebenfalls im Ernste sich gewünschet habe. Es ist derowegen möglich genug, daß er es mit dem Othmann, redlich gemeynet, und daß er auch im Ernste sich geweigert habe, das Khalifat hier anzunehmen. Die Geschichte schildert ihn auch überhaupt, als einen Mann, der immer, ohne alle Verstellung, dreist und geradezu, zu handeln pfleget, und da fällt der obige Verdacht auch weg.

Wenn aber der Khalife Othmann hier ermordet wird, und das Volk seinen Tod weder verhindert noch beweinet; so siehe man hier, auf eine recht frappante Art, wie die Umstände der Zeiten auf die Menschen würken, sie zur Tugend leiten, und zum Laster führen. Denn, in den ersten Jahren des Islams, in denen der Muslimann noch schwach und dürftig ist, und in denen auch Mahometh, Abubekr und Omar, ihn, mit brüderlicher Liebe leiten, in denen lebet er der Menschheit zur Ehre. Sobald aber die Macht des Muslimannes wächst, und Othmann ihn verachtet; sobald wird er auch wie wild; schlachtet seine Fürsten ab, und bekrieget, wie wir sogleich nun sehen werden, sogar auch seine Brüder.

gen leiden kann, und ihm in allen Dingen gern entgegen ist. Sie gilt denn auch, als die liebste Frau des Propheten, unendlich viel, in aller Muselmänner Augen; spielt anbey die Rolle der Andächtigen in Mekka, wo sie ansetzo ist, und sagt nunmehr ganz ohne Scheu: „Ali sey an Othmanns Tode schuld!“ schreyt auch, über das unschuldig vergossene Blut dieses Othmanns, und wiegelt die Muselmänner bey Tausenden, zu dem Vorsatze auf, das Blut des Othmanns, an den vermeintlichen Mörder desselben, an den Ali zu rächen.

Zu ihr kommen aber, die Freunde des Othmanns, die Medina verlassen, und dieselben beklagen ihren ermordeten Gönner, natürlich genug, noch heftiger als sie; Telha und Zobeir aber, die Beyde sehr viel gelten, reisen nun ebenfalls nach Mekka ab, und stimmen ebenfalls in diese Klagen ein. Es wird also die Gährung unter den Arabern, so mächtig und groß, daß sie sich wirklich nun zusammen thun, ein formlich Heer ausmachen, und den Khalifen stürzen wollen.

Weil denn auch der Khalife, die Stadthalter der Provinzen entsetzen will; die Araber aber solche Bewegungen machen, so weigern sie sich, den Khalifen, als ihr Oberhaupt zu erkennen, und so setzt sich insonderheit, der tapfere Moawijah, der Stadthalter Syriens, in die allerbeste Verfassung, um sich gegen den Ali zu halten, und ihm das Khalifat zu nehmen.

Die aufrührigen Araber also, stärken jetzt den Muth derer, die außerhalb Arabien, als Stadthalter angesetzet sind, und diese stärken hinwiederum den Muth der Aufrührer in Arabien, dergestalt, daß sie unter den Befehlen der Mutter der Gläubigen, (denn so nennen sie lange schon, die Ayesha) auch unter den Befehlen des Zobeir und des Telha, (im Jahr 656,) von Mekka aufbrechen, auf Basra, einer festen Stadt in Arabien, losgehen, dasselbe erobern, und zu ihrem Waffenplatze machen, auch von dem Moawijah, der an 60000 Mann auf den Beinen hat, so viele Truppen an sich ziehen, daß sie bey 30000 Mann im Felde stellen können.

Solch eine fürchterliche Empörung hat nun aber der Khalife nicht vermuthet, und gegen dieselbe ist er, im mindesten nicht gerüstet. Gehen also die Aufrührer, gerade auf Medina los; so fällt ihnen wahrscheinlich, Medina und auch Ali in die Hände, und so haben sie ihren Zweck erreichet. Sie gehen aber, wie schon gesagt, nach Basra, und dieser ihr Schritt, giebt dem Khalifen Raum, um sich zu stärken, die Achtung aber, in der er jederzeit gestanden hat, bewegt die andern Araber, daß sie zu seinen Fahnen eilen: Und so bricht er mit ihnen, von Medina auf, um seinen Feinden auf den Leib zu gehen.

Sein Wunsch ist indessen kein anderer, als der, daß er diese seine Feinde, durch gütliche Unterhandlungen, auf bessere Gedanken leite, und er unterredet sich derowegen, da seine Armee der andern nahe kommt, vornemlich mit dem Zobeir, der ihm, nebst dem Telha, in Medina schon, die unverbrüchlichste Treue zugeschworen hat, und er bringt ihn

ihn wirklich auch dahin, daß er im Herzen, seine treulosen Schritte bereuet, jedoch so weit nicht, daß er nun wirklich auch die Ayesha verlasse, und dem zufolge, in der Empörung nicht beharre.

Nach so fruchtlosen Versuchen zur Aussöhnung der Gemüther, bleibt denn aber, für beyde Theile, weiter kein Entscheidungsmittel, als das Schwerdt. Die Armeen rücken also an einander, und schlagen sich, (im Jahr 656) so, daß Ali, obschon er an 10000 Mann weniger hat, der Sieger bleibt; daß er die Ayesha gefangen nimmt, und daß auch Telha und Zobeir, das Leben lassen müssen.

Die Ayesha ist indessen so leichte nicht gefangen, denn sie sitzt auf einem Kameele, in einem Gezelte, wie in einem Vogelbauer eingeschlossen, und kommandirt, aus diesem ihrem Gezelte, die Truppen, während des Gefechtes, ist auch an allen Orten, wo die Gefahr am größten ist. Um sich herum hat sie aber an 60 handfeste Leute, die ihr Kameel am Zügel führen, auch sie selbst beschützen müssen. Und allen diesen Leuten müssen erst, ihre Arme vom Leibe gehauen werden, ehe sie ihre Gebietherin und derselben Kameel los lassen. In dem Gezelte aber, in dem sie, auf dem Kameele sitzt, stecken so viele Pfeile, die des Ali Leute darauf abgeschossen haben, daß es einem großen Stachelschweine ähnlich ist, und dennoch hält sie im Gefechte aus, und ergiebet sich den Leuten des Ali nicht ehe, ehe nicht ihr Kameel verwundet wird, und mit ihr zur Erden fällt.

Da sie denn aber der Sieger siehet, da begegnet er ihr, (wie uns es dünkt, zum unverwerflichen Beweise seiner guten Gemüthsart, wie aber in sich auch möglich ist, zur Verhütung alles ferneren Mißvergnügens unter den Gläubigen,) mit der größesten Leutseligkeit; übergiebt sie seinen Söhnen; befiehlt denselben, sie aufs anständigste zu begleiten, bis daß sie in Sicherheit sey, und schränkt sie, in der Folge allererst, in Medina ein, da sie wiederholend auf Meuterey gedenket, und immer neuen Streit erregen will.

Eben dieser Ali, sieht denn auch das Haupt des Zobeir, das ihm ein Muselmann, auf seiner Flucht abgehauen hat, und das er nun zum Ali bringet. Anstatt aber diesen, der dies Haupt ihm bringet, zu loben, und sich über den Tod seines meineidigen Feindes zu freuen, tadelt er jenen, und betrübt sich über diesen, so, daß wirs glauben müssen, er hab ein gutes Herz gehabt. Und das glauben wir um so mehr, da er überhaupt in keinem Stücke die Verstellung liebete, also denn auch, bey der Ayesha, wird ganz unverstellt gehandelt haben.

Der so herrliche Sieg indessen, den der Khalife, in der allergefährlichsten Lage seiner Sachen erringet, der macht nun freylich wohl, die rebellischen Befehlshaber in Arabien, in Persien, auch in Egypten bestürzt, und beweget sie, sich ihm, als ihrem Oberhaupte, zu ergeben: er macht aber den Moawijah, den Stadthalter Syriens, noch gar nicht bange, und derselbe wills auch jetzt noch wagen, sich mit den Waffen in der Hand, gegen dieses Oberhaupt zu setzen. Ja, er stellt sich selbst nun schon, als das Oberhaupt der Gläubigen an, und läßt sich von seinen Truppen, auch von den Gläubigen in Syrien und

Palästina, (wie dies wenigstens einige wollen,) als einem Kaiser der Gläubigen, die Huldigung leisten, *) und zwingt derowegen den Khalifen, daß er auch gegen ihn, zu Felde ziehet.

Immer aber versucht, (welches zum Ruhme des Ali zu sagen ist,) dieser Ali die Stücke, um der Vergiessung des Menschenblutes zu wehren, und immer bietet er, dem Moawijah Frieden an. Moawijah will indessen sich zu nichts bequemen, und stärkt seine Macht je mehr und mehr. Der Khalife muß also ihm näher rücken; und da kommen, (im Jahr 657,) die zween muſulmännischen Heere, (die 110000 Mann betragen haben sollen,) endlich auch zur Schlacht, in welcher, die, der Zahl nach viel geringeren Truppen des Ali, den Sieg erfechten, und die Truppen des Moawijah dergestalt auch schlagen, daß Moawijah ohnfehlbar ganz verlohren ist, wenn er nicht auf eine List verfällt, die seinen Sachen alsobald ein besseres Ansehn giebet, und die er eigentlich dem Amru As, dem Eroberer Egyptens, zu verdanken hat.

Dieser Amru As, ist nemlich jetzt nicht mehr, als Stadthalter in Egypten, sondern bey dem Moawijah in Syrien, und derselbe giebt dem Moawijah nun den Rath: — „einige Exemplare des Korans, auf Lanzen zu stecken; so, mit den flüchtigen Corps, gegen den siegenden Feind von neuem anzurücken, und dabey zu rufen: " — „dies ist das Buch, welches allen Streit entscheidet! Dies ist das Buch Gottes, welches der Vergiessung alles Bluts der Gläubigen wehren kann: richtet unsren Streit nach diesem Buche!"

Moawijah thut denn dieses auch, und augenblicklich werden die Truppen des Ali, theils unschlüßig über das, was sie anjetzt thun sollen, theils aber bewogen, ihre Schwerdter einzustecken, und von dem Ali, recht mit

*) Bisher hatten die Muſulmänner geglaubt, jeder Khalife hätte das Recht, seinen Nachfolger zu ernennen, und hatten dieserwegen jeden Khalifen, um die Ernennung desselben gebeten. Moawijah bedient sich also dieses Glaubens, und sagt: — Othmann war Khalife, und der hat vor seinem Ende, mich, seines Bruders Sohn, zu seinem Nachfolger ernannt: ich also, ich bin Khalife, und Ali ist es nicht!" In der That kann auch Othmann, der seine Anverwandten so sehr achtete, diesen Moawijah, der sein naher Anverwandter war, zu seinem Nachfolger ernennet haben, und nimmt man diesen Umstand hier mit zu; so sieht man wohl, daß Moawijah einen großen Anhang haben konnte. Moawijahs Vater aber war, Abu Sofian, der bey Badr fochte, und der hatte sonst in Mekka ein großes Ansehen gehabt, Mahometh aber hatte dasselbe geschwächet. Moawijah trug also einen Groll gegen alle Anverwandten des Mahomeths im Herzen; hatte sich nebst seinem Vater, wohl nur zum Scheine, und um doch etwas Großes zu seyn, zum Islam bekannt, und wollte nun, den ehrgeizigen, auch rachbegierigen Trieben seiner Seele genügen.

Digitized by Google

mit Ungestüm zu fordern, daß er den siegreichen Truppen, die Ruhe gebiete, und daß der Streit sich augenblicklich lege.

Mag denn Ali auch, die List des Moawijah, hier recht deutlich sehn, und sie den Truppen ebenfalls vor Augen stellen; mag er auch, aus seinem ganzen friedfertigen Betragen, und aus seinen, so wiederholten friedliebenden Anträgen, diesen Truppen es erweisen, daß Moawijah, ihren Koran gar nicht achte, daß er das muſulmännische Blut, aus bloßem Ehrgeiz gern vergieſſe, und daß er sie alleine nur zu täuschen suche: die Truppen überhaupt, und insonderheit die, die er aus dem perſischen Gebiethe, an sich gezogen hat, und die den Kern seines Heers ausmachen, glauben ihm hier nicht; sind, wie es scheint, gewiſſenhaft, und zwingen ihn, der Niedermetzelung zu wehren, einen Waffenstillestand zu bewilligen, und die Entscheidung der Recht- oder Unrechtmäßigkeit seiner und des Moawijah Sache, den Ausſprüchen des Koraus, einzig und allein zu überlassen.

Darzu wirds denn auch beliebt, zween Männer zu erwählen, die diese Sache, nach dem Koran, untersuchen sollen, und darzu wählet Ali nun, den Abu Muſa, Moawijah aber den Amru. der Erste weil er muß, und weil seine, vom Moawijah verführten vornehmſten Feldherrn, dieses wollen, der Andere aber, weil er des Amru Fähigkeit zu solchem Geſchäfte, sehr wohl kennet, und von seiner Freundschaft alles Gute sich versprechen kann.

Muſa, der Bevollmächtigte des Ali, ist indeſſen ein Mann, der zwar einige Rechtschaffenheit und Tugend beſitzet, aber er ist nicht voll List und Einsicht, so, wie Amru dieses ist, und es fällt derowegen, diesem letztern gar nicht schwer, den Muſa zu überreden: „daß Streit und Krieg unter den Gläubigen nicht aufhören würden, wenn nicht Ali sowohl, als Moawijah, abgesetzet, und wenn nicht von Beyden erkläret würde, daß sie nicht rechtmäßige Khalifen wären.“ — Dann meynt Amru, dann hätte die Parthie des Ali, nicht mehr gewonnen und auch nicht mehr verlohren, als die Parthie des Moawijah; dann würden beyde Parthien gegen einander am wenigſten erbittert seyn können; dann würden sie sich am leichteſten vereinigen, und dann würden sie, ohne Blutvergieſſen, zur Wahl eines neuen Khalifen schreiten.

Diesen Vorspiegelungen des Amru zufolge, glaubt denn auch der schwachſinnige Muſa, die feyerliche Entsetzung beyder Männer von der Würde des Khalifates, sey das sicherſte Mittel zur Wiederherstellung der Ruhe. Er gehet derowegen, da nun der richterliche Ausſpruch öffentlich geschehen soll, zu dem Richterstuhle, den man, zu diesem Zwecke, vor den Augen beyder Heere aufgerichtet hat; betritt denselben, weil Amru es so will, zuerſt, und spricht nun feyerlichſt: — „Ich setze den Ali, und auch den Moawijah, von der Herrschaft über die Gläubigen, auf eben die Art ab, wie ich hier, diesen Ring, von diesem meinem Finger ziehe!“

Nach

Nach ihm tritt indessen Amru auf den Richterstuhl und spricht: — „Ihr habts gehört, wie durch den Musa, Ali von dem Khalifate abgesetzet ist, und darin trete ich ihm völlig bey. Ich bekleide aber den Moawijah mit dieser Würde eben so, wie ich jetzt diesen meinen Finger, mit diesem Ringe bekleide, und darin folge ich den Vorschriften der Gerechtigkeit, die unser Koran in sich hält.— Denn Othmann hat den Moawijah zu seinem Nachfolger ernannt; Moawijah will auch der Rächer seines Blutes seyn, und überdem ist er der Fähigste zu dieser Würde!“

Das meynen indessen die Truppen des Ali, die ihn, wie wir gehört, zur Ablassung von dem Gefechte zwingen, wie es scheint, wohl nicht, daß nur zween Männer diesen Streit entscheiden sollen. Sie meynen vielmehr, sie selbst wollten die Aussprüche des Korans hören, und nach denselben ihr Urtheil fällen, sehens aber, daß niemand jetzt nach ihrem Urtheil fräget, glaubens jedoch, daß sie als recht eifrige Musulmänner, diese Sache am richtigsten entscheiden würden, und werden derowegen über den Ali böse, sobald sie es hören, daß Musa und Amru, einzig und alleine nur, den Streit entscheiden sollen. Ja, sie selbst, oder doch ihre Landesleute, machen es dem Ali zu einem erschrecklichen Verbrechen, daß er, als ein Nachfolger des großen Apostels, das Urtheil der Menschen, und nicht vielmehr das Urtheil Gottes einzig und allein nur achte; dringen auch mit Ungestüm in ihm, daß er den Musa und den Amru nicht als Richter anerkennen solle.

Die obersten, (von dem Moawijah, wie schon gesagt, bestochenen) Feldherrn dieser Truppen haben aber dem Ali glaubend gemacht, als wollten die Truppen, daß Amru und auch Musa, diesen Streit entscheiden sollten. Ali hat also, die Einwilligung darzu gegeben; mag nun sein Wort nicht brechen, und kann daher nicht thun, was seine Truppen jetzt begehren. Das macht denn aber diese Truppen dergestalten mit ihm mißvergnügt, daß nach und nach, an 25000 Mann, sich von ihm trennen, und ihn nun ebenfalls nicht mehr, als den Khalifen ansehn wollen.

Gegen diese Aufrührer spart er nun freylich nichts, um sie auf bessere Gedanken zu leiten, aber sie bleiben auf ihrem Vorsatze unbeweglich stehen, und nöthigen den gutherzigen Fürsten, seine übrigen Truppen zu nehmen, und ihnen, ehe sie sich noch mehr verstärken können, schleunigst auf den Hals zu gehen.

Um indessen die Vergiessung des musulmännischen Bluts, so viel ihm möglich ist, zu hindern, richtet er, da es zum Angrif kommt, im freyen Felde, eine Fahne auf, und läßt den Aufrührern, noch vor dem Gefecht, es wissen, daß der, der im Gefechte, oder auch sogleich nach selbigem, zu dieser Fahne; oder auch in die nächst gelegene Stadt sich flüchten würde, Vergebung finden sollte, erlebt auch hier das Glück, daß an die 21000 dieser Leute dahin fliehen.

Etwan 4000 sind denn aber wider ihn so sehr entrüstet, daß sie, um sich an ihn zu rächen, ihr Leben gar nicht achten, und wie tollkühne Menschen auf sein Heer losgehen, jedoch

jedoch auch insgesamt ihr Grab dort finden, und also den Aufruhr endigen.

Nun fällt indessen das Urtheil der zween Schiedsrichter, des Musa und des Amru, wie wir bereits gemeldet haben, für den Ali übel aus, und nun bekennt auch Musa, der es mit dem Ali, wo nicht herzlich gut, so doch auch nicht verrätherisch meynet, daß er vom Amru sey betrogen worden. Nun werden also die Truppen des Ali, gegen den Moawijah abermals erhitzt, und nun will Ali auch zu Felde gehn, denn das Urtheil, das die zween Männer gesprochen haben, ist augenscheinlich nichts als ein Betrug, und hat gleich Ali, sich dem Urtheile dieser Männer unterworfen, so hat er sich doch nicht verpflichtet, daß er sich auch dem Betruge unterwerfen wolle.

Da er nun aber jetzt zu Felde gehen will, da machen seine verrätherischen Generale, allerley Einwendungen gegen seinen Zug; behaupten, daß er noch nicht stark genug zu solchem Zuge sey, und daß es ihm am Unterhalte fehlen werde; bringen ihn sogar auch dazu noch, daß er seinen Truppen, um ihre Freunde zu besuchen, auf einige Tage Urlaub giebet, und daß er bald nachher, da er mit ihnen in das Feld einrücken will, keine Truppen bey sich hat, sich also nach Cufa ziehen, und da unthätig liegen muß.

Moawijah ist indessen der List und Schelmerey so voll, daß er das Gerücht ausspreugt, als sey Kais, der jetzige Stadthalter Egyptens, auf seiner Seite, und daß er auch im Namen dieses Kais, Briefe schmiedet, die an ihn, den Moawijah gerichtet sind, und diese Uebereinstimmung mit ihm erweisen. Künstlich genug bringt er auch dies Gerücht, und diese verrätherische Briefe, dem Ali in die Hände, und da glaubt der so geplagte Fürst, Kais sey ein Verräther; ruft ihn also, (658) aus Egypten zurück, und sendet den Mahometh an seiner Statt dahin.

Kais ist indessen, ein sehr getreuer Freund des Ali, und wird auch überdem, von den Egyptiern so sehr geliebet, daß während seines Aufenthalts daselbst, fast alles dort in Ruhe bleibet. Mahometh aber, des Abubekrs Sohn, der jetzo nach Egypten kommt, ist zwar ebenfalls des Ali Freund, jedoch, gegen die Omyaner, als gegen das Geschlecht des Othmanns, so entrüstet, daß er, da er nach Egypten kommt, dieselben insgesammt aufs härteste behandelt, auch den Egyptiern mit Härte begegnet, bey denen Othmann immer noch in Ehren ist.

Durch solche Umstände werden aber die Egyptier, dem Ali, und desselben Khalifate abgeneigt; wollen den Mahometh nun nicht zum Stadthalter ihres Landes haben, und erbitten sich derowegen, von dem Ali, einen andern Mann zu dieser Würde. Ali erfüllts denn auch, was sie von ihm hier bitten, und sendet ihnen einen gewissen Malec zu, damit derselbe dem Mahometh, in der Stadthalterschaft daselbsten folge. Moawijah hat indessen seine Freunde in Egypten, und die sind seine Spionen; die melden ihm, von Zeit zu Zeit, was dort geschiehet; und die reizen ihn nun an, daß er auf dem Wege aus Arabien nach Egypten, einen Gastwirth

erkaufet, der den Malec, auf seiner Durchreise vergiften, und es also machen muß, daß der, in Egypten, genugsam schon verhaßte Mahometh, noch länger daselbst bleibe, und die Egyptier noch fernerhin, mit Misvergnügen, über die Regierung des Ali, erfülle.

Unter diesen, ihm selbst so günstigen Umständen, schickt er denn auch seinen Freund, den Amru Aß, mit einer beträchtlichen Macht nach Egypten, wiegelt auch in Egypten, seine Freunde und alle Ommyaner dahin auf, daß sie den Amru verstärken, und daß dieser, sobald er nach Egypten kommt, den Mahometh angreifen, ihn schlagen, und das ganze Egypten für den Moawijah an sich reißen kann.

Eben der Amru auch, der sonsten sich so menschenfreundlich zeiget, da er die Bürger Alexandriens verschonet, der ist anjetzt, da das Geschlechte des Ommyah, zu dem er selbst gehöret, in der Person des Othmans so entehret ist, durch den Moawijah aber wiederum erhoben werden kann, und da seine Seele auf solch ein elteles Gesuch nun einmal erst gerichtet ist, so hart, daß er den Mahometh, da er ihn gefangen nimmt, enthaupten, hierauf aber desselben Leib, in eine Eselshaut einkleiden, und dann verbrennen läßt.

Eben durch diese Härte wird indessen, die Erbitterung der Muselmänner gegeneinander, täglich heftiger; *) der brüderliche Geist ihrer Religion, wird nun, vom Geiste der Rache und der Ehrbegierde verdrängt; an allen Orten suchet nun, die Parthie, die es mit dem Ali hält, der Parthie, die auf des Moawijah Seiten ist, zu schaden, und ein gleiches thut denn auch diese Parthie, gegen jene.

Das ganze 659. Jahr wird nun damit zugebracht, daß die Parthie des Moawijah, in die Besitzungen des Ali, die Parthie des Ali aber, in die Besitzungen, die Moawijah an sich gerissen hat, bald glückliche, bald unglückliche Einfälle unternimmt; dabey denn auch, bald viel gewinnet, bald aber viel verlieret, und daß also Syrien, noch mehr aber Arabien, ja auch Persien allbereits, die größeste Noth und Drangsal fühlen.

In dem folgenden 660sten Jahre, gelingt es insonderheit aber, dem Moawijah, die Städte Mecca und Medina, dem Khalifen Ali zu entreißen, und sich von den Bürgern dieser so wichtigen Plätze, huldigen zu lassen. An allen Orten aber, wo er und seine Truppen sich befinden, wird auf das unmenschlichste gehandelt, alles wird geplündert, und allein nur in den Städten Tayef, Yamuma und Medina, werden an 30000 Araber, die es

*) Mahometh war des Abubekrs Sohn, und Ayesha, die Mutter der Gläubigen, war Abubekrs Tochter. Hier fällt also der Bruder dieser Ayesha, und Ehr wird sie, hier werden auch die Gläubigen, in diesem Mahometh gar sehr beschimpfet. Auch hierüber fahen also beyde Parthyen an, sich zu verdammen und zu verfluchen.

es mit dem Ali halten, unbarmherziglich ermordet.

Solche schreck- und schaudervolle Auftritte, reizen indessen drey kühne Männer, zu dem Beschlusse, die Urheber so unendlich vieler Leiden aus dem Wege zu räumen, und also den Ali, wie den Moawijah, und den Amru As, als welche sie für die einzigen Urheber derselben halten, auf das schleunigste ans der Welt zu schaffen. Sie schwören sich denn auch, in der Caaba, zu Mekka, einen feyerlichen Eid, daß sie aus aller ihrer Kraft, auf diese schöne That bedacht seyn wollen, und gehen, der eine nach Damaskus zum Moawijah, der andere nach Alexandrien zum Amru As, der dritte aber zum Ali, der dazumal zu Cufa in Arabien ist, wollen daselbst dem Eide genügen, und dadurch den Muselmännern ihre Ruhe wiedergeben.

Der aber, der nach Damascus gehet, trifft zwar den Moawijah, und giebt ihm auch einen, fast tödtlichen Stich, mit seinem vergifteten Dolche, empfäht jedoch einen schrecklichen Lohn dafür. Denn der Tyrann, der, ohnerachtet der empfangenen tödtlichen Wunden, noch im Leben bleibt, läßt auch diesen Menschen leben, haut ihm aber die Hände und die Füße von dem Leibe. Und, da er, um sein Leben zu erhalten, auf Anrathen seines Arztes, einen Trank hat nehmen müssen, der ihn zur Erzeugung mehrerer Kinder unfähig gemachet hat: so läßet er auch diesem Menschen, die Fähigkeit zur Zeugung nehmen, und verstümmelt ihn an seinen Zeugungsgliedern.

Wie denn auch, dem obigen zufolge, diesem erstern seine Absicht nicht gelinget, so glingt sie auch dem zweiten nicht, der den Amru tödten will. Denn derselbe kommt zwar glücklich genug, nach Alexandrien, und sieht auch in der Moschee, die dort ist, den Iman, (Priester) der daselbsten das Gebeth verrichtet, glaubt aber, daß derselbe kein anderer als Amru sey, und gehet derowegen auf ihn los, ersticht ihn auf der Stelle, erstaunet aber, da er hört, daß Amru, einer ihm zugestoßenen Krankheit wegen, zu Hause blieben sey, und daß derselbe ihn nun richten werde.

Dem dritten dieser Leute gelingt indessen, was er will, vor allen am besten. Denn in Cufa findet er noch zween andere Männer, die sich mit ihm verbinden, auch mit ihm in der Moschee, da Ali eben im Gebethe ist, nur so zum Scheine, Streit anfahen, und den Ali als ihren Richter zu sich rufen, dabey aber auf ihn hauen, und ihn so verwunden, daß er bald darauf (im Jahr 660) den Geist aufgiebet. Sterbend sagt indessen, wie die Muselmänner wollen, der, wie es scheint, sehr gute Fürst: — „Komm ich wieder auf; so verzeihe ich den Mördern, sterb ich aber, so richtet sie hin, damit sie mich vor Gottes Richterstuhl verklagen können.“ — Er gebiethet auch seinem Sohne Hasan, den eigentlichen Mörder, in seine Aufsicht zu nehmen, ihn mit allem Nöthigen reichlich zu versorgen, und falls er selbst an seiner Wunde stürbe, demselben nicht anders, als nur mit einem einzigen Streiche, das Leben zu nehmen.

Dies geschieht denn auch, wie einige wollen, nach dem Tode des Ali, würklich so, wie es der sterbende Mann gebothen hat; wie aber andere wollen, im geringsten nicht. Denn, nach ihrem, der letztern Berichte, werden dem eigentlichen Mörder erst die Hände und die Füße abgehauen; hiernächst aber die Augen mit einem glühenden Eisen ausgebrannt; dann die Zunge aus dem Halse gerissen, und endlich wird sein ganzer Leib verbrannt.

Auf diese Art stirbt nun aber Ali, der Kaliphe, da Moawijah annoch lebt, und glücklich ist. Es bewelnen ihn also seine Anhänger, und es legen nun seine ausnehmende Tugenden, auch sein so trauriges Geschick, einen noch festern Grund, zu der allerheftigsten Feindschaft, und zu erstaunlich vielen Spaltungen und Trennungen unter den Muselmännern, die zuvor, in den allerersten Zeiten des Islams, nur ein Herz gleichsam und eine Seele waren.

Denn in der That fand sich bey dem Ali kein einziges Laster, das ihn des Kaliphats unwürdig gemacht hätte, beym Moawijah aber fand sich keine einzige Tugend, um derentwillen man ihn, zu dieser Würde hätt erheben können. Demohnerachtet aber mußte Ali so viel leiden, und auch sterben, da Moawijah immer glücklich war, und auch im Leben blieb: — dies that natürlich wohl, jedem rechtschaffen denkenden Manne von Herzen leid, und hier bedaurete die Nachwelt, die immer unpartheyischer als die Vorwelt ist, den Ali, noch ungleich herzlicher.

Mahometh hatte auch, zu aller Zeit, unendlich viel aus diesem Ali gemacht. Er hatte sich selbst, mit dem Moses, den Ali aber, mit dem Aaron oft genug verglichen, und demselben nicht wenige, höchst rühmliche Benennungen beygelegt. Kriege waren ebenfalls, um seinetwillen, daß er Kaliph seyn sollte, geführet worden, und unrecht will der Mensch niemalen haben. Begreiflich genug, priesen also, die aufrichtigen Anhänger dieses Ali, ihn, als den vorzüglichsten und würdigsten unter allen Menschen; gingen auch in diesem Preise, immer weiter und weiter, und erhoben ihn endlich dergestalt, daß sie ihn, dem Propheten Mahometh, ja Gott selbst gleich schätzeten; wenigstens über alle Creatur erhoben, und die, als Verbrecher betrachteten, die in diese ihre Hochschätzung des guten Mannes, nicht recht stimmen wollten.

„Schon nach dem Tode des Mahomeths," sprachen sie, „hätte Ali, der erhabene und göttliche Mann, Kaliph seyn sollen! Abubekr, Omar, Othmann und Moawijah, sind fluchwürdige Menschen, daß sie diesem immerfort, das Kalifath entzogen haben. Wir erkennen keinen von ihnen allen, für einen wahren Kaliphen; nur Ali ist ein ächter Kaliph gewesen, und verflucht sey der, der den göttlichen Mann so sehr entehrt, daß er dies nicht mit uns glaubet!"

Sprechen aber, die Anhänger des Ali dergestalt; so sprechen die Feinde desselben, die Ommyaner, und alle Anhänger des Moawijah, die doch auch nicht unrecht haben wollen, aus einem ganz anderem Ton. So verachten sie den Ali, und so verfluchen sie denen, die ihnen fluchen. So theilen sich demnach die Muselmänner in zwey große

Parthien,

Parthien, die man Schiiten und Sonniten (Ketzer und Rechtgläubige) nennet; so nennet man die Anhänger und Verehrer des Ali, Schiiten, die Feinde desselben aber Sonniten, und so ist (noch jetzt, im 18 Jahrhundert) zwischen den Persern, die Schiiten sind, und zwischen den Türken, die Sonniten sind, die allerbitterste Feindschaft. Ja, so sind nun auch, da ein Theil der Verehrer des Ali, demselben noch größere und sogar göttliche Vollkommenheiten zuschreibet, die der andere Theil derselben, ihm nicht zugestehet, sogar auch unter diesen Verehrern des Ali, mehrere Sekten, und so ist im Islamismus, von dem Tode des Ali an, eben so viel Streit und Zwiespalt anzutreffen, als im Christenthume. — Wir verlassen indessen diese streitende Sekten, und erzählen das, was sich nach dem Tode des Ali, in seinem, und in des Moawijah Reiche, zugetragen hat.

Gleich nach dem Tode des Ali, wählen die Freunde desselben, den Hasan, seinen ältesten Sohn, zum Kaiser der Gläubigen, und dieser Hasan ist, in der Frömmigkeit, das wahre Ebenbild seines Vaters, aber nicht in der Tapferkeit. Kurz vor des Ali Tode ist denn auch, mit dem Moawijah, ein Waffenstillestand geschlossen, und der sanftmüthige Hasan will denselben gerne verlängert sehen. Moawijah aber will das nicht, und da sieht Hasan sich gezwungen, die nöthigen Anstalten zum Kriege zu machen, findets aber, daß seine Truppen größtentheils, den Frieden wünschen, und nicht fechten wollen.

Nach einigen Bemühungen bringt er indessen sie wirklich in das Feld, aber in dem Felde zeigen sie sich, in allen Dingen widerspenstig, und betrüben ihn dadurch so sehr, daß er, da er ohnehin, an Vergießung des Menschenblutes, den allergrößten Abscheu hat, den Vorsatz faßt, das, Kalifath niederzulegen, und sich mit dem Moawijah zu vergleichen.

Diesen Vorsatz widerrathen ihm nun freylich wohl, Hosein, sein Bruder, auch alle seine Freunde, aber derselbe ist, seinem stillen und frommen Herzen, dermaßen angenehm, daß er ihn gar nicht unterdrücken kann; daß er, dem zufolge, mit dem Moawijah Unterhandlung pflegt; das Kaliphath, im Jahr 661, wirklich niederleget; den Moawijah als den einzigen Kaliphen anerkennet, und sich nach Medina in die Einsamkeit begiebet, wo ihm Moawijah ein ansehnliches Jahrgeld reichen lässet.

Moawijah wird demnach, im Jahr 661, der einzige Kaliphe, und hat nun freylich wohl noch viele Feinde, aber sie haben bey weitem nicht die Macht, ihm sonderlich zu schaden, und er ist listig, auch betrügerisch genug, um den einen auf diese, den andern aber auf eine andere Art, entweder mit sich zu versöhnen, oder, wenn dies ihm nicht gelingen will, aus dieser Welt zu schaffen. Er regieret also, in ziemlicher Ruhe, und trachtet nun dahin, daß er seinem Sohne Yezid, der sein ganzes Herz in Händen hat, nach seinem Tode, das Kaliphath verschaffe, ja es erblich mache, und auf sein Geschlecht nur bringe.

Er sieht denn auch, die alten würdigen Männer, die ehedem die Gefährten des Propheten waren, sind nun fast alle schon gestorben, oder doch dem Tode nun schon nahe. Vor ihnen fürchtet er sich derowegen, in Absicht auf die Nachfolge im Kaliphate, die er seinem Sohne sichern will, nicht sonderlich. Hasan aber lebet noch; ist einmal schon Kaliph gewesen; findet Achtung und Liebe unter allen Arabern, und könnte in der Folge wiederum das Kalifath begehren. — Er entschließet sich derowegen, diesen Hasan aus dem Wege zu räumen, und ist auch in der Ausführung dieses Entschlusses, glücklich genug.

Denn, der Geist des Edelmuthes und der Rechtschaffenheit, der sonst die Muselmänner so beseelete, ist nun, in den vielen Jahren, seit welchen er, Moawijah, die stärksten Unruhen erreget hat, fast ganz verschwunden, und Feindschaft und Rachbegierde, auch Ueppigkeit und Habsucht sind nun bereits fast allgemein geworden.

Er wagt es derowegen, die Ehefrau des Hasans zu bestechen; verspricht ihr die Ehe mit seinem Sohne Yezid, und beweget sie dadurch, daß sie den Hasan, im Jahr 669, vergiftet, einen Mann, der der Tugendhafteste seiner Zeiten war, und von dem uns die Geschichte sehr viel gutes erzählet. *)

Hasan

*) Hasan war so gutherzig, daß er dreymal, sein ganzes Vermögen, und zweymal, die Hälfte desselben, den Armen schenkete. Einer seiner Sclaven, begleget auch einmal, ihn selbst, bey der Tafel, mit einer heißen Brühe, die er aufsischen soll, und da spricht der Sclave: — „die Seligkeit ist denen bestimmt, die ihren Zorn bezähmen, und den Menschen vergeben: denn Gott liebet die Wohlthätigen!“ Da erwidert aber Hasan: — „ich bin nicht zornig, sondern ich vergebe dir, und schenke dir deine Freyheit, nebst 400 Stücken Silbers!“ — Als er auch vergiftet ist, und sein Bruder Hosein siehet, daß er vergiftet ist; so bittet ihn derselbe, ihm zu sagen: — von wem ers glaube, daß er sey vergiftet worden? Hasan aber wills nicht sagen, sondern antwortet: — „Laß es seyn, mein Bruder, und laß den Mörder gehn! Das Leben in dieser Welt verschwindet bald, und vor Gottes Richterstuhl, wird Gerechtigkeit, für jedermann, zu finden seyn!“

Die Geschichte enthält noch andere edle Züge, aus dem Leben und den Thaten dieses Hasans, und es ist also kein Zweifel, daß er ein gutmüthiger Herr gewesen sey. Weil er indessen, ein Sohn des Ali, und ein Enkel des Propheten war; so edelmüthig dachte; so, im Unglück lebte; so, im Unglück starb, und dann, da er gestorben war, nicht wie ers gewünscht, neben seinem Großvater Mahometh, sondern wie Ayesha, die Feindinn seines Vaters Ali, und wie die Omyaner es verlangten, auf dem gemeinen Begräbnißplatze zu Medina, in die Erde eingesenket wurde: so vermehrte sich auch hierdurch noch die Feindschaft, des zwischen den Anhängern des Ali, des Moawijah, und der Omyaner.

Hasan ist nun aber aus der Welt geschafft, und da will Moawijah augenblicklich, seinen Sohn, zum Mitkaliphen machen. Er siehts indessen, daß seine vertrautesten Freunde ihm dies widerrathen, und er wartet also, bis zum Jahre 675, um während dieser Zeit, sein Ansehen unter den Musulmännern, besser festzusetzen, auch durch Güte gegen die Angesehenern, derselben Einwilligung desto leichter zu erhalten, und um endlich auch die Unruhen erst zu dämpfen, die jetzt noch sind, ehe er durch diese Erhebung seines Sohns; noch mehrere errege.

Zu der Zeit nemlich, da er sich selbst, gegen den Ali empöret, empören sich auch einige, in den Gebürgen des Libanons wohnende Syrer, die Maroniten genannt; wirft sich ferner in Armenien, ein gewisser Sapor zum Regenten auf, und trachten auch die griechischen Kaiser dahin, daß sie sich, in diesen Zeiten der Verwirrung, an den Musulmännern erholen, die ihnen so viele Länder abgenommen haben. Es sitzet derowegen Moawijah, noch nicht ganz in Ruhe, sondern er muß, besonders in den Jahren 658 — 678, sein Reich und seine Herrschaft auch auf diesen Seiten sicher stellen, und thut dies nun, man weiß jedoch nicht recht, mit welchem Glück, bedient sich aber auch des Yezids, seines Sohns hierbey, der nun die Truppen kommandiren, und dadurch auch, zu solchem Ansehn kommen muß, daß die Musulmänner endlich gern willigen, da ihn sein Vater zu seinem Gehülfen erkläret.

Ayesha indessen, auch Hosein, und noch einige andere angesehene Araber, sind mit dieser seiner Erklärung, auch jetzt noch nicht zufrieden, und wollens nicht, daß das Kaliphat nun erblich werde. Moawijah bestichet aber die Ayesha mit großen Summen Geldes, und weiß es wohl, daß der übrigen Macht und Ansehn, ihm und seinem Sohn, nichts schaden kann. Er läßt sie derowegen denken und auch sagen, was sie wollen; fährt fort, sich in dem Reiche festzusetzen; geht, so gar bis vor Constantinopel, welches er belagert hält; durchplündert das kleine Asien, und stirbt endlich im 80. Jahre seines Alters, nach der Geburt Christi aber, im Jahr 680, nachdem er mit dem Kaiser, einen Waffenstillestand, auf 30 Jahr geschlossen hat.

Gleich nach seinem Tode stehet sich inzwischen Yezid, sein Sohn und Mitregente, als den wahren Kaliphen an, und fordert, daß alle Araber ihn dergestalt ansehen, ihm auch alsofort, den Eyd der Treue leisten sollen. Dagegen setzt sich indessen niemand mehr, und heftiger, als Hosein, der Sohn des Ali, und weil derselbe unter den Arabern, besonders aber in Medina, vor andern beliebt und werth geachtet ist; so mags der Gouverneur des Yezids, der in Medina ist, nicht wagen, ihm, da er sich des Eydes weigert, den Kopf herabzuschlagen. Er bleibt also, seiner hartnäckigen Weigerung ohnerachtet, unbestraft in Medina, hört aber, daß die Einwohner von Cufa, einer sehr mächtigen irakischen Stadt, und daß überhaupt auch die Provinz Irak, die allein, an 140000 Krieger stellen kann; und die kriegerischer, als alle andere Provinzen ist, sich laut für ihn erkläre, den Yezid aber, in seiner angemaßten

maßten Würde nicht erkennen wollen, und nichts so sehnlich wünschen, als daß Hosein zu ihnen komme, damit sie ihn, an ihrer Spitze stellen, und zum Kaliphath verhelfen können.

Auf diese Nachrichten, aus der so völkerreichen Provinz, sendet also Hosein, den Moslem, einen seiner vertrautesten Freunde nach Irak, und nahmentlich nach Cufa ab, um daselbst sich zu erkundigen, ob an diesem Gerüchte, wirklich etwas wäre? Und da dieser gute Freund des Hoseins dahin kommt, da findet er das Volk vor Freuden außer sich, so bald es nur vom Hosein höret, und da gelobt ihm auch dies Volk recht feyerlichst, daß es den Hosein, wenn er käme, und sich an ihrer Spitze stellete, mit Aufopferung seines Guts und Bluts, zum Kaliphath verhelfen welle. Moslem meldet also dies, dem Hosein nach Medina, und da geht dieser, mit allen seinen Hausgenossen aus Medina fort, mögen ihm auch andere gutmeynende Menschen, diesen seinen Abzug widerrathen, und ihn warnen, dem so treulosen Volk *) von Cufa, und überhaupt aus Irak, nicht so zu trauen.

Von diesen Gesinnungen der Cufaner, und derer von Irak, bekommt denn aber Yezid, der neue Khalife, noch zeitig genug die nöthige Nachricht, und erstaunt, über die Schläfrigkeit des Moomans, seines Gouverneurs in Cufa, der solche, ihm nachtheilige Verbindungen, erst so spät bemerket, und nachhero nicht sofort zu hindern sucht. Er nimmt ihm also das Commando, und giebt es dem Obeidallah, einem Sohne des Zijads, der nun aufs eiligste nach Cufa gehet.

Das glauben indessen die Cufaner nicht, daß sie was sonderlichs, von diesem Manne zu befürchten haben. Sie sehn vielmehr, da er in ihrer Stadt ankommt, ihn für den Hosein an, dem er aufs ähnlichste gekleidet ist, und bewill-

*) Wir habens schon gesehen, wie die Leute aus Irak, sich, gegen den Ali und gegen desselben Sohn, den Hasan, verhalten haben; hier wollen wir also noch dieses sagen:

In Basra, welches zu Irak gehöret, und überhaupt in der Provinz Irak, waren die Leute dieser Zeit so arg, daß fast kein Mensch, seines Lebens dorten sicher war; daß man von stetem Mord und Diebstahl daselbst hörete, und daß Moawijah nicht mehr wußte, wie er diese Stadt und Provinz in Ordnung bringen sollte. Ein gewisser Zijad aber stellte Ruh und Ordnung wieder her, jedoch durch eine Strenge, die jedem Menschen Schauder macht.

Er befahl z. E. denen Leuten in Basra, die ihre Häuser vor Einbrüchen nicht stark genug verriegeln und verschließen konnten: — ihre Häuser gar nicht zuzuschließen, sondern sie beym Tage und bey der Nacht, offen zu lassen, indem er, was ihnen gestohlen würde, selbst ersetzen wollte. Zugleich aber befahl er auch: Es sollte nach dem Abendgebethe, sich kein Mensch unterstehen, aus dem Hause zu gehen, bey Strafe, auf der Stelle niedergehauen zu werden.

Die

bewillkommnen ihn, mit nicht geringer Freude. Er aber, läßt sie in diesem ihrem Irrthum eine Weile stecken; sendet nun Spionen aus, die der Leute Sinn, und wie weit es mit der Verbindung zwischen ihnen, und dem Hosein schon gekommen sey, erforschen müssen, und erfährt nun alles umständlich genug, besonders aber das, daß Moslem, der Freund des Hoseins, auch noch jetzt in Cufa sey.

Seine erste Sorge geht also dahin, den Moslem aufzufangen, und da ihm dies gelingt; so enthauptet er denselben, und versammlet dann die Bürger der Stadt; ermahnet dieselben, ihrer Verbindung mit dem Hosein zu entsagen, und bringt in der That nun auch das unbeständige treulose Volk, das den Hosein zu dem gefährlichsten Schritte, ohne alle Noth darzu, gereizet hat, dahin, daß es sich wieder den Hosein erkläret, und daß also der gute Mann, nebst seiner ganzen Familie in die traurigste Verfassung kommt.

Denn Hosein geht, eben an dem Tage aus Mekka fort, an welchem sein Freund Moslem zu Cufa hingerichtet wird. Er weiß also, von dieser veränderten Lage der Sachen, auch nicht ein einziges Wort, sondern glaubt, er werde, wie Moslem ihm versichert hat, an 140000 Mann, gegen den Yezid, in den Waffen finden; Obeidallah aber sendet nun, den Harro, mit 1000 Mann, diesem Hosein entgegen, und befiehlet ihm, denselben, nebst seinem ganzen Gefolge aufzuheben, und nach Cufa zu führen.

Harro ist indessen ein gutdenkender Mann, will überdem dem Hosein wohl, sagt ihm also, wie sehr sich jetzt in Cufa alles schon verändert habe, und bittet ihn, daß er sich nach Mekka zurückbegebe, und ihn nicht nöthige, ihn anzugreifen. Hosein aber, der vermuthlich dem Harro nicht recht glaubt, besteht darauf, gerade auf Cufa loszugehen, und bemüht sich auch, wie Harro selbst ihm rathet,

---

Die erste Nacht indessen, da sich niemand auf den Straßen zeigen soll, gehen bey 300 Menschen auf denselben, doch Zijad kehret sich an ihrer Menge nicht, sondern patrouillirt mit seiner Mannschaft, Straßen auf, und Straßen nieder, haut auch alle, die er sieht, in Stücken, und thut dies nemliche, in der Nacht, die gleich drauf folget. In derselben sind aber nur fünf Menschen noch so dreist, sich auf den Straßen zu zeigen, und da er, auch diese fünfe niederhauet, da macht sich in der dritten, und in allen folgenden Nächten, niemand mehr aus seinem Hause, und da können die Bürger schon ganz sicher wohnen.

Spricht auch Zijad nur ein Wort, und thun die Leute nicht sofort, was er befiehlt; so ist ihre Strafe, der Tod, schon ganz gewiß. Noch strenger als er, ist indessen ein gewisser Samrah, denn derselbe richtet, nur in Zeit eines halben Jahres, an 8000 dieser Leute hin, und behauptet: — er könne noch einmal so viel hinrichten, ohne zu befürchten, daß unter solcher Menge auch nur einer wäre, der unschuldig stürbe!

rathet, aus den benachbarten Gegenden, Leute an sich zu ziehen, und seine Parthie so viel als ihm nur möglich ist, zu stärken.

Der geschäftige Obeidallah sieht indessen, die Möglichkeit von diesem letzterm sehr wohl ein, sendet also, einen gewissen Amer, mit noch 4000 Cufanern, dem Harro nach, und befiehlet ihm: den Hosein aufzuheben, und nach Cufa zu bringen, es wäre denn, daß er sich feyerlichst für den Khalifen erklärete, und dem den Eid der Treue schwöre, als in welchem Fall, es ihm vergönnt seyn sollte, sicher und in aller Ruhe, wieder nach Medina oder Mekka umzukehren! "

Dieser Amer ist nun aber, nicht weniger als Harro, dem Hosein gewogen, will ihn gern erhalten, und bittet ihn deshalb, dem Khalifen die Treue zu schwören. Hosein aber will das nicht. Er will zwar, da er seine Sachen in Cufa so verworren sieht, nach Mekka zurückgehen, und gegen den Khalifen nun nichts ferneres unternehmen, aber er will ihn nicht als seinen Herrn erkennen, und Amer, auch Harro, sind damit zufrieden, wünschen auch, daß Obeidallah dies bewilige. Obeidallah merkt es aber, da sie um diese Bewilligung ihn bitten, wie sehr sie alle Beyde, dem Hosein schon ergeben sind, und sendet derowegen, einen gewissen Shamer, einen Mann, auf den er sich verlassen kann, mit noch andern 3000 Soldaten, gegen den Hosein ab, und gebiethet ihm, dem Amer und dem Harro, sobald sie den Hosein nicht anreisen wollten, die Köpfe zu zerspalten, den Hosein aber, todt oder lebendig nach Cufa zu bringen, falls er nicht dem Yezid schwören wollte.

Mit diesen Befehlen versehen, kommt also Shamer, nebst noch 3000 Mann, zum Amer, nähert sich sofort dem Lager des Hoseins, der nur 30 Reuter, und 40 Infanteristen (nach andern 50 zu Pferde, und 100 zu Fuße) bey sich hat, neben welchen auch, seine Weiber, seine Halbbrüder, seine Schwestern, seine Kinder, auch Kindes-Kinder sind, und fordert ihn nun auf, dem Yezid Gehorsam und Treue zuzuschwören, oder aber den Angriff, und den gänzlichen Untergang nun zu erwarten. Hosein will inzwischen, sich auch hier noch nicht bequemen, will dem Yezid keine Treue schwören, und bittet nur, daß man ihm, bis auf den morgenden Tag, noch Zeit und Raum verstatte.

Diese Zeit wird ihm denn auch, weil es, da Shamer ihn auffordern läßt, schon spähte ist, verstattet, und da heulen und schreyen nun die Weiber und die Kinder des Hoseins, die den Tod vor Augen sehen. Da befestiget aber Hosein, so gut als es ihm nur möglich ist, sein Lager; ordnet, auf den folgenden Tag, die Bewaffneten, die er um sich hat, als ein Meister in der Stellungs-Kunst, und bethet endlich, gleich einem Heiligen, mit allen seinen Leuten, die ganze Nacht hindurch, zu Gott, stärkt dadurch auch sowohl sich selbst, als die Seinen dergestalt, daß ihrer Keiner nun was anderes, als nur den Tod begehret, und mit nicht beklommener Brust, auf seine Feinde wartet.

Dieselben sind denn auch, da der folgende Tag nun kommt, in voller Bewegung, um-

Digitized by Google

ringeln nun des Hoseins Lager, finden aber in demselben, einen solchen Widerstand, daß sie an keinem Ort einbrechen können; daß auch die Entschlossenheit, und der unvergleichliche Muth, so wenige unglücklichen Leute, dem Harro, nebst noch 30 andern seiner Leute, so reizend wird, daß sie sporenstreichs zum Hosein übergehen, und viel lieber mit ihm sterben, als über ihn, den Sieg erfechten wollen.

Gegen eine so große Menge ist jedoch, solch eine kleine Zahl der Krieger nicht vermögend, lange auszuhalten. Und da nun Shamer mit fortdaurendem Muthe, das Lager bestürmet, seine Bogenschützen aber, fast alle die, die bey den Hoseins sind, getödtet, oder doch verwundet haben, so dringen die Truppen des Shamers endlich in das Lager; säbeln in demselben, bis auf den Ali, den Sohn des Hoseins, nebst einigen Weibern desselben, auch der Fatema und der Zeinab, seinen Töchtern, fast alles nieder, reiten endlich auch, über den Leichnam des Hoseins, der an 34 Wunden, in diesem Gefecht bekommen hat, so lange herüber, bis derselbe ganz zerquetschet ist, nehmen endlich auch sein Haupt, nebst den obgedachten Prinzen und Prinzessinnen, und bringens dem Obeidallah in Cufa.

Obeidallah freuet sich denn auch, über das Schicksal dieser Unglücklichen nicht wenig, stellt sogleich den Kopf des Hoseins, nebst den Köpfen einiger seiner Anhänger, in Cufa, zur öffentlichen Schau, sendet hernach aber den Kopf des erstern, nebst den Gefangenen, zum Yezid nach Damascus. Und dieser, da er das Haupt des Ali siehet, und die Nachricht von dem Untergange seiner Familie höret, wird darüber sehr betrübt; verfluchet den Obeidallah, daß er mit dem Hosein so gar hart verfahren ist, und daß er ihn nicht, ohne den Eid der Treue, nach Mekka hat zurücke lassen wollen. Er sagt anbey auch öffentlich: — „O Hosein, wäre ich zugegen gewesen; so hättest du gewiß noch leben sollen! — Gott hatte, dich Hosein, gewißlich lieb, nur das Khalifat scheint er dir nicht bestimmt zu haben u. s. w. “

Als er denn auch den Ali, des Hoseins Prinzen, und die gefangenen Damen siehet; so frägt er seine Minister, wie er sich gegen sie am besten zu verhalten habe? und da der Eine, ihm den Rath ertheilet: er sollte sie alle tödten, und Hoseins Geschlecht nun ganz ausrotten, wenn er sicher leben wollte! “ so kehret er selbigem den Rücken zu. Als aber Fatema, auch Zeinab, sich, da sie vor ihm kommen, so wenig mäßigen können, daß sie ihm die gröbsten Worte, unters Auge sagen, so bleibt er dennoch in seiner Fassung, und in seiner liebreichen Gesinnung fest; vergilt ihnen ihre Schmähworte mit nichts, als mit Liebkosungen, und gebiethet allen Leuten seines Hofes, ja sogar den Weibern seines Vaters Moawijah, daß sie bey diesen Gefangenen bleiben, sie trösten, und auf alle nur mögliche Art vergnügen sollen.

Als sie denn auch, ein Verlangen äußern, fern von Damaskus, und namentlich in Medina, bey ihren Freunden zu seyn; so läßt er sie, mit hinreichender Bedeckung, dahin bringen, und gebiethet dem Befehlshaber, sie

in aller Absicht, auf das ehrerbietigste zu behandeln, trifft auch solche Verfügungen, daß sie in Medina, ruhig und vergnügt seyn können.

Er wählt denn auch mit Fleiß, den Nooman, den ehemaligen Gouverneur von Cufa, dessen Glimpf er kennet, zum Begleiter dieser Unglücklichen, und derselbe ist würklich auch, dermaßen ehrerbietig und besorgt für sie, daß sie ihm aus Dankbarkeit, alle ihre Juwelen schenken wollen. Er aber ist edel genug, diesen Schatz nicht anzunehmen, und sagt: — „Er denke, bey dem was er thue, an Gott und an seinen Propheten, nicht aber an eine irdische Belohnung!“ — Wahrlich also vortreffliche Züge zur Ehre der Menschheit! Züge, die den Geist erfreuen, der hier, in diesem Zeitpunkte, nach einer so tumultuarischen Regierung des Moawijah, dergleichen herrliche Gefühle, gewißlich nicht erwartete! —

Als denn aber die Einwohner der Städte Mekka und Medina, ja die Araber überhaupt, das traurige Ende des Hoseins, den sie immer sehr geliebet haben, in Erfahrung bringen; so beweinen sie ihn aufs schmerzlichste; verwünschen aber die treulosen Leute in Irak, zugleich auch den Obeidallah, und den Yezid: werden also zur Empörung geneigt, und haben den Abdallah, einen Sohn des Zobeirs, bey sich, einen Menschen, der die Familie des Ali, also auch des Hoseins, in seinem Herzen gar nicht achtet, sondern sich selbst zum Khalifat erheben, und nun, da die Gemüther der Araber in solcher Gährung sind, seine Absicht gern erreichen will.

Derselbe stellt sich derowegen, als bedaure er den Hosein; als glaube er, nur die Familie des Ali, habe das Recht zum Khalifat; als müsse man sich, des Gewissens wegen, der Hinterbliebenen von dieser Familie, namentlich aber des jungen Ali, aus aller Kraft annehmen, und als könne man ohne Sünde, den Yezid, nicht für den wahren Khalifen anerkennen.

Der gute Yezid ist denn auch, bey aller seiner sonstigen Gutherzigkeit, ein Mann, der, wider den Inhalt des Korans, Wein zu trinken pflegt, auch die Weiber und die Musik sehr liebet. Abdallah stellet derowegen diesen Yezid, als einen Ungläubigen und gottlosen Menschen, denen Mekkanern und Medinensern vor, und bringet sie so weit, daß sie in der Moschee, ihre Turbans von den Köpfen, ihre Schuhe aber von den Füßen ziehen, Turbane und auch Schuhe auf die Erde werfen, und dabey denn sprechen, und schwören: — „Wir sehen den Yezid ab, und werfen ihn vom Khalifat, wie wir anjetzt die Turbans und die Schuhe von uns werfen!“ — In Mekka und in Medina ist also, (im Jahr 681) die förmlichste Empörung, und da diese Städte, gleichsam die Quellen sind, aus denen ehedem der Islam floß: so schöpfen nun auch alle Araber, aus diesen Quellen, einen Haß gegen den Khalifen, und wollen den jungen Ali zum Khalifen haben.

Während dieser Vorfälle muß denn auch, auf Befehl des Yezids, ein gewisser Sadem, ein Bruder des Obeidallah, in die heutige kleine Bukharey, gegen die Türken ziehen, die das muselmännische Gebieth beunruhiget

unruhiget haben. Und ob nun gleich dieser Salem, über den Orus-Fluß, bis nach Sarmakand vordringet, überall auch siget, und fast unermeßliche Beute macht; so ist doch nun, durch die Truppen, die er aus Irak mit sich genommen hat, die Provinz Irak, von Truppen entblößet, und so kann auch, diese so unruhige Provinz, sich wider den Yezid, und wider seinen Stadthalter, den Obeidallah empören, Abdallah in Mekka aber kann, mit den übrigen Arabern, auf diese Provinz in etwas rechnen, und in der Empörung schon viel sicherer seyn.

Yezid versucht indessen, da er alles dieses sieht, so viel er kann, die Güte, läßt endlich aber, da alle Güte fruchtlos ist, seine Armee in Arabien einrücken, Medina belagern, erobern und plündern, nachmalen aber, vor Mekka ziehen, um auch Mekka einzunehmen, um den Aufrührer Abdallah, nebst seiner dort befindlichen Parthie zu schwächen.

Indem nun aber diese seine Armee, unter den Befehlen eines gewissen Hasin, gegen den Abdallah vor Mekka stehet, und dasselbe auf das heftigste belagert, stirbt Yezid, (im Jahr 683) zu Damascus, und entsagt Moawijah II, desselben ältester Sohn, der sich selbst zu schwach zur Regierung dünket, nach einer nur 6 wöchentlichen Regierung, aller seiner Würden. Hasin trägt also, dem Abdallah Frieden an, will auch mit seinen Truppen zu ihm stoßen, und ihm zum Khalifate helfen. Abdallah aber traut dem Hasin nicht, mag es auch vorjetzt noch nicht bekennen, daß er selbst das Khalifat begehre, redet also immer noch, zum Besten des Ali: und Hasin wendet sich derowegen an einen gewissen Merwan, und trägts nun diesem an, daß er das Khalifat annehme.

Während aller dieser Vorfälle, wird aber auch Obeidallah, der Stadthalter von Irak, von den Leuten daselbst, seiner Strenge wegen, verjaget, und die wetterwendischen Leute dieser Provinz, lassen sich nun lange schon die Treulosigkeit gereuen, die sie gegen den ältern Ali, auch gegen seine Söhne, Hasan und Hosein bewiesen haben. Sie glauben nun, sie hätten sich an alle diese Männer, auf das härteste versündiget, und haben einen gewissen Solimann jetzt unter sich, der sie noch vollends in Bewegung bringet.

Denn dieser Mensch schreyt nun: „es sey ein unverzeihliches Verbrechen, daß die Leute der Provinz, das Haus des ältern Ali so verlassen hätten. Gott könnte solch ein erschreckliches Verbrechen nicht vergeben, und man könnte gar nicht hoffen, in das Paradies zu kommen, wofern man nicht das Schwerdt nun nähme; alle Feinde dieses prophetischen Hauses, als Feinde Gottes betrachtete; sie von der Erde vertilgete; den Mahometh, einen Stiefbruder des Hoseins, zum Khalifat erhöhe, und im Versuch hierzu sein Blut verspritzete!“ Nur dies nennt er, die wahre Buße über jene große Missethat, und zu dieser Buße fordert nun er die Musulmänner aller Lande auf.

Merwan ist indessen bey dem Antrage, den ihm Hasan thut, nicht zauderhaft, sondern läßt sich alsofort, von allen, die unter seine Gewalt gerathen, den Eid der Treue

schwören; hat auch den jungen Ali, der dem Hasin in die Hände gefallen ist, auch an allen Unruhen keinen Theil genommen hat, in seiner Gewalt, und rüstet sich derowegen, um den Abdallah nun zu Grunde zu richten.

Abdallah aber hat, einen andern Feldherrn des Yezids, auf seine Seite gebracht; sieht sich nun ebenfalls, als den rechtmäßigen Khalifen an, und rückt, von jenem Feldherrn unterstützt, gegen den Merwan in das Feld. In dem Felde wird er aber freylich wohl geschlagen, er behält jedoch noch Macht genug, um sich in Arabien zu halten, da Merwan während dessen, nach Damaskus eilet, daselbst Besitz vom Reiche des Yezids nimmt, auch desselben Wittwe zu sich in sein Bette ruft, und den Khaled, den zweyten Sohn des Yezids, um desto fester auf dem Thron zu sitzen, alsofort zum Erben seines Reichs erklärt.

Unter allen diesen Verwickelungen erklä-ret sich indessen, der Stadthalter in Egypten, für den Abdallah, den anmaslichen Khalifen in Arabien, und da eilt Merwan nach Egypten, bringt dies große Land unter seinen Scepter, und schlägt das Heer, das Abdallah ihm entgegen stellt. Abdallah will sich derowegen durch die, von Irak, stärken, aber diese Leute sind auch jetzt noch rasend, wie sie lange schon gewesen sind.

Erst nemlich wollen sie, da Solimann solch eine Buße prediget, bey vielen Tausenden mit ihm zu Felde gehn, nachher aber, da die Beschwerden des Feldzuges wohl erwogen sind, Abdallah auch Khalif seyn will, und sich um ihre Gunst bemüht, da sind nur noch 4000 von ihnen, zu solchem Zuge geneigt, und dieselben wissens auch noch nicht, gegen wen sie nun zuerst sich wenden sollen. Da ist nemlich Merwan in Syrien und in Egypten, Abdallah aber in Arabien, als Khalif, und keiner von Beyden soll, nach ihrem Wunsch, es seyn. Da sind aber auch ihre eigene Landesleute, die Bewohner der Provinz Irak, und die sind unbußfertig; denn sie wollen nicht alle so, wie sie, sogleich zu Felde gehen. Soll also gegen diese zuerst, oder soll gegen jene zuerst das Schwerdt gezogen werden? — Dies ist nun ihre Frage!

Auf Anrathen des Solimanns, gehen sie indessen, gegen den Merwan, und dies darum, weil Merwan, während dessen, daß er in Egypten ist, den Obeidallah, den Mörder des Hoseins, mit einer hinreichenden Macht in Syrien zurücke läßt, und weil dieser rachbegierige Mann, gegen Irak nun im Anmarsch ist, derselbe aber vor allen andern, dem Schatten des Hosein aufgeopfert werden soll.

Je weiter sie denn aber gegen diesen, in das Feld einrücken, je mehr vermindert sich auch ihre Zahl, und da Solimann sein Heer bald wieder zählet, da findet er, es haben sich schon wieder tausend Mann hinweggeschlichen, und er hat nicht mehr, als nur 3000 um und neben sich. So sehr ist aber hier sein Geist nun schon erhitzt, daß er auch dies nicht achtet, ja daß er sich deshalb recht herzlich freuet, und öffentlich behauptet: — „Gott habe diese Furchtsamen, zum Besten der Uebrigen entfernet, und desto angenehmer würden

würden nun sie selbst, die Ueberbliebenen, in den Augen Gottes seyn.“

In Cufa, von wo dieser Solimann aufbricht, sind denn wirklich auch noch viele Tausende, die mit ihm gegen den Obeidallah ziehen wollen, die aber die überlegene Macht des Obeidallah wissen, und zu dem Ende sich noch mehr verstärken, und in eine bessere Verfassung setzen wollen. Dieselben bitten und flehen derowegen den Solimann aufs unablässigste, daß er doch seinen Zug, um einige Tage nur verschiebe, aber all ihr Bitten ist bey ihm umsonst.

„Wir suchen nicht,“ spricht er, „was irdisch ist, und wir sehn daher aufs irdische hier nicht! Wir sehn auf Gott und wollen Buße thun, wir müssen also in Gefahr uns stürzen, und die Gefahr nicht scheun, sonst ist die Buße keine wahre Buße!“ *) So spricht er, dieser Solimann, und so geht er mit seinem

*) Erzählen unsre Christen diese Vorfälle, so unterlassen sie es nicht, über die Schwärmerey dieser Leute zu spotten, und daraus, wir wissen selbst nicht, welche höchst nachtheilige Folgen, für den Mahometh, als einen Vater der Schwärmerey, heraus zu leiten.

So sehr wir indessen alle Schwärmerey von Herzen misbilligen, und die Schwärmer selbst beklagen, so sehr befremdets uns, wenn unsere Christen, denen es an Schwärmerey niemals gefehlet hat, die Schwärmerey anderer Menschen wohl bemerken, ihre eigene aber übersehen. Die Kreuzzüge der Christen z. E. waren sie etwas anderes, ja waren sie in sich so gut, als dieser Zug der Bußfertigen? Welcher Verständige kann aber Christo und seiner Lehre, die Schuld jener Kreuzezüge beylegen? Ists also Verstand, wenn das, was Solimann hier thut, dem Mahometh zur Schuld mit angerechnet wird?

Macht uns die Geschichte nicht verständiger; läßt sie uns unsere eigene Mängel, nicht in den Mängeln anderer sehen, und bewahret sie uns nicht vor ähnlichen Vergehungen: so nutzt uns die Geschichte nichts. Also müssen wir uns recht oft in Parallelen setzen, und also müssen wir auch hier nun sagen: —

Wenn unter den Muſulmännern sich der Streit erhebt: — ob Ali oder Moawijah; ob Hosein oder Yezid; ob der jüngere Ali, und jüngere Mahometh, oder ob Merwan und Abdallah die wahren Hohenpriester seyn? und wenn sich dieserhalb die muſulmännische Welt entzweyt, darüber auch der heftigste Krieg entstehet; so ist das freylich traurig genug, aber so ist es wahrlich gar nichts sonderbares, und so ist dies alles, im Juden- und im Christenthum sehr oft geschehen.

Soll die Familie Hasbem, aus welcher Mahometh entsprossen ist, oder sollen auch andere Familien das Hoheprieſterthum verwalten? das ist hier die wichtige Frage, und eben

seinem kleinem Heere, das stolz auf seine Buße ist, dem Obeidallah dreist entgegen.

Eh er indessen auf den Obeidallah stößt, kommt er mit seinem Corps dahin, wo die Gebeine des Hoseins eingescharret sind, und da gehn auch, die busfertigen Uebungen dieses seines Corps, im Augenblicke an. Da knien alle auf das Grab des Märtyrers; da beten sie die ganze Nacht hindurch, um Vergebung ihrer Missethat, und da gehen sie sodann,

---

eben diese Frage ist einmal, nach 4 B. Mose C. 16. im Judenthum, so wichtig, daß um ihrentwillen, die Erde ihren Mund aufthut, den Koram, Dathan und Abiram verschlinget.

Soll Donatus, oder soll ein anderer Mann, der Bischof von Carthago seyn? Dies ist, nach Th. III. p. 508, 531. der Christen in Carthago Frage, und aus ihr erzeugen sich Circumcellionen, auch unsäglich viele innere Kriege; und dies ist wahrhaftig gar nichts klügeres, als dasjenige ist, was wir hier, bey diesen Muselmännern finden.

Erwägt man auch, wie so oft die Christen, bey den Bischofswahlen, sich entzweyet, ja sich ermordet haben; bedenket man, wie so oft, blos um des römischen Bischofes willen, die Welt in Krieg verwickelt worden ist: so wird mans schwerlich sagen können, daß hier, unter den Muselmännern, sich was eigenes finde?

Zu der Zeit, z. E. da Amerika entdeckt wird, also, viele Jahrhunderte nach der Zeit, in welcher diese Muselmänner leben, mithin denn auch zu einer Zeit, in welcher es, durch das Licht des Evangeliums, in der Christenheit, nun lange schon recht hell seyn sollte, theilt der Bischof von Rom, die noch nicht entdeckte, und noch nicht zum Christenthum bekehrte Welt, in Gottes und in Jesu Namen, zwischen den Königen Spaniens und Portugals; befiehlt ihnen: alle diese Länder, so, wie er die Grenze gezogen, in Besitz zu nehmen, und selbige mit der Schärfe des Schwerdtes zu erobern, falls sie nicht in Güte zu erobern wären.

Die Spanier und Portugiesen gehn nun auch, in die, ihnen angewiesene Gegenden; lesen in denselben den Eingebohrenen, den Befehl des römischen Bischofs vor, und hauen alles nieder, was diesem Befehle nicht gehorchen, und ihre Herrschaft nicht erkennen will; glaubens auch im Ernst, daß die Hölle und die ewige Verdammniß alle die Eingebohrenen erwarte, die nichts von jenem Bischofe wissen, und seinen Befehl für ungegründet halten.

Wirklich ist dies geschehen; und ist dies nicht erstaunend? Würkt hier nicht der Bischof Roms, noch ungleich mehr, als irgend einer der Khalifen? Schwärmen nicht die Christen, um ihn noch mehr herum, als jene Muselmänner; und ist jenes Christ Schuld hier nicht, wie sollte dieses schlechterdings, die Schuld des Mahomeths seyn müssen?

Digitized by Google

kann, mit sehr geschärftem Muth, dem Obeidallah immer näher, der mit 20000 Mann sich über sie herwirft, und sie auch allesamms in Stücken hauet.

Hat denn aber Merwan den Khaled, des Yezids jüngern Sohn, gleich anfänglich, für seinen dereinstigen Nachfolger anerkannt; so meynt er doch, daß er nunmehro, da er an vielen Orten schon gesieget hat, zur fernern Heucheley nicht Ursach finde, und so erklärt er nun seinen eigenen Sohn, mit Nahmen Abdalmalec, zu seinen Nachfolger in dem Kaliphat, nennet auch den Khaled, der ihn deshalb zur Rede setzt, einen Huren-Sohn. Dieses schmertzet aber den Prinzen auf das heftigste, und dies klagt er nun seiner Mutter, die mit dem Merwan in der Ehe lebt. Dieselbe wird also, da sie sich selbst hierdurch beschimpfet siehet, gegen den Merwan, ihren Gemahl, nicht wenig aufgebracht, und bald reicht sie ihm ein Gift, welches ihn, nach einer nur zehnmonathlichen Regierung, (im Jahr 684.) aus der Welt fortreißet.

Begebenheiten im morgenländischen Reiche.

Im morgenländischen Reiche, stirbt im Jahr 641. der Kaiser Heraclius, und derselbe verordnet seinen Sohn, Heraclius Constantinus, den er mit der Eudocia erzeuget hat, nebst seinem zweyten Sohne Heracleonas, der mit der Martina erzeuget ist, zu gemeinschaftlichen Beherrschern seines Reiches, befiehlt auch Beyden, die hinterbliebene kaiserliche Wittwe Martina, auf das möglichste zu ehren.

Martina will indessen ihren leiblichen Sohn alleine herrschen sehen, und ihr Stiefsohn Constantin, mag ebenfalls für sich dies wollen. Unter ihnen ist also die Einigkeit nun nicht, die der sterbende Fürst zur Absicht hat, und überdem ist Constantin, in Ansehung des zwiefachen und einzelnen Willens in Christo, anders gesonnen als sein Vater, und als Pyrrhus, der Patriarch von Constantinopel. Er behauptet nemlich, mit dem Pabst in Rom, daß in Christo sich ein zwiefacher Wille finde, und will, dem Pabste zu Gefallen, die Ekthesin, d. h. die Schrift, die sein Vater, zum Vortheile des einfachen Willens Christi, überall bekannt gemachet hat, zurücke nehmen und verdammen lassen.

Der Patriarch von Constantinopel also, der dies nun siehet, und dadurch sich beschimpfet hält, verbindet sich mit der kaiserlichen Wittwe Martina, und da gehen etwan 7 Monath nur vorbey, so ist Constantinus Heraclius, mit Gifte hingerichtet, Heracleonas aber, alleine auf dem Throne.

Dieser Schritt der Wittwe Martina, und des Patriarchen Pyrrhus, empört denn aber die Gemüther des Volks, und ein gewisser Valentinian, ein Befehlhaber bey den Truppen, erregt eine förmliche Empörung wider die neue Regierung, rückt mit einer beträchtlichen Macht vor Constantinopel, und zwinget den Heracleonas, nebst seiner Mutter Martina, der Regierung zu entsagen, setzet aber, mit Zustimmung der Bürger von Constantinopel, den Sohn des vergifteten

Constantinus, (der auch Heraclius Constantinus heißet, den viele aber Constans nennen, und den auch wir, zum Unterschiede von seinem Vater, also nennen wollen,) auf den kaiserlichen Thron.

Wie denn aber die Vergiftung des Constantinus, und der Antheil, den Martina, auch Pyrrhus daran haben, dem Volke, in der Folge als zuverläßig erscheinen; so empöret sich auch das Volk bald wieder, schneidet der Martina die Zunge, ihrem Sohne Heracleonas aber die Nase ab, und sendet sie beyde aus Constantinopel fort, versetzet auch den Pyrrhus dergestalt in Furcht und Schrecken, daß er sein Amt verläßt, und ebenfalls sich aus der Stadt entfernet.

Die Muſulmänner bringen indessen, unter der Regierung ihrer Khalifen, in Armenien und in Kleinasien, immer weiter vor; gehen auch in Afrika bis nach Carthago, und erobern die Insuln Cyprus und Rhodus. In Italien aber reget sich, der longobardische König Rotharis, gegen den Exarchen in Ravenna, und da weiß man es, aus Mangel der Nachrichten, im geringsten nicht, was Constans, der Kaiser, gegen die Muſulmänner unternimmt; findet zwar, daß Rotharis, im Jahr 642, den Exarchen aus dem Felde schlägt, findet aber nicht die Folgen dieses Sieges, und sieht nur das, daß bald ein Frieden, oder ein Waffenstillestand in Italien erfolgt seyn müsse, indem, im Jahr 643, schon wieder Ruh und Frieden daselbst herrschend sind.

Außerdem auch, daß dieser Kaiser, die kirchlichen Streitigkeiten, über den zwiefachen oder einfachen Willen in Christo, (wie wir unter dem Artikul, Begebenheiten in Italien, erzählen werden) fast aufs höchste treibet, finden wir von ihm nichts weiteres zu sagen, als daß er, im Jahr 654, seinen Sohn Constantinus, mit dem Zunamen Pogonatus, zu seinem Mitregenten erkläret; daß er im Jahr 655, mit den Slaven Händel hat; daß er ferner mit den Khalifen Moawijah, der mit dem Ali streitet, und bey ihm nun Frieden sucht, im Jahr 657 oder 658 einen Frieden schliesset, denselben aber nur einige Jahre hält, und daß er endlich auch, im Jahr 660, seinen leiblichen Bruder Theodosius, weil er bey allen Menschen, mehr als er selbst, beliebt und werth geachtet ist, zuerst zum Priester weihen läßet, nachhero aber ermordet, und dadurch denn sich selbst, die schärfste Ruthe bindet.

Denn aus den Händen dieses seines Bruders, hat er nun einigemal das Abendmahl des Herrn genommen, und von dem gesegneten Wein getrunken. Jetzt also, da er diesen Bruder, ohne alles Recht ermordet hat, jetzt stehet ihm derselbe stets vor Augen; hat den Kelch, wie ihm es dünkt, mit seinem eigenem Blute angefüllt, in seinen Händen, und spricht zu ihm: — „Nimm Bruder hin, und trink!“ — Es hat also der gottlose Fürst, nun keine Ruhe, und da will er, gleich einem zweyten Kain, in der Flucht, von dem einem zu dem andern Orte, seine Ruhe suchen, und sucht sie wirklich auch darin, indem er, im Jahr 662, mit seinem Mitregenten sich zu Schiffe setzt, und, ohne der Regierung zu entsagen, nach Rom, oder Syrakus hingehen,

gehen, und da, oder wo es ihm sonst gefallen wird, verbleiben will.

Dieser sein Beschluß ist aber, den Bürgern von Constantinopel, die die kaiserliche Residenz nicht so verleget sehen wollen, auf das höchste zuwider, und als derowegen der unstäte und flüchtige Fürst, seine Gemahlin und seine übrigen Kinder, aus Constantinopel zu sich fordert; so behalten die Bürger sie allesamt zurück, so daß er ohne sie, mit seinem Sohne Constantin, allein seyn muß.

Wie es indessen die Umstände zeigen, so zieht er mit diesen seinem Sohne, nicht etwan so alleine, sondern so hat er, eine ansehnliche Flotte, und eine beträchtliche Mannschaft mit sich genommen. Denn, indem er nach Italien hinsegelt, und indem gerade zu derselben Zeit, (im Jahr 662) die longobardischen Herzöge (s. italiänische Begebenheiten) mit einander in Krieg verwickelt sind, indem landet er in Italien; zerstöhrt daselbst Lucerla, welches ihn nicht einnehmen will; belagert auch die Stadt Beneventum, und hat also eine beträchtliche Macht bey sich.

In Italien will es aber mit seinen Eroberungen nicht recht fort, und er muß sich derowegen an den Besitzungen daselbst begnügen, die lange schon dem kaiserlichen Hause gehören. Er verweilet sich indessen, einige Zeit in Neapel, macht hierauf, im Jahr 663, eine Reise nach Rom, um diese große Stadt zu sehen, und verhält sich in Rom, wie in Neapel, heut wie ein Heiliger, morgen aber wie ein Dieb und Kirchenräuber.

Mit der größesten Andacht, besucht er nemlich, die christlichen Kirchen; bethet in denselben, und kommunicirt in denselben; läßt aber auch sich seine Tafeln in denselben decken; schmauset in denselben, und bestiehlet sie zuletzt so sehr, als je ein Kirchenräuber sie bestehlen kann. Denn, nicht nur goldene und silberne Kirchengefäße, sondern sogar auch die erznen Dächer der Kirchen, nimmt er mit sich fort, und segelt dann, mit diesem Raube beladen, nach Syrakus, wo er denn endlich auch verbleibet.

Ruhe ist indessen in seiner Seele immer nicht, und drum lebt er in steter Zerstreuung und in Ueppigkeit; läßt einige Geschwader, und einige Corps, bald hier, bald dort, gegen die Khalifen gehen; hat immer aber kein beträchtlich Glück; gebraucht indessen immer Geld, und leget seinen Unterthanen so viel Steuren auf, daß jeder, der nur kann, sich aus seinen Staaten entfernet, und in die Staaten der Khalifen fliehet, die, wedet nach dem einfachen, noch nach dem zweyfachen Willen in Christo etwas fragen, die] alle Menschen glauben lassen, was sie glauben wollen, auch von ihren Unterthanen, nur Gehorsam, nebst guten Werken fordern, und die Steuren niemals übertreiben.

Eben durch diese, höchst unregelmäßige Aufführung, wird denn aber alle Welt, wider ihn entrüstet, und da stiftet endlich, im Jahr 668, ein gewisser Andreas, eine Verschwörung wider ihn, zerschmeißt ihm auch, da er im Bade ist, mit einem Badegefäße seinen Kopf, und befreyt also die Welt, von diesem Brudermörder, giebt aber auch einem gewissen Micetius, in Syrakus, Gelegenheit,

nach der Kaiserlichen Krone zu greifen, und sich daselbst als Kaiser aufzuwerfen.

Des ermordeten Kaisers Sohn, Constantinus Pogonatus aber, ist, zu der Zeit, da sein Vater ermordet wird, in Constantinopel; hat bereits mit seinem Vater geherrschet, und will sich nicht entschlessen, das Regiment, dem gedachten Mizetius zu überlassen. Er rüstet also eine mächtige Flotte für sich aus; eilt mit ihr nach Syrakus; belagert und erobert (im Jahr 669) diese Stadt; bekommt in ihr, den Mizetius gefangen, und endiget desselben Herrschaft mit seiner, und seiner Anhänger Enthauptung.

Eben dieser Mizetius hat indessen, um sich gegen die überwiegende kaiserliche Macht zu decken, die Musulmänner um Hülfe angesprochen, und da kommen nun, bald nach dem Abzuge des Pogonatus, diese Leute nach Sicilien und nach Syrakus; durchstreifen und plündern Stadt und Land auf dieser Insul; finden auch noch das kostbare Erz in Syrakus, welches Constans denen Kirchen rhedem genommen hatte, und schleppen dasselbe nach Afrika mit fort.

Darzu aber, daß der junge Kaiser, diesen Einfall der Musulmänner rächen könnte, darzu lassen diese Leute ihm nicht Raum und Zeit. Denn alsobald rüsten sie sich, unter dem Moawijah, dem syrischen Khalifen, zu einem noch größeren Kriege gegen diesen Kaiser, und greifen unter den Befehlen des Yezids, seines Sohnes, vom Jahr 672 bis 678, sogar auch Constantinopel an.

Zur Ehre des Pogonatus und seiner Griechen, sagts indessen die Geschichte: sie vertheidigen die gedachte Stadt, alle diese Jahre hindurch, gegen die Angriffe der Musulmänner, mit unvergleichlichem Muthe, und zwingen sie, in jedem Jahre, gegen den Winter, von Constantinopel wegzusegeln, und ihre Winterstationen anderswo zu nehmen. Sie lassen auch ihren Muth nicht sinken, wenn schon die Flotte der Musulmänner, alle Frühjahre, sehr verstärket wieder kommt, und die Belagerung bis in den spätesten Herbst fortsetzet.

In der That aber haben, Pogonatus und seine Griechen, nicht sowohl ihrem eigenem Muthe, als vielmehr der Festigkeit ihrer Mauren, und besonders einem Egyptier, die Erhaltung ihrer Stadt zu danken. Denn er, dieser Egyptier, mit Namen Callinicus, weiß gewisse Materien so zusammen zu mischen, daß sie, auch mitten im Wasser brennen, und derselbe wird ihnen, mit dieser gemischten Materie, die sie nun fleißig den Schiffen ihrer Feinde entgegen werfen, darzu behülflich, daß sie derselben nicht wenige verbrennen. Ein entsetzlicher Orkan zernichtet endlich auch, im Jahr 678, die musulmänische Flotte, und die kaiserlichen Generale schlagen ebenfalls, in eben diesem Jahre, die Landtruppen des Moawijah in Asien, mit einem Verlust von 30000 Mann aufs Haupt. Moawijah schließt also nun gerne einen Frieden, auf 30 Jahr, versteht sich auch, wie einige wollen, zu einem jährlichen Tribut, da gerade zu der Zeit, die Maroniten, auf dem Berge Libanon in Syrien, zu mächtig werden,

er

er also diese dämpfen, und auch, dem Grabe nun schon nahe, für die ruhige Nachfolge seines Sohnes Yezid, sorgen muß.

Indem nun aber der Krieg mit dem Khalifen, ein solches, für den Kaiser rühmliches Ende gewinnet, indem wächset auch die Ehrfurcht der Völker gegen diesen Herrn, und die Avaren, die Slaven, und alle andere, ihm benachbarte Nationen, die bisher nur drauf gelauret haben, daß Constantinopel sollt erobert werden, kommten nun, und wünschen ihm, zu diesem glücklichen Ausgange des Krieges sehr viel Glück, wagen es also nun nicht sich gegen ihn zu regen.

Unverhofft brechen aber, an 100000 Bulgaren, aus ihren Wohnsitzen an der Wolga, auf, rücken an die Donau, in das kaiserliche Gebieth, und nöthigen also den Kaiser, seine Heere gegen sie ins Feld zu stellen. Sie indessen, schlagen diese seine Heere, und da bequemt er sich, um Frieden zu haben, zu einem Vergleiche; gelobet ihnen ansehnliche Jahrgelder, und räumt ihnen das heutige Bulgarien ein.

Er also, da er nun vor allen Völkern Frieden hat, denkt jetzt an den so heftigen Streit, der über den Willen in Christo, immer noch die christliche Kirche entzweyet, und entschliesset sich denselben beyzulegen. Er beruft also, ein allgemeines Concilium nach Constantinopel zusammen, und da wird, im Jahr 681, auf diesem Concilium, ein zwiefacher Wille in Christo festgesetzt, die gegenseitige Meynung aber, als ketzerisch verdammet.

Bey diesem Concilium, sind indessen die Abgeordneten von Seiten des Pabstes in Rom, diejenigen, die hauptsächlich die Verdammung des einfachen Willens in Christo befördern, und dieselben sprechen, sogar auch über den ehemaligen römischen Pabst Honorius, das Urtheil der Verdammniß, weil auch dieser ehedem, den einfachen Willen in Christo behauptet hat. Sie machen derowegen, (noch bis auf diese unsere Zeit) den römischkatholischen Christen, einige Mühe, wenn sie, gegen die Protestanten, die Untrüglichkeit der römischen Bischöfe, und der allgemeinen Concilien behaupten, nun aber diese Verdammung eines römischen Bischofes, die über Glaubenssachen, von einem wirklich allgemeinen Concilium ausgesprochen ist, mit jener Untrüglichkeit vereinigen sollen.

Ihr so heller Geist, läßt sie indessen, auch hier nicht gänzlich in der Irre, sondern hilft ihnen, wie sie dies meynen, auf das glücklichste. Denn sie sprechen nun: der Pabst Honorius hats freylich wohl gestanden, daß in Christo nur ein Wille anzunehmen sey, aber er hat das für sich, als eine Privatperson gestanden, und nicht als der Stadthalter Christi auf Erden!" Sie glauben also noch immerfort, daß jeder Pabst in Rom untrüglich sey, und begreifens nicht, wie der Protestant so blind seyn könne, diesen großen Unterschied, nicht deutlich zu bemerken.

Bald nach diesem allgemeinen Concilium, glaubt denn aber der Kaiser Pogonatus, er müsse für seine eigene Sicherheit nun eben so besorget seyn, als er für die Reinigkeit der Lehre besorgt gewesen ist, und er sticht

alſo, ſeinen zween Brüdern, Heraclius und Tiberius, die Augen aus, und ſchneidet ihnen ihre Naſen ab, damit ſie nicht einmal das Reich an ſich reißen, und es ihm, oder ſeinem Sohne Juſtinian II. entziehen mögen.

Das chriſtliche Volk ſeines Reiches, das jetzt auf einem Concilium, die Wahrheit von dem Irrthum ſondert, iſt nemlich in der Wahrheit, und in derſelben Erkenntniß, ſeit einigen Jahren ſchon, ſo weit gekommen, daß es deutlich erkennet: — „wie die Gottheit in dreyen Perſonen, den Himmel und die Erde, auf das glücklichſte beherrſche; ſo müſſe auch das morgenländiſche Reich, nicht von einem, ſondern von dreyen Herren beherrſchet werden, wenn die Beherrſchung deſſelben, auf das glücklichſte vonſtatten gehen ſollte. Und von dieſer Erkenntniß iſt das gedachte Volk ſo voll, daß es den Kaiſer nöthiget, jene, ſeine obgedachten Brüder, zu ſeinen Mitregenten anzunehmen. Dieſelben ſind alſo, ſeit vielen Jahren ſchon, zu Mitregenten erhoben, machen jetzt aber, neue Bewegungen, oder ſcheinen wenigſtens, in dieſem Jahre (682) ſolche Bewegungen zu machen, und verliehren alſo, ihre Augen und ihre Naſen, damit ſie, auf die Regierung keinen fernern Anſpruch machen mögen.

Begebenheiten in Italien.

In Italien beherrſchet Rotharis, die Longobarden, und da er mit dem Kaiſer und deſſelben Exarchen in Ravenna, (ohne daß man die nähere Veranlaſſung darzu weiß,) in Krieg verwickelt wird, da ſchlägt er, im Jahr 642, den Exarchen, mit Verluſt von 8000 Mann aufs Haupt; verfolget aber dieſen wichtigen Sieg, aus uns unbekannten Gründen, nicht, ſondern lebt, bald nach demſelben, mit dem Exarchen in Ruhe; verbeſſert, im Jahr 643, die alten gothiſchen Geſetze des Theodorichs, und ſtirbt, ohne daß man etwas weiteres von ihm wiſſe, in dem 651ſten Jahre.

Während der Regierung dieſes Rotharis fällt indeſſen, in Conſtantinopel dasjenige vor, was wir, in dem vorhergehenden Artikul, von der Flucht des Patriarchen Pyrrhus, aus Conſtantinopel erzählet haben, und da wollen wir hier nun ſagen, wie es dieſem Patriarchen ferner noch ergangen iſt.

Als ein flüchtig gewordener Biſchof, lebt er nun in Afrika, hat aber in kirchlichen Dingen gar nichts zu gebiethen, und befindet ſich denn auch in Mangel und in Dürftigkeit, da er zuvor in Pracht und Ueberfluß gelebet hat. Er ſinnt alſo darauf, wie er dies ſein Geſchick hier ändere, fällt auf die Gedanken, den Pabſt in Rom zu hintergehen, und hintergeht ihn wirklich auch ſo ſehr, als je ein Schelm die Menſchen hintergehen kann.

Denn in Afrika findet er einen gewiſſen Abt, mit Namen Maximus, und dieſer Abt, iſt ein ſehr bekannter Eiferer, für den zweyfachen Willen in Chriſto. Er wendet ſich derowegen an dieſen Abt; ſtreitet mit ihm, über den gedachten Willen, und ſtellt ſich endlich dergeſtalten an, als finde er, in den Gründen des Abtes das Uebergewicht; bereuets alſofort, daß er bisher ſo geirret habe, und eilet, unter Empfehlungen des Abtes, als ein reuiger Sünder zu dem Pabſt nach Rom, der ihn auf das gütigſte empfähet, auch präch-

tig

ag bewirthet, und dem er sein Glaubensbekenntniß überreichet, in welchem er seine bisherige Behauptung, von nur einem Willen in Christo, als ketzerisch verdammet.

Dieser Schritt des Pyrrhus schmerzt indessen den Kaiser Constans, der aufs eifrigste die Lehre der Monotheleten, (die nur einen Willen in Christo glauben) vertheidiget, und er mögt es derowegen gerne, daß der Pabst in Rom, diesen Sieg, über die Lehre der Monotheleten verlöhre. Er giebt also seinem Exarchen in Ravenna dem Befehl, alles mögliche zu versuchen, um den Pyrrhus wieder auf die Seite der Monotheleten zu ziehen, und hat auch, im Jahr 648, die Freude, daß Pyrrhus, von den großen Versprechungen des Exarchen geblendet, abermals auf diese Seite tritt, und die Lehre der Monotheleten eben so heftig wieder behauptet, als er sie zuvor bestritten und verdammet hat.

Ist nun aber dieser Schritt des Pyrrhus, dem Kaiser eine Wonne, so ist er im Gegentheil dem Pabst, der äußerste Schmerz, und so kann er auch, durch nichts, als nur durch eine, recht feyerliche Verfluchung des Pyrrhus, diesen seinen Schmerz vertreiben. Er geht also, mit seiner Geistlichkeit in einer feyerlichen Procession, in die Kirche; hält da, vor dem Grabe des Apostel Petrus, der des Himmelreiches Schlüssel hat, über den gottlosen Bischof Pyrrhus, ein förmliches Gericht; verflucht und verdamut denselben, bis zur untersten Hölle, und schreibt die Akte, die diesen seinen Fluch enthält, damit sie desto sicherer, auch in dem Himmel gültig sey, und niemals ausgelöschet werde, mit dem Blute Christi nieder, das er durch die Einsegnung einiger Tropfen Weins sich selbst zu schaffen weiß, und das er dann mit Dinte vermischet.

Der Kaiser kehrt sich indessen, an dies so sonderbare Verfahren des Bischofes in Rom nur wenig, fährt immer fort, der Monotheleten Lehre anzuhangen, und gebiethet endlich, (in eben dem Jahre 648,) daß man aufhören solle, über den Willen in Christo zu streiten, und daß man, weder von einem einfachen, noch von einem zweyfachen Willen in Christo reden, sondern sich daran begnügen, solle, daß sein Wille in aller Absicht gut und göttlich wäre!

So vernünftig aber dieser kaiserliche Befehl, denen insgesamt erscheint, die ihre Vernunft nicht ganz gefangen nehmen, so unvernünftig, ja gotteslästerlich scheint er denst doch, dem Pabst in Rom und seiner Clerisey, die sich des hellen Lichts des Evangeliums erfreun. Sie wollen derowegen alsofort zusammen kommen, und auf einer feyerlichen Versammlung, den Befehl des Kaisers, eben so, wie die ganze Lehre der Monotheleten einmüthiglich verdammen.

Der Tod reißt indessen, den Pabst Theodorus, der eben zu der Zeit, des Himmels und der Hölle Schlüssel in den Händen hat, aus dieser Welt, und da verzögert sich, diese, in ihren Augen, für die Christenheit so wichtige Sache, bis zu den 5. October des 649sten Jahres. An diesem Tage eröffnet nemlich, der neue Pabst Martinus, eine Kirchen-Versammlung im Lateran zu Rom, und verdammt auf dieser Versammlung, sowohl die Lehre der Monotheleten, als auch den Befehl

Digitized by Google

fehl des Kaisers, setzt anbey auch fest, daß alle Anhänger dieser Lehre und ihrer Vertheidiger in den Bann gethan seyn sollten.

Bisher hat nun aber, jeder neue erwählte Bischof in Rom, die Bestätigung im Bischofthum, beym Kaiser suchen müssen, und nie hat sich der neuerwählte Mann, auf den bischöflichen Stuhl daselbst hinsetzen dürfen, ehe nicht der Kaiser es gewußt, und ehe er ihn nicht auf diesen Stuhl hat sitzen heissen. Martinus aber, der anjetzt, zu diesem Stuhl, vom Volk und von der Geistlichkeit zu Rom erwählet wird, der wagt es jetzt, sich auf denselben hinzusetzen, ohne daß er den Kaiser drum befrägt, und ist so frech, daß er sogar den Kaiser selbst mit seinen Bann belegt.

Der Kaiser wird derowegen, über die Frechheit dieses Priesters, der über Christi Willen streitet, aber wider Christi Willen, der menschlichen Ordnung nicht gehorsam ist, nicht wenig entrüstet, und befiehlt dem Exarchen in Ravenna, alles mögliche dran zu wenden, um seinen Befehl in Italien geltend zu machen, besonders aber dahin zu trachten, daß er den Herrn Ober-Pfarrer Roms, in seine Hände bekomme, und ihn sofort nach Hofe sende. Olympius, der damalige Exarche, will denn auch recht gern dies thun, aber die Clerisey hat, wider die Lehre der Monotheleten, so den Soldaten, als das Volk, dermaßen eingenommen, daß er in keinem Stücke zu seinem Zwecke kommen kann. Martinus bleibt derowegen, was er ist, Olympius aber muß, da die Musulmänner (schon im Jahr 652) Sicilien anfallen, gegen dieselben zu Schiffe gehen, wird von ihnen hart geschlagen, und stirbt hierauf vor Gram, da ihm fast nichts gelingen will. — So ists, so steht es in Italien jetzt aus, da Rotharis noch lebet, und da im Jahr 651 sein Sohn Rodoold, nach ihm den Scepter führet!

Im Jahr 653 verliehrt nun aber dieser Rodoold sein Leben, durch die Hand eines Mannes, dessen Ehefrau von ihm geschändet ist, und da folgt, in der Regierung über die Longobarden, ein gewisser Ariberth, der bis zum Jahr 661, das Scepter führet, von dem man aber, nur das uns aufgezeichnet hat, daß er ein Bruder der Theodelinde aus Bayern, und ein Glied der rechtgläubigen Kirche gewesen ist.

In diesem Zeitraume aber, da Ariberth das Scepter führet, gelinget es dem Kaiser, den Martinus in Rom, dem er so lange nachgestellet hat, zu fahen, und da müssen wir nun doch, das Schicksal dieses Heiligen, mit wenigen erzählen:

Da nemlich der Kaiser, diesen Martinus, der sich selbst auf den päbstlichen Stuhl gesetzet, auch ihn, den Kaiser, als einen Ketzer verfluchet hat, schlechterdings für diese Verwegenheit bestrafen will, so muß im Jahr 653, sein damaliger Exarche Calliopa, mit einem beträchtlichen Corps, nach Rom marschiren, und zwar andere Absichten dieses seines Marsches zum Vorwande nehmen, eigentlich aber dahin trachten, daß er den Pabst in seine Gewalt bekomme, und ihn dem Kaiser in die Hände liefere.

Als denn aber dieser Calliopa auf Rom losgehet; so merkt der Pabst es bald, was hier wohl seine Absicht sey; stellt sich, um diese

diese Absicht zu vereiteln, als wär er krank; bettet sich in die Vaticanische Kirche vor dem Altar hin, und hofft, es werde ihn die allgemein erkannte Heiligkeit der Kirchen, vor allem Uebel schützen. Calliopa indessen, sieht auf den Willen seines Herrn, und achtet hier die Heiligkeit der Kirchen eben so wenig, als die Blendwerke, die der Pabst ihm mache. Er weiß, er soll den Pabst gefangen nehmen; er will also den Pabst in seinen Händen haben, und wundert sich, daß, da er in Rom ankommt, die gesamte Geistlichkeit ihm da entgegen eilet, daß aber er, der Pabst, nun krank seyn will. Er merkts indessen, was diese Krankheit zu bedeuten hat; stelle sich, um ohne Tumult und Aufruhr, seinem Zwecke näher zu kommen, als bedaure er den frommen Mann, und bittet sehr, daß es ihm erlaubt seyn mögte, ihn zu besuchen, und seinen Segen zu empfahen.

— Diese Erlaubniß kann denn auch der heilige Mann, dem gedachten Exarchen nicht versagen. Er traut indessen seiner Absicht wenig gutes zu, ist also verschmitzt genug, dem Exarchen sagen zu lassen: — „daß er ihn sprechen könnte, daß aber dies am füglichsten den Sonntag, gleich nach dem Gottesdienst geschehen würde!“ — Er meynt nemlich, an diesem Tage, und zu dieser Zeit, werde die Kirche, in der er jetzt das Bette hüte, so voll Menschen seyn, daß der Exarche, wenn er ihn daraus entführen wollte, den größten Widerstand antreffen, und seinen Zweck wohl nicht erreichen, ja wohl gar sein Leben drob verliehren würde, ohne daß es das Ansehn haben könnte, als hätte er selbst, das Volk, zu solcher Thätlichkeit gereizet.

Der Exarche ist indessen so unverständig nicht, als es der Pabst wohl meynet. Er verlangt also, den Pabst zu einer andern Zeit zu sprechen, und geht auch unverhofft, mit einer Menge bewafneter Leute, in die Kirche; führet den Pabst aus ihr heraus, und bringet ihn zu Schiffe; erlaubt ihm aber sechs Bedienten mitzunehmen, und weiß sich auch in solche Verfassung zu setzen, daß hierüber kein Tumult entsteht, obschon die Clerisey denselben zu erregen sucht.

Denn, indem der Pabst nun aus der Kirche fortgeschleppet wird, indem wollen seine Priester, ihn recht gerne schützen, sind aber, für sich selbst, zu schwach darzu, und schreyen derowegen: — „Verflucht sey der, der von unserm Pabst nicht glaubt, daß er die reine Lehre habe; verflucht sey auch ein jeder, der dieser Lehre, nicht bis in den Tod, getreu verbleibt!“ Durch dies Geschrey wollen sie nemlich die Gemüther des Volks in Flammen setzen, und dasselbe dahin bringen, daß es für die reine Lehre fechten soll. Ihre Absicht wird ihnen aber vom Exarchen ganz vereitelt, und die Furcht vor seinen Truppen, hält alles Volk im Zaume.

Als denn aber der gedachte Pabst auf dem Schiffe ist, so segelt man mit ihm nach Constantinopel fort, doch nicht in einem geraden schnellen Laufe, sondern so, daß viele Monate auf dieser Fahrt verstreichen, und daß das Schiff, bald an dieser, bald an jener Insul landet, der Pabst aber, nicht aus dem Schiffe steigen darf, sondern in dem Schiffe,

als in ſeinem Gefängniſſe, verbleiben muß. Und in dieſem ſeinem Gefängniſſe beſuchen ihn nun freylich wohl die Leute, der Oerter und Gegenden, an welchen das Schiff anlandet; bringen ihm denn auch, die anſehnlichſten Gaben und Geſchenke, können dadurch aber, ihm ſein Schickſal gar nicht leichter machen.

Denn das alles, was ſie ihm nun bringen, nimt ihnen die Wache ab, die bey dem Pabſte, auf dem Schiffe iſt, und der fromme Märtyrer (denn ſo nennen ihn die römiſch-catholiſchen Chriſten) muß derowegen, (obſchon er ſechs Bedienten hat, alſo auch ſonſt noch wohl, ſehr gut verpfleget wird) auf die, (wie catholiſche Chriſten ſagen) beweinenswürdigſte Art, im Mangel leben, ſich endlich aber nach Conſtantinopel führen laſſen, wo denn ſein Leiden noch viel größer wird.

Denn, nachdem er, vom 19. Julius, des Jahrs 653, bis zum 17. September, des Jahres 654, auf dem Meer herumgeſchleppet worden, wird er, da er am letztgedachten Tage, nach Conſtantinopel kommt, in ein Gefängniß eingeſperret; muß drey Monate lang in ſelbigem liegen, und kommt allererſt, nach dem Ablaufe dieſer Zeit, zu einem Verhör.

Bey dieſem ſeinem Verhöre, frägt man denn auch, nicht ſowohl nach ſeinem Glauben, als vielmehr nach ſeinen Thaten, und beſchuldigt ihn: — „daß er die Muſulmänner angereizet habe, Sicilien anzugreifen.“ — Er läugnet indeſſen, daß er dies gethan, ſeine Richter aber behaupten es, und führen ihn, auf den Schloßplatz hin; ziehen ihm daſelbſt, vor den Augen alles Volks, die Biſchöflichen Kleider aus; legen ihm, als einem Staats-Verbrecher, eine eiſerne Kette um den Hals; leiten ihn an derſelben, durch faſt alle Straſſen der Stadt, und werfen ihn endlich in ein Gefängniß, in welchem eine ſo große Kälte herrſchet, daß, wenn nicht die Frauensleute des Kerkermeiſters, ſich ſeiner erbarmeten, und ihn mit ihren Röcken deckten, er, vor Froſt nun ſterben müßte.

In dieſem Gefängniſſe muß er auch bis zu dem 19. Merz, des 655. Jahres bleiben, und wird endlich, nach der heutigen Critik, in das Elend geſchickt, wo er am 16. September eben dieſes Jahres ſtirbt; dann von der römiſch-catholiſchen Kirche, als ein ächter Märtyrer verehret wird, ſeine Nachfolger auf den Stuhle des heiligen Peters aber, durch ſein ſo trauriges Geſchick, ſo ſehr beſcheiden macht, daß ſie ſich nicht, wie er, ohne den Kaiſer drum zu fragen, auf den Stuhl des Petrus ſetzen, ſondern zuvor die Erlaubniß darzu, ſo wie es ſich gezieme, demüthiglich erbitten. — So iſts, ſo geht es dieſem Heiligen, dem Pabſt Martinus, und ſo wollen wir ihn nunmehr verlaſſen, um zu ſehn, was ferner noch in Rom geſchiehet.

Im Jahr 661 ſtirbt, wie wir vorher bereits bemerket haben, der longobardiſche König Ariberth, und derſelbe theilt, vor ſeinem Ende, ſein Gebieth unter ſeine zween Söhne, weiſet dem einem, mit Namen Berthard, die Stadt Pavia, dem andern aber, der Godebereth heißt, die Stadt Mayland, zu ihren Sitzen an, und giebt dadurch Gelegenheit, daß in Italien nun wiederum ein Krieg entſtehet.

Denn,

Denn, allbereits im Jahr 662, rüsten sich die gedachten Brüder gegen einander zum Kriege, und da sucht Godeberth, den mächtigen Herzog Grimoald von Benevent, auf seine Seite zu ziehen, erhält auch von demselben das Versprechen, daß er ihm helfen wolle, und sichts denn auch, wie selbiger mit einer beträchtlichen Macht, zu ihm nach Mayland kommt, um sein Versprechen zu erfüllen.

Der treulose Grimoald mißbraucht indessen das Vertrauen, das Godeberth hier in ihn setzet, und ersticht denselben, in dem Augenblicke, in dem er ihn auf das liebreichste umarmen will. Er nimt denn auch, mit seinen Truppen, von Mayland, wie von dem gesamten Reiche des Ermordeten, Besitz, und schrecket dadurch, man weiß nicht, wie dies möglich war, den Bertharid, den Bruder des Ermordeten, so sehr, daß derselbe alsofort aus Pavia entfliehet, und sich zu dem Chan der Avaren wendet.

Das ganze longobardische Reich, fället also, fast ohne Schwerdtschlag, in die Hände dieses Grimoalds, und ob zwar der Kaiser Constans, der gerade dazumalen in Italien ankommt, die Stadt Beneventum, in der Abwesenheit des Grimoalds, belagert hält, auch dieses Herzogthum nun an sich reißen will; so kommt doch Grimoald noch früh genug, aus Mayland, zum Entsatz an Benevent heran, treibt den Constans nach Neapel zurück, und behält also, auch dies sein altes Herzogthum.

Das indessen, daß der flüchtige König Bertharid noch im Leben, auch bey dem Chane der Avaren ist, das glaubt Grimoald; das könne ihm dereinst gefährlich werden, und er unterläßt es derowegen nicht, in den Chan so lange einzudringen, bis daß derselbe dem Bertharid, den ferneren Aufenthalt an seinem Hofe versaget, und also den unglücklichen Fürsten, in ein nicht geringes Gedränge setzet.

Denn derselbe weiß nun nicht, wohin er gehen soll, und fället jetzt drauf, sich selbst dem Grimoald in seine Hände zu geben. Er handelt also mit demselben; erhält von ihm die heiligsten Versicherungen, daß er ihm nur wohl thun wolle, und geht demnach, ohne daß er sich was arges vermuthe, getrost an seinen Hof. Kaum ist er aber an demselben, so suchet nach der schändliche Fürst, wider sein allerheiligstes Versprechen, den unglücklichen Bertharid zu ermorden, und so muß denn dieser Prinz, aus den Staaten des Grimoalds, nach Frankreich fliehen.

In Frankreich findet er indessen, am Hofe des Königes Clotarius III, eine so gute Aufnahme, daß sich derselbe, ihm zu Gefallen, zu einem Kriege gegen den Grimoald entschließet, und wirklich auch, um den unglücklichen Fürsten wieder auf den Thron zu setzen, eine Armee nach Italien absendet. Grimoald muß derowegen dieser fränkischen Armee entgegen eilen, und merkts, da er sie siehet, sehr wohl, daß ihre Menge ihn gar leichte überwältigen dürfte, ersinnt also eine List, und rettet durch dieselbe, sich selbst und seine Truppen, nicht auch die ganze fränkische Armee zu Grunde.

Er thut nemlich, nachdem er sich zuvor in die darzu gehörige Stellung gebracht, als

würde er, um nicht aufgerieben zu werden, genöthiget, auf das schleunigste aufzubrechen, und all sein Geräth im Stich zu lassen; bricht würklich auch so schleunigst auf, und läßt alles, was er hat, im Stiche, hat aber eine große Menge Weins, und einen ungemeinen Vorrath von den besten Lebensmitteln in dem Lager, läßt also dieses alles denen Franken in die Hände fallen.

Die thörichten Leute glaubens also ganz gewiß, es sey der König Grimoald durch sie, zur übereilten Flucht genöthiget worden; leben also seinetwegen sicher; fallen über den herrlichen Wein, und über die schönen Speisen, die sie vor sich sehen, augenblicklich her, und fressen und saufen sorgenlos, bis in die Mitternacht hinein, in welcher Grimoald ganz unerwartet wieder kommt, die Trunkenen nun überfällt, und sie fast allesamt in Stücken hauet.

Nach einem solchen Verluste regt sich denn auch der Hof des noch minderjährigen Clotarius III, wider den Grimoald nicht weiter, Lupus aber, der Herzog in Friaul, wagts nun, sich gegen ihn zu setzen, doch die Avaren, die des Grimoaldes Freunde sind, kommen ihm über den Hals, und dämpfen seine Empörung, er selbst, Grimoald aber, greift, im Jahr 668, das kaiserliche Gebieth in Italien an, da eben zu dieser Zeit der Kaiser Constans seinen Geist aufsiebt, der Kaiser Pogonatus aber, mit dem Mizetius zu schaffen hat, und ihn, an Eroberung der Gegenden um Tarent und Brundusium fast gar nicht hindern kann.

Weil denn aber im Jahr 670, der König Clotarius III, in Frankreich stirbt, Childerich II aber, der ihm im Regimente folget, mit dem Grimoald, einen Bund der genauesten Freundschaft schließet; so achtet sich, der unglückliche Bertharid, auch in Frankreich nicht mehr sicher, packt also, im Jahr 671, sein Geräthe zusammen, und flieht ans Meer, um über dasselbe nach Engeland zu gehen. Während seiner Flucht stirbt aber Grimoald, (im Jahr 671) und da ists, als Bertharid das Schiff betreten will, in seinen Ohren, nicht anders, als rief ihn einer mit Namen, und als spräche einer zu ihm: — „geh nach Italien zurück, denn Grimoald ist jetzt nicht mehr, und die Longobarden werden dich als ihren König anerkennen!“

Dies nun, was dem Prinzen hier so ahndet, würkt augenblicklich dergestalt auf ihn, daß er die Küste verlässet, und nach Italien eilet, wo er alles dergestalt auch findet, wie es ihm geahndet hat. Denn Grimoald ist nicht nur todt, sondern die Longobarden sind nun wirklich auch recht froh, da sie diesen Prinzen wiedersehn, und wählen ihn zum Fürsten ihres Volks.

Er regiert denn auch dies Volk, mit vieler Güte, erklärt im Jahr 678, seinen Sohn Cuniberth, zu seinem Mitregenten, und verschont nicht nur, auf Fürbitte dieses seines Sohnes, den rebellischen Herzog Alachis von Trident, den er, im Jahr 680 beseget, sondern macht ihn auch zum Herzoge von Brescia, obschon er selbst es sehr befürchtet, daß sein Sohn, der dieses sehnlichst wünscht, sich

selbst

selbst, wie auch die Folge lehren wird, eine Schlange in den Busen setze.

Während der Regierung dieses Berharids, werden übrigens, weil er ein Athanasianer ist, fast alle Longobarden mit der athanasianischen Kirche verbunden, und er stirbt also der Arianismus in Italien. Die Athanasianer dieser Zeit, haben nemlich einen ungleich kürzeren und bequemern Weg zum Himmel, als die Arianer haben, und da wandeln nun, auch diese, gern auf diesem Wege. Sie wallfahrten nun aufs fleißigste zu den Gräbern der Heiligen, der Märtyrer und der Apostel; sie beschenken nun dieselben Gräber und die Hüter derselben, die athanasianischen Priester; und sind auch nicht gezwungen, in eigener Person zu diesen Gräbern hinzueilen, sondern können ihre Gaben und Geschenke, durch einen jeden, durch den sie sonst nur wollen, dahin senden, und sind dann dessen gewiß, daß die Priester, daß auch die Heiligen, die Märtyrer, und die Apostel, ihrer stets bey Gott gedenken, unablässig für sie bethen, und also denn sie zum Himmel führen werden, wenn schon auch ihre Seelen nicht gereiniget sind.

Abscheulich ist nun dieses freylich wohl, aber wahr ists immer: — die athanasianischen Christen pflegten dies zu thun, und man findet Bischöfe fremder Länder, die sich zu solchen Wallfahrten nach Rom, auf den Weg begaben, denen aber die Leute ihres Landes, nicht wenig Gold und Silber brachten, mit Bitte, dasselbe den Aposteln, den Heiligen, und den Märtyrern in Rom zu weihen, und sie dadurch, zur Fürbitte bey Gott, zu bewegen.

Der arianische Christ indessen, nahm, wie wir sonsten schon bemerket haben, in seinem Glauben das unbegreifliche nicht an. Er konnte derowegen alle diese unbegreifliche Albernheiten, als ein Arianer nicht begehen; und er konnte seine Seligkeit auf solche Dinge gar nicht gründen. Ein reines Herz mußte er vor Gott aufweisen können, sonst war die Hoffnung seiner Seligkeit vorbey. Da nun aber solch eine stete Herzensreinigkeit, den Menschen einige Beschwerde macht, die Fürbitte anderer aber, ohne Beschwerde, verbunden ist: so läßt der Mensch, den alten Glauben gerne fahren, der ihm Beschwerde macht; so glaubt er gerne das, was ihm Erleichterung schafft; so glaubt er denn, die Gültigkeit der Fürbitte, die andre Menschen thun, und so wird er geneigt genug, noch andere Unbegreiflichkeiten anzunehmen, da er nun einmal schon die Eine angenommen hat, und bey derselben Vortheil findet.

Daß denn würklich auch, nicht etwan ein gegründeter Unterricht, diese Longobarden zur rechtgläubigen Kirche gezogen habe, und daß wirklich, entweder die eben angeführte geistliche, oder doch eine andere, eben so unedle und blos irdische Absicht, sie hier geleitet haben, das, denken wir, läßt sich, aus der ganz allgemeinen Unwissenheit, in welcher Italien, gerade jetzt begraben war, aufs deutlichste erweisen.

Als nemlich, im Jahr 678, der Kaiser Constans an den Pabst ein Schreiben sendet, in welchem er ihm, den Vorsatz meldet, daß er, über die kirchlichen Streitigkeiten, ein allgemeines Concilium anstellen wolle, so

ruft der Pabst an 125 Bischöfe nach Rom zusammen, und bespricht sich mit denselben, über das, was auf dem Concilium in Constantinopel abgeredet, und festgesetzt werden soll. Der Pabst bekommt also, die beste Gelegenheit, alle diese Bischöfe, und derselben Gelehrsamkeit, auch Geistesfähigkeit erkennen zu lernen, und nimmt hierauf aus ihrer Mitte, die klügsten und gelehrtesten heraus, um sie zu dem allgemeinen Concilium nach Constantinopel zu senden; muß demohnerachtet aber, der Männer, die er hierzu wählt, und ihrer großen Unwissenheit wegen, so sehr sich schämen, daß er in dem Schreiben an den Kaiser, Entschuldigungen suchen, und darinnen sagen muß: — „Er schicke Bischöfe, so gelehrt und einsichtsvoll, als er sie hätte finden können. In diesen elenden Zeiten, fände man nemlich, unter ihnen, keine vollständige Einsicht in die heilige Schrift, denn sie hätten lange schon, vor allen innern Kriegen, weder Zeit noch Lust gehabt, die Bibel zu studiren.“

Ist dieses nun, wie es denn ist, vom Pabste selbst gesagt; so ist ja wohl an eine gründliche Belehrung der arianischen Longobarden nicht zu denken, und so ist es überdem auch sonderbar, daß eben diese unwissende Bischöfe, in dem Concilium zu Constantinopel, den Sieg erfechten, und die Monotheleten verdammen können. Aus der Bibel führen sie indessen den Beweiß daselbsten nicht, sondern sie sagen hauptsächlich nur: — „es hat keine Kirche, auf die Reinigkeit der Lehre so gehalten, als unsre römische. Was von den Aposteln ist gelehret worden, das hat man beständig auch in Rom mit aller Treue gelehret. Rom lehret nur aber einen zwiefachen Willen in Christo: Rom muß derowegen, diesen zwiefachen Willen, von den Aposteln selbst vernommen haben u. s. w.“

So reden und philosophiren hier diese römische Prälaten; und sind unruhige Kriegerische Zeiten der Gelehrsamkeit, und namentlich der Gottesgelahrtheit, wie im obigen Schreiben, der Pabst behauptet, hinderlich, so philosophiren diese dumme Prälaten, sicherlich, gegen Prälaten, die noch dummer sind, als sie selbst. Denn durch die Muselmänner ist die Fackel des Krieges weit und breit herumgetragen, und die Prälaten Roms obsiegen auch auf dem Concilium.

Begebenheiten in Gallien oder Frankreich.

Die Geschichte Frankreichs, ist, weil es an Nachrichten fehlet, so unvollständig, daß wir von allen den Jahren, 641 bis 684, nichts, als nur dies wenige erzählen können:

In der fränkischen Monarchie herrschen, seit dem Tode Dagoberths, (638) Siegeberth II, im austrasischen, Clodewig II. aber, im neustrischen und burgundischen Reiche. Wie sie indessen herrschen, sagt uns die Geschichte nicht. Nur so viel wissen wir, sie sind alle beyde noch sehr jung, herrschen also lange Zeit, nicht selbst, sondern lassen die Majores Domus für sich herrschen, die denn bey dieser Gelegenheit, ihr Ansehn abermals nicht wenig vergrößern.

Kaum

Kaum weiß man aber, in welchem Jahre, Siegebert II. stirbt, das weiß man jedoch: er stirbt, ohngefähr ums Jahr 650 — 655, und hinterläßt einen Sohn, mit Namen Dagobert, der billig nun in der Regierung der Austrasier, dem Vater folgen sollte. Grimoald aber, der Sohn des Major Domus Pipinus, ist jetzt, an seines Vaters Statt, der Major Domus von Austrasien, und will nun auch die königliche Würde an sich bringen. Er nimmt also den Prinzen Dagobert, und sendet ihn in aller Stille nach Irrland, sprengt zugleich ein Gerüchte aus: Dagobert sey plötzlich gestorben, und setzt seinen eigenen Sohn Childebert, zum Könige von Austrasien ein.

Damit ist nun aber der neustrische König Clodewig II, nicht ohne Grund, höchst unzufrieden, und die Austrasier sind es zum Theil nicht weniger. Die Herrlichkeit des Grimoalds und seines Sohnes Childeberths, ist derowegen von nur kurzer Dauer, und endiget sich damit, daß sie Beyde, nach einer nur 7 monathlichen Regierung, gefangen nach Paris geführet, und daselbst getödtet werden, daß Clodewig II. aber, das austrasische Reich, mit seinem eigenem verbindet, also abermals alle fränkische Staaten allein beherrschet, und entweder den Tod seines Brudersohnes, des Dagoberths, dem das austrasische Reich gebühret, im Ernste glaubt, oder nur aus Politik zu glauben scheinet.

Dieser Clodewig genießt indessen die Eroberung, die er hier macht, nicht lange, denn er stirbt einige Monathe nachher, (im Jahr 656) und hinterläßt drey, noch sehr junge Prinzen, den Clotarius nemlich, den Chilperich, und den Theodorich, oder Dieterich, von denen der älteste, Clotarius III. das neustrische und burgundische Reich, der andere, Childerich II. aber, das Austrasische erhält.

Weil indessen Clotarius allererst 5 Jahr alt ist, und Childerich noch nicht einmal so viele Jahre hat; so herrschen abermals die Majorn Domus, an dieser Prinzen Stelle, und so nimmt auch Bathilde, die Mutter der Prinzen, an der Regierung Theil. Von dieser ihrer Regierung weiß man aber, aus Mangel an Nachrichten, ebenfalls nichts weiteres als das, was hier nun folgen soll.

Lange schon, lassen sich nemlich die französischen Könige, von ihren Unterthanen, Kopfgeld geben, und fordern ein so unmäßiges Geld von selbigen, daß die armen Leute, um es aufzutreiben, sogar ihre Kinder nehmen, und dieselben zu Sclaven verkaufen müssen. Bathilde erläßt derowegen diese Steuern, und kauft auch viele wieder los, die auf diese Art zu Sclaven verkaufet sind, handelt also, als eine rechtschaffene Dame, läßt uns aber, aus dieser ihrer schönen That, recht deutlich sehen, welch ein unseliger Geist, die vermeynt lich christlichen Gallier dieser Zeit, beseelet habe.

Sclaven waren nemlich unter diesen Christen, und Christen wurden zu Sclaven gemacht, Christen litten auch den Sclavenhandel. Eben die Fürsten aber, die diese Sclaverey einführeten, und die sie, nicht aus Bedürfniß, sondern ihrer Wollüste und Ueppigkeit wegen, einführeten, werden demohnerachtet, von den Priestern dieser Zeit, als

Digitized by Google

als gottselige Fürsten gepriesen, weil sie fast allemal, die Kirchen und die Klöster beschenkten: — Welch ein Geist also, und welches Geistes Licht ist dies!

Die gute Bathilde ehret auch den Bischof von Paris, vor allen andern Großen ihres Reichs, und bedient sich ofte seines Raths. Der Bischof wird indessen unerträglich stolz, und da ermorden ihn einige, die er beleidiget hat, gehen zugleich auch zur Bathilde, die diesen bösen Priester so hervorgezogen; äußern ihr Mißvergnügen, über ihre Regierung, und nöthigen sie in ein Kloster zu gehen, die Regierung aber ihrem Major Domus Ebroinus, einzig und allein zu überlassen. Aber auch dieser Ebroinus herrscht, mit unerträglichem Stolz und Härte; begehet auch, mit noch vielen andern, worunter auch Bischöfe sind, die abscheulichsten Dinge, und zeigt demnach so wenig als andere, von einem rechten Wesen des Christenthums in dieser Zeit, und in diesem Reiche.

Während des Lebens, des Königes Clotarius III. fällt indessen weiter nichts erhebliches vor, als der Feldzug nach Italien, dessen wir, unter dem vorhergehenden Artikul gedachten, und der zum Besten des flüchtigen Bertharids, gegen den Grimoald, den König der Longobarden, fruchtlos unternommen wird. Er selbst, der junge, erst neunzehnjährige König, stirbt auch schon, im Jahr 670, und da macht Ebroin, der stolze Major Domus von Neustrien, eigenmächtiger weise, den Theodorich, den 3ten Sohn des Clodewigs II. und Bruder des Clotarius III. zum Könige von Neustrien.

Dieser sein eigenmächtiger Schritt, erbittert indessen die Großen des Reiches dergestalt, daß sie sich gegen ihn verbinden; ihn, und auch den Theodorich, gefangen nehmen; Beyden die Haare abscheeren, und sie als Mönche in ein Kloster sperren; dagegen aber, mit Childerich II. dem Könige von Austrasien, in Unterhandlung treten; denselben zum Könige Neustriens und Burgunds ausrufen, also denn abermals, die ganze fränkische Monarchie, unter diesem Könige vereinigen.

Dieser König Childerich überläßt sich aber allen nur möglichen Ausschweifungen, und herrscht so gewaltthätig, daß ihn, schon im Jahr 673, einige Großen seines Reichs, nebst seiner eben damals schwangeren Gemahlin, und einem seiner Prinzen erstechen, auch seinen zweyten Prinzen, Daniel, erstochen, und sein ganz Geschlecht vertilget haben würden, wenn der Prinz sich nicht mit der Flucht gerettet hätte.

Gleich nach dem Tode des Childerichs, bricht aber Ebroin, aus seinem Kloster, und Dietherich, oder Theodorich III. wird ebenfalls aus seinem Kloster herausgelassen, auch von den Neustriern als König anerkannt. Er muß indessen den Ebroin in irgend einem Stück beleidiget haben, und es geht demnach dieser Ebroin sofort, in das neustrische Reich hinein; giebt daselbsten vor: der König Dietherich III. sey todt, und stellt ein Kind, dem er den Namen Clodewig beylegt, den Austrasiern vor Augen; behauptet: — es sey ein Kind Clotarius des Dritten, und bringt durch Glimpf, durch

List

List und durch Gewalt, die Austrasier dahin, daß sie dieses Kind für ihren König anerkennen, ja sogar nun auch den Theodorich in Neustrien bekriegen.

Nichts sucht indessen der böse Mensch hierbey, als allein nur das, daß er als Vormund dieses Kindes, herrsche, und daß er überdem Gelegenheit erhalte, sich an allen denen zu rächen, die seinen ehemaligen Fall bewürket haben. Er setzet derowegen fast alles in Bewegung, und macht der Verwirrung in dem neustrischen, wie im austrasischen Reiche, unendlich viel.

Um ihm indessen in seiner Absicht zu wehren, rufen einige Großen des austrasischen Reiches, die es sehr wohl wissen, daß Dagoberth, der Prinz Siegeberths II. vom Grimoald nach Irland fortgeschaffet worden, diesen Dagoberth in das austrasische Reich zurück; veranstalteten auch, daß ihm, in England, Geld und Mannschaft mitgegeben werden muß, und rufen ihn, da er (im Jahr 679) in das austrasische Reich zurücke kehrt, zu ihren König aus. Ebroinus aber erklärt nun selbst, daß Clodewig nicht könne König seyn, und weiß die Cabale so zu spielen, daß ihn Theodorich III. der König Neustriens, zu seinem Major Domus wählet.

Der abscheuliche Mensch hats auch, dem Theodorich III. freylich wohl aufs heiligste versprochen, daß er des Vorgefallenen, durchaus nicht mehr gedenken, und gegen keinen einen Haß im Herzen tragen wolle: aber, er ist nicht sobald der Major Domus dieses Herrn, als er schon die verfolget, die an seinem ehemaligen Falle, irgend einen Antheil haben, auch, alle wichtige Aemter, nur mit seinen Creaturen besetzet, und als, bald genug, als ein unumschränkter Herr regieret.

Seiner Argliſt fehlts denn auch, an Vorwänden, warum er diesen oder jenen seines Amtes entsetzt, verjagt, oder ins Gefängniß wirft, und aus der Welt fort schaft, nur selten. Er weiß Verbrechen aller Art, der reinsten Unschuld anzudichten, und läßt seine Wuth, besonders auch dem Leodegar empfinden, einem Manne, der der beste Mann, in diesem Zutraum ist; der als Bischof, den Königen, lange schon, ganz unverhohlen, was Recht und Wahrheit ist, gepredigt hat, und der für diese seine Wahrheitsliebe, seit vielen Jahren schon, von diesen Königen verfolget wird. Diesem edlen, würdigen Manne, läßt er nemlich die Zunge aus dem Halse reißen, die Lippen von dem Munde schneiden, und die Sohlen seiner Füße zerfetzen; dann aber in ein Kloster sperren, und erst nach dem Ablaufe einiger Jahre, um das Leben bringen.

Damit auch noch nicht zufrieden, daß er sich dergestalt, an die Großen des austrasischen Reiches rächet, sucht er auch an den König Dagoberth, der ihn, aus dem austrasischen Reich verdränget hat, die empfindlichste Rache zu üben, verwickelt dieserhalb den Dagoberth, und den König Theodorich in einen Krieg, dessen Anfang, Fortgang und Ende, uns nicht deutlich aufgezeichnet sind, und stiftet endlich auch Leute an, die diesen Dagoberth, im Jahr 678, ermorden müssen.

Gegen keinen haben indessen die Austrasier, einen gröſsern Widerwillen, als gegen diesen Ebroin gefaſst, und da fürchten sie, daß, wenn Theodorich III. aus Neustrien, Austrasien jetzt an sich reiße, dieser Ebroin, in Austrasien eben so gewaltthätig verfahren dürfte, als er in den neustrischen und burgundischen Reichen zu verfahren pfleget. Sie wählen also, einen gewissen Martinus, und auch den Pipinus, den Enkel des Pipinus, von dem wir, weiter oben schon, geredet haben, zu Stadthaltern in dem austrasischen Reiche, und weigern sich, die Herrschaft Theodorichs zu erkennen, der, nach dem Erbrechte, dieses Reich nunmehr beherrschen will.

Mit dieser Widersetzlichkeit der Austrasier, ist indessen, der stolze Ebroinus, höchstens unzufrieden, und er bekriegt also, im Namen seines Königes, die Stadthalter Austrasiens, schlägt sie auch, im Jahr 679, aus dem Felde, und sucht hierauf, durch die schändlichste Betrügerey, die bestmöglichsten Früchte von diesem seinem Siege einzuerndten.

Er wendet sich nemlich, mit Bitten und mit den besten Versprechungen, an die zween Stadthalter, und ladet sie, unter den feyerlichsten Eidschwüren, über ihre Sicherheit, an den Hof seines Königs ein, um daselbst mit Glimpf und Güte, zu ihrem und der Austrasier Vortheile, die Streitigkeit zu endigen. Er bewegt denn wirklich auch den einen von ihnen, den Martinus, zu diesem Schritt, tödtet ihn aber, nebst allen den Seinigen, sobald er an dem Hof ankommt, und entschuldiget, wie man will, diese seine fluchwürdige That, mit dem Vorgeben, daß der Eid, den einige Bischöfe, auf seinen Befehl, und in seinem Namen, dem Martinus Sicherheitswegen, abgeschworen hätten, kein gültiger Eid seyn könnte.

Wie wirs nemlich sonsten schon gemeldet haben, so pflegen die Christen dieser Zeiten, zur Verhütung des Meineides, allerley Feyerlichkeiten, bey der Leistung des Eides anzubringen, und es schwören also auch ansetzt, die Bischöfe, die Ebroinus an den Martin sendet, unter der Feyerlichkeit, daß sie ihre Hände auf Kasten legen, in welchen Reliquien der Heiligen zu finden seyn sollen. Sie gebens aber bey dem Martinus nur vor, daß in den Kasten Reliquien vorhanden seyn, haben aber, weil sie wohl wissen, daß der Eid gebrochen werden soll, die Reliquien herausgenommen, und haltens nun, mit dem Ebroin davor, daß dieser ihr Eid nicht gültig sey. *)

In

*) Die alberne Verehrung der Heiligen und ihrer Reliquien, ging in Frankreich so unerhört weit, daß unter andern auch der König Chilperich, als er gegen den feyerlichen Eid, den er seinen Brüdern geleistet hatte, die Stadt Paris einnahm, viele Reliquien der Heiligen, vor sich her, in Paris hineintragen ließ, und dadurch nun, allen Fluch, und alle Vermaledeyungen, die er, im Eide, wider sich selbst ausgesprochen hatte, von sich,

Digitized by Google

In dem Jahre 681, findet endlich aber, der äußerst ruchlose Ebroin, den Lohn für alle seine Uebelthaten, indem ihn ein Franke, den er gröblich beleidiget hat, ersticht, und da wird auch, zwischen dem Könige Neustriens, und dem Stadthalter Pipinus ein Frieden geschlossen, der zwar, im Jahr 683, durch einen neuen Krieg unterbrochen, aber auch im Jahr 684, allbereits erneuret wird.

Spanische Begebenheiten.

In Spanien herrschet, seit dem Jahre 640, ein gewisser Tulga, als König. Er ist aber jung, auch sanft, und da empöret sich, im Jahr 642, ein gewisser Chindasvinth wider ihn; steckt ihn in ein Kloster, und setzt sich selbst, auf dessen Thron. Wie er aber durch die Gewalt der Waffen, sich auf diesen Thron hinsetzt, so erhält er sich auch, durch eben diese Gewalt auf selbigem; läßt sich von den Bischöfen, ohnerachtet sie es fordern, nicht darauf bestätigen, sondern richtet die, die ihm nach der Krone greifen, hin, und scheint also ein entschlossener und kluger Herr zu seyn.

Ohne auch die Bischöfe drum zu fragen, erklärt er im Jahr 649, seinen Sohn Reccasvinth, zu seinem Mitregenten, läßt selbigen sogleich auch herrschen, und lebt für sich selbst in solcher Stille, daß man, von diesem Jahre an, nichts weiteres von ihm höret.

Dieser Reccasvinth ist aber seinem Vater an Klugheit, und an entschlossenem Muthe so wenig gleich, daß er sich vor den Bischöfen beuget, sich von ihnen auf den Thron bestätigen lässet, und alles unterschreibt, was sie von ihm begehren. Als ein Sclave der Priester lebt und regiert er auch, bis an sein seliges Ende, welches im Jahr 672, erfolgt, und da wird ein gewisser Wamba auf den Thron gesetzt, ein Mann, der schlechterdings nicht herrschen will, der aber das Scepter übernehmen muß, da die Bischöfe und die Großen Spaniens, die ihn wählen, es verlangen, und da sogar der Eine von ihnen, das Schwerdt schon ziehet, und ihn auf der Stelle niedermachen will, wofern er sich desselben ferner weigern wollte.

So sehr indessen, diese, bey der Königswahl gegenwärtigen Bischöfe und Großen des spanischen Reichs, diesen Wamba, zur Uebernehmung der Regierung zwingen, eben so sehr wollen nun einige andere Bischöfe und angesehene Herren Spaniens, diese Wahl nicht billigen, und sehens auch, daß sich sogleich einige Männer finden, die sich an ihren

sich, zu entfernen glaubte. — Solche Blindheit, sollte man es glauben, herrscht unter Christen, und im Christenthume, das nun bereits, seit Jahrhunderten, mit seinem hellen Licht, die Menschen erleuchtet hat.

Spitze stellen, und den Wamba stürzen wollen. Sie empören sich derowegen, im Jahr 672, rufen andere Männer zum Könige aus, und nöthigen den Wamba, wider sie zu Felde zu gehen.

Sein Feldzug wird indessen, von solchem gutem Glück begleitet, daß er schon im Jahr 673, die Rebellen zum Gehorsam bringt, und da sitzt er in sofern auch, in aller Ruhe auf dem Throne. In Afrika sind indessen die Saracenen, oder Musulmänner, bis nach Karthago vorgedrungen, und derselben Macht zur See, wächst täglich an; das Gerücht sagts auch, daß diese Saracenen nach Spanien herüber gehen wollen: und da sieht Wamba wohl, was er zu thun, und wofür er jetzt zu sorgen habe.

Mit allem Eifer stärkt er derowegen seine Kriegesmacht zur See, und geht hierauf der Saracenischen Flotte, die wirklich in sein Reich einfallen will, beherzt entgegen; schlägt sie glücklich in die Flucht, und schützt also sein Reich, gegen diese äußerst kriegerische Völker.

Er hat indessen, im Herzen seines Reichs, noch fürchterlichere Feinde, als die Saracenen sind, und er weiß es wohl, die Bischöfe Spaniens sind diese Feinde; denn ihre Macht ist groß, und sie haben weite Provinzen, die sie mit ihren Bannesstrahlen schrecken, und zu allem möglichen bewegen können. Er sucht also diese fürchterliche Macht, aufs möglichste zu schwächen; schränkt zu dem Ende, die Kirchen-Sprengel der Bischöfe enger ein; richtet sehr viel neue Bisthümer in seinem Reiche auf, und schaffe dadurch, sich eben so viel Freunde, als er neue Bischofthümer schaffet, vermindert eben dadurch aber der alten Bischöfe Einkünfte, Macht und Gewalt aufs merklichste.

Solche Schritte können indessen die Bischöfe, deren Macht und Einkünfte nun vermindert sind, nicht dulden, und da denken sie demnach auf Rache, gegen den Wamba, auch auf Gelegenheit, ihre Kirchensprengel wieder zu erweitern, und finden, an den Bischof in Toledo, der Residenz des Königes, den Mann, der ihnen zu dieser ihrer Absicht meisterlich behülflich wird.

Denn dieser schändliche Priester verbindet sich, mit einem gewissen Ervigius, und reicht dem Könige ein Gift, um ihn aus dieser Welt zu schaffen, sieht auch, daß dieses Gift in ihm schon würkt, merkts aber auch, daß es nicht bis zum Tode in ihm würken werde, und bedient sich derowegen des heiligen Priesteramtes, um seine Missethat noch vollends auszuführen.

Er stellt sich nemlich, da der König von dem Gifte krank und elend wird, als sorge er für die Seligkeit seiner Seele; schneidet hurtig seinem Herrn und Könige, die Haare von dem Haupte, und hüllet ihn in eine Mönchskutte. Sein abergläubisch Zeitalter ist nemlich von ihm, und von der dummen Clerisey, nun lange schon davon belehrt, daß der, der auch im Sterben noch solch eine Mönchskutte an sich lege, und als ein Mönch sich scheeren, auch zum Mönch sich weihen lasse, die beste Buße thue, und ungleich seliger sterbe, als ein anderer, falls er nur dann, wann er wiederum genese, würklich auch ein Mönch verbliebe, und sich nicht wiederum zu den irdischen Geschäften zurückkehrete.

Weil

Weil also solch eine Lehre, unter diesen erleuchteten Christen lange schon zu finden ist; so trägt nun auch der schändliche Priester kein Bedenken, den Ervigius sofort zum Könige auszurufen; rechnet hierbey, mit dem Geiste der Clerisey, und mit ihrer Macht über das blinde Volk, sehr wohl bekannt, nicht ohne Grund, auf die Zustimmung des Clerus und der Laven, und erhebt also den gedachten Ervigius, ohne weiteres Bedenken, auf des unglücklichen Königes Wamba Thron.

Dieser Wamba geneset indessen bald; fühlt sich so frisch und gesund, und erstaunt, da er es sieht, daß man ihn, wie einen Narren geschoren, und wie einen Mönch gekleidet hat. Er will also nun wieder nach dem Scepter greifen, aber alles Volk glaubt es, dies wäre eine Missethat, und ein ganz augenscheinlicher Beweiß, von der Geringschätzung göttlicher Gnadenmittel. Alles Volk also, würde wider diesen Wamba seyn, wenn er auch nun noch herrschen wollte: und Wamba muß demnach die Bischöfe, gerade als wenn ihnen, und nicht dem Wamba der Eid der Treue wäre zugeschworen worden, den Unterthanen ihren Eid erlassen, und in ein Kloster wandern. Ervigius aber ist König, und der Pfaffe, der ihn zum Throne, jenen Wamba aber zur Mönchskutte verholfen hat, der ist weiter nichts als ein treuer Seelsorger des Königs Wamba, und ein rechter Held der Clerisey, die nun, unter dem Ervigius, alles wieder nach Gefallen ordnen kann, also denn auch die neuen Bischofthümer eingehn läßt, die alten aber, in ihre ehemalige Grenzen bringt, zugleich auch den toletanischen Buben, zu ihrem Primas ernennet, und seine Missethat damit belohnet, daß sie die Verordnung macht: ein jeder neue Bischof solle forthin von ihm geprüfet werden, und nicht wie sonst, von einem Concilium.

Gewiß, so ists, so scheint in diesen Jahren, das helle Licht des Evangeliums in Spanien! Und hält man hiergegen, wie dies Licht in Italien, in Gallien, in Constantinopel, und sonst, wo man nur will, in diesen Zeiten scheinet: so kann man eben nicht viel unbegreifliches drin finden, weder, wenn Mahometh bey solchem Lichte nicht zufrieden war, noch auch, wenn überall, wo seine Jünger sich mit ihrem Lichte zeigeten, die Völker sich zu diesem Lichte wandten.

Nach Christi Geburt 685.

Aus Arabien.

Unsere Musulmänner sind, über die Nachfolge in dem Kaliphat, noch immerfort getheilet, und ein gewisser Mokthar,*) ist unter den Cufanern gegenwärtig das, was Solimann bishero war; nemlich ein angeblicher Rächer des Hauses Ali, das so viel Unrecht leiden müssen, und ein Eiferer für den Mahometh, einem Sohne des Ali, als welchen er zum Kaliphat erheben will.

Wider ihn ist indessen Abdallah, der Sohn des Zobeirs, in Mekka, der für den Ali, den Sohn des Hoseins, das Kaliphat begehret, und auch Abdalmalec, der Sohn des verstorbenen Kaliphen Merwan, in Syrien, der eben das für sich begehret, und der demnach wieder jene sein Schwerdt nun ziehet, da selbige es wider ihn, ja wider sich selbst auch ziehen, und ihre Streitigkeit damit entscheiden wollen.

Cons.

*) Mokthar ist anfangs ein Freund des ältern Ali, des Schwiegersohnes Mahomethe, wird jedoch dem Ali verdächtig, und hängt sich an die Parthie des Moawijah. Zu der Zeit aber, da Hosein von den Cufanern nach Cufa eingeladen wird, nimmt er in Cufa, wo er damals ist, die Parthie des Hoseins, und da schlägt ihm Obeidallah, der Stadthalter von Cufa, (der den Hosein zu Grunde richtete) ein Auge aus. Er wird also gegen den Obeidallah erbittert, und schwöret ihm den Tod, nimmt nun auch die Parthie des Mahomeths, als eines Nachkommens des Ali, um sich an dem Obeidallah zu rächen, der wider diese Nachkommen gesonnen ist, und der zuerst dem Moawijah, darauf aber desselben Sohne Jezid, hiernächst auch dem Merwan, und endlich nun dem Abdalmalek dienet.

Er siehts denn auch, daß die Cufaner, und überhaupt die Provinz Irak, für den Mahometh, den Sohn des Ali gesonnen ist. Er erklärt sich also für denselben, trifft auch bessere Anstalten, als Solimann getroffen hat, und will nunmehro, gegen den Obeidallah, der, zum Besten des Abdalmaleks, gegen ihn sich rüstet, in das Feld.

Abdallah in Mecca, will indessen, entweder selbst Kaliphe seyn, oder doch den jüngern Ali zum Kaliphat erhoben sehen; glaubts auch wohl, daß Mokthar, nur für sich selbst, das Kaliphat begehre, und ist also nicht weniger wider den Mokthar, als Abdalmalek dieses ist; sendet, auch gegen ihn, einige Truppen ab, und muß zugleich, gegen den Abdalmalek in Bereitschaft stehen, der sowohl ihn, als den Mokthar stürzen will. — Das Schwerdt des Einen ist demnach, wider jeden andern hier gerichtet.

Digitized by Google

Constantinopel.

Wir haben unsern Kaiser Constantinus Pogonatus, durch einen natürlichen Tod, verlohren, und jetzt desselben Sohn, Justinian II, auf dem Throne.

Rom.

Kaum hat der gottselige*) Kaiser Constantinus Pogonatus, unserer Geistlichkeit und unserm Volke, die Erlaubniß ertheilet, ohne seine Bestätigung darüber zu haben, die neuerwählten Päbste, sofort hier einzuweihen, und in ihr Amt zu setzen, als auch der Tod diesen guten Herren von uns reißet, und sein Sohn Justinian, diese gnädige Bewilligung uns wieder nimmt, seine vorläufige Genehmigung schon wieder fordert, und eben jetzt, da unser Pabst Benedictus II, sein Pontificat freywillig niederleget, uns in die Nothwendigkeit versetzt, den neuerwählten Pabst, Johannes V, von ihm zuvor bestätigen zu lassen.

Aus

*) So nennen wirklich römisch-katholische Schriftsteller diesen Kaiser, einen gottseligen Herren, ohnerachtet er seine Brüder blendet, und mit Abschneidung ihrer Nasen entehret, auch die Häupter derer an den Galgen henket, die ihn zwingen, die gedachten Brüder, zur Mitregentenschaft zu erheben. Hätte er indessen, wie wohl nicht unrecht war, die dummen Priester gehenket, die den armen Leuten, den Gedanken beybrachten, daß, wie in der Gottheit drey Personen wären, also auch in dem Regiment auf Erden, drey seyn müßten; hätt er ferner, auf dem Concilium, den Römern, und ihren so bündigen Schlüssen, über Wahr- und Unwahrheit, nicht als ein Träumer geru gefolget, und hätt er endlich seinem Rechte, die Pabstes-Wahlen zu bestätigen, nicht willigl[illegible] entsagt: so würde man gewißlich ihn, in Rom, nicht so gepriesen haben.

Die Longobarden aber waren zur päbstlichen Kirche übergetreten. Der Pabst konnte derowegen, ohne seiner Heiligkeit etwas zu vergeben, mit diesen, nicht mehr ketzerischen Menschen, alle nur mögliche Unterhandlung, zum Nachtheile des Kaisers pflegen; er konnte ferner die Italiäner wider den Kaiser, und wider desselben Exarchen empören; er konnt also das ganze Italien den Longobarden in die Hände spielen. Der Pabst, und überhaupt der Clerus in Italien, waren also, zur jetzigen Zeit, dem Kaiser von großem Gewichte: er wollte ihre Zuneigung nun suchen, und er that also, was ihnen immer nur beliebete. — Dies, und nur dies war seine Gottseligkeit. Sie war nichts als eine vermeintlich, gute Politik, war aber in der That so gut noch nicht, als ere wohl meynete, und eben deshalb mußte auch sein Sohn, Justinian, nach einer andern Richtschnur handeln, die Bestätigung des jedesmaligen Pabstes, abermalen fordern, und dafür sorgen, daß nur solch ein Mann den päbstlichen Stuhl beträte, von dessen Ergebenheit er, die beste Vermuthung haben konnte.

Die

Aus Arabien.

Das Ansehen des Mokthars, in Cufa, wird täglich größer, und in allem was er thut, hat er bis jetzt, noch immerdar das beste Glück gehabt. In Cufa, und in der dortigen Gegend, hat er nemlich, alle die mit dem Schwerdte hingerichtet, die sich nicht als Rächer des Todes, des Ali und des Hoseins, mit ihm haben verbinden wollen, und in Mekka hat er nun, den Abdallah, den Sohn des Zobeir, nicht wenig gedemüthiget, auch dahin schon gebracht, daß er von seinem nicht vieles mehr zu fürchten hat, und daß er jetzt nur darauf denken darf, wie er dem Obeidallah begegne, und an diesen seinen Feind sich räche, der sich beträchtlich stärkt, und ihn mit einer großen Macht bedroht. *)

Con-

Die Päbste hatten auch, eine ungleich bessere Politik, als es Pogonatus dachte. Es war umsonst, daß er es fürchtete: sie würden die Longobarden zu Herren von Rom und von dem Exarchate machen. Sie selbst, die Päbste wollten solche Herren werden: dies war ihr Wille, und den beförderte Pogonatus zu seinem Schaden, den hinderte aber Justinian, und den vollführten die Päbste, erst in der Folge.

**) Das alles, was Abdalmalek, Abdallah, Obeidallah und Mokthar, in diesem Jahre, hie und da, gethan, ist uns nicht völlig aufgezeichnet, würd auch wohl, zu weitläuftig, und zu unerheblich für uns seyn. Das ist indessen uns gemeldet, wie Mokthar, mit dem Abdallah gespielet hat, und das wollen wir mit wenigem erzählen:

Mokthar sieht, er hat gegen den Abdallah, und auch gegen den Obeidallah sich zu wehren. Er fährt also, mit dem Abdallah eine Friedensunterhandlung an, und Abdallah sagt: — er wolle ihm den Frieden zugestehen, wenn er sich mit ihm verbände, und zu dem Ende sofort, einige tausend Mann Cufaner, zu ihm nach Mekka sendete, um ihm, gegen die andringende Macht des Abdalmaleks beyzustehen!

Mokthar sagt also zu diesem Begehren des Abdallah: Ja! sendet wirklich auch 3000 Mann, als sollten sie zu dem Abdallah stoßen, nach Mecca hin, will aber Mecca und Medina, mittelst dieses Corps, überrumpeln, betrüget sich jedoch, weil Abdallah vorsichtiglich zu Werke gehe, so sehr hierbey, daß endlich dies sein Corps, von den Truppen des Abdallah, theils niedergehauen, theils gefangen wird, er also, nicht nur zu seinem Zweck hier nicht gelanget, sondern auch die Angelegenheiten sein selbst und seiner Freunde, sehr verschlimmert siehet.

Denn, seinem Vorgeben nach, hat er, zum Vortheil des Mahomeths, eines Sohnes des Ali, die Waffen ergriffen, und dieser Mahometh, ist in Mecca, wo auch Abdallah ist. Abdallah sieht nun aber, die Schelmerey, die ihm Mokthar spielen wollen,

wollen, und glaubt, daß Mahometh, nebst seinen in Mekka befindlichen Freunden, so ruzig sie sich sonst auch halten, dennoch über kurz oder lang, ähnliche Schritte wagen dürften. Er ziehet derowegen sie allesamt gefänglich ein; fordert nun, daß sie ihm, als ihrem Kaliphen, den Eid der Treue schwören sollen, und weiß gewiß, daß, wenn der redliche Mahometh dies thut, derselbe auch ihm getreu seyn werde, ja, daß dann, auch dem Mokthar selbst, der Vorwand fehle, noch fernerhin für diesen Mahometh zu streiten.

Mahometh ist aber, wie es scheint, zwar nach der Regierung gar nicht lüstern, jedennoch aber phantastisch genug, daß er es feste glaubt, das Oberpriesterthum gebühre vor Gott, keinem andern als ihm, und überhaupt dem Saamen Mahomeths. Er will also den Abdallah, der nun Regent und Oberpriester werden will, den gedachten Eid nicht schwören, und da Er dies nicht will, da wollen es auch seine, mit ihm eingezogene Freunde nicht. Abdallah geht also vom Glimpf zur Strenge über; sperrt diese alle in Mekka ein; giebt ihnen einige Tage, zur reifern Ueberlegung, Zeit, und will, wenn sie nicht schwören wollen, nach dem Verlauf derselben, sie insgesamt hinrichten.

Sie indessen beharren insgesamt auf ihrem Beschlusse, und da kommt der Tag des Gerichtes über sie heran; da werden sie bereits vor des Kaliphen Richterstuhl geführet, und da kommt sehr unverhofft, von dem Mokthar, der diese Bedrängnisse des Mahomeths erfähret, ein Trupp cufanischer Reuter, aus Cufa an, umzingelt die Städte des Gerichts, wird von noch andern Trupps, die auch von Cufa kommen, sofort gar sehr verstärkt, und ist nunmehr im Stande, nicht nur den Mahometh und dessen Freunde zu befreyen, sondern auch den Abdallah gefangen zu nehmen, und in Mecca, nach Belieben zu verfahren.

Mahometh ist indessen, ein wahrhaftig würdiger Priester, und rettet seinem Feinde, dem Abdallah, das Leben. Denn, obschon derselbe, sowohl ihn, als seine Freunde um das Leben bringen wollen; so tritt er doch, da Mokthars Leute an dem Abdallah eben dies thun wollen, in das Mittel; bittet für den Abdallah; söhnt denselben, man weiß nicht, in wie weit, mit dem Mokthar aus, und hindert also die Vergießung des Menschenblutes.

Für seine eigene Person kann er denn auch, sich selbst nicht mehr in Mekka sicher achten, er kann aber von dem Mokthar unterstützt, wenn er es sonst nur will, der Herr von Mecca werden. Er entsagt indessen dieser Herrschaft, geht mit seinen Freunden, und mit allen die ihm günstig sind, aus Mecca heraus, und läßt sich mit denselben, nahe bey Mecca, auf einem Berge nieder, von welchem herab, er keinem etwas übels thut, auf welchem er aber sich verschanzt; für alle Muselmänner, als ein frommer Iman, (Hoherpriester) eifrigst bethet, und nur für die Erhaltung sein selbst und seiner Freunde sorget.

Nach Christi Geburt 686.

Constantinopel.

Die großen Unruhen, die gegenwärtig unter den Muſulmännern herrſchend ſind, wären für unſern Kaiſer Juſtinian, die beſte Gelegenheit, an die Wiedereroberung, der, ſeinen Vorfahren abgenommenen Länder, Meſopotamiens, Armeniens, Mediens, u. ſ. w. zu denken. Es ſind aber die Bulgaren, denen der Kaiſer ihre Jahrgelder nicht bezahlen will, und die Sclavonier jetzt wieder uns im Felde, und der Kaiſer muß derowegen, jene gute Gelegenheit ganz ungenutzet fahren laſſen, ſeine Truppen gegen dieſe Völker ſtellen, und mit dem ſyriſchen Kaliphen Abdalmalek, den Vergleich beſtätigen, den Pogonatus, mit dem Moawijah ehedem geſchloſſen hat.

Aus Arabien.

Dem Mokthar iſts gelungen, das ungleich ſtärkere Heer des Obeidallah, mit ſehr großem Verluſte zu ſchlagen, auch iſt er ſelbſt, den Obeidallah, ſeinen ärgſten Feind, bey dieſem Treffen zu erlegen. *)

Da indeſſen dieſer Mokthar, gegen alle, die nicht mit ihm gemeine Sache machen wollen, auf das höchſte grauſam handelt; ſo iſt die ganze Provinz Irak, (begriff auch Babylonien und Chaldäa unter ſich) ja ſelbſt das eigentliche Perſien, auch Meſopotamien, Armenien und Medien, ihm abgeneigt; ſo erklären ſich alle dieſe Provinzen, je mehr und mehr für den Abdallah, den Sohn des Zobeir, in Mecca, und ſo wird Muſab, der Bruder des Abdallah, der in Bosra ſtehet, und bereits ein gutes Heer auf den Beinen hat, aus allen dieſen Provinzen, mit vielen Truppen verſtärkt, und eilt dem Mokthar nun entgegen, der gegen ſolche Macht, ſich ſchwerlich halten wird.

Paris.

*) Mokthar läßt auf einem Mauleſel, ein Gezelt, oder eine Art des Throns, vor ſeinem Heer hergehen, und giebt, da er ſich der Bundeslade der Kinder Iſrael erinnert, von dieſem Gezelte vor, es ſey ihm, und ſeinen Leuten, auf Gottes Eingebung, gerade das, was jene Bundeslade denen Iſraeliten geweſen wäre. Sein Pöbel, der ohnedem Gottes Sache und das wahre Prieſterthum hier zu verfechten meynet, glaubt ihm auch in dieſem allem, und geht demnach, als wäre Gott, in eigener Perſon bey ihm, dem ſonſt ſo tapferen Obeidallah, mit ſolchem Muth zu Leibe, daß derſelbe, nach einer großen Niederlage, die Flucht ergreifen, und beym Uebergange über einen Fluß, erſaufen muß.

Digitized by Google

Paris.

Berchārius, der neue Major Domus unſers Königes, hat ſich den Ebroin zum Muſter geſetzet, und will nun eben ſo, als Ebroin, den unumſchränkten Herrn ſpielen; alle Biſchöfe und alle Großen, unſers neuſtriſchen und burgundiſchen Reichs, eigenmächtig ihrer Würden entſetzen; ſie ihrer Güter berauben; des Landes verweiſen, und ſogar auch, auf den Richtplatz ſchleppen. Der ſchwache König hindert ihn denn auch in dieſem ſeinem Frevel nicht, und da flüchten ſich viele Großen unſrer Reiche, in das auſtraſiſche, pflegen mit Pipinen, dem Stadthalter in Auſtraſien, Unterhandlung, und reizen ihn nun an, daß er in unſer Reich eindringe, und mit den Waffen in der Hand, den König nöthige, den Berchard zu verſtoßen, ihn ſelbſt, den Pipinus aber, zu unſerm Major Domus zu machen.

Aus Arabien.

Dem Muſab, dem Bruder des Abdallah in Mekka, iſts gelungen, den Mokthar auf das Haupt zu ſchlagen, auch ihn ſelbſt, da er ſich nach der Schlacht, mit noch 7000 Mann, in die Citadelle von Cufa hereingeworfen hat, nebſt dieſer ſeiner Mannſchaft, zu erlegen, und dadurch nun das Anſehn des Abdallah außerordentlich zu mehren, ihm auch das Uebergewichte, über den ſyriſchen Khalifen Abdalmalek zu verſchaffen.

Denn dieſer Abdalmalek hat noch zur Zeit, an keinem Orte, etwas ſonderliches würken können, indem ihn anfänglich, eine, in Syrien eingeriſſene allzugroße Hungersnoth, nachmalen aber, ein faſt ſteter Regen, an wirklichen Feldzügen gehindert haben, er auch von den Maroniten, die ſich der Gebürge des Libanons bemächtiget haben, hart bedränget wird, und indem endlich auch die Stadthalter in Medina, in Armenien und in Perſien, ſich für ſeinen Gegner, den Abdallah, allbereits erklärt haben.

Nach Chriſti Geburt 687.

Conſtantinopel.

Gegen die Bulgaren hat unſer Juſtinian ſo ſehr den Kürzeren gezogen, daß er ihnen den Vergleich, den ſein Vater Pogonatus mit ihnen errichtet hatte, von neuen beſtätigen, auch alle Gefangene wiedergeben müſſen, die er von ihnen gemacht gehabt. Gegen die Sclavonier iſt indeſſen das Glück ihm günſtiger geweſen, indem er ſie dahin gebracht, daß ſie nunmehero ſeinen Befehlen gänzlich unterworfen ſind.

Digitized by Google

So groß aber dieses Glück auch unserm Kaiser dünkt, so würde er doch ohne Zweifel, bey den jetzigen Unruhen unter den Muselmännern, ein weit größeres Glück gemachet haben, wenn er seine Waffen gegen die Muselmänner gekehret, und wenn er besonders auch, die tapfern Maroniten unterstützet hätte, die er nun, sogar zu schwächen sucht, und vom Berge Libanon, bey 12000 an der Zahl, nach Armenien verpflanzet. Denn diese Leute waren ihm, wie eine Vormauer, für seine Lande in Kleinasien, und konnten ihm, einen ungleich größern Nutzen stiften, als der Tribut beträgt, den der syrische Khalif, für den Frieden, den der Kaiser mit ihm hält, und für diese Verpflanzung so vieler Maroniten nun bezahlen will. *)

Paris.

In unserm neustrischen und burgundischem Reiche, ist die wichtigste Veränderung vorgefallen, da Pipinus, der Stadthalter des austrasischen Reiches, unsern König Theodorich mit Krieg überzogen, denselben im Felde auf das Haupt geschlagen, auch genöthiget hat, ihn, zum Major Domus, von Neustrien und Burgund zu machen, und da auch der bisherige Major Domus dieser Reiche, der tyrannische Berchard, der alle diese Vorfälle veranlasset hat, sobald er mit dem Könige, aus der Schlacht entflohen, von seinen eigenen Freunden, ist angefallen und entleibet worden.

Dem Namen und dem Scheine nach, haben wir denn auch den Theodorich freylich noch, als unsern König über uns, in der That aber ist Pipinus unser König, indem nach ihm, und nach seinem Willen alles gehet; indem ihn auch die Großen unsers Reichs, eben so sehr, als das gemeine Volk verehren, er selbst aber bescheiden, gerecht, und gutherzig gegen jedermann sich zeiget; jedem wieder zu dem Besitze und Genusse dessen hilft, was er unter den Majorn Domus, Ebroin und Berchard, ungerechter weise verlohren hat, und also Ruhe und Zufriedenheit, über männiglich hierselbst verbreitet.

Wenn denn auch die ehemaligen Majorn Domus, alle Beschlüsse vor sich selbst nur fasseten, und in öffentlichen, wie in Privatangelegenheiten, nach ihrem Kopf nur handelten, so thut Pipin gerade das Gegentheil; so ruft er wieder die Stände des Reichs zusammen, und handelt gemeinschaftlich mit selbigen, das alles ab, was zum Besten

*) Dieser Tribut, bestand, wie einige wollen, in 1000 Dinars, (halbe Pistolen) auf jeden Tag, endlich auch, in der Hälfte aller Einkünfte aus Armenien, Iberien und Cypern. — Die Maroniten waren Monotheleten, wurden von ihrem Oberpriester Maro, Maroniten genannt, und waren eifrige Verfechter des christlichen Glaubens, gegen den Glauben der Muselmänner.

sten des Reiches gehöret. Sein Ansehn wird demnach, fast keinem Menschen hier verhaßt. Er scheint, in allem was er thut, nur gebeten und gewünscht, nicht aber befohlen zu haben, und er befiehlt demohnerachtet allemal, indem, solch einen mächtigen und klugen, auch sanften Herrn, nie jemand widersprechen mag, auch ohne Nutzen widersprechen würde.

Aus Arabien.

Der syrische Khalife **Abdalmalek**, hat vorjetzt genug gethan, da er den griechischen Kaiser in Ruhe erhalten, und ihn, gegen einen jährlichen Tribut, dahin bewogen hat, daß er die **Maroniten** aus seiner Nachbarschaft, nach Armenien verpflanzet. Denn, da er nun, von diesen Seiten her, nichts sonderliche für sich befürchten darf, da wird er alle seine Kräfte sammlen, und dem Musab nun zu Leibe gehen, der für seinen Bruder **Abdallah**, täglich weiter um sich greift. *)

Aus Spanien.

Ervigius, unser König, ist gestorben, und hat mit Zustimmung der Bischöfe, den **Egica**, seinen Schwiegersohn, und einen nahen Verwandten, des, immer noch im Kloster lebenden Königes **Wamba**, zum Nachfolger auf dem Thron erhoben.

Wie denn aber der verstorbene König, während seiner ganzen Regierung, in steter Furcht gelebet, und es besorget hat, daß unser Volk, welches dem **Wamba** und desselben Hause sehr ergeben war, zum Besten dieses Hauses, sich wider ihn empören, auch sein Geschlecht ausrotten dürfte, und wie er, blos um dies zu hindern, und die Gemüther mit sich zu versöhnen, seine Tochter, mit dem **Egica** vermählet hat: so dürfte nun auch wohl, was er besorgete, in die Erfüllung gehen.

Denn so sehr auch **Egica**, mit dem **Ervigius**, aufs gänzlichste zufrieden, und den Seinigen ergeben schien, so gewiß ists doch, daß er im Herzen anders denkt, daß weder **Ervigius**, noch auch desselben Haus, ihm je gefallen haben, und daß er nur gesucht, sowohl den König, als auch die Bischöfe zu blenden, und sie dahin zu bringen, daß sie ihn, wie nunmehr auch geschehen ist, auf unsern Thron erheben mögten.

Er hat denn auch, da ihn die Bischöfe zum Könige gesalbet, feyerlichst geschworen, daß er gerecht regieren wolle, und diesen seinen Eid gebraucht er nun, um den **Wamba** zu rächen, und das Haus des **Ervigius** zu stürzen. **Ervigius** hat nemlich, um sicher auf dem Throne zu seyn, nicht wenige verjagt, auch in das Gefängniß geworfen, und sie ihrer Güter beraubet, diese Güter aber, zum Theil an sich gezogen, und sie den Seinigen

*) Die Vorfälle in Arabien sind nicht umständlich aufgezeichnet, und man weiß auch nicht einmal gewiß, in welches Jahr ein jeder Vorfall hingehöret.

nigen gegeben. Er hat auch, um das Murren des Volks zu stillen, diesem Volke, einige Abgaben erlassen, aber, was er demselben erlassen, von andern, mit seiner Regierung unzufriedenen Personen, wieder an sich genommen: und dies alles weiß nun Egica, zur Erreichung seiner Absicht anzuwenden.

Denn nun ruft er ein Concilium aller Bischöfe zusammen; fällt in demselben auf seine Knie nieder, und bittet die Versammleten, daß sie für ihn beten und Gott anrufen mögten, damit er nach Recht und Gerechtigkeit regiere. Er gewinnt also das Ansehen, eines überaus frommen und gewissenhaften Regenten, tritt dann aber auf, und sagt: — „Er habe seinem Schwiegervater Ervigius geschworen, daß er seinem Hause nie ein Leid zufügen wolle. Er habe aber auch geschworen, nach Recht und nach Gerechtigkeit zu herrschen, und nun finde er, daß Ervigius, viele Güter, ungerechter Weise, an sich gezogen: daß er viele, ungerechter Weise verjagt, beraubt und gefesselt habe: Er frage also an, welcher Eid nun gelte? Ob er jene Ungerechtigkeiten des Ervigius verbessern, oder ob er sie so lassen, und also, dem letztern Eide zuwider, nicht nach Recht und Gerechtigkeit regieren müsse?“

Bey dieser Frage können also die Bischöfe sich nicht anders helfen, als daß sie sagen: „ein Eid müsse freylich gehalten werden, aber er müsse auch nicht zur Vertheidigung und Festsetzung böser Thaten dienen!“ Und Egica fährt nun hier zu; ruft die Verjagten zurück; giebt den Beraubten ihre Güter; den, ihrer Würden Entsetzten, ihre ehemalige Würden, und den Gefangenen ihre Freyheit wieder; verstößt nun auch seine Gemahlin, die Tochter des Ervigius, und bestraft vornemlich die, die an der Absetzung des Wamba einigen Antheil hatten. *)

*) Wenn die Fürsten nicht schwachsinnig sind, so haben sie, trotz aller Macht der Geistlichen, Mittel genug in Händen, um sich, gegen alle gewaltsame Versuche, auf dem Throne zu erhalten; und das sehen wir unter andern, auch an diesem Egica. Denn alle diese seine Schritte, sind dem größten Theile der Bischöfe sehr zuwider, und dennoch thut er sie, ohne daß die Bischöfe ihn deshalb vom Throne stürzen können. Er erhält nemlich, durch seine Gerechtigkeitsübungen, viele Freunde, und da er überdem dem gemeinen Volke, einige Steuren erläßt, so ists umsonst, daß hier die Priester murren.

Nach

Nach Christi Geburt 688.

Constantinopl.

Nachdem unser Justinian die Sclavonier gedemüthiget, und ein Corps, von etwan 30000 Mann, aus dieser Nation, in seinen Sold genommen hat; so bricht er auf, und geht nach Syrien, wider den Khalifen Abdalmalek, der, falsche Münzen prägen lassen, und in denselben den Tribut entrichtet hat.

Rom.

In unserm Rom, wärs bald, bey der Wahl eines neuen Pabstes, zu blutigen Auftritten gekommen, indem die Miliz einen andern Mann darzu erwählen wollte, als die Geistlichkeit. Zum Glück haben aber beyde Theile nachgegeben, und einen dritten Mann, mit Namen Sergius darzu erwählet, der nunmehr auch, auf dem päbstlichen Stuhl bestätiget ist.

Uebrigens aber, ist der gute König der Longobarden, Berthard, gestorben, und herrschet nun Cunibert, desselben Sohn, allein in dem gedachten Reiche; herrschet auch mit Güte und Gerechtigkeit, so wie sein Vater, und reget sich nicht, wider den Kaiser und seine Exarchen.

Aus Arabien.

Das Schicksal unsers Landes, ist noch immer nicht entschieden, und gegenwärtig hat der Khalife Abdalmalek, gegen den griechischen Kaiser; Musab aber, der Feldherr des Abdallah, gegen ein Volk zu fechten, das aus den innern Provinzen Persiens herkömmt, und von seinem Anführer Azrak, das azraktische Volk genennet wird.

Wie denn auch der griechische Kaiser meynet, daß der syrische Khalife, den, ihm versprochenen Tribut, in falscher Münze ausbezahlet habe, und dieserhalb den Frieden nicht mehr halten will, so meynen die Azrakiten, daß weder im leiblichen noch im geistlichen, ein Regiment statt finde; wollen also keinen Fürsten und Khalifen dulden, und handeln an allen Orten, die sie berühren, wie die allerwildesten Menschen. Denn sie haben ohn Erbarmen, Männer, und Weiber, und Kinder nieder, schonen auch nicht einmal der Schwangeren, und sehen den, als einen Feind Gottes an, der sich eines Menschen erbarmet, welcher nicht mit ihnen eines Glaubens ist.*)

Paris.

*) Der Glaube dieser Leute ist uns nicht gänzlich bekannt, aber man sagt: — „der Eine von ihnen, will einmal, einen schönen Mannsperson das Leben schenken, und da

nigen gegeben. Er hat auch, um das Murren des Volks zu stillen, diesem Volke, einige Abgaben erlassen, aber, was er demselben erlassen, von andern, mit seiner Regierung unzufriedenen Personen, wieder an sich genommen: und dies alles weiß nun Egica, zur Erreichung seiner Absicht anzuwenden.

Denn nun ruft er ein Concilium aller Bischöfe zusammen; fällt in demselben auf seine Knie nieder, und bittet die Versammleten, daß sie für ihn beten und Gott anrufen mögten, damit er nach Recht und Gerechtigkeit regiere. Er gewinnt also das Ansehen, eines überaus frommen und gewissenhaften Regenten, tritt dann aber auf, und sagt: — „Er habe seinem Schwiegervater Ervigius geschworen, daß er seinem Hause nie ein Leid zufügen wolle. Er habe aber auch geschworen, nach Recht und nach Gerechtigkeit zu herrschen, und nun finde er, daß Ervigius, viele Güter, ungerechter Weise, an sich gezogen; daß er viele, ungerechter Weise verjagt, beraubt und gefesselt habe: Er frage also an, welcher Eid nun gelte? Ob er jene Ungerechtigkeiten des Ervigius verbessern, oder ob er sie so lassen, und also, dem letztern Eide zuwider, nicht nach Recht und Gerechtigkeit regieren müsse?“

Bey dieser Frage können also die Bischöfe sich nicht anders helfen, als daß sie sagen: „ein Eid müsse freylich gehalten werden, aber er müsse auch nicht zur Vertheidigung und Festsetzung böser Thaten dienen!“ Und Egica fährt nun hier zu; ruft die Verjagten zurück; giebt den Beraubten ihre Güter; den, ihrer Würden Entsetzten, ihre ehemalige Würden, und den Gefangenen ihre Freyheit wieder; verstößt nun auch seine Gemahlin, die Tochter des Ervigius, und bestraft vornemlich die, die an der Absetzung des Wamba einigen Antheil hatten. *)

*) Wenn die Fürsten nicht schwachsinnig sind, so haben sie, trotz aller Macht der Geistlichen, Mittel genug in Händen, um sich, gegen alle gewaltsame Versuche, auf dem Throne zu erhalten; und das sehen wir unter andern, auch an diesem Egica. Denn alle diese seine Schritte, sind dem größten Theile der Bischöfe sehr zuwider, und dennoch thut er sie, ohne daß die Bischöfe ihn deshalb vom Throne stürzen können. Er erhält nemlich, durch seine Gerechtigkeitsübungen, viele Freunde, und da er überdem dem gemeinen Volke, einige Steuren erläßt, so ists umsonst, daß hier die Priester murren.

Nach

Nach Christi Geburt 688.

Constantinopl.

Nachdem unser Justinian die Sclavonier gedemüthiget, und ein Corps, von etwan 30000 Mann, aus dieser Nation, in seinen Sold genommen hat; so bricht er auf, und geht nach Syrien, wider den Khalifen Abdalmalek, der, falsche Münzen prägen lassen, und in denselben den Tribut entrichtet hat.

Rom.

In unserm Rom, wärs bald, bey der Wahl eines neuen Pabstes, zu blutigen Auftritten gekommen, indem die Miliz einen andern Mann darzu erwählen wollte, als die Geistlichkeit. Zum Glück haben aber beyde Theile nachgegeben, und einen dritten Mann, mit Namen Sergius darzu erwählet, der nunmehr auch, auf dem päbstlichen Stuhl bestätiget ist.

Uebrigens aber, ist der gute König der Longobarden, Berthard, gestorben, und herrschet nun Cuniberth, desselben Sohn, allein in dem gedachten Reiche; herrschet auch mit Güte und Gerechtigkeit, so wie sein Vater, und reget sich nicht, wider den Kaiser und seine Exarchen.

Aus Arabien.

Das Schicksal unsers Landes, ist noch immer nicht entschieden, und gegenwärtig hat der Khalife Abdalmalek, gegen den griechischen Kaiser; Musab aber, der Feldherr des Abdallah, gegen ein Volk zu fechten, das aus den innern Provinzen Persiens herkömmt, und von seinem Anführer Azrak, das azraktische Volk genennet wird.

Wie denn auch der griechische Kaiser meynet, daß der syrische Khalife, den, ihm versprochenen Tribut, in falscher Münze ausbezahlet habe, und dieserhalb den Frieden nicht mehr halten will, so meynen die Azrakiten, daß weder im leiblichen noch im geistlichen, ein Regiment statt finde; wollen also keinen Fürsten und Khalifen dulden, und handeln an allen Orten, die sie berühren, wie die allerwildesten Menschen. Denn sie hauen ohn Erbarmen, Männer, und Weiber, und Kinder nieder, schonen auch nicht einmal der Schwangeren, und sehen den, als einen Feind Gottes an, der sich eines Menschen erbarmet, welcher nicht mit ihnen eines Glaubens ist.*)

Paris.

*) Der Glaube dieser Leute ist uns nicht gänzlich bekannt, aber man sagt: — „der Eine von ihnen, will einmal, einer schönen Mannsperson das Leben schenken, und da

nigen gegeben. Er hat auch, um das Murren des Volks zu stillen, diesem Volke, einige Abgaben erlassen, aber, was er demselben erlassen, von andern, mit seiner Regierung unzufriedenen Personen, wieder an sich genommen: und dies alles weiß nun Egica, zur Erreichung seiner Absicht anzuwenden.

Denn nun ruft er ein Concilium aller Bischöfe zusammen; fällt in demselben auf seine Knie nieder, und bittet die Versammleten, daß sie für ihn beten und Gott anrufen mögten, damit er nach Recht und Gerechtigkeit regiere. Er gewinnt also das Ansehen, eines überaus frommen und gewissenhaften Regenten, tritt dann aber auf, und sagt: — „Er habe seinem Schwiegervater Ervigius geschworen, daß er seinem Hause nie ein Leid zufügen wolle. Er habe aber auch geschworen, nach Recht und nach Gerechtigkeit zu herrschen, und nun finde er, daß Ervigius, viele Güter, ungerechter Weise, an sich gezogen; daß er viele, ungerechter Weise versagt, beraubt und gefesselt habe: Er frage also an, welcher Eid nun gelte? Ob er jene Ungerechtigkeiten des Ervigius verbessern, oder ob er sie so lassen, und also, dem letztern Eide zuwider, nicht nach Recht und Gerechtigkeit regieren müsse?“

Bey dieser Frage können also die Bischöfe sich nicht anders helfen, als daß sie sagen: „ein Eid müsse freylich gehalten werden, aber er müsse auch nicht zur Vertheidigung und Festsetzung böser Thaten dienen!“ Und Egica fährt nun hier zu; ruft die Verjagten zurück; giebt den Beraubten ihre Güter; den, ihrer Würden Entsetzten, ihre ehemalige Würden, und den Gefangenen ihre Freyheit wieder; verstößt nun auch seine Gemahlin, die Tochter des Ervigius, und bestraft vornemlich die, die an der Absetzung des Wamba einigen Antheil hatten. *)

*) Wenn die Fürsten nicht schwachsinnig sind, so haben sie, trotz aller Macht der Geistlichen, Mittel genug in Händen, um sich, gegen alle gewaltsame Versuche, auf dem Throne zu erhalten; und das sehen wir unter andern, auch an diesem Egica. Denn alle diese seine Schritte, sind dem größten Theile der Bischöfe sehr zuwider, und dennoch thut er sie, ohne daß die Bischöfe ihn deshalb vom Throne stürzen können. Er erhält nemlich, durch seine Gerechtigkeitsübungen, viele Freunde, und da er überdem dem gemeinen Volke, einige Steuren erläßt, so ists umsonst, daß hier die Priester murren.

Nach

Nach Christi Geburt 688.

Constantinopl.

Nachdem unser Justinian die Sclavonier gedemüthiget, und ein Corps, von etwan 30000 Mann, aus dieser Nation, in seinen Sold genommen hat; so bricht er auf, und geht nach Syrien, wider den Khalifen Abdalmalek, der, falsche Münzen prägen lassen, und in denselben den Tribut entrichtet hat.

Rom.

In unserm Rom, wärs bald, bey der Wahl eines neuen Pabstes, zu blutigen Auftritten gekommen, indem die Miliz einen andern Mann darzu erwählen wollte, als die Geistlichkeit. Zum Glück haben aber beyde Theile nachgegeben, und einen dritten Mann, mit Namen Sergius darzu erwählet, der nunmehr auch, auf dem päbstlichen Stuhl bestätiget ist.

Uebrigens aber, ist der gute König der Longobarden, Bertharid, gestorben, und herrschet nun Cuniberth, desselben Sohn, allein in dem gedachten Reiche; herrschet auch mit Güte und Gerechtigkeit, so wie sein Vater, und reget sich nicht, wider den Kaiser und seine Exarchen.

Aus Arabien.

Das Schicksal unsers Landes, ist noch immer nicht entschieden, und gegenwärtig hat der Khalife Abdalmalek, gegen den griechischen Kaiser; Musab aber, der Feldherr des Abdallah, gegen ein Volk zu fechten, das aus den innern Provinzen Persiens herkömmt, und von seinem Anführer Azrak, das azraktische Volk genennet wird.

Wie denn auch der griechische Kaiser meynet, daß der syrische Khalife, den, ihm versprochenen Tribut, in falscher Münze ausbezahlet habe, und dieserhalb den Frieden nicht mehr halten will, so meynen die Azrakiten, daß weder im leiblichen noch im geistlichen, ein Regiment statt finde; wollen also keinen Fürsten und Khalifen dulden, und handeln an allen Orten, die sie berühren, wie die allerwildesten Menschen. Denn sie hauen ohn Erbarmen, Männer, und Weiber, und Kinder nieder, schonen auch nicht einmal der Schwangeren, und sehen den, als einen Feind Gottes an, der sich eines Menschen erbarmet, welcher nicht mit ihnen eines Glaubens ist.*)

Paris.

*) Der Glaube dieser Leute ist uns nicht gänzlich bekannt, aber man sagt: — „daß Einer von ihnen, will einmal, einen schönen Weibsperson das Leben schenken, und da

nigen gegeben. Er hat auch, um das Murren des Volks zu stillen, diesem Volke, einige Abgaben erlassen, aber, was er demselben erlassen, von andern, mit seiner Regierung unzufriedenen Personen, wieder an sich genommen: und dies alles weiß nun Egica, zur Erreichung seiner Absicht anzuwenden.

Denn nun ruft er ein Concilium aller Bischöfe zusammen; fällt in demselben auf seine Knie nieder, und bittet die Versammleten, daß sie für ihn beten und Gott anrufen mögten, damit er nach Recht und Gerechtigkeit regiere. Er gewinnt also das Ansehen, eines überaus frommen und gewissenhaften Regenten, tritt dann aber auf, und sagt: — „Er habe seinem Schwiegervater Ervigius geschworen, daß er seinem Hause nie ein Leid zufügen wolle. Er habe aber auch geschworen, nach Recht und nach Gerechtigkeit zu herrschen, und nun finde er, daß Ervigius, viele Güter, ungerechter Weise, an sich gezogen; daß er viele, ungerechter Weise verjagt, beraubt und gefesselt habe: Er frage also an, welcher Eid nun gelte? Ob er jene Ungerechtigkeiten des Ervigius verbessern, oder ob er sie so lassen, und also, dem letztern Eide zuwider, nicht nach Recht und Gerechtigkeit regieren müsse?“

Bey dieser Frage können also die Bischöfe sich nicht anders helfen, als daß sie sagen: „ein Eid müsse freylich gehalten werden, aber er müsse auch nicht zur Vertheidigung und Festsetzung böser Thaten dienen!“ Und Egica fährt nun hier zu; ruft die Verjagten zurück; giebt den Beraubten ihre Güter; den, ihrer Würden Entsetzten, ihre ehemalige Würden, und den Gefangenen ihre Freyheit wieder; verstößt nun auch seine Gemahlin, die Tochter des Ervigius, und bestraft vornemlich die, die an der Absetzung des Wamba einigen Antheil hatten. *)

*) Wenn die Fürsten nicht schwachsinnig sind, so haben sie, trotz aller Macht der Geistlichen, Mittel genug in Händen, um sich, gegen alle gewaltsame Versuche, auf dem Throne zu erhalten; und das sehen wir unter andern, auch an diesem Egica. Denn alle diese seine Schritte, sind dem größten Theile der Bischöfe sehr zuwider, und dennoch thut er sie, ohne daß die Bischöfe ihn deshalb vom Throne stürzen können. Er erhält nemlich, durch seine Gerechtigkeitsübungen, viele Freunde, und da er überdem dem gemeinen Volke, einige Steuren erläßt, so ists umsonst, daß hier die Priester murren.

Nach

Nach Christi Geburt 688.

Constantinopl.

Nachdem unser Justinian die Sclavonier gedemüthiget, und ein Corps, von etwan 30000 Mann, aus dieser Nation, in seinen Sold genommen hat; so bricht er auf, und geht nach Syrien, wider den Khalifen Abdalmalek, der, falsche Münzen prägen lassen, und in denselben den Tribut entrichtet hat.

Rom.

In unserm Rom, wärs bald, bey der Wahl eines neuen Pabstes, zu blutigen Auftritten gekommen, indem die Miliz einen andern Mann darzu erwählen wollte, als die Geistlichkeit. Zum Glück haben aber beyde Theile nachgegeben, und einen dritten Mann, mit Namen Sergius darzu erwählet, der nunmehr auch, auf dem päbstlichen Stuhl bestätiget ist.

Uebrigens aber, ist der gute König der Longobarden, Bertharid, gestorben, und herrschet nun Cuniberth, desselben Sohn, allein in dem gedachten Reiche; herrschet auch mit Güte und Gerechtigkeit, so wie sein Vater, und reget sich nicht, wider den Kaiser und seine Exarchen.

Aus Arabien.

Das Schicksal unsers Landes, ist noch immer nicht entschieden, und gegenwärtig hat der Khalife Abdalmalek, gegen den griechischen Kaiser; Musab aber, der Feldherr des Abdallah, gegen ein Volk zu fechten, das aus den innern Provinzen Persiens herkömmt, und von seinem Anführer Azrak, das azraktische Volk genennet wird.

Wie denn auch der griechische Kaiser meynet, daß der syrische Khalife, den, ihm versprochenen Tribut, in falscher Münze ausbezahlet habe, und dieserhalb den Frieden nicht mehr halten will, so meynen die Azrakiten, daß weder im leiblichen noch im geistlichen, ein Regiment statt finde; wollen also keinen Fürsten und Khalifen dulden, und handeln an allen Orten, die sie berühren, wie die allerwildesten Menschen. Denn sie hauen ohn Erbarmen, Männer, und Weiber, und Kinder nieder, schonen auch nicht einmal der Schwangeren, und sehen den, als einen Feind Gottes an, der sich eines Menschen erbarmet, welcher nicht mit ihnen eines Glaubens ist.*)

Paris.

*) Der Glaube dieser Leute ist uns nicht gänzlich bekannt, aber man sagt: — „der Eine von ihnen, will einmal, einer schönen Mahlsperson das Leben schenken, und da

nigen gegeben. Er hat auch, um das Murren des Volks zu stillen, diesem Volke, einige Abgaben erlassen, aber, was er demselben erlassen, von andern, mit seiner Regierung unzufriedenen Personen, wieder an sich genommen: und dies alles weiß nun Egica, zur Erreichung seiner Absicht anzuwenden.

Denn nun ruft er ein Concilium aller Bischöfe zusammen; fällt in demselben auf seine Knie nieder, und bittet die Versammleten, daß sie für ihn beten und Gott anrufen mögten, damit er nach Recht und Gerechtigkeit regiere. Er gewinnt also das Ansehen, eines überaus frommen und gewissenhaften Regenten, tritt dann aber auf, und sagt: — „Er habe seinem Schwiegervater Ervigius geschworen, daß er seinem Hause nie ein Leid zufügen wolle. Er habe aber auch geschworen, nach Recht und nach Gerechtigkeit zu herrschen, und nun finde er, daß Ervigius, viele Güter, ungerechter Weise, an sich gezogen; daß er viele, ungerechter Weise verjagt, beraubt und gefesselt habe: Er frage also an, welcher Eid nun gelte? Ob er jene Ungerechtigkeiten des Ervigius verbessern, oder ob er sie so lassen, und also, dem letztern Eide zuwider, nicht nach Recht und Gerechtigkeit regieren müsse?“

Bey dieser Frage können also die Bischöfe sich nicht anders helfen, als daß sie sagen: „ein Eid müsse freylich gehalten werden, aber er müsse auch nicht zur Vertheidigung und Festsetzung böser Thaten dienen!“ Und Egica fährt nun hier zu; ruft die Verjagten zurück; giebt den Beraubten ihre Güter; den, ihrer Würden Entsetzten, ihre ehemalige Würden, und den Gefangenen ihre Freyheit wieder; verstößt nun auch seine Gemahlin, die Tochter des Ervigius, und bestraft vornemlich die, die an der Absetzung des Wamba einigen Antheil hatten. *)

*) Wenn die Fürsten nicht schwachsinnig sind, so haben sie, trotz aller Macht der Geistlichen, Mittel genug in Händen, um sich, gegen alle gewaltsame Versuche, auf dem Throne zu erhalten; und das sehen wir unter andern, auch an diesem Egica. Denn alle diese seine Schritte, sind dem größten Theile der Bischöfe sehr zuwider, und dennoch thut er sie, ohne daß die Bischöfe ihn deshalb vom Throne stürzen können. Er erhält nemlich, durch seine Gerechtigkeitsübungen, viele Freunde, und da er überdem dem gemeinen Volke, einige Steuren erläßt, so ists umsonst, daß hier die Priester murren.

Nach

Nach Christi Geburt 688.

Constantinopl.

Nachdem unser Justinian die Sclavonier gedemüthiget, und ein Corps, von etwan 30000 Mann, aus dieser Nation, in seinen Sold genommen hat; so bricht er auf, und geht nach Syrien, wider den Khalifen Abdalmalek, der, falsche Münzen prägen lassen, und in denselben den Tribut entrichtet hat.

Rom.

In unserm Rom, wärs bald, bey der Wahl eines neuen Pabstes, zu blutigen Auftritten gekommen, indem die Miliz einen andern Mann darzu erwählen wollte, als die Geistlichkeit. Zum Glück haben aber beyde Theile nachgegeben, und einen dritten Mann, mit Namen Sergius darzu erwählet, der nunmehr auch, auf dem päbstlichen Stuhl bestätiget ist.

Uebrigens aber, ist der gute König der Longobarden, Berthard, gestorben, und herrschet nun Cuniberth, desselben Sohn, allein in dem gedachten Reiche; herrschet auch mit Güte und Gerechtigkeit, so wie sein Vater, und reget sich nicht, wider den Kaiser und seine Exarchen.

Aus Arabien.

Das Schicksal unsers Landes, ist noch immer nicht entschieden, und gegenwärtig hat der Khalife Abdalmalek, gegen den griechischen Kaiser; Musab aber, der Feldherr des Abdallah, gegen ein Volk zu fechten, das aus den innern Provinzen Persiens herkömmt, und von seinem Anführer Azrak, das azraktische Volk genennet wird.

Wie denn auch der griechische Kaiser meynet, daß der syrische Khalife, den, ihm versprochenen Tribut, in falscher Münze ausbezahlet habe, und dieserhalb den Frieden nicht mehr halten will, so meynen die Azrakiten, daß weder im leiblichen noch im geistlichen, ein Regiment statt finde; wollen also keinen Fürsten und Khalifen dulden, und handeln an allen Orten, die sie berühren, wie die allerwildesten Menschen. Denn sie hauen ohn Erbarmen, Männer, und Weiber, und Kinder nieder, schonen auch nicht einmal der Schwangeren, und sehen den, als einen Feind Gottes an, der sich eines Menschen erbarmet, welcher nicht mit ihnen eines Glaubens ist.*)

Paris.

*) Der Glaube dieser Leute ist uns nicht gänzlich bekannt, aber man sagt: — „der Eine von ihnen, will einmal, einer schönen Mannsperson das Leben schenken, und da

Paris.

Während den unruhvollen Regierungen unſrer Könige, haben ſich unterſchiedene Völker, durch ihre Stadthalter darzu verleitet, von dem auſtraſiſchen, wie von unſerm neuſtriſchen und burgundiſchen Reiche losgeriſſen, und da will Pipinus nun, ſie alle wieder zum Gehorſam bringen. Er zieht derowegen, vorläufig gegen die Frieſen, und wird dann, wenn er dieſe beſieget hat, auch gegen die Thüringer, Bayern und Alemannier ziehen, die nichtweniger als die Frieſen, ſich lange ſchon als unabhängig betrachten.

Nach Chriſti Geburt 689.

Conſtantinopel.

An 20000 der Sclavonier, ſind, da es zwiſchen unſerm Kaiſer und dem Khalifen Abdalmalek, zum Gefechte kommen iſt, zu dem Khalifen übergegangen, und da iſt unſer Juſtinian von ſelbigem geſchlagen, auch genöthiget worden, den bisherigen Frieden, mit dem Khalifen zu erneuren, und es für ſein Glück zu achten, daß die bedrängten Umſtände deſſelben, ihn noch immerfort bey friedlichen Gedanken erhalten, und die Verfolgung ſeines Sieges nicht geſtatten.

Ueber die Treuloſigkeit der Sclavonier aber, auf das höchſte entrüſtet, hat er, unſer Kaiſer, die übrigen 10000 dieſer Nation, die noch bey ſeinem Heer geblieben ſind, nebſt ihren Weibern und Kindern, unbarmherzig-lich in Stücken gehauen, und alle ihre Leiber in das Meer geworfen. — Gott, welch ein Barbar, iſt dieſer Chriſtenfürſt!

Rom.

Alachis, der Stadthalter von Breſcia, hat ſich, wider den König Cuniberth, der ihm beym Könige Bertharid, ſo viele Gnade ausgewürket hat, empöret; ihn aus ſeiner Reſidenz Pavia verjaget, und alle ſeine Schätze im Beſitz genommen.

Weil

---

da dies ſein Cammerad ſiehet; ſo ſpricht er: — „Du biſt ein Feind Gottes!“ und haut denſelben nieder.

Ein anderesmal wird auch eine vornehme Dame gefangen genommen, und da wollen einige, weil dieſe Dame ein ſehr groſſes Löſegeld verſpricht, ihr nicht das Leben nehmen. Jedoch auch dies mißfälle den übrigen, und ſie hauen derowegen, auch dieſe Dame nieder.

Digitized by Google

Weil denn aber dieser Alachis, ein Feind der Priester und der Kirchen ist; so hat der gottselige *) Bischof zu Pavia, für sich, seine Kirche und Geistlichkeit, nicht wenig Uebels befürchtet, und es klüglich dadurch abgewandt, daß er sofort dem Alachis, seinen Segen, auch den gesegneten Leib des Herrn ertheilet, und ihn dadurch besänftiget hat.

Aus Arabien.

Die Truppen des Musabs, haben die barbarischen Menschen, die Azrakiten, fast gänzlich aufgerieben, und sie nun so zerstreuet, daß sie hinführo nicht mehr schaden können. **) Fast zu gleicher Zeit hat aber auch, Abdalmalek, der Khalife Syriens, das fürchterliche Heer des griechischen Kaisers geschlagen, ***) auch den Kaiser, zur Erneurung des ehemaligen Friedens mit ihm genöthiget.

Da nun aber der Khalife vor dem Kaiser, Musab aber vor den Azrakiten Ruhe hat; da rüsten sich beyde, aus aller Kraft, zu einem anderweitigen Feldzuge, der das Schicksal unsers Arabiens, und noch viel anderer Länder, wie es scheint, nun bald entscheiden wird.

Nach Christi Geburt 690.

Paris.

Unser Pipinus hat die Friesen, (das jetzige Holland) glücklich überwunden, und sie unserm Reiche wieder unterthan gemacht. Ehe er indessen nun noch weiter, und gegen andere Provinzen gehet, versamlet er, auf eine preißwürdige Art, die Geistlichkeit unsers Reichs, und berathschlaget sich mit ihr, wie

*) Solch ein unwürdiger Mensch, wird von römischkatholischen Gelehrten, gottselig genannt: welch ein Gräuel!

**) Es bleiben ihrer noch viele, aber eine Zeitlang ohne Kraft, und ob schon sich selbige in der Folge wieder regen; so wollen wir sie doch hier fahren lassen, weil, was sie thun, für uns gar nicht erheblich ist.

***) In dieser Schlacht, läßt Abdalmalek den ehemaligen Friedensbund auf eine Lanze stecken, auch selbigen vor seiner Armee hertragen, und ruft dabey, Gott zum Zeugen an, daß er den Bund auf seiner Seite nicht gebrochen habe. Es kann also falsch seyn, daß er falsche Münze gegeben habe.

wie den Wittwen, den Wayſen und den Armen, am beſten mög geholfen werden.

Rom.

Tuniberthen iſts gelungen, den Alachis, aus Pavia zu verjagen, ihn auch im Felde, dermaßen auf das Haupt zu ſchlagen, und zu erlegen, daß er nun, zur großen Freude des ganzen Italiens, in dem Reiche ſeines Vaters, ruhig wieder herrſchen kann.

Aus Arabien.

Abdalmalek hat den Muſab, in einem Treffen geſchlagen, auch ihn ſelbſt, den beſten Feldherrn, den Abdallah hatte, in dem Treffen erlegt, *) und nun bereits, von Cufa und Basra, auch von der ganzen, ungemein wichtigen, irakiſchen Provinz Beſitz genommen.

Es iſt indeſſen nicht ſowohl ſeine, des Abdalmaleks, und ſeiner Feldherrn Muth und Tapferkeit, ſondern vielmehr die Treuloſigkeit der Cufaner, und überhaupt auch der irakiſchen Truppen, und ihrer oberſten Befehlshaber, die eigentliche Urſach dieſes ſo wichtigen Sieges. Denn wirklich hat Abdalmalek ſeine Unterhändler unter dieſen Leuten gehabt, und ſie dahin verführet, daß ſie in dem Gefechte, ihrer Schuldigkeit nicht nachgekommen ſind, und Abdalmalek dieſerwegen, leicht hat ſiegen können.

*) Muſab kann entfliehen, will es aber nicht, und bittet ſeinen Sohn, einen Knaben von etwan 16 Jahren, daß ihn derſelbe verlaſſe, und ſich mit der Flucht nach Mekka rette. Der Sohn will aber mit dem Vater leben und ſterben, bleibt alſo bey ihm, und wird, da der Vater den Pardon, den ihm Abdalmalek freywillig anbiethet, nicht annehmen will, nebſt ſeinem Vater niedergehauen.

Muſab erſcheint übrigens, als ein gutdenkender Mann, denn er erfährts vorher, daß die Cufaner und Iraker Meuterey anſtiften wollen; viele rathen ihm auch, er ſolle gegen ſie mit Strenge verfahren, aber er ſtürzt viel lieber ſich ſelbſt in die gröſſeſte Gefahr, als daß er, um eines Verdachtes, und um mancher Anſcheine willen, auch nur Einen, der nicht ſchuldig iſt, hinrichten ſollte. — Wie viel beſſer iſt alſo Muſab, als Juſtinian?

Nach

Nach Christi Geburt 691.

Constantinopel.

Ohne alle Schaam, über den so schimpflichen Feldzug gegen den Khalifen, ist unser Kaiser zu uns zurückgekehret, und lebt hierselbst in aller Herrlichkeit, nach allen seinen Lüsten. Er läßt denn auch, um recht bequem zu schmausen, ein eigenes prächtiges Gebäude aufführen, das nur zu Gastmahlen dienen, und Justinianeum heissen soll. Zugleich aber will er, neben seinem Pallast, ein Theater haben, und weil gerade da, wo er dasselbe bauen will, die eine unsrer christlichen Kirchen stehet, die der Jungfrau Maria geweihet ist; so will er diese Kirche zum Theater machen, und fordert nun von unserm Patriarchen, daß er sie entheilige, und unter Gebet und Segen zu einem Schauplatz weihe.

Aus Arabien.

Noch ist der syrische Khalife Abdalmalek, gegen den Abdallah, in Mekka, nicht ins Feld gerücket, und noch bis jetzt ist er, in Cufa, vornemlich darauf nur bedacht, daß er seine Macht, in den ehemaligen persischen und kaiserlichen Provinzen befestige, und wirklich wird's ihm auch was leichtes seyn, den Abdallah zu besiegen, dessen Macht fast gar nicht mehr zu achten ist, und der, wenn er klüglich handeln wollte, sich schon jetzt, dem Sieger unterwerfen sollte, jedoch darzu noch immer nicht zu bringen ist. *)

Paris.

Theodorich III. unser König, ist gestorben, und da ist Clodewig III. desselben ältester,

*) „Bey Gott!“ — sagt Abdallah, da er von der Niederlage seines Bruders Musab höret, — „wir wollen nicht in Frieden sterben, sondern unsere Spieße und Schwerdter brauchen! Dies Leben, was ist es werth? Es hindert uns, zu Gott zu kommen, dem Könige der Könige, dessen Herrschaft nie ein Ende nimt. Lächelt mich demnach das Glück der Erden an; so freu ich mich darüber eben nicht, und wirft es mir nur finstre Blicke zu; so will ich mich deshalb nicht grämen. Ich seh auf Gott allein, und bitte den für mich und euch um Gnade.“ — Man vergleiche diese Rede, des gedachten Mannes, mit den folgenden Reden seiner Mutter, auch sein selbst, und urtheile dann von seinem Charakter!

Digitized by Google

bester, jedoch erst 11jähriger Prinz, auf desselben Throne, Pipinus aber, unter ihm, wie unter seinem Vater, Major Domus unsers Reiches, im Grunde auch der Herr in selbigem, obschon er nicht den Namen unsers Königes führet. *)

Nach Christi Geburt 692.

Aus Arabien.

Endlich ist der Khalife Abdalmalek, für seine Person, aus Cufa, nach Damaskus zurückgegangen, mit seinem Heere aber, unter den Befehlen eines gewissen Hejai, **) gegen den Abdallah in Mekka vorgerücket, und bald wird derowegen, das Schicksal dieses Letzteren entschieden seyn.

Constantinopel.

So sehr sich auch unser Patriarch Callinicus, unter dem Vorwande, daß keine Kirchengebete dieser Art verhanden wären, geweigert hat, die Marienkirche zum Comödienhause einzuweihen, so hat er dennoch den Drohungen des Kaisers nachgeben, und diese Einweihung, gewissermaßen wenigstens, verrichten müssen. Er ist nemlich in die Kirche gegangen; hat die heiligen Gefäße und Bilder aus ihr heraustragen lassen, und dabey gesprochen: — „Gelobt sey Gott, der dies geschehen läßt, von nun an bis in Ewigkeit!“ — Uns dünkt, ein weiser Patriarch!

Aus Arabien.

Nach einer heftigen Belagerung von 8 Monathen und 17 Tagen, hat endlich Hejai, der

*) Nun schweigt die Geschichte Frankreichs, bis zum Jahr 695, wieder stille. Wir wissen also nichts von dem, was sich in dieser Zeit ereignet hat.

**) Hejai sagt: — „ihm hätte geträumet, er nähme den Abdallah gefangen, und zöge ihm die Haut vom Leibe!“ Die Truppen des Abdalmaleks hören das, halten viel auf diesen Hejai, und sind nicht ohne Aberglauben. Abdalmalek nimmt also klüglich genug, nicht selbst das Commando, sondern giebt es diesem Manne, und nun zieht auch das Heer, selbst gegen diese heilige Stadt, getrost heran, da ein heiliger und göttlicher Traum, wie der Soldat es meynet, diesen Zug genugsam schon gebilligt hat.

Digitized by Google

der General des Abdalmaleks, die Stadt Mekka erobert, auch den Abdallah*) in einem Anfalle erleget, und also das Schicksal Arabiens, dergestalt entschieden, daß Abdalmalek

*) Da Abdallah, gegen den Hejaf, sich zur Wehre stellet, und in Mekka sich noch immer hält, da verlassen ihn, an 10000 seiner bisherigen Anhänger, auch zween seiner Söhne, die alsofort zum Hejaf übergehen, und da bespricht sich, wie die Geschichte will, der nun schon 72jährige Abdallah, mit seiner 90jährigen Mutter, über das, was er anjetzt zu thun, oder auch zu lassen habe. Beyder Reden sind indessen so, daß, wenn wir sie, wie dies, besonders bey so alten, und dem Tode schon so nahen Leuten, gewissermaßen billig ist, nach diesen ihren offenherzigen Reden beurtheilen wollen, Abdallah sowohl als seine Mutter, voll Gottesfurcht gelebet, und die erregten Unruhen, aus Irrthum, als eine, Gott und der Religion schuldige Pflicht, betrachtet haben müssen.

Denn, da nun Abdallah, in seiner großen Bedrängniß, die alte Mutter frägt: — ob sie ihm zum Frieden rathe? so erwiedert selbige, gleich der gottseligsten Matrone: — „Du selbst mußt es wissen, ob du aus gerechten und Gott gefälligen Gründen diese Unruhen angefangen hast, oder nicht. Ist das letztere; so bist du schuld, an vielem vergossnem Blute, und so rechne auf die Gnade Gottes nicht. Ist aber das erste, und sind deine Schritte gerecht; so mußt du auch deinen Weg verfolgen, wenn schon du selbst dabey ins Unglück fällst. Denn wolltest du das nicht, und wolltest du viel lieber das Glück dieser Welt, welches Hejaf, dir, auch jetzt noch gönnen will, erwählen, o so wärest du ein böser Knecht. Wolltest du auch sagen: du könntest die gerechte Sache jetzt wohl fahren lassen, da so viele deiner Anhänger dich verlassen haben: o so wäre das kein Zeichen deiner Standhaftigkeit und der Frömmigkeit deines Herzens. Wie lange ists denn auch, daß du annoch zu leben hast? Der Tod also, mein Sohn, der ist gewißlich wohl das beste, das du jetzt erwählen kannst!“

Auf diese, so würdige Rede seiner Mutter, versetzet aber der Sohn: — „Bey Gott! gerade dies, ist die Gesinnung, in der ich, bis auf diesen Tag gelebet habe, und in der ich auch zu sterben schlüßig bin. Drum liebe Mutter, denk schon jetzt, als wäre ich nicht mehr, und gieb dich, ohne Gram und Kummer in den guten Willen Gottes hin. Glaub es auch, dein Sohn hat nicht gewandelt auf der Bahn der Bösewichter; er hat nichts begangen, was bey ihm verdammungswürdig wäre; er hat sich nicht an Gottes Richteramt vergriffen; und wider Treu und Glauben, irgendwo gehandelt. Dein Sohn hat wahrlich auch, um sich zu helfen, keine Ungerechtigkeit begangen, und haben seine Freunde dies gethan, und hat er's dann gehöret: so hat er's auch an seinen Freunden sehr getadelt, und nach aller Möglichkeit ersetzt. Nie hat dein Sohn etwas gethan, was wider den Willen Gottes, seines Oberherrn, gewesen wäre; und Gott, du bist des Zeuge! Du weißt es auch, daß ich dies nicht sage, um mich vor Dir zu rechtfertigen, sondern um meine Mutter zu trösten, damit sie sich, über mich nicht grämet!“

Auf

lek nun der Herr deſſelben, auch der einzige Khalife unſerer Muſulmänner iſt.

Der grauſame Hejai verfährt indeſſen, mit den Mekkanern, auf das ſtrengeſte, tödtet

---

Auf dieſe Verſicherung des Sohnes, fängt denn aber die Mutter wieder an, den Sohn, über dieſe ſeine, ihr bezeugte Unſträflichkeit zu loben, auch ihn, zum tapfern Streite zu ermuntern, und da ſpricht denn der Sohn: — „Gott belohne dich, liebe Mutter, du haſt bisher für mich gebethet, beth auch ferner noch für mich!“ Und die Mutter ſagt nun wieder: — „Das will ich thun mein Sohn, und ſey nur ſtets getroſt, denn andre ſterben wie vergebens, du aber ſtirbſt, zum Beſten der Wahrheit und des Rechtes. — O Gott, ſey meinem Sohne gnädig, wegen ſeiner vielen durchwachten Nächte, und wegen der Liebe, für ſeinen Vater und für mich! O Gott, ich ergebe mich in deinen Willen; machs mit meinem Sohn, wie dirs gefällt, und laß bereinſt mich ſehen, wie du in ihm, die Standhaftigkeit in der Tugend, und ſeine Dankbarkeit belohnſt!“

Nach ſolchen erbaulichen und höchſt rührenden Geſprächen, ſetzt alſo der treffliche Sohn, die Vertheidigung der Stadt, mit unerſchrocknem Muthe fort; ſieht aber je länger je mehr, daß er die Stadt nicht werd erhalten können, und eilt nun noch zu guter letzt, der Mutter in den Schooß; ſagt ihr das letzte Lebewohl, und will noch einen Ausfall wagen, um in demſelben, wo nicht zu ſiegen, ſo doch zu ſterben. Sie, die Mutter aber, rühmt dieſen ſeinen Entſchluß; ſegnet ihren Sohn zum Tode ein, und er fällt nun aus Mekka heraus; erlegt mit großer Tapferkeit, faſt alle, die ihm hier im Wege kommen, fällt endlich aber, von den vielen Wunden, die er empfängt, ſo ganz entkräftet, nieder, bedenkts indeſſen, wie er fällt, und tröſtet ſich in ſeinem Fall, mit dem Verſe, den die Helden ſeines Vaterlandes in dem Munde führen: — „Mein Blut fließt nicht auf meine Ferſen, ſondern auf die Füße, d. h. ich ſterbe nicht als einer der da muthlos flieht, ſondern als ein tapfrer Mann, der ſeinem Feind entgegen gehet!“

Mit Fleiß haben wir nun, dieſe Reden hierſelbſt angeführet, denn in ſich ſelbſt ſind ſie, der frommen Geſinnungen wegen, die in denſelben ausgedrucket ſind, unſerm Gefühle nach, ſehr ſchön, und überhaupt geben ſie einen Beweiß, von der herrlichen Religionserkenntniß, die ſich unter den Muſulmännern dieſer Zeiten fand, auch, wie uns dies dünket, von dem, eben nicht bösartigen Gemüthscharakter des Abdallah.

Und wenn, was uns hierbey dünket, nicht ungegründet iſt; ſo kann man ſichs auch denken, daß ehedem Moawijah, Zejd, Ali, Hoſein, Amrn, und alle andere, die um das Khalifat, ſo vielen Streit erregeten, nicht eben aus ruchloſer Geſinnung, ſondern aus triger Vorſtellung von dem Werthe des Khalifats, und der Perſonen, die daſſelbe nach Gottes Willen führen ſollten, alſo aus Trieben eines irrenden Gewiſſens, ſo unendlich vielen Streit erreget haben. So darf man auch alsdann nicht ſagen: — ſolche

rödtet ihrer viele, und brandmarket andere, als unehrliche Menschen, weil sie so fest an dem Abdallah gehangen, und nicht gleich anfänglich, da er gegen Mekka angerücket ist, den Pardon annehmen wollen, den er allen denen verheissen hat, die des Abdallah Parthie verlassen, und aus Mekka fortgehn würden. Er wird denn auch von seinem Khalifen, zur Belohnung für seine Dienste, die Stadthalterschaft Arabiens erhalten, und in Mekka nun verbleiben, also, den unglücklichen getreuen Anhängern des Abdallah, eine stete und äusserst harte Geissel seyn.

Rom.

In dieser unsrer Stadt ist alles rege, und in vieler Zeit, hat eine solche Gährung und Bestürzung der Gemüther hier wohl nicht geherrscht, als jetzt, da der Kaiser, unsern Papst Sergius, hat wollen gefangen nehmen, und nach Constantinopel führen lassen, weil sich derselbe geweigert, die Beschlüsse des neuen Concilium *) zu unterschreiben, das der Kaiser in Constantinopel gehalten hat.

Denn, nicht nur unsre Bürger, sondern auch die kaiserlichen, hier in Besatzung liegenden Soldaten, haben sich in diesem Stück, dem

---

solche eitele und herrschbegierige Bösewichter, erzog der Erzbetrüger Mahometh! sondern so muß man sagen: — solche, ihrem Gewissen so getreue Leute, erzog der Mahometh, der, als ein bloßer Mensch, die Irrthümer der Zukunft, von der Würde des Kaliphats, unter seinen Gläubigen nicht hindern, der aber einen Eifer in sie pflanzen konnte, in allen Fällen, trotz alles Widerstandes, so zu handeln, als ihr Gewissen meynete, daß es vor Gott recht wäre.

Irrige Vorstellungen sind das Loos der Menschen, und entsteht daraus, viel Unheil für dieselben; so ist der Irrthum freylich zu verdammen, und so verdammen auch wir denselben überall; so fluchen wir aber dem Irrenden niemalen ehe, ehe wir nicht, aus seinen sonstigen Thaten, die Bosheit seines Herzens, und solche Gewissenlosigkeit bemerken, daß wir, was freylich wohl aus Irrthum nur geschehen könnte, bey ihm, nicht aus einer Gewissenhaftigkeit, die bey ihm nicht ist, sondern aus Gewissenlosigkeit, von der er überall Beweise giebt, herleiten können. Und in diesem letztern Falle finden wir, sollen wir ehrlich seyn, den Mahometh und seine erstern Jünger, so sehr zum wenigsten noch nicht, als so manche christliche Bischöfe und christliche Fürsten. Von jenen können wir derowegen, mit solchem Abscheu, gewissenhaft nicht reden, als wir von diesen, hie und da geredet haben, und wer uns das verargen wollte, der müßte wollen, daß wir der Lästerung hold, die Finsterniß in Licht verkehren sollten. Sieht indessen jemand Licht, wo wir nur Finsterniß bemerken; so laß er dieses Licht uns seyn, und wahrlich es wird uns erfreun!

*) Dies Concilium macht uns abermals, mit dem Geiste der Christen dieser Zeit, bekannt. Denn, auf demselben werden Verordnungen, wider den Götzendienst, wider die Zauberey,

Digitized by Google

dem kaiserlichen Befehle, und dem Officiere, der dieselben vollführen sollte, mit offenbarer Gewalt widersetzet, und sogar die kaiserlichen Soldaten in Ravenna haben sich, auf die erste Nachricht von der Gefahr des Pabstes, zu uns her, auf den Weg gemacht, sind in unser Rom eingedrungen, und haben sich den päbstlichen Pallast, den der kaiserliche bevollmächtigte Officier zu seiner Sicherheit verschlossen gehalten, mit Gewalt eröfnet, um den heiligen Vater, von dem es hieß, als wäre er schon aus der Stadt gebracht, zu sehen, und ihn in ihren Schutz zu nehmen.

Zuverläßig würden sie auch, den gedachten Officier in Stücken gehauen haben, hätten sie ihn, gleich anfangs, in dem Pallaste finden können. So aber hat sich derselbe, unter dem Bette des Pabstes versteckt gehabt, und so hat auch der Pabst, für ihn gebethen, daß er verschonet worden ist, und nun zu seinem Herren hingehen kann, der, allen seinen Unterthanen, und auch den Truppen verhaßt, diese, ihm angethane Schmach, so gern er sonst auch mögte, schwerlich wird bestrafen können.

Zauberey, wider die Wahrsagerey, auch wider die Hurerey und Kupplerey der Priester gemacht. — Es müssen also alle diese Laster, dazumal, so häufig gewesen seyn, daß Beschlüsse dagegen gemachet werden müssen.

Wenn denn auch der Pabst sich weigert, dies neue Concilium anzunehmen; so, sagt man, weigere er sich dessen, darum nur, weil unter andern auch, auf diesem Concilium festgesetzet wird, daß 1) „die Priester in der Ehe leben könnten; daß 2) der Patriarch in Constantinopel, einen gleichen Rang, mit dem, von Rom, einnehmen sollte; und daß 3) auch Christus, nicht als ein Lamm, sondern wie ein Mensch, im Bilde vorzustellen sey.“ — Dies, sagen wir, behaupten römisch-Katholische Gelehrten, dies seyn die Steine des Anstoßes für den Pabst gewesen, und war dies in der That nun so; konnten um dieser Gründe willen, die Bürger und die Truppen, auf die Seite des, dem Kaiser ungehorsamen Pabstes treten: so sehen wir schon wieder nicht, wo hier ein helles Licht unter diesen Christen scheinet, die so nah am Lichte sitzen wollen.

Nach

Nach Christi Geburt 693.

Aus Spanien.

Der Bischof von Toledo, hat aus einem übertriebenen Stolze, unsern König Egica, vom Throne stürzen, und ihn zugleich ermorden wollen. Seine ruchlose Absicht, und seine, zur Ausführung derselben, schon weit genug gediehene Verschwörung mit noch andern Bösewichtern, ist indessen, unserm Egica, noch früh genug bekannt geworden, und da hat dieser nun die Sache vor ein Concilium gebracht, auch dahin durchgesetzet, daß der Bischof, seiner Würden beraubet, ins Elend gejaget, und mit dem Bann beleget ist, der nicht ehe, als auf seinem Todtenbette, von ihm wiederum genommen werden soll. *)

Constantinopel.

Der Kaiser wird unserm Volke immer mehr und mehr verhaßt, und das besonders auch darum, weil er, für sich selbst, um die Regierung seines Reichs, sich unbekümmert zeigt, und zween der allerruchlosesten Menschen, zu seinen vornehmsten Ministern hat, dieselben auch ganz uneingeschränkt, über jederman regieren, und seine Unterthanen durch sie plündern, verjagen, gefangen legen, ja sogar auch tödten läßt. **)

*) Dergleichen Verräther und Königsmörder, werden, wenn sie Layen sind, von der Clerisey zu ungleich härterer Strafe verdammet, und es ist demnach die Strafe, die hier erfolgt, gelinde genug. Eben diese gelinde Strafe, ist indessen groß, sodann man es bedenkt, wie viel die Bischöfe Spaniens vermogten, und man kann sich deswegen, wenn man ihren Geist recht kennet, allerdings darüber wundern, daß sie diesen Bischof noch so hart bestrafet haben.

Egica war indessen ein Herr, der sich das nöthige Ansehn zu verschaffen wußte, und wollte dies in diesem Falle nicht recht würken; so würkte doch der Stolz und die Eifersucht der Bischöfe, zum Verderben des Toletanischen. Denn dieser Mann, war ehedem zum Primas erkläret worden, und erhob und brüstete sich nunmehr vor andern Bischöfen, in dieser seiner Würde. Er erbitterte derowegen, die, eben nicht demüthigen Prälaten, und büßete nun für seinen Stolz und Uebermuth, unter dem Scheine, als ob er für den König büßete.

Wenn indessen die einfältigen Tröpfe, das wirklich für eine Wohlthat halten, daß der Bann, noch auf dem Todtenbette aufgehoben werden soll; so weiß mans doch wahrhaftig wieder nicht, wo hier ein Licht zu sehen ist. Und wenn der Clerus nur in Finsterniß hier ist, wie kann der Laye dann im Lichte seyn?

**) Diese Minister waren Stephanus, ein Perser, und Theodorus, ein Grieche

von Geburt, zugleich aber ein Mönch. Beyde waren unerträglich stolz und grausam. Sie thaten was sie wollten, ohne daß ihnen der Kaiser darin wehrete, ja, Stephanus, der eine von ihnen, läßt einmal die noch lebende Mutter des Kaisers, mit Ruthen peitschen, und der Kaiser ahndet diese Frechheit nicht.

Nach Christi Geburt 696.

Aus Arabien.

Die Mekkaner sind endlich einmal, von dem Hejai, ihrem bisherigen Stadthalter, der sie mit so vieler Härte behandelt hat, befreyet worden, da ihn der Khalife Abdalmalek, zum Stadthalter der Provinz Irak ernannt, und nach Basra abgeschicket hat. In dieser unruhigen Provinz ist nemlich alles wiederum in Gährung, und zween Männer, mit Namen Schaleh und Schebib, sind wider den Khalifen aufgetreten; wollen ihn durchaus nun nicht, als einen ächten Nachfolger des großen Apostels Mahometh anerkennen, und dürften auch leicht genug, in der gedachten unruhigen Provinz, sehr großen Anhang finden. — (s. Spanien)

Aus Spanien.

Indem wir glauben, daß sich unter uns kein Jude mehr befinde, und daß sich alle Juden lange schon zur christlichen Religion gewendet haben, sehen wirs nun deutlich ein, daß derselben noch unzählige hier sind; daß sie sich, alleine nur aus Furcht, und äußerlich, zum Christenthum gewendet haben, und daß sie gegenwärtig, mit ihren Brüdern in Afrika, in Unterhandlung stehen, um die Musulmänner, die jetzt daselbst den Herren spielen, und jeden Glauben dulden, dahin zu vermögen, daß sie hieher gehen, unser Spanien erobern, und ihnen, unsern Juden, die Gewissensfreyheit wiederum verschaffen sollen.

Um denn aber allem Unglücke, das hieraus leicht genug entspringen könnte, vorzubauen, ist ein neues Concilium hierselbst gehalten und auf demselben festgesetzet worden, nicht nur durch die bisherige Strenge, sondern auch durch Darbietung der allerwichtigsten Vortheile, dies unchristliche Volk, mit der Kirche Christi zu vereinigen. Und es soll derowegen, derjenige Jude, der sich aufrichtig, und williglich, zur christlichen Religion bekennet, in den Adelstand *) erhoben, und dem Adel gleich geachtet, auch von allen Zollabgaben befreyet werden. Alle andere Juden aber sollen, zu Sclaven verkaufet, ihrer Güter beraubt, und so vertheilet werden, daß sie mit einander keinen Umgang haben können,

können. Derselben Kinder sollen auch, von Christen erzogen, und ihre Söhne, mit christlichen Dirnen, ihre Dirnen aber mit christlichen Jünglingen zur Ehe eingesegnet, und dadurch dann die weitere Vermehrung derselben schlechterdings gehindert werden.

*) Um die Vorrechte des Adels zu genießen, werden nun, sehr viele Juden, freywillige Bekenner des Christenthums, und bleiben nunmehr auch derselben Kinder, unter der Zahl dieser Bekenner. Der spanische Adel wird also, mit dem jüdischen Blute vermenget, und kein Spanier kann, zu unsrer Zeit, es wissen, ob er nicht von den Juden entsprossen sey.

Rom. *)

*) Da wir aus Rom, jetzt nichts erhebliches melden können, so wollen wir, um unsere Leser mit dem Geiste der Römer dieser Zeit, in etwas wenigstens bekannt zu machen, aus den vielen Albernheiten, eine, oder zwey hier melden, die in diesen Jahren vor sich gehen, und die uns die Finsterniß merklich machen, die jetzt Italien bedecket.

Der König Cuniberth ladet einmal einen Bischof zur Tafel, und der Bischof redet an der Tafel irgend etwas, was den König sehr entrüstet. Der König läßt also, da der Bischof wiederum nach Hause will, ein Pferd bringen, so wild, daß nie jemand auf dasselbe steigen kann, und denkt, der Bischof solle sich, für sein Geschwätz, den Hals zerbrechen. Aber o Wunder, der Bischof rühret das Pferd kaum an, so wird es auch von seinen frommen Händen, nicht nur so fromm und zahm, daß der Bischof, zur Schaam und Reue Cuniberths, gesund und wohl nach Hause reiten kann, sondern auch so stolz, daß es keinen weiter auf sich sitzen läßt, als nur den heiligen Mann; und ist diese Geschichte mit dem Pferde, die uns christliche Priester als Wahrheit melden, klüger und verständiger, als jene Geschichte des Alboraks, der nur Propheten auf sich sitzen lässet?

Ein anderes mal will auch der König Cuniberth, zween Männer tödten, die es ehedem mit dem Alachis gehalten haben, und die in so weit zwar den Tod verdienen, die er indessen einmal schon begnadigt hat, und die nun auch als seine Freunde täglich zu ihm kommen. Indem er aber mit einem andern Freunde hiervon spricht, so will er eine Fliege, die sich am Fenster zeigt, mit einem Messer tödten, trift aber alleine nur den einen Fuß derselben, und schneidet nur den Fuß ihr ab, so, daß sie nun weiter fliegen, und ihm entrinnen kann.

Er faßt indessen über den Tod jener Männer seinen Beschluß, und wartet nun, daß sie auch heute zu ihm kommen, sieht aber, sie kommen nicht, und hört auch bald, daß sie in eine Kirche geflohen sind, um ihre Sicherheit daselbst zu suchen. Das begreift er also nicht, was diese Leute zu diesem Schritt bewege, denn der Freund, mit dem er über ihren Tod geredet hat, ist ihm nicht von der Seite kommen, und vor ihm, denkt er also, können diese Männer sich ohnmöglich fürchten.

Er schickt derowegen zu ihnen in die Kirche; läßt sie fragen: „vor wem sie sich dahin geflüchtet hätten?“ und hört, daß sie ihm sagen: — „Vor keinem als vor

denn ihnen wäre, da sie zu ihm gehen wollen, ein, ihnen unbekannter Mann, auf Stelzen, mit nur einem Fuße, begegnet, und der hätte ihnen gerathen, nicht zu ihm zu gehen, weil er sie heute noch ermorden würde!“ — Dies sagen diese Leute, und dies hört der König Cuniberth, und was soll er nun, von diesem Vorfall denken? —

Natürlich, sagt ihm die Weisheit seiner Zeit, kann er sich nichts anders hierbey denken, als daß die Fliege, der er den Fuß abgeschnitten, der Teufel selbst gewesen sey; und daß dieser Teufel, sich, in die Gestalt eines einbeinichten Mannes, gekleidet, und seine Absicht alsofort verrathen habe. Er glaubts also, die Fliege sey der Teufel gewesen; denkt, der Teufel schwärme schon, an allen Ecken und Orten, um ihm herum, und läßt nun gern die zween Männer leben, damit der Teufel nicht einmal, ihn unverhofft erwische, und sich, um dieser Männer willen, an ihn räche. — Ist sogar ein so königlicher Hof so blind, und können Priester, wie wirklich hier geschiehet, dies, und noch tausend andere solcher Mährlein, uns als Wahrheit melden: — so ist fürwahr die Finsterniß im Volk sehr groß; und das werden unsere Leser sähen, wenn schon dieselben nur diese, und nicht noch mehrere solcher Mährlein hier erzählet finden.

Nach Christi Geburt 695.

Constantinopel.

Wider unsre Erwartung, hat Gott, unsern Kaiser Justinian und seine bösen Minister, wie sie es verdient, gestürzet, uns also von ihrer unerträglichen Herrschaft befreyet, und den Leontius, einen unsrer besten Generale, zum Kaiserthum erhoben, der nun viele Tausende, die unschuldig gefangen waren, freygelassen hat, und unter dessen Scepter wir, in Ruhe und im guten Glücke leben werden.

Nachdem nemlich dieser Leontius, (man kann nicht sagen warum?) drey Jahre lang gefangen liegen müssen, fällt es dem Kaiser und seinen Ministern plötzlich ein, ihn zum Stadthalter von Griechenland zu machen, und mit einiger Mannschaft, dahin abzusenden Der Wind ist aber, seinem Schiffe, das ihn dahin führen soll, entgegen, und da er also des widrigen Windes wegen, in dem Hafen vor Anker liegen muß, da eilen ihm, von allen Seiten her, seine Verehrer entgegen; freuen sich seines neuen Glückes; bedauren ihn auch, von wegen der Leiden, die er ausstehn müssen, und äußern sich gegen ihn dahin, daß sie, ja daß wohl jedermann, den Kaiser und seine Minister gestürzet sehen mögte, rathens ihm auch an, beherzt zu seyn, mit

Digitized by Google

mit der Mannschaft die er bey sich habe, gegen den Kaiser einen Aufruhr zu erregen, und gewiß zu seyn, daß ihn Soldat und Volk, darinnen unterstützen werde.

Der gute Mann läßt derowegen, diesen Rath seiner Freunde bey sich gelten; eilt aus dem Hafen in diese unsere Stadt, kommt ohne Widerstand in ihr hinein; hat auch sogleich das ganze Volk hierselbst auf seiner Seite, und nimmt den Kaiser, mit seinen bösen Ministern gefangen, wird auch, da der Patriarche freudenvoll, vor allem Volke ruft: — „dies ist der Tag, den uns der Herr gemachet hat!“ zu unserm Kaiser ausgerufen, und darzu gekrönet; sitzt nun also, als ein, im Leiden wohl geprüfter Mann, auf unserm Throne, da indessen Justinian, nachdem ihm seine Nase, und ein Theil seiner Zunge abgeschnitten sind, in ein Kloster zu Chersona, in der Krimm, verwiesen ist, seine bösen Minister aber auf dem Scheiterhaufen haben sterben müssen. *)

*) Zum glücklichen Erfolge der Unternehmung des Leontius, würket noch, wie einige wollen, der strafbare Vorsatz des Justinians, den Patriarchen Callinicus, und fast alle Bürger Constantinopels, weil sie mit der Regierung nicht zufrieden sind, in einer Nacht, ermorden zu lassen, und der Befehl, den er zu dieser That, zwar insgeheim gegeben hat, der aber doch schon ruchbar wird.

Ueberdem kommen aber, vermuthlich auf Anstiften des Leontius, zwey Mönche zum Leontius, die sich der Sternkunde rühmen, und denen sagt Leontius, unter den Augen seiner Truppen: — „wo ist nun eure Wissenschaft geblieben? ihr habt mirs ehedem versichert: „ich würde noch einmal den Scepter führen!“ und seht, was bin ich nun? Ich habe gefangen gelegen, und ich gehe nun sehr weit vom Thron hinweg!“

Die Truppen glauben derowegen, diese Mönche hätten wirklich so etwas, schon sonst vorhergesagt; hören, daß die Mönche anjetzt wieder sagen: — „Ja du wirst auch in der That noch Kaiser werden!“ und gehen nun, mit sehr getrostem Muth, um ihn zum Kaiser zu erheben, gerad auf ihren alten Kaiser los.

Paris.

Unser König Clodewig III. ist gestorben, und da ist desselben Bruder Childerich III. der König dieses unsers neustrischen und burgundischen Reiches geworden. Pipinus aber bleibt der Major Domus desselben, auch der Regente von Austrasien.

Aus Arabien.

Schaleh und Schebib, die zween Rebellen gegen den Khalifen Abdalmalek, sind noch immer in den Waffen, und fechten mit so unglaublich gutem Glücke, daß sie, so schwach auch unterweilen ihre Mannschaft ist, dennoch oft genug, die größten Corps des Khalifen schlagen, und seine besten Feldherrn überwinden.

Nach Christi Geburt 696.

Rom.

In Ravenna haben die Bürger zweer Vorstädte, unter sich selbst ein großes Blutbad angerichtet, und sich mit solcher Unmenschlichkeit behandelt, daß die ganze Stadt deshalb, drey Tage lang gefastet, auch drey Tage lang, in Säcken gekleidet, mit bloßen Füßen und mit Asche auf den Häuptern, Bußprocessionen gehalten hat, um Barmherzigkeit von Gott dem Herren zu erflehen.

Seit undenklichen Zeiten, ist es nemlich der Gebrauch gewesen, daß die Bürger von Ravenna, sich, des Sonntags nach vollbrachten Gottesdienst, vor die Thore der Stadt begeben, und daselbst sich stark gebalget haben. Weil denn aber, bey der einen von diesen Balgereyen, die Bürger der einen Vorstadt, gegen die Bürger einer andern, sehr den Kürzern ziehen, so verdreußt das diesen, und so lauren selbige, am Sonntage, der drauf folgt, jenen Bürgern, sobald sie aus dem Vormittages-Gottesdienste kommen, bey den Thoren der Kirche auf, und nöthigen, der eine diesen, der andere aber jenen, zu sich zu Gaste, ermorden aber bey diesem ihrem Gastgebothe, alle und jede dieser unglücklichen Bürger, und verheimlichen auch derselben Leiber.

Wie denn aber eine solche Freveltat unmöglich kann verborgen bleiben; so forsche man auch nach allen diesen Leibern; so findet man sie theils hier, theils dort versteckt; und so richtet man nun auch die Mörder hin, da man zugleich auch ihre Vorstadt schleifet; und in derselben nicht ein Haus mehr stehen läßt. *)

*) Wenn wir in diesen, und in den folgenden Jahren, von Rom nichts weiteres melden, so geschieht es darum, weil wir nichts, als höchstens nur die dumsten Mährleins, von dortther melden könnten, indem außer diesen, in der Geschichte uns gar nichts gemeldet ist.

Aus Arabien.

Endlich sind die zween Rebellen, Schaleh und Schebib, überwältiget und in Gefechten erleget, so daß nun die innere Ruhe, in dem Gebiethe des Khalifen wieder hergestellet ist. Diese innere Ruhe gebraucht er indessen zur Erweiterung seiner Besitzungen, und fällt nunmehr in Asien, auch in Afrika, die Länder an, die bishero noch dem Scepter des Kaisers in Constantinopel unterworfen waren.

Nach Christi Geburt 697.

Constantinopel.

Unter unserm Kaiser Leontius, leben wir zufrieden genug, und noch bis jetzt, haben seine Feldherrn, gegen den Khalifen gutes Glück, doch keiner mehr als Johannes, der in Afrika jetzt ist, und jenen Carthago wieder abgenommen hat.

Aus Spanien.

Unser König Egica besitzet so viel Muth, und hat ein solches Ansehen unter uns, daß er es wagen dürfen, seinen Sohn Witiza, zu seinem Mitregenten zu erklären, und ihn wirklich auch, in einem Theile unsers Spaniens, eine eigene Residenz und Regierung anzuweisen, ohne die Bischöfe drum zu fragen, die dies lange schon zu einem Staatsgesetz gemachet haben, daß niemand, ohne ihre Einwilligung, den Scepter führen soll.

Nach Christi Geburt 698.

Constantinopel.

So glücklich auch unser General Johannes bisher gefochten, und die Musulmänner in Afrika im Zaum gehalten hat, so wenig ist er doch im Stande gewesen, sich, gegen ihre andringende sehr verstärkte Macht, noch fernerhin in Afrika zu halten, und er ist derowegen, mit allen seinen Truppen am Bord gegangen, hat Afrika geräumet, liegt jetzt bey der Insul Creta vor Anker, und erwartet daselbst die kaiserlichen Befehle.

Aus Arabien.

Die Waffen des Khalifen Abdalmaleks, sind in Afrika und auch in Asien von einem

einem ſo großen Glück begleitet worden, daß er anſetzt noch weiter um ſich greifen, und auch die Türken in Aſien, ſich unterjochen will. Eben deswegen muß denn auch Hegai, der Stadthalter von Irak, einen Theil ſeiner Macht, gegen dieſe Nation abſenden, und Abdalrahman, ein ſehr verdienter General des Khalifen, iſts, der dieſe Macht gegen ſie anführet.

Conſtantinopel.

Die Truppen unſers Kaiſers, die unter den Befehlen des Johannes, aus Afrika, nach Creta geflüchtet ſind, haben ſich, wegen ihres Rückzuges aus Afrika, vor unſerm Kaiſer Leontius ſo ſehr gefürchtet, daß ſie den Apſimarus, einen ihrer Generale, zum Kaiſer ausgerufen haben, und mit demſelben hieher geſegelt ſind, wo ſie freylich wohl ſehr vielen Widerſtand gefunden, endlich aber glücklich genug, den Kaiſer Leontius überwältiget, und den Apſimarus auf unſern Thron geſetzet haben.

Wir leben derowegen jetzt, unter den Scepter dieſes Apſimarus, der ſich auch Tiberius nennet, Leontius aber, unſer Kaiſer, iſt ſeines Throns entſetzt, hat anbey die Naſe verlohren, die ihm der neue Kaiſer abgeſchnitten hat; iſt auch zum Mönch geſchoren, und in ein Kloſter eingeſperret.

Aus Arabien.

Abdalrahman, der gegen den Zentil, den Chan (Fürſt, König) der Türken ziehen ſollen, iſt gegen den Hegai, den Stadthalter von Irak, in das Feld gerücket, und hat denſelben beynahe ſchon aus der ganzen Provinz Irak vertrieben.

Seinem Vorgeben nach, hat ihn nemlich Hegai, nur um ihn zu ſtürzen, mit einer augenſcheinlich zu geringen Macht, gegen die Türken in das Feld geſandt. Und da nun Abdalrahman dies bemerkt, auch ſeinen Truppen vorgeſtellet hat, da haben dieſe Truppen, dem Hegai ihre Rache geſchworen. Abdalrahman aber hat, mit dem Zentil Frieden gemacht, und iſt, durch ihn verſtärkt, gegen den Hegai angerücket, der nun vor ihm, von einem Ort zum andern fliehen, und erſt friſche Truppen, von dem Khalifen an ſich ziehen muß.

Nach

Nach Christi Geburt 699.

Constantinopel.

Unser Kaiser Tiberius läßt seinen Bruder Heraclius, mit einem mächtigen Heer, die Staaten des Khalifen anfallen, und denkt, da jetzt ein innerer Krieg in diesen Staaten ist, sich dieser Gelegenheit zur Wiedereroberung, der, unserm Reich entrissenen Länder zu bedienen.

Aus Arabien.

So wiederholend auch der tapfere Abdalrahman, den Hegai auf das Haupt geschlagen hat, so ist es doch dem letztern nun gelungen, den Abdalrahmann ebenfalls zu schlagen, ihn selbst auch zu erlegen, und seinen ganzen Anhang zu zerstreuen. Dieser Sieg des Hegai kommt denn auch zur rechte gelegenen Zeit, denn während der Händel mit dem Abdalrahmann, ist eine kaiserliche Armee in Syrien eingedrungen, hat einige feste Plätze dieses Landes in Besitz genommen; fast alle Gegenden, die sie berühret, auf das erschrecklichste verheeret, und würde nun noch weiter um sich greifen, wenn unser Khalife nicht die Macht, die gegen den Abdalrahmann fechten mußte, gegen diese Macht gebrauchen könnte.

Nach Christi Geburt 700 — 714.

Arabische Begebenheiten.

Der Khalife Abdalmalek setzt, mit gutem Glücke, den Krieg gegen den Kaiser fort; dringt bis in Cilicien hinein, muß jedoch wieder daraus weichen, und stirbt, im Jahr 705, da Walid, sein Sohn, Khalife wird.

Dieser Walid setzet aber den Krieg mit dem Kaiser fort, dringet wieder in Cilicien und in Cappadocien ein; schleppt unzählige Gefangene mit sich fort; behält aber diese Eroberungen nicht, sondern räumet sie wieder, macht indessen, auf noch andern Seiten, die ansehnlichsten und reichsten Länder seinem Scepter unterthan.

Denn, weit über den Oxusfluß hinaus, macht er, bis in Indien hinein, Eroberun-

gen, und auch Spanien, (ſiehe ſpaniſche Begebenheiten) wird beynahe gänzlich, ſeiner Herrſchaft unterworfen. Er vermehrt alſo, mit den Einkünften der reichſten Länder, die Einkünfte des Khalifats, und da er die Pracht an Gebäuden liebet; ſo erweitert er, nicht nur die Moſcheen in Damaskus, in Medina und in Jeruſalem, ſondern ſo führt er ſie auch ſo prachtvoll auf, daß ſie ihm ganz unermeßliche Summen koſten. Denn ſo koſtet ihm z. E. alleine nur die Moſchee in Damaskus, mehr als 3 Millionen Thaler, und ſo ſchmückt er auch dieſelbe, mit 600 Lampen aus, die alleſamt aus lauterem Golde verfertiget ſind, auch an goldenen Ketten hangen, und die Bethenden, durch ihren übergroßen Glanz, dermaßen blenden, daß man in der Folge, ſo die Lampen als die Ketten aus der Moſchee nehmen, und um die Andacht nicht zu hindern, nur eiſerne Ketten und Lampen, darin bringen muß.

Seine vornehmſte Sorge iſt indeſſen darauf auch gerichtet, daß er den griechiſchen Kaiſer ſtürze, und daß er zu dem Ende, ihn, im Herzen ſeines Reichs, in Conſtantinopel ſelbſt, angreife. Er rüſtet ſich derowegen, ſeit dem Jahre 613, zur Belagerung Conſtantinopels, ſtirbt aber, im Jahr 614, und hat den Soliman, ſeinen Bruder, zum Nachfolger in dem Khalifate, einen Herrn von den beſten Eigenſchaften, und einen Liebling des Volks, in ſolchem Grade, daß da ſich ein gewiſſer Katiba, gegen ihn empören will, das Volk denſelben alſofort ermordet.

Begebenheiten im griechiſchen Kaiſerthum.

Der Kaiſer Tiberius läßt ſeinen Bruder Heraclius, gegen die Muſulmänner tapfer fechten, und Syrien, im Jahr 699, ſo ſehr verheeren, daß an 200000 Menſchen, in demſelben ihr Leben elendiglich verlichren; daß er ſelbſt aber, für die Folge, keinen Nutzen davon hat, und immer damit nur zufrieden leben muß, wenn er die Muſulmänner hindert, daß ſie ihm nicht das kleine Aſien entreißen, und dann in ſeiner eigenen Reſidenz, anfallen und belagert halten.

Was er indeſſen, in dieſem Stücke, von den Muſulmännern nicht erlebt, das erlebt er früh genug, und ſchon im Jahr 705, von dem Juſtinian, dem ehemaligen Kaiſer, der zwar zu Cherſona in der Krimm, in einem Kloſter eingeſperret iſt, aber immer noch an die verlohrne Kaiſerkrone denkt, und lange ſchon drauf ſinnt, wie er ſich derſelbigen wiederum bemächtigen möge.

Denn dieſem böſen Herrn, gelingt es endlich doch, ſich heimlich aus dem Kloſter fortzumachen, und da geht er zu dem Chan der Türken, klagt dem, das vermeintliche Unrecht, das ihm wiederfahren iſt, und macht denſelben auch geneigt, ihn wiederum auf ſeinen Thron zu ſetzen, und zu dem Ende, ihn, mit einer beträchtlichen Macht, in ſein Reich zurück zu führen.

Der Kaiſer Tiberius erfährt dies aber, bietet alſo, dem Türken ſehr viel Geld, und bewegt ihn wirklich auch dahin, daß er den Juſtinian nicht unterſtützen, ſondern ſogar dem

Digitized by Google

dem Kaiser überliefern will, und dies erfährt Justinian, noch ehe es geschiehet, wieder. Er eilt also vom Hofe dieses Chans hinweg, und flieht zum Terbelis, dem damaligen Könige der Bulgaren; wirft sich diesem nun zu Fuße, und findet an demselben, solch einen guten Freund, daß er eine sehr ansehnliche Macht zusammen ziehet, sich, mit dem Justinian, an derselben Spitze stellet, und so, im Jahr 705, geraden Wegs auf Constantinopel ziehet.

Constantinopel ist indessen ungemein befestiget, und der Kaiser Tiberius versäumt auch nichts, was zur Vertheidigung dieser großen Stadt gehöret. Soldat und Bürger spotten derowegen, des Terbelis, und des Justinians, von der Mauer herab, und meynen vor der Eroberung der Stadt, seyn sie genug gesichert. Aber es dringen, schon am dritten Tage der Belagerung, einige von den Leuten des Terbelis, und des Justinians, durch eine Wasserleitung unvermerket in die Stadt, und dieselben öfnen nun, dem Heere des Terbelis, das eine der Thore. Plötzlich ist also Justinian mit dem Terbelis in der Stadt, und da flieht der Kaiser Tiberius, aus ihr hinaus, wird aber auf der Flucht gefangen, und nebst dem Leontius, der noch in einen Kloster steckt, vor dem Justinian gebracht, der nun sich wieder auf den Thron hinsetzt, dessen Seele aber schlechterdiges auf nichts, als nur auf Rache denket.

Denn, da er, von dem Hofe des Türken, über das Meer, zu dem Terbelis flieht, da entstehet auf dem Meere ein gewaltiger Sturm, und da denken alle, die um ihn sind, die Wellen des Meeres werden sie verschlingen. Sie bethen derowegen allesammt zu Gott, thun ihm Gelübde über Gelübde, und sagen nun auch ihm, dem Justinian: — „er solle doch ebenfalls dies thun, und unter andern auch, dem Herrn geloben, daß er aller seiner Feinde schonen, und ihnen vergeben wollte, falls Er ihn, in diesem Sturm erhielte, und jemals wieder auf den Thron hinsetzete!“ — Da sagt er aber: — „Viel lieber mag mich Gott, in diesem Augenblick ersäufen, eh' ich, auch nur eines Einzigen dereinsten schone!“ — und da kann mans sehr leicht gedenken, wie er, mit solcher Gesinnung angefüllt, und gegenwärtig auf dem Throne, gegen alle die nun handelt, die ihn ehedem gestürzet, und an seiner Statt regieret haben.

Das erste nemlich, was er nun beginnt, ist das, daß er die zween unglücklichen Kaiser, den Leontius und den Tiberius, im Triumphe durch die Stadt durchführet, hierauf aber, in dem Circus, sich vor allem Volke auf den Thron hinsetzt, die zween Kaiser vor sich zur Erden niederwirft, und auf ihren Hälsen seine Füße stellet, während dessen das ruchlos-christliche Volk dieser Stadt, um ihn zu schmeicheln, aus den Psalm, den Vers hersaget: — „Auf Löwen und auf Ottern wirst du gehn, und treten auf junge Löwen und auf Drachen!“

Hiernächst aber enthauptet er, die zween mehrgedachten Kaiser; henkt den Heraclius, den Bruder des Tibers, nebst noch vielen andern vornehmen Befehlshabern, auf den Mauren der Stadt, am Galgen auf; läßt

in Constantinopel und in allen Provinzen, jeden niederhauen, den er als seinen Feind betrachtet, und brennt dem Patriarchen Callinicus die Augen aus, sendet ihn auch, um ihn recht zu kränken, so geblendet nach Rom, damit er daselbst, von der Gnade des römischen Patriarchen lebe, mit dem er immerdar im Streit gelebet hat, und dessen Vorzüge, vor einem Patriarchen in Constantinopel, er niemals hat erkennen wollen.

Zu wenig aber, sich dergestalt, an die nunmehr gerächt zu haben, die ihn vom Thron gestoßen, denkt er auch an die Bürger von Ravenna, die über jenen Vorfall, mit dem Pabst in Rom, sich sehr erfreuet, und an die Bürger von Chersona in der Crimm, die ihn, da er bey ihnen als ein Mönch gewesen ist, gar nicht geachtet haben, und will sich derowegen, auch an diese Leute rächen. Er hat indessen, sich wohl vorzusehen, damit nicht wieder jemand ihn entsetze, und er sieht auch den Terbelis, der ihm so sehr geholfen, und dem er für diese seine Hülfe mit großen Geschenken, auch mit einem ansehnlichen Striche Land belohnet hat, ansetzt nur neidisch an. Er verschiebt also die Rache gegen jene, seine Unterthanen, bricht zuförderst, im Jahr 708, den Bund der Freundschaft, den er mit dem Terbelis errichtet hat, und überziehet ihn mit Krieg. Er wird indessen geschlagen; muß also den Frieden wieder suchen, und will hierauf, sein, durch diesen Schimpf noch mehr empörtes Herz, durch die Rache besänftigen, die er, seiner Meynung nach, von den Bürgern in Ravenna und Chersona noch zu fordern hat.

Er sendet derowegen, einen neuen Exarchen nach Ravenna hin, läßt die vornehmsten Bürger der Stadt, theils ermorden, theils gefesselt nach Constantinopel führen, um da ermordet zu werden, und plündert alle Häuser der Stadt. Er sendet aber vornemlich auch, im Jahr 710, eine beträchtliche Flotte nach Chersona; befiehlt: alle Einwohner von Chersona, und von allen andern Städten der Crimm, ohn alles Verschonen niederzuhauen, und wählt den Helias, auch den Philippicus zu Befehlshabern dieser Flotte, die denn, an den Orten, wohin sie kommen, diesen seinen Befehl vollziehen, sehr viele mit dem Schwerdte niederhauen, viele aber ersäufen, auch an 40 Personen lebendig braten, jedoch, der Weiber und der Kinder Leben schonen, die vornehmsten Personen von der Insul aber, auf Schiffe laden, und nach Constantinopel segeln lassen, damit der Kaiser selbst mit ihnen handele, je nachdem es ihm gefällig wäre.

Mit dieser Verschonung der Weiber und der Kinder, ist indessen, der Barbar, im mindesten nicht zufrieden. Er will, auch diese sollen sterben, und er befiehlet derowegen, sie allesammt zu Schiffe zu bringen und nach Constantinopel zu senden, damit er selbst ihr Blut vergieße. Diese Unglücklichen werden also zu Schiffe gebracht, und segeln nun nach Constantinopel. Unterwegens aber entsteht ein Sturm; ihre Schiffe werden zerschmettert; sie alle, 75000 an der Zahl, kommen in den Wellen um, und der Barbar, der doch ein Christ seyn will, wird nun noch ungleich wilder als zuvor; will nun die ganze Crimm verwüsten, und befiehlt demnach,

auf

auf dieser ganzen Insul, auch nicht einen Einzigen Menschen in dem Leben zu lassen.

Solch ein unmenschlicher Befehl indessen, den doch wahrlich, um so geringer Ursach willen, nie ein Heide, ja nicht einmal Caligula, so wild und arg er auch sonst war, in solchem Umfange, je gegeben hat, empört natürlich wohl die ganze Menschlichkeit, und es treten derowegen die Bewohner der Crimm, ja selbst die kaiserlichen Soldaten auf der Flotte, hier ins Mittel; rufen im Jahr 711, den Philippicus Bardanes, der die Flotte kommandirt, zum Kaiser aus, und bitten die Türken um Schutz, indem sie es genugsam wissen, daß der enträstete Justinian, mit aller Macht sie nun verfolgen werde.

Dieser Böswicht erfährts denn aber bald, was in der Crimm nun vorgefallen ist, denkt also, diesem allem vorzubeugen, und sendet derowegen, so eiligst als er kann, einige seiner vornehmsten Vertrauten nach Chersona, mit dem Befehl: — „den Philippicus, tod, oder lebendig, nach Constantinopel zu bringen!“ — In Chersona sind indessen die Bürger und auch Philippicus auf ihrer Huth; sie haben auch bereits einige Hülfstruppen von den Türken, und sie schlagen derowegen, auf dieser Türken Schutz sich gründend, den Vertrauten des Justinians, da sie nach Chersonesa kommen, ihre Köpfe ab.

Eben hierdurch entflammen sie aber die Wuth des Justinians noch ungleich mehr, und sofort muß eine noch beträchtlichere Flotte, unter den Befehlen eines gewissen Maurus, mit allen Werkzeugen der Belagerung, nach Chersona gehen, um diese Stadt zu bestürmen, sie der Erde gleich zu machen, und in ihr keiner Seele zu schonen. Maurus geht denn auch dahin, bestürmt die Stadt mit allem nur möglichen Muthe, findets aber, sie wird auf das beste vertheidiget, und sieht auch frische Truppen des Chans, zum Entsatze dieser Stadt anrücken.

Nun zweifelt also Maurus selbst, nicht ohne Grund, an dem glücklichen Fortgange seiner Unternehmung. Nun befürchtet er auch selbst, und nun befürchten auch die Truppen, die er bey sich hat, die erschrecklichste Rache, von ihrem rasenden Kaiser zu erleben. Nun verbinden sie sich derowegen, mit den übrigen Truppen; rufen nun den Philippicus gemeinschaftlich zum Kaiser aus; schwören ihm nun auch den Eid der Treue, und nehmen ihn am Bord, um mit ihm nach Constantinopel zu gehen, und den Justinian daselbst vom Thron zu stürzen.

Justinianus wartet indessen voller Ungeduld, auf eine fröhliche Nachricht von dem Maurus, und kann die Zeit, wie es scheinet, nicht erwarten, da er durch selbige, seine Rache möge befriediget sehen. Er selbst bricht derowegen, aus Constantinopel auf, geht seiner Flotte, deren siegreiche Zurückkunft er mit aller Gewißheit vermuthet, entgegen; fällt aber, dem Philippicus in seine Hände, der ihm den Kopf abschläget, nach Constantinopel eilet, und sich daselbst, im December 711, der Krone und des Throns bemächtiget.

Als Kaiser denkt nun aber dieser Philippicus, nicht sowohl auf die Vertheidigung der Provinzen seines Reichs, die in Thracien von den Bulgaren, in Asien aber

Digitized by Google

von dem Khalifen angefallen und jämmerlich verheeret werden, ſondern er denkt vornemlich nur an ſein Vergnügen, lebt luſtig und herrlich, und glaubt, er thue vor Gott und vor der Welt genug, wenn er die Monotheleten beſchütze, die ſeit des Pogonatus Zeit, als Ketzer betrachtet, und gar hart verfolget werden.

Er ruft alſo, im Jahr 712, ein Concilium von Biſchöfen nach Conſtantinopel zuſammen; läßt auf demſelben, die Sätze des ſechſten allgemeinen Conciliums, das unter dem Pogonatus, die Lehre der Monotheleten verdammete, jetzt wiederum verdammen, und erbittert dadurch die rechtgläubige Chriſtenwelt nicht wenig wieder ſich. Kaum hat er auch, ein Jahr und ſechs Monathe, auf dem Throne zugebracht, ſo verſchwören ſich einige Großen wider ihn, gehn den 3ten Junius 713, da er Mittagsruhe hält, in ſein Zimmer, ſtechen ihm daſelbſt die Augen aus, und rufen ſeinen Gehelmſchreiber Artemius, auch Anaſtaſius genannt, zum Kaiſer aus.

Dieſer Anaſtaſius gelangt indeſſen zu der Krone, gerade zu der Zeit, da der Khalife Walid, ſich, mit allem Eifer rüſtet, um Conſtantinopel anzugreifen, und er wendet derowegen, ſowohl zur Aushaltung einer Belagerung, als auch zur Abwendung derſelben, die möglichſte Sorgfalt an; ſetzt den Leo, einen tapfern Mann, zum Oberfeldherrn aller ſeiner Truppen, und entfernt aus ſeiner Reſidenz, die insgeſamt, die nicht auf drey Jahr Vorrath haben.

Der Tod des Khalifen Whalid, hinderts aber, daß Conſtantinopel jetzt noch nicht belagert wird, und da geht Anaſtaſius drauf aus, die Flotte der Muſulmänner, die an den Küſten Phöniciens ſtehet, zu Grunde zu richten, beordert alſo, im Jahr 714, einen gewiſſen Mönch, Johannes, den er zum Admirale macht, mit vielen kaiſerlichen Truppen dahin zu gehen, und dieſe Vernichtung zu verſuchen.

Die Haustruppen, (ſonſt die Leib- auch prätoriſche Wache genannt) meynen indeſſen, ſie hätten nicht nöthig zu fechten, wenn nicht der Kaiſer ſelbſt zugegen wäre, wollen alſo, da ſie an den Küſten Phöniciens ſind, und den Kaiſer nicht bey ſich haben, dem Admiral nicht folgen, ſondern widerſetzen ſich ihm aufs thätlichſte, ja ſtoßen ihn zur Erde nieder, und gehen insgeſammt, nach ihren Standquartieren, in Bithynien, Phrygien und Myſien zurück. Daſelbſt fürchten ſie indeſſen, daß der Kaiſer, dieſen ihren Unfug ahnde, und rufen derowegen, damit ſie ſeiner Rache entgehen, den Theodoſius, einen ihrer Generale, (im Jahr 614,) zu ihrem Kaiſer aus; ſetzen ſich alſofort auch in Bewegung, und gehn mit ihm auf Conſtantinopel, um daſelbſt den Kaiſer Anaſtaſius von ſeinem Thron zu ſtürzen.*)

*) Man denke ſich alle dieſe Verfälle, unter den Chriſten dieſer Zeit, und man fühle es, welch Chriſtenthum hier herrſchend war? Ob die Muſulmänner; ob irgend ein ehrliebendes Gemüth, die chriſtliche Religion, wenn Chriſten dergeſtalten handelten, noch ſchätzen konnte?

Digitized by Google

konnte? und ob nicht wirklich der Islam zu dieser Zeit, uns bessere Menschen gab?

Begebenheiten in Italien.

In Italien stirbt, im Jahr 700, der König Cuniberth, und da folgt ihm, sein Sohn Liutberth, in der Regierung, der doch bald, und schon im Jahre 701, vor dem Thron gestoßen, auch im folgenden 702. Jahre, in einem Gefechte hart verwundet, gefangen genommen, und von seinem Ueberwinder, einem gewissen Ariberth, (einem Enkel des Godeberths, den Grimoald von Benevent, so meuchelmörderisch ums Leben bringt, und der sich nun als den rechtmäßigen Herrn der Longobarden betrachtet,) in einem Bade ermordet wird.

Liutberth ist indessen, als sein Vater stirbt, noch jung, und drum setzt Cuniberth, den Asprandus, zu seinem Vormund ein, Ariberth aber ist nunmehr bemüht, auch diesen Mann zu stürzen, und verfähret, da Asprandus ihm entfliehet, gegen seine zurückbleibende Gemahlin und Kinder so grausam, daß er ihnen die Augen ausstechen, auch Nase und Ohren abschneiden lässet, und nur des Luitprandes schonet, eines Sohns des Asprandus, der gegenwärtig nur ein Kind noch ist, der aber bald, eine sehr glänzende Rolle spielet.

Außer dem, schon im vorhergehenden Artikul erzählten Vorfalle in Ravenna, geschiehet übrigens, bis zum Jahr 712, in Italien nichts neues, als das, daß der Pabst Constantin aus Rom, im Jahr 711, man weiß nicht in welcher Absicht, zu dem Bösewichte, dem Kaiser Justinian, nach Constantinopel reiset; daß der Kaiser, mit der Krone auf dem Haupte, ihm zu Fuße fällt; von ihm das Abendmahl und auch den Segen empfähet, und daß dieser Pabst, auch die ganze Clerisey in Italien, den Tod, dieses Unmenschen beweinen, sich auch entschliessen, den Philippicus nicht als Kaiser zu erkennen, weil derselbe nur einen Willen, Justinian das Ungeheuer aber, zwey Willen in Christo bekennet, doch nach keinem dieser Willen lebet.

In der That nehmen auch die Römer nicht einmal das Bild des neuen Kaisers an, und setzen es auch nicht in ihre Kirchen, da sie doch sonst, bey jedem Kaiser dies zu thun gewohnt gewesen sind. In der That bethen sie auch für ihn, in ihren Kirchen nicht, ja nennen nicht einmal den Namen von ihm, und nehmen auch die Münzen, die er prägen läßt, durchaus nicht an, setzen sich sogar mit gewaffneter Hand zur Wehre, da der Kaiser, einen neuen Stadthalter nach Rom hinsendet, und den alten abberufet. In der That also ist hier ein Christenthum, das nur im Denken, schlechterdings aber nicht im Thun besteht; durchaus kein wahres Christenthum, das die Nationen reizen könnte, den Islam zu verwerfen, der sich nun, als herrschend, vom Abend bis zum Morgen verbreitet.

Im Jahr 713, tritt indessen Asprandus, der sich nach Bayern hingeflüchtet hat, (von Theudebertben, dem damaligen Herzoge der Bayern, mit einem guten Heere unterstützt,) wider den Ariberth im Felde auf, und liefert selbigem eine Schlacht, die

die der Bayern Muth zwar merklich schwächet, die aber auch den Ariberth, so muthlos macht, daß er sich, noch in der Nacht darauf, zurücke ziehet, da die Bayern ebenfalls sich schon zurücke ziehen wollen, jedoch annoch in ihrem Lager stehen, nun diesen Rückzug sehn, also auch neuem Muth bekommen, und nun den Ariberth verfolgen.

Wie es aber scheint, so werden die Longobarden, es sey nun, wegen dieser übereilten Flucht, oder aus Furcht vor den andringenden Bayern, noch auf der Flucht, zur Meuterey geneigt, und wollen den Ariberth gefangen nehmen, ihn, den Aspran-dus überliefern, und diesen nun für ihren König anerkennen. Ariberth bemerkt indessen diese Absicht seiner Longobarden; sacket sich also seine Taschen voll Gold; und flieht von seiner Armee, um sich nach Frankreich zu retten. Er muß aber, auf dieser seiner Flucht, durch einen Fluß durchschwimmen, und da sinkt er, vom Golde belastet, zu Grunde. Da rufen aber auch die Longobarden, den Asprandus, (im Jahr 713) als ihren König aus; ernennen überdem, seinen Sohn Luitprand, zu seinem Nachfolger, und bleiben auch diesem letztern, als ihrem Könige getreu, da desselben Vater Asprandus, noch in dem nämlichen Jahre, diese Welt verlässet.

Begebenheiten in Frankreich.

Schon von dem Jahre 695 an, schweigt die Geschichte, von den Vorfällen in Frankreich, und alles, was wir von denselben aufgezeichnet finden, ist dies: — daß Pipin, der Major Domus von Neustrien, auch Regente von Austrasien, abermals die Friesen, auch die Schwaben, Alemannen und Bayern, mit gutem Glück bekrieget; — daß, im Jahr 711, der neustrische König Childeberth III. diese Welt verläßt; — daß desselben Sohn Dagoberth III. noch ein Kind, unter der Vormundschaft des Pipins, auf den Thron in Neustrien gelanget; — daß Pipin also, in einemfort, ohne König zu seyn, als König herrschet, doch am 11ten December 714 stirbet. — Von ihm kann man sonst noch merken, daß er zum Unterschiede von andern dieses Namens, Pipin von Herestal, (welches sein Lustschloß war,) auch Pipin der Dicke, und Pipin der Jüngere genannt zu werden pfleget.

Begebenheiten in Spanien.

Die Begebenheiten Spaniens sind, in diesen Jahren, undurchdringlich finster; und mit so vielen Muthmaßungen, Erdichtungen, auch Widerlegungen der Muthmaßungen und und Erdichtungen belastet, daß wir, wenn wir auch alles hererzählen wollten, am Ende doch, nichts weiteres erzählet haben würden, als das, was wir mit wenig Worten hier erzählen wollen.

In Spanien regiert der König Witiza, wie es scheint, als ein guter Herr, aber nicht als ein Sclave der Clerisey, und da wird er, von selbiger, als der fluchwürdigste Regent geschildert; stirbt im Jahr 710, und hat, nicht seine Söhne, sondern einen gewissen Roderich,

Digitized by Google

Roderich, zum Nachfolger auf dem Throne. Dies verdreußt aber die, die Verehrer des Witiza, auch Freunde seiner Söhne sind, und ein gewisser Julian, ein Stadthalter (oder Graf) einer spanischen Provinz, ist diesem Roderich besonders abgeneigt. Mit demselben vereinigen sich derowegen die Söhne und die Freunde des Witiza, vornemlich aber Oppas, ein Bruder des Witiza, der zu dieser Zeit Erzbischof von Sevilien ist, um den Roderich zu stürzen, und um einen Sohn des Witiza, zum Regimente zu erheben.

Für sich selbst aber, zur Ausführung dieser ihrer Absicht, viel zu schwach, wenden sie sich, im Jahr 711, an die Musulmänner in Afrika; geloben denselben reiche Beute, und bitten sie, nach Spanien herüber zu kommen, den Roderich zu besiegen, und den Söhnen des Witiza zu helfen. Die Musulmänner lassen sich denn auch diesen ihren Antrag wohl gefallen; gehn, im Jahr 711, nach Spanien herüber; schlagen und erlegen den König Roderich, und erobern fast das ganze Spanien, da insonderheit auch der Erzbischof Oppas, mit ihnen, in dem Lande umherziehet, und alle feste Plätze desselben, zur willigen Uebergabe, auf das eifrigste ermahnet.

Von den Truppen des Roderichs retten sich indessen, etwan tausend der tapfersten Leute, und Pelagius, (Don Pelayo,) ein Enkel des ehemaligen spanischen Königes Chindasvinth, wird nun derselben Oberhaupt, zieht sich, in die Provinz Asturien, und erlegt, im Jahr 712, da ihn die Musulmänner verfolgen, mit unglaublicher Tapferkeit, an 20000 derselben, setzt sich auch in dieser Provinz, um so viel leichter fest, da die Generale der Musulmänner, unter sich in Streit gerathen, im Jahr 713, nach Damaskus, zum Khalifen kommen müssen, und demnach die Kriegesunternehmungen, einige Zeit hindurch, nicht fortgesetzet werden.

Nicht allein aber in Asturien, sondern auch in den navarrischen Gebürgen bleiben, wie einige, doch mit weniger Wahrscheinlichkeit, behaupten einige Völker in ihrer alten Verfassung, indem die Waffen der Musulmänner, noch nicht bis zu ihnen dringen. Es entstehet also in Spanien, ein saracenisch, aber auch ein asturisch oder lionisch, und auch ein navarrisch Reich, von denen wir, noch in der Folge, hören werden. Die, von den Musulmännern, (oder Saracenen) unterjochten Spanier, werden übrigens Mostaraber (d. h. mixti Arabes) genannt, und diese Saracenen behalten auch, was sie erobert haben, für sich selbst, ohne es, wie sie dem Vorgeben nach versprochen haben, den Söhnen des Witiza abzutreten.

Nach Christi Geburt 715 — 768.

Arabische Begebenheiten.

Seit dem Jahre 614, herrscht, (wie schon gemeldet ist,) ein gewisser Solimann, als Khalife, und derselbe fällt im Jahr 715 das kleine Asien feindlich an; schift auch, im Jahr 716, eine Armee von 120000 Mann, auf 1800 Schiffen nach Thracien hinüber; läßt selbige zum Theil in Thracien aussteigen, und schlägt, unter den Mauren von Constantinopel, die kaiserliche Armee. Er verliehrt indessen, durch das, schon sonst erwähnte, künstliche Feuer der Kaiserlichen, so viel Krieges- und Proviantschiffe, daß es ihm gar bald an Proviant gebricht; daß der Hunger und die Pest, einen großen Theil seiner Armee aufreiben, und daß er dieserwegen, in einem neuen Gefechte, um so leichter nun den Kürzern ziehet, und endlich auch im Jahr 717, mit nur weniger Mannschaft, ohne etwas wichtiges bewürkt zu haben, Constantinopel wiederum verlassen muß.

Er stirbt denn auch, nicht lange nach diesen Vorfällen, nach einer sonst rühmlichen Regierung, im Jahr 717, und ernennt, noch eh er stirbt, einen gewissen Omar, der Geschwisterkind mit ihm ist, zum Nachfolger in dem Khalifate, einen Mann, der zwar von den Christen sehr verschrieen wird, der in der That aber, weiter keinen Fehler an sich hat, als den, daß er den christlichen Bilderdienst, durchaus nicht dulden will; ihn, für eine wahre Abgötterey erkläret, und überhaupt auch nicht so eitel, wie die Fürsten der Christen denkt und lebet, sondern sich, wie Omar I. armselig kleidet, auch armselig sich bedienet lässet, doch sonst nach Gerechtigkeit handelt, und schon im Jahr 720, den Yezid II. zum Nachfolger auf dem Throne hat.

Dieser Yezid II. aber, läßt seine Truppen, in Asien, gegen die Türken, und von Spanien aus, gegen die Franken fechten, um auch Frankreich zu erobern. Gegen die Türken hat er indessen gar kein weiteres Glück, als daß er seine Staaten gegen sie decket, und in Frankreich macht er freylich wohl einige Eroberung, aber er verliehret sie auch wieder, (siehe Begebenheiten in Frankreich) und stirbt bereits, im Jahr 724, da denn Heschami, ein Bruder von ihm, zu der Regierung kommt.

Dieser Heschami fällt denn auch, im Jahr 725, das Gebieth des griechischen Kaisers wieder an, setzt diese seine Einfälle, bis zum Jahre 751, mit abwechselndem Glücke fort, und wendet sich endlich, in eben diesem Jahre, wider die Türken, die sein Gebieth anfallen, und die er dieserhalb verjagen muß.

Nächst diesem ist er aber sehr bemühet, das Königreich der Franken, seinem Scepter unterthan zu machen, und setzt also, die Versuche hierzu, (siehe Begeben. Frankr.) mit

mit großem Schaden, immer fort; sorgt jedoch auch stets für die Sicherheit und Bevölkerung der Länder, die er bereits besitzet; legt neue Festungen, neue Städte, auch neue Dörfer an, und wird, weil er zu diesen allem sehr viel Geld gebraucht, und deshalb die Auflagen erhöhet, als ein sehr geiziger Fürst, von seinem Volk verschrieen.

Kaum ist er auch, etwan im Jahr 732, mit den Türken in Ruhe, so fällt er wiederum den Kaiser an; verheeret wiederum desselben Länder; führet wiederum, unzählige Menschen, als Gefangene mit sich fort; wird zwar oft genug, (cf. Begebenheiten des morgenländischen Reiches) sehr hart geschlagen, schlägt aber unterweilen auch die Kaiserlichen hart genug; stellt überdem, um den Kaiser zu stürzen, einen fremden Menschen, als einen Sohn des Kaisers Justinian, zum Gegenkaiser auf; erregt also dem Kaiser innere Händel; dämpfe noch unterschiedene Empörungen, die wider ihn selbst entstehen, und treibet sich in diesem Gewirre, noch immer glücklich genug, bis an seinen Tod herum, der, im Jahr 742, erfolget, und dem Whalid II. seinem Neffen Platz zum Throne macht.

Weil nemlich Yezid II. es so verordnet hat, daß nach ihm, dieser Hescham, nach diesem Hescham aber, Whalid II. in dem Khalifate folgen solle; so ernennt auch Hescham, eh er stirbt, diesen Whalid zu seinem Nachfolger in dem Khalifate und übergehet seine eigene Prinzen, die er, wenn er sonst es wollte, füglich genug in der Regierung erhalten könnte. So gar eitel und ruchlos kann derowegen seine Seele eben nicht gesonnen seyn, obschon die Christen seiner Zeit, die die Bilder verehren, welche er nicht verehret wissen will, sehr übel von ihm reden. Whalid II. sein Nachfolger aber, ist in der That ein Mensch, der nach nichts, als nur nach den verkehrten Lüsten seines Herzens frägt; der alle Religion verlacht; der Liebe und Wein, sein einziges Ziel seyn läßt; der sogar vor den Augen aller Welt, sich gar nicht scheuet, die Vorschriften des Korans aus der Acht zu lassen, und der dieserwegen den Musulmännern sehr verächtlich und gehäßig wird.

Er indessen, da ers sehr wohl siehet, wie abgeneigt ihm jeder Musulmann nun ist, öfnet nun die Schätze, die der vorige Khalife hinterlassen hat, und speiset, kleidet, beschenket und belustiget die Bürger von Damaskus, um sich ihnen, und den Unterthanen seines Reichs, als den gütigsten Herrn zu zeigen, erhöht auch noch den Sold der Truppen, und meynt, daß er nun nichts mehr zu fürchten habe, da die Bürger seiner Residenz, und auch die Truppen ihm gewogen sind.

Das alles hilft ihm aber, da er ganz offenbar, den Koran und desselben Vorschrift übertritt, zu nichts. Denn es verschwören sich einige Eiferer für das Gesetz, wider ihn und wider sein Leben, gehn, und hauen ihn, im Jahr 743, nieder, und rufen den Whalid III. einen Sohn Whalids I. zum Khalifen aus, der einer ihrer Mitverschwornen ist.

Dieser Whalid III. stirbt aber, sechs Monathe nach seiner Erhebung, und da folgt

ihm Ibrahim, sein Bruder, der nur 70 Tage lang regieret, und von einem gewissen Merwan, der zur Zeit Whalids des zweyten, Stadthalter Armeniens ist, vom Thron gestoßen, ja, wie zu vermuthen stehet, auch ermordet wird.

Whalid II. hinterläßt nemlich, da man ihn ermordet, einige Prinzen, und da sagt Merwan: — „er wolle, zum Besten dieser Prinzen, den Tod des Whalids II. rächen!“ — Die Truppen sind denn auch, zum Theile wenigstens, dem Whalid II. der ihren Sold erhöhet hat, gewogen, und es kostet derowegen, dem Merwan eben nicht viel Mühe, ein mächtiges Heer zusammen zu ziehen, und erst, dem Whalid III. der sich sehr aufs Bitten leget, nach dessen schleunigen Tode aber, dem Ibrahim zu Leibe zu gehen, auch dessen Feldherrn auf das Haupt zu schlagen, und gerade auf Damaskus vorzurücken, um die gefangen gesetzten Prinzen des Whalids II. zu befreyen, und sie an der Stelle des Ibrahims, auf ihres Vaters Thron zu setzen.

Ibrahim indessen meynt: wären diese Prinzen nur erst todt; so könnte Merwan nicht mehr sagen, daß er für sie, das Schwerdt noch führe, und er richtet also diese Prinzen hin, macht dadurch aber seine Sache ungleich schlimmer.

Denn außerdem daß diese Hinrichtung, die Gemüther der Damascener wider ihn empöret, erklären nun auch diese Prinzen, vom Dank gegen den Merwan angefüllt, vor ihrem Tode, so feyerlich als sie nur können, eben ihn, den Merwan, zum Erben aller ihrer Rechte. Und indem sie, auch das Khalifat, als ihr Eigenthum betrachten; so erklären sie denn auch: „daß keiner als nur Er allein, der rechtmäßige Khalif seyn solle!“ Sie geben derowegen dem Merwan, den allerbesten Schein des Rechtes, um sich selbst, wie wirklich auch geschieht, zum Khalifate zu erheben.

Sobald er nemlich diesen Tod der Prinzen, und ihre, seinetwegen geäußerte Erklärung hört; so giebt er augenblicklich alle Gefangene loß, die er, von den Truppen des Ibrahims gemachet hat; so verbindet er also diese Leute ebenfalls mit sich, und so kommt er, mit sehr gestärkter Macht, auch unter so günstigen Meynungen von seiner guten Denkungsart, an die Thore von Damaskus heran, daß in Damaskus, ihm fast niemand widerstehet, daß Ibrahim sich nun verlassen siehet; in eigener Person dem Merwan entgegen eilet, der Regierung entsaget, und dem Merwan Platz zum Khalifate macht.

Dieser Merwan II. gelangt also, im Jahr 744, zur obersten Gewalt über die Musulmänner, und läßt, wie es scheint, seine erste Sorge dahin gehen, daß Ibrahim nun sterbe. Derselbe stirbt wenigstens sogleich, durch die Hand einiger Meuchelmörder, und wer sollte sie erkaufen, als nur er, der neue Khalife, der ohnedies auf seinem Throne gar nicht feste sitzt, und der also leicht genug auf solche Mittel fallen kann.

Seit vielen Jahren, wissen wir nemlich, hatten schon die Araber, die Iraker und die Perser behauptet: „nur den Nachkommen

Digitized by Google

men des Mahomeths und des Ali, gebühre das Khalifat, und um dieser Behauptung willen, war, wie wir ebenfalls schon wissen, seit vielen Jahren schon, nicht wenig Blut vergossen worden. In vielen Jahren war nun freylich, diese Behauptung, in keine öffentliche Unruhe ausgeschlagen, aber sie dauerte, in den obgedachten Ländern, auch anjetzt noch fort, und alle, die dieser Meynung waren, hatten immerdar auf die Abkömmlinge Mahomeths, ihr Auge gerichtet; sie immer schon, ganz insgeheim, mit Gelde unterstützt; auch in den Provinzen, unter anderm Vorwande, im Grunde aber zum Besten dieser Abkömmlinge, Waffen und Proviant angeschaffet, um, bey der ersten Gelegenheit, gegen die vermeintlich unrechtmäßigen Besitzer des Khalifats, sich keck und kühn im Felde zu zeigen.

Jetzt also ist Merwan auf dem Throne, und ist durch die Gewalt der Waffen drauf gekommen. Jetzt lebt auch ein gewisser Ibrahim, ein Abkömmling, von dem Hause des Ali, und ein Mann, von dem sein Vater schon geweissaget hat: „daß er es sey, durch welchen Gott, dem Hause des Ali, wiederum zu seinem Recht verhelfen wolle!“ Jetzt empört sich derowegen Arabien, Irak und Persien, wider den Merwan, und Merwan hat demnach für seine Sicherheit genug zu sorgen, muß auch alsofort zu Felde ziehen, und diese alle, die sich wider ihn empören, zu besiegen suchen.

In diesem seinem Feldzuge, fieget er denn freylich auch sehr oft, hat auch überdem das Glück, den Ibrahim aufzuheben, und hinzurichten, zieht endlich aber, im Jahr 749, so sehr den Kürzeren, daß er Syrien verlassen und nach Egypten fliehen muß, wo er im Jahr 750, erstochen wird, worauf denn auch das Khalifat, dem Al Abbas, einen Bruder des Ibrahims, aus dem Hause Ali, in die Hände fällt.

Dieser Al Abbas ist nun aber, durch den Beystand derer zu dem Khalifat gelanget, die es für eine himmelschreyende Sünde hatten, daß das Haus des Ali, bishero unterdrücket worden. Er muß denn auch, durch eben diese fanatische Leute, sich auf dem Stuhle der Khalifen erhalten, und sie alle machen sichs zur Pflicht des Gewissens, einen jeden, der dem Rechte des Hauses Ali zu dem Khalifate widerspricht, ohne alle Barmherzigkeit zu tödten. Unter seiner Regierung werden also, von den Anhängern des Ali, die alle grausamlich verfolget, die der gegenseitigen Meynung sind, und er selbst, der Khalife Al Abbas, muß, um nicht als ein ruchloser Herr, und als ein, des Fluches würdiger Ketzer, angesehn zu werden, in allen Gegenden seines Reiches, die ungestraft ermorden lassen, die es auch noch jetzt behaupten, daß Abubekr, Omar, Othmann, Moawijah und alle andere Khalifen, rechtmäßig erwählete Khalifen gewesen seyn.

Soich ein hartes Verfahren gegen diese Leute erbittert indessen derselben Gemüther, und bringt sie dahin, daß sie sich förmlich empören, daß also ein abermaliger innerer Krieg entstehet, und daß, da dieser erst entstanden ist, zugleich auch der griechische Kaiser Constantinus Copronymus, zu den Waffen greift.

Unter den Muſulmännern ist demnach des Krieges und des Blutvergieſſens, in dieſer Zeit ſehr viel, und dies alles dauret, nach dem Tode des Al Abbas, welcher im Jahr 753 erfolgt, unter ſeinem Bruder, Abu Jaafar Al Manſur, der hierauf Khalife wird, noch fort, ja mehret ſich, indem, bald dieſer, bald jener, bald in dieſer, bald in jener Provinz auftritt, und dem Khalifen das Khalifat entreißen will.

Der Khalife ſiegt indeſſen faſt überall, hat aber ſeine Siege, vornemlich nur dem Abu Moslem,*) einem, jetzt erſt 25jährigen Manne, zu danken, der ſein oberſter Feldherr iſt, und der auch ſchon dem Al Abbas beygeſtanden, und ihn zum Khalifat verholfen hat.

Eben dieſer annoch ſo junge, ſonſt aber den größten Helden des Alterthums an ihre Seite zu ſetzende Mann, wird indeſſen, nachdem er ſo ofte ſchon geſieget, und, wie man will, zum Vortheile des Al Abbas, auch des Al Manſurs, an 600000 Feinde, erleget, ſich auch außerordentlich bereichert hat, zu prachtliebend und zu ſtolz, als daß der Khalife Manſur, für ihn ferner noch in Ruhe leben könnte. Er ruft ihn alſo an ſeinen Hof, und ermordet ihn, um vor ihm ganz unbeſorgt zu ſeyn.

Eben die vielen Händel indeſſen, die der Khalife Al Manſur, gleich vom Antritte ſeiner Regierung hat, reizen die chriſtlichen Prieſter und Biſchöfe ſeiner Staaten, vornemlich aber den chriſtlichen Patriarchen Antiochiens, zur Untreue gegen den Khalifen, und zu geheimen Unterhandlungen mit dem Kaiſer. Der Khalife züchtiget ſie derowegen, doch wirklich nur mit Glimpf, und durch einen erhöheten Tribut, macht aber, daß dieſe Herren gewaltig über ihn ſchreyen, und ihn ſogar als einen Verfolger der Chriſten ſchildern.

Weil denn auch Al Manſur, in Aſien ſo viele Händel hat, ſo tritt, im Jahr 755, ein

*) Die Geſchichte ſagt: — „Abu Moslem hielt ſich 1000 Köche, und 12000 Laſtthiere für ſein Gepäcke. Er brauchte für ſeine Küche, täglich, tauſend Schaafe, und überdem noch viele Ochſen, und anderes Vieh, auch mußten für ſeinen Hofſtaat, alle Tage, 3000 Torten, oder Paſteten bereitet werden. Er hatte nur 3 Weiber, aber die durfte niemand, als er ſelbſt anſchauen. Sie waren eingeſperret, und ihr Unterhalt, durfte ihnen, wegen der allzu großen Eiferſucht ihres Gemahls, nicht in ihre Zimmer gebracht, ſondern immer nur, wie alles andere was ſie brauchten, durch ein Fenſter dargereichet werden.“

„Forderte er auch eine dieſer Frauen zu ſich, und ſchickte er ihr zu dem Ende ein Kameel, auf welches ſie ſich ſetzen, und zu ihm kommen ſollte: ſo verbrannt er Kameel und Sattel, damit nie jemand das Glück hätte, darauf zu ſitzen. Er hinterließ, dieſes Aufwandes ohnerachtet, einen ſo großen Schatz, daß der Stadthalter, der ihn, im Namen des Khalifen einziehen mußte, dadurch gereizet wurde, ſich zu empören, auch im Stande war, ein Heer von 100000 Mann auf die Beine zu bringen, und gegen den Khalifen, endlich zwar zu ſeinem eigenen Verderben, anfangs aber mit einigem Vortheile zu fechten.“

Digitized by Google

ein gewisser Abdalrahman in Spanien auf; erkläret sich gegen den Al Mansur; sieht sich selbst, als den rechten Khalifen an, und stiftet, da Al Mansur ihm anjetzt nicht nicht wehren kann, ein neues Khalifat in Spanien. (s. Begebenheiten Spaniens)

Es ist und bleibt denn auch die ganze Regierung dieses Al Mansurs, so unruhig, als eine Regierung je seyn kann. Denn, selbst von den Nachkommen des Mahomeths und des Ali, steht immer Einer nach dem Andern auf; meynt immer der Eine, vor dem Andern, ein viel näheres Recht zum Khalifat zu haben, und schlagen sich auch die Musulmänner, bey hunderttausenden, zu diesen neuen Prätendenten, so, daß Mansur, mit ihnen, und überdem auch noch sehr oft mit dem griechischen Kaiser, bis zu dem Jahre 768, ja noch einige Jahre später hinaus, zu fechten hat.

Das merkwürdigste aber, was außer diesen Kriegen, während der Regierung des Al Mansurs, noch geschiehet, ist die Erbauung der Stadt Bagdad am Tigris-Flusse, die er unternimmt, und die Verlegung seiner Residenz nach dieser Stadt. Außerdem aber ist es wahr, handelt er strenge gegen alle, die ihm nach der Krone greifen, und nimmt er auch denen Christen viele Freyheiten, z. E. die Freyheit Crucifixe aufzurichten; Bilder in den Kirchen zu haben; nächtliche Versammlungen zu halten; Kirchen zu bauen und (vermuthlich ohne vorgängige Erlaubniß) auszubessern, auch ihre Jugend in Wissenschaften zu unterrichten) aber es ist auch wahr, so viele Rebellionen, nöthigen ihn zur Strenge gegen die Rebellen, und die Abneigung der Christen, von der Regierung der Musulmänner, muß ihn natürlich genug eben so sehr zur Kränkung der Christen reizen, als ihm diese Kränkung die Liebe der Musulmänner erwerben kann, die er, in so unruhigen Zeiten, allerdings wohl suchen muß.

Sonst ist er aber ein Freund der Gelehrsamkeit, der Wissenschaften und der Künste, in einem solchen Grade, daß er Künstler und Gelehrte, nach Bagdad rufet, und sie daselbst, als Lehrer der Musulmänner, auf das reichlichste besoldet, indem ers sich einen Ernst seyn läßt, seine, immer noch sehr unwissende Musulmänner, mit den Künsten und Wissenschaften bekannt zu machen, und ihnen, auch in dieser Absicht, einen Vorzug vor den Christen zu geben.

Zu seiner Zeit, und zwar im Jahr 768, stirbt übrigens, Abu Hanifa, ein, unter den Musulmännern, sehr berühmter Mann, in dem 138sten Jahre seines Alters, und wird der Stifter einer besondern Religionsparthie.

Er behauptet nemlich: — „was Mahometh gelehret, das wäre freylich unwidersprechlich wahr, aber nicht alles hätte Mahometh gelehret, was man jetzt, als eine Lehre von ihm anseben wollte, und dagegen müsse man seine Vernunft gebrauchen, nicht aber den Aussprüchen der Schriftgelehrten blindlings folgen.“ Und dieser seiner Meynung fallen nun sehr viele bey, die mehresten aber sind derselben sehr zuwider, und es werden und bleiben derowegen, auch durch diesen Mann, die Musulmänner in Sekten getheilet,

theilet, die sich noch bis jetzt, verkehrern und verfolgen.

Vornemlich merkwürdig ists indessen, daß dieser Hanifa im Gefängniß stirbt, und darum ins Gefängniß kommt, auch in denselben bis an den Tod verbleibt, weil er ein Richter werden soll, er aber des Richteramts sich weigert, und von sich selbst behauptet: — „er habe keine Fähigkeit dazu.“ Merkwürdig ist es endlich auch, was er von sich hören läßt, da ihm einmal ein anderer Mann einen Backenstreich giebet, und ihn also beleidiget und beschimpfet.

„Ich könnte,“ spricht er bey dieser Gelegenheit, „dir wieder einen Backenstreich hingeben, und Böses mit Bösem vergelten, aber ich will es lassen! Ich könnte auch, da ich dies nicht will, dich bey dem Khalifen verklagen, aber ich will auch dieses nicht! Ich könnte ferner, dieses Leid, welches du mir zufügest, in meinem Gebethe Gott vortragen, aber ich will mich hüten, daß mir dies in meinen Sinn nicht komme! Ich könnte endlich auch, am Tage des Gerichts, zu Gott um Rache flehen, aber Gott soll mich davor bewahren, daß ich nie so sehr voll Rachbegierde werde. Ja, käme jetzt, dieser große und schreckliche Tag, und könnte mein Gebeth dir helfen; so solltest du wahrlich auch mit mir ins Paradies eingehn!“ — Also, welch ein trefflicher Mann, welch ein wahrer Christ, ohne es dem Namen nach zu seyn! — So werden ja wirklich wohl, noch außer den Kindern des Lichts, vom Mittag und vom Abend Viele kommen, die mit Christo sitzen dürfen, in dem Reiche unsers Herrn!

Begebenheiten im morgenländischen Reiche.

Sobald der Kaiser Anastasius es höret, daß seine Haustruppen, den Theodosius zum Kaiser ausgerufen haben, und mit ihm auf Constantinopel gehen, sobald flieht er aus Constantinopel fort, und Theodosius rückt nun an diese Stadt heran; findet zwar eine zahlreiche Besatzung, und eine starke Gegenwehr in derselben; erobert sie indessen, im Jahr 715, nach einer sechsmonathlichen Belagerung, und wird nun auch in ihr, als Kaiser anerkannt.

In Asien steht nun aber Leo, der Oberfeldherr des Anastasius, gegen die Musulmänner im Felde, und dem verdreußts nicht wenig, daß Theodosius, sich jetzt auf seines Kaisers Thron hinsetzt. Er handelt also mit dem musulmännischen Generale, so gut er kann, um Frieden, und bricht mit seinem Heere, das ihn als Kaiser anerkennet, ungesäumt nach Constantinopel auf. Er ist denn auch ein sehr berühmter tapferer Mann, der, von den niedrigsten Kriegesdiensten an, bis zu der Oberfeldherrnwürde, durch seine eigene Thaten sich empor geschwungen hat. Ihm fällt also, wohin er auch nur kommt, Soldat und Bürger zu, da indessen sein Gegner Theodosius, fast niemand recht bekannt geworden ist, und da die Truppen, die ihn erhoben haben, vermuthlich nur, um unter ihm ganz zügellos zu seyn, gerade ihn, einen so wenig

geachteten

geachteten, und so wenig fähigen Mann, vor andern auserwählet, und zum Kaiserthum erhoben haben.

Je näher derowegen Leo, der Stadt Constantinopel kömmt, je mehr entfällt nun auch dem schwachen Theodosius der Muth, und da hiernächst sein Sohn, dem Leo entgegen rücken muß, von selbigem aber geschlagen, auch gefangen genommen wird: da eilet er, so sehr er kann; bietet Kron und Scepter dem gedachten Leo dar; läßt sich nebst seinem Sohn, zum Mönche scheeren, und gehet mit ihm nach Griechenland, um da, von allem Glanz des Throns entfernt, in aller Einsamkeit zu leben.

Leo indessen, mit diesen Vorschlägen und Schritten des Theodosius wohl zufrieden, rückt, im Jahr 716, an Constantinopel heran; wird mit Freuden eingeholet; schwört dem Bischofe und dem Volke: „daß er die rechtgläubige Kirche immer schützen wolle,“ und wird hierauf, unter großem Jubelgeschrey des Volks, zum Kaiserthum gekrönet.

Bald nach seiner Erhebung fällt ihm aber, der Khalife Solimann in seine Staaten, ja sogar in Thracien ein, und belagert seine Residenz. Er indessen weiß, als ein guter General, sich wohl zu wehren, und hat das Glück daß seine Krieges-Operationen, auch der Hunger und die Pest, das feindliche Heer fast ganz aufreiben, und den kleinen Ueberrest desselben, zu einem stillen Abzug bringen.

Wie indessen der Hunger und die Pest, unter dem arabischen Heere, die schrecklichste Verwüstung stiften, so sterben auch in Constantinopel, während der 13monathlichen Belagerung, an 30000 Menschen vor Hunger, und so kömmt auch noch, im Jahre 719, der vormalige Kaiser Anastasius, der vor dem Theodosius aus Constantinopel flohe, sehr unverhofft, mit einer starken bulgarischen Macht, auf Constantinopel loß, um von dem Throne wiederum Besitz zu nehmen.

Der neue Kaiser Leo will nun aber, vor diesem seinem alten Herrn nicht weichen, verschließt sich derowegen in der Stadt, und setzet sich aus aller Kraft zur Wehre. Anastasius belagert also diese Stadt, doch, die Bulgaren die er bey sich hat, wissen eben nichts von der Belagerungskunst; haben geglaubt, nur wenig Widerstand, wohl aber einen fetten Raub, mit leichter Mühe zu finden, und werden dieserwegen, da Leo nun so tapfer widersteht, mit ihrem Führer Anastasius sehr unzufrieden; fesseln ihn, und überliefern ihn dem Leo, der arg und gottlos genug schon ist, diesen seinen alten Herrn, der ihn ehedem so sehr erhoben hat, um das Leben zu bringen, und der nun auch, seinen erst zweyjährigen Prinzen Constantinus Copronymus, auf die feyerlichste Art, zum Kaiser krönen läßt, und selbigem, die dereinstige Nachfolge auf dem Throne in Zeiten zu versichern sucht.

Fällt ihm denn auch, in der Folge, der Khalife Heschem, von dem Jahre 725 an, sehr oft in seine Staaten ein, und hat er dieserwegen, zur Vertheidigung dieser seiner Staaten, Last und Sorge genug, so hindert ihm doch dieses alles nicht, auch an die Sachen der Kirche Christi zu gedenken, und so empöret er,

durch seine kirchliche Verordnungen, die ganze Christenheit wider sich, als wider den allerabscheulichsten und boshaftesten Ketzer.

Als nemlich in dem Jahre 726, ein gewaltig starkes Erdbeben entstehet, welches fast alle Provinzen seines Reichs betrift, und in demselben, Menschen und Städte beschädiget und verschüttet werden, so behauptet er: — „Gott strafe jetzt die Christenheit, und er strafe sie vornemlich wegen der abscheulichen Abgötterey, die sie in Ansehung der Bilder und Statüen der Märtyrer und der Helligen, ja selbst auch Jesu Christi trieben.“ — Er befiehlet derowegen: „aus seinem ganzen Reiche, alle Bilder, und alle Statüen, sowohl Jesu Christi, als auch der Märtyrer und der Helligen fortzuschaffen und zu zerstöhren, und untersagt es auch den Christen seines Reiches, diese Bilder und Statüen noch fernerhin zu ehren, vor ihnen niederzuknien, und vor ihnen zu bethen!“

Er nun, der zuvor gegen die Musulmänner gefochten hat, und derselben Glauben gewiß wohl kennet, er kann, schon durch die Musulmänner, die, auch um der übertriebenen Verehrung der Bilder willen, die Christen, als die gröbsten Götzendiener betrachten, auf diese Gedanken, und auf diese Befehle kommen, und er kann hierbey, es freylich wohl sehr redlich meynen: aber die Christenheit ist nun schon viel zu sehr, zu einem Gottesdienst verwöhnet, der nicht im Geist und in der Wahrheit, wie Christus will, sondern in einem sinnlichen Pomp besteht, und es schreyt also die ganze Christenheit nun wider ihn.

Er indessen fährt, mit seiner Macht gerade zu; wirft alle Statüen der Heiligen und der Märtyrer in Constantinopel um, nimmt sogar auch die Statüe Jesu Christi, die Constantin der Große, über das Thor des kaiserlichen Pallastes hingestellet hat, hinweg, und läßt dieselbe, nebst allen andern Bildern und Statüen, aus der Stadt fortführen und vernichten. Das abergläubische, dumme Volk der Stadt, wird also, da Bilder und Statüen, ihm höchst unentbehrlich scheinen, aufrührisch und wild, rottet sich zusammen, und will dem Kaiser wehren, ja ihn entsetzen. Der Kaiser aber, mit der Furcht nur wenig bekannt, und zum Beherrscher gebohren, weiß dies tobende Volk, durch seine Truppen zu bändigen, und verlangt, daß das, was in seiner Residenz geschehen ist, in allen seinen Landen eben so geschehen solle.

Dadurch entstehen indessen, besonders in Rom und in Italien, die schrecklichsten Verwirrungen, (die wir unter den Artikul aus Rom erzählen werden,) und dadurch wird denn auch die Regierung dieses Herrn, der bey seinem Befehle schlechterdings beharret, so unruhvoll, daß er den Khalifen, die sein Reich anfallen, nicht so widerstehen kann, als er, nach seinem Muthe, und nach seiner sonstigen Fähigkeit, denselben allerdings wohl widerstehen würde. Er stirbt denn auch, ohne diese Unruhen beygelegt zu haben, im Jahr 741, und da folgt sein Sohn Constantin, der, da er getaufet wird, das Taufwasser verunreiniget, und deswegen, den Beynamen Copronymus erhält; von dem aber auch, der Patriarche der ihn taufet, sogleich

bey

bey dem Vorfalle in der Taufe, es vorher verkündiget, daß er dereinſten die Kirche eben ſo betrüben würde, als er das Waſſer jetzt betrübet hätte.

Dieſer Copronymus eilt indeſſen, da ſein Vater ſtirbt, gegen die Saracenen, (d. h. Muſulmänner) die noch immer in den Waffen ſind, ins Feld, und da unterſteht ſich Artabasdus, der Befehlshaber der kaiſerlichen Leibwache, auch Schwäher des Copronymus, in ſeiner Abweſenheit, das Gerüchte auszuſprengen: „Copronymus ſey geſtorben,“ und auch ſofort ſich ſelbſt als Kaiſer anzuſehen.

Er weiß inzwiſchen, daß der Ungrund des Gerüchtes bald genug bekannt ſeyn werde, und er verbindet ſich derowegen mit dem Patriarchen, zur Stürzung des Copronymus, findet auch an dieſem Prieſter, gerade einen ſolchen Schelm, als er zu ſeiner Abſicht nöthig hat.

Denn er, dieſer Prieſter, berufet nun die ganze Bürgerſchaft zuſammen; nimmt ein Kreuz; legt ſeine Hand darauf, und ſpricht: — „ich ſchwöre bey dem, der an dieſem Kreuz geſtorben iſt, daß Copronymus einmal zu mir geſprochen: — „er glaub es nicht, daß Jeſus ein Sohn Gottes ſey. Er halte ihn für nichts, als für einen Menſchen, und er glaube auch, daß Maria, dieſen Jeſum, eben ſo empfangen und zur Welt gebohren habe, als er, von ſeiner Mutter, der Kaiſerin, ſey empfangen und zur Welt gebohren worden!“

Dies, ſagen wir, ſchwört hier der ſchändliche Prieſter, vor allem Volke, bey dem Crucifixe, und nun flucht auch alles Volk, dem Kaiſer, der vielleicht dies nie geſprochen hat; nun entſetzt es dieſen Herrn, der kaiſerlichen Würde, und ſchwört, weil es der Oberprieſter alſo will, dem Schelme Artabasdus, den Eid der Treue, den es zuvor den abgeſetzten Herrn geſchworen hat, und von dem es dieſer Prieſter feyerlichſt entbindet.

Copronymus erfährt dies aber bald genug, ſieht ſich von denen Truppen, die er bey ſich hat, geliebet, und bricht nun alſofort, gegen den neuen Kaiſer Artabasdus auf, ſchlägt ihn einigemale aus dem Felde, und belagert ihn endlich in Conſtantinopel, wohin er ſich rettet, und woſelbſt er ſich, ſo lange vertheidiget, bis der Hunger in der Stadt, zu ſehr einreißet, und ſich die Bürger in ihr, dem Copronymus ergeben.

Da gerathen alſo Artabasdus und ſeine Söhne, dem Sieger in die Hände; da reißet nun Copronymus denſelben ihre Augen aus; da plündern ſeine Truppen die Stadt; da werden viele, theils mit der Verweiſung, theils mit dem Tode beſtrafet, und da wird vornemlich auch, der Patriarche ſeiner Augen beraubet; öffentlich mit Ruthen gepeitſchet; mit dem Geſichte, nach dem Schwanze zu, auf einem Eſel geſetzt, und ſo, zum Spotte alles Volks, durch die Straßen der Stadt geführet, jedennoch aber in ſeinem patriarchaliſchen Amte gelaſſen, vermuthlich wohl, weil er, ein ſo geſchändeter Mann, ſo lange als er lebt, die Schande nicht auslöſchen, nicht leicht die Bürger wiederum verführen kann, und auch gewitziger genug, vor

ähnlichen Versuchen, sich immer mehr als jeder Andere hüten dürfte.

Wie nun aber diese Unruhen, in den Jahren 741 bis 743 entstehen, und auch beygeleget werden; so entstehet, in dem 744sten Jahre, in dem Gebiethe der Musulmänner, der blutige innere Krieg, dessen wir im vorhergehenden Artikul gedenken, und den die Nachkommen des Ali, gegen den Merwan, über das Recht zum Khalifat erregen. Copronymus sieht derowegen, die Macht der Musulmänner sehr getheilet, und bricht also, mit seiner Macht, in die Staaten der Musulmänner ein; vermehrt dadurch derselben Noth; sieget unterweilen, und durchplündert unterweilen derselben Länder; macht demohnerachtet aber, so viel man aus der verworrenen und mangelhaften Geschichte dieser Zeit abnehmen kann, keine sonderliche Eroberung.

Denn, schon im Jahr 745, entsteht ein fast allgemeines, und sehr anhaltendes Erdbeben, welches das erschrecklichste Unglück stiftet, Städte und Dörfer niederstürzet und versenket, ja, wie einige behaupten, etliche Bergstädte, Meilenweit, von ihrer vorigen Stelle, an eine andere versetzet. Bald nach demselben entstehet auch, im Jahr 747, eine Pest, die von Sicilien ausgehet, und drey Jahre lang, Italien, Griechenland, die Insuln, Thracien und auch Constantinopel verwüstet. Endlich aber fallen, nach allen diesen unglücklichen Ereignissen, die Bulgaren, wiederholend in das Reich, und schlagen unterweilen auch den Copronymus aus dem Felde. Sie schwächen also, in Gemeinschaft mit jenen Unglücksfällen, denselben dergestalt, daß er, weder gegen die Musulmänner etwas wichtiges unternehmen, noch auch das Exarchat erhalten kann, welches der König der Longobarden an sich reißet, und Pipin nachher dem Pabst in Rom verleihet.

So sehr nun aber, durch so manche Widerwärtigkeit gedränget, auch gebeuget, und in kriegerischen Unternehmungen gehindert, fällt sein Geist darauf, sich mit kirchlichen Dingen abzugeben, um in diesen nun die Größe seiner Macht zu zeigen, und dadurch auch die traurige Lage des Staates, so viel als möglich ist, zu bessern.

Die Pest, die Erdbeben und die Kriege, haben nemlich eine ungeheure Menge Menschen weggeraffet, die Staaten sind also von Menschen entblösset, und sollen und müssen derowegen wiederum bevölkert werden. Alle Lande sind indessen, mit Klöstern ohne Zahl versehen, und in den Klöstern sind, so viel starke rüstige Kerle, auch so viel rasche Dirnen, daß sie die Länder wohl bevölkern könnten, wenn sie in der Ehe wären, und nicht den Ehestand verschworen hätten. Er denkt also, können die Priester, seine Unterthanen von dem Eide entbinden, den sie ihm geleistet, so werd auch er, die Mönche und die Nonnen von dem Eide entbinden können, den sie den Klöstern geleistet hätten, und er verordnet derowegen: — „die Mönche sollten Weiber, die Nonnen aber Männer nehmen!“ — und da ist denn der Satan in den Klöstern los.

Denn, wenn gleich Fleisch und Blut in denen Klöstern, gerne Ja hier sagen; so spricht denn doch der heilige Stolz, ein lautes Nein hierzu. So sind auch einige Kloster-

brüder

brüder hier so frech, daß sie den Kaiser öffentlich beschimpfen, und so muß dieser sie, zum Theil nun peitschen, zum Theil auch tödten lassen; ja so muß er endlich auch, mit äußerlicher Gewalt, die Mönche und die Nonnen aus den Klöstern jagen; Soldaten, statt der Nonnen und der Mönche in die Klöster legen; die Klosterbrüder zwingen, in feyerlichen Aufzügen, mit Klosterschwestern an der Hand, vor allem Volk einherzugehen, und denen die Augen aus dem Kopfe reißen lassen, die sich hierzu gar nicht bequemen wollen.

Wegen des Bilderdienstes ist denn ebenfalls noch immer Zank und Streit, in der Kirche, die sich des weisen Jesu rühmet, und besonders sind die Mönche, die eifrigsten Verehrer der Bilder. Denn sie, da sie in ihren Klöstern nichts zu schaffen haben, legen sich lange schon auf die Mahlerey und Bildhauerey; werden also die besten Meister in dieser Kunst, und verfertigen die Bilder und die Statüen der Heiligen; haben derowegen den besten Gewinst davon, und sind niemalen gesonnen, ihrem Gewinste zu entsagen.

Da also, des Lärmens und des Streitens, um der Bilder willen, so gar kein Ende wird; so beruft Copronymus, der nun in kirchlichen Dingen groß seyn will, im Jahr 754, 333 Bischöfe nach Constantinopel zusammen, und diese versammlete Herren erklären, (wir wissen nicht, ist es aus Ueberzeugung, oder ist es aus Furcht und Gefälligkeit, gegen den Copronymus,) dem Pabst in Rom, und seiner Clerisey zum Trotze: —

„Die Bilder der Heiligen wären Götzenbilder, und ihre Verehrer wären Götzendiener. Weder die Heiligen, noch auch Maria, die Mutter Gottes, könnten mit ihrer Fürbitte den Menschen etwas nutzen, und man solle in der Folge, keinen Märtyrer, ja nicht einmal die Apostel, mit dem Namen der Heiligen belegen!“

Solch ein Beschluß der Bischöfe, der mit kaiserlicher Genehmigung gefasset und bekannt gemachet wird, entrüstet aber die Verehrer der Bilder, wie leicht zu denken ist, wider diesen Herrn gewaltiglich. Und, da die Bischöfe, die Priester, die Mönche und die Nonnen, die nicht alle seine kirchliche Befehle befolgen, um ihre Augen kommen, und ins Elend wandern müssen, die aber, die frech genug noch sind, den Kaiser dieserhalb zu lästern, sogar ihr Leben auch verliehren: so schildern uns die geistlichen Schriftsteller dieser Zeit, den Constantinus Copronymus, als den abscheulichsten Regenten ab: und wie siehts derowegen, in dieser Zeit, und in diesem Reiche, mit der Religion der Christen aus?

Wahrlich, die ganze römischkatholische Christenheit behauptet es noch jetzt: die 338 Bischöfe, haben nicht im Lichte gewandelt, und diese 338 Bischöfe behaupteng, daß die ganze Christenheit bisher, ohne Licht, in Finsterniß, und sogar in Abgötterey gesessen habe. Die Protestanten behaupten fast eben dies; und großer Gott, wie helle scheint denn nun das Licht des Evangeliums! —

Wahrlich auch, der Kaiser Copronymus, mit seinen Bilderstürmern, erbauet die muhulmännische Welt, zur Annahme, und zur Verehrung des Christenthumes, hier augenscheinlich, eben so wenig, als die Pfarrer und

die Oberpfarrer, die Nonnen und die Mönche sie erbauen, die die Bilder und das Klosterleben mächtiglich vertheidigen. Man sieht genug, warum sie dieses thun. Man sieht, sie wollen mit den Wundern, die diese Bilder angeblich verrichten, und mit den lieben Reliquien der Heiligen, noch ferner reiche Handlung treiben, und sie wollen, unthätig in bürgerlichen Nahrungsgeschäften, ohne Sorg und Kummer, auch eben nicht im Schweiße ihres Angesichtes, noch fernerhin das Mark des Landes essen, und immer nur so nebenbey, der Wollust pflegen, ohne sich die Beschwerde der Ernährung und Erziehung aufzubürden, die sonst der Vater und die Mutter haben. — Man denke sich demnach dies alles vor sich selbst recht durch, und man sage dann, ob mans nicht sattsam siehet, wie so natürlich es nun war, daß solch ein Christenthum verdränget, und daß des Muſulmannes thätiger Glaube, je mehr und mehr auf Erden herrschend wurde?

Begebenheiten in Rom und in Italien.

In Italien, regiert der König der Longobarden Luitprand, ein kühner, aber auch ein gütiger Herr, in den Jahren 715 und 716, in Ruhe. Im Jahr 717 aber nimmt er dem Kaiser und seinem Exarchen, die feste Stadt Cuma ab, und giebt sie auch nicht wieder, obschon der damalige Pabst Gregorius II. ihn anfänglich recht sehr drum bittet, nachmals aber, sogar auch mit dem Fluch des Herrn bedrohet.

In diesen verwirrten Zeiten sind nemlich die Kaiser nicht im Stande, Italien, und was sie darinnen noch besitzen, gehörig zu vertheidigen, und ihre Exarchen verliehren derowegen immer mehr und mehr von ihrem Ansehen und von ihrer Macht. Der Pabst indessen, hat Ansehen und auch Macht genug, da ganz Italien ihn ehret, da er Einkünfte genug zu ziehen hat, und da auch immer noch, die vornehmsten Herrn, als Wallfahrer nach Rom hinkommen, und Vergebung der Sünden, bey den Gräbern der Apostel suchen, auch diese Apostel, in ihm, ihrem Stadthalter, stattlich genug für diese Vergebung bezahlen. Der Pabst regiert also, gewissermaßen jetzo schon, das Exarchat, und kanns demnach nicht gerne sehen, daß Luitprand so um sich greift, muß es auch befürchten, daß derselbe, wenn er hierzu schwiege, noch wohl weiter um sich greifen, auch Rom sich unterjochen, und also die Macht und das Ansehen, was ein Pabst schon hat, gar leicht vernichten dürfte.

Der König Luitprand, beschäftiget sich indessen vornemlich auch, mit Verbesserung der Gesetze, und eben aus diesen seinen Gesetzen erhellet, daß die Christen in Italien, noch immerfort sich Sclaven halten, immer noch der Abgötterey ergeben sind; auf Wahrsager achten; bey heilig geachteten Brunnen bethen, und gleich den heidnischen Germaniern, durch Zweykämpfe, ihr vermeintlich Recht entscheiden. Auch in Italien siehe man derowegen nichts, was dem Geiste der Lehre Christi merklich würdig wäre, und das sieht man noch viel weniger, wenn man von dem

Digitized by Google

dem Jahre 726 an, nach Rom hinstehet, und das erwäget, was der Pabst dort unternimmt.

In diesem Jahre, verblethet nemlich der Kaiser Leo allen Bilderdienst, und da schreyt vornemlich nun der Pabst Gregorius II. und seine Clerisey: „der Kaiser sey ein Mahomethaner!“ erreget auch die ganze Christenheit, besonders aber die Bewohner der Insuln, mit seinem Geschrey so sehr, daß sie einen andern Mann zum Kaiser wählen, alle ihre Fahrzeuge nehmen, nach Constantinopel segeln, und den Leo seines Throns entsetzen wollen, der ihnen durch den Pabst nun schon ein Greuel ist, doch sie gar bald zu Paaren treibet.

Sind nemlich, so denket nun der Pabst, die Bilder nicht zu ehren, und soll man vor ihnen nicht mehr knien und bethen, weil die Fürbitten der Heiligen für Gott nicht gültig sind: so versteht es sich von selbst, so soll und darf nun auch kein Mensch jetzt mehr nach Rom wallfahrten, und bey den Gräbern der Apostel knien und bethen. So versteht es sich denn auch von selbst, daß die Reliquien der Kirche nichts mehr taugen: und so entbehrt denn Rom, der Pabst, und seine Clerisey, des vielen Geldes, welches die andächtigen Wallfahrer, auf den Gräbern der Apostel, vor den Bildern der Märtyrer und der Heiligen, auch vor derselben Reliquien so willigiich opfern. So werden demzufolge, die Einkünfte eines Pabstes, und seiner Subalternen, auf das merklichste geschwächt. So kann er nun, so sehr nicht mehr, die wichtigsten Dinge unternehmen. Und so bleibt auch, recht wider seinen Wunsch, der Kaiser und desselben Exarche, immer noch die Hauptperson in ganz Italien.

Will also Leo, (wie uns dies dünkt, um die Einkünfte, und die daraus sichtbarlich stelgende Macht des Pabstes zu mindern,) die Bilder und die Reliquien vernichtet wissen; so ists begreiflich genug, so muß der Pabst sich mächtiglich dagegen sträuben, und dies thut er wirklich auch, nicht nur, wie wir gesehn, durch seine Würkung auf die Insulaner, sondern vornemlich auch in dem ganzen Italien und in Rom.

Denn, da Leo, als ein Kaiser denkt, also Gehorsam sehen will, und den beym Pabst nicht findet; da droht er ihn, mit dem Verluste seiner Gnade, wofern er nicht den Bilderdienst verlassen würde, giebt auch seinem Exarchen, und nach diesem, den Unterstadthaltern, die er in Italien hat, die gemessensten Befehle: den Pabst, es koste was es wolle, bey dem Kopf nehmen, und ihn todt, oder lebendig nach Constantinopel zu schicken. Der Pabst indessen, macht alle diese Befehle, dem Volk in Rom, und in Italien bekannt; hat einmal schon für das Volk in Rom und in Italien gesprochen, da eine neue Auflage auf dasselbe gemachet werden sollen; hat diese Auflage in der That auch hintertrieben, und ist also bey allem Volk beliebt. Er findet derowegen, da sein Leben jetzo in Gefahr geräth, so vielen Eifer und ein so fast allgemeines Bedauren, daß Rom, so wie das ganze Italien, sich zur Beschützung des so lieben Pabstes, und zur Hinter-

treibung

treibung, der, wider ihn gefaßten mörderischen Beschlüsse, einmüthiglich verbinden.

Um denn auch, diesen rebellischen Verbindungen ein heiliges, oder wenigstens rechtmäßiges Ansehen zu geben, thut nun der gottselige Pabst, den Kaiser, als einen Ketzer und Verfolger der Religion, mit aller Feyerlichkeit in den Bann; thut dasselbe auch gegen die, die es mit diesem Kaiser nun noch halten, und entbindet endlich, da immer eines aus dem andern sehr natürlich folgt, die Unterthanen desselben, in dem ganzen Italien, von dem Eide, den sie dem Kaiser geleistet haben. Das Gewissen der Römer und der Italiäner, wird also nun leicht. Es ist nun Pflicht, dem Kaiser, und denen, die von ihm kommen, Widerstand zu thun. Es ist auch Pflicht, ihm keinen Heller ferner zu bezahlen, und keinen seiner Befehle ferner anzunehmen. Ja, es ist auch Pflicht, keinem Stadthalter ferner zu gehorchen, der noch, in dieses Kaisers Namen herrschen will.

Wagts derowegen der Exarch, und wagen es nach ihm, bald dieser, bald jener der kaiserlichen Unterstadthalter, dem Pabste aufzulauren, und ihn ins Netz zu ziehen; so sind die Bürger Roms und auch Italiens um ihn herum, und so fließt wirklich nun, blos um des päbstlichen Tresores willen, bald hier, bald dort, das Blut der Bürger und der kaiserlichen Soldaten. So bleiben nun freylich wohl einige Stadthalter dem Kaiser immer noch ergeben, und halten ihre Bürger im Zaume. So treten aber auch unterschiedene, von der Parthie des Kaisers, zur Parthie des Pabstes über. So sehen nun hin und wieder, die Bürger in den Städten, die, dem Kaiser ergebenen Stadthalter, die sich nicht genug zu halten wissen, von ihrer Stadthalterschaft, mit ganz enormer Frechheit ab. So wird natürlich auch der Pabst, um desentwillen dies geschieht, die Hauptperson, im Exarchat. Und so wird schon anjetzt, der beste Grund zu dem weltlichen Regiment gelegt, das bald nach dieser Zeit, die Päbste führen, und das den Königen, so wie den Kaisern recht erschrecklich wird.

Luitprand, der König der Longobarden, sieht nun aber diese so sonderbare Verwickelung der Dinge, und begreift es auch, daß jetzt der Zeitpunkt sey, in dem er sich, zu einer noch viel größern Macht erheben könne. Er greift also nun zu; nimmt Ravenna, und noch einige andere kaiserliche Herzogthümer, für sich selbst, beherzt hinweg; wird aber doch bald anderes Sinnes; läßt sich vom Pabst, der die Unterstadthalter Italiens darzu gebraucht, Ravenna wiederum entreißen, und theilt sogar auch mit Demselben die übrigen Länder, die er dem Kaiser abgenommen hat.

Wir sehn also, daß Luitprand sich vor dem Pabste, ebenfalls schon fürchtet, und daß ein Pabst, auch in den Augen der Longobarden, anjetzt bereits so wichtig ist, daß der König ihn besänftigen muß, wenn seine athanasianische Unterthanen, mit ihm, nicht eben so verfahren sollen, als sie mit dem Kaiser eben erst verfahren haben. Das Ansehen des Pabstes ist demnach anjetzt schon groß, aber das Ansehen der Herzöge, (d. h. Unterstadthalter) Italiens, des Exarchen, des longobardischen

schen Königes, auch der griechische Kaiser ist geschwächet, und der Pabst herrscht nun als Fürst und Herr, in denen, von dem Könige Luitprand, der Kirche geschenkten Ländern. Sein weltlich Regiment wird diesemnach, auch durch den Luitprand gegründet.

Der Kaiser Leo will indessen den Pabst, und die Italiäner zum Gehorsam bringen, und er sendet derowegen, da alle andere Versuche hierzu nichts würken wollen, eine ansehnliche Flotte nach Italien, um daselbst ans Land zu treten, und alles, was sich widersetzt, zu Boden zu werfen. Der eine Theil dieser Flotte aber, wird durch Sturmwinde zernichtet, und der andere Theil derselben, der Ravenna plündern, und die Bürger dieser Stadt, die so eifrige Verehrer der Bilder sind, für ihren Ungehorsam züchtigen soll, wird von den Ravennensern, die sich nun zur Wehre stellen, aufgerieben.

Der Kaiser kann also seine Rache an den Pabst und an die Italiäner auf diese Art nicht üben, und er muß sich derowegen damit nun begnügen, daß er die Kirchengüter, die der Kirche von Rom, bald von diesem, bald von jenem Herrn geschenket sind, und die zum Theile in Italien, zum Theile aber in Sicilien, und in andern Ländern liegen, dieser Kirche nimmt; so weit sein Arm noch reicht, die Einkünfte dieser Güter, sich selbst, und seiner Schatzkammer zueignet, und dem Pabst also, die reichen Einkünfte, die er sonst davon gehabt, nun ganz entziehet. Eben dieses aber ist, in den Augen der Christen Italiens, nichts anders, als ein wahrhafter Kirchenraub, und so wird demnach, von ihnen noch viel heftiger gehasset und verschrieen, da im Gegentheil der Pabst und seine Clerisey, beym dummen Volk, je mehr und mehr nun Mitleid finden. Denn nun stellt sich der Pabst und seine Clerisey, als wären sie arme und beraubte Menschen; nun schreyen sie über ihre Armuth, und übergroße Dürftigkeit; und nun lassen sie auch in denen Kirchen die Wachskerzen nicht mehr brennen, die sonst darinnen brennen müssen, um ihre Traurigkeit und Dürftigkeit dem albernen Volk, nun desto sinnlicher zu machen.

Luitprand, der König der Longobarden, befestiget sich indessen immer mehr und mehr in der Liebe seiner Longobarden, und er wird derowegen dem Pabste immer mehr und mehr nun fürchterlich. Eben dieses wissen aber die Herzöge Italiens, besonders in Spoleto und in Benevent. Dieselben vereinigen sich also mit dem Pabste, kündigen dem Luitprand den Gehorsam auf, und werden hierbey von den Römern, auf Anstiften ihres Pabstes, unterstützet. Luitprand geht derowegen diesen Herzögen zu Leibe, und da wird dem Pabste um so mehr nun bange, da Luitprand Mittel gefunden, mit dem mächtigen Carolus Martellus, (s. Frankreich) in sehr große Freundschaft zu kommen, indem er demselben, gegen die Musulmänner in der Provinz Languedoc, gar sehr geholfen hat, ihn also nun wiederum um Hülfe bitten, und Spoleto, Benevent und Rom nun beugen kann.

Der schlaue Pabst unterläßts indessen nicht, dem Carolus Martellus bey Zeiten zu schreiben; demselben die Ursache, um welcher

cher willen Luitprandus jetzt in Waffen ſey, ganz verändert vorzuſtellen, und ihn zu bitten, daß er dem Luitprand und deſſen Vorſtellungen nicht glauben, noch weniger aber bey dieſem ſeinem ungerechten Kriege, ihm, in irgend einem Stücke helfen möge. Er ſchreyt auch jetzo ſchon: „der König Luitprand verwüſte die römiſchen Kirchengüter, und mache die lieben Kirchen nun ſo arm, daß man ſie gar nicht mehr erleuchten könne. Er ſchickt auch überdem, im Namen des Apoſtels Petrus, als der ſich, ohne den Martell, jetzt gar nicht mehr zu helfen wiſſe, die Schlüſſel von deſſelben Grabe, dieſem Herren zu; beſchwöret ihn bey Gott, ſich der Kirchen dieſes Fürſten der Apoſtel anzunehmen, und erbiethet ſich, ſo Rom als das ganze Italien, dieſem Martellus zu unterwerfen, wenn er nur mit ſeiner Macht nach Italien kommen, und den böſen König Luitprand, deſſen Zorn er nun befürchte, und den er gern geſtürzet ſähe, zu Boden ſchlagen wollte.

Martellus ſtirbt nun aber, in dem Jahre 741, bald nach dem, daß ihn der Pabſt hierum gebethen hat, und man weiß es alſo nicht, was er, hätte er noch länger gelebt, in dieſer Sache dürfte unternommen haben. Er aber, der Pabſt, der dieſes alles unternimmt, ſtirbt ebenfalls noch ehe, ehe Luitprand die beyden Herzöge völlig beſieget, und da werden Ruh und Friede in Italien nun wieder hergeſtellet.

Denn, obſchon der eine Pabſt ſo wie der andere, voll des Geiſtes Gottes und der Wahrheit ſind, ſo behauptet doch der neue Pabſt Zacharias, der Krieg des Luitprands, gegen die mehrgedachten Herzöge, ſey gerecht, wenn gleich der vorige Pabſt geradezu, das Gegentheil behauptet hat. Ja, ſo ſendet auch der neue Pabſt, ſogleich nach ſeiner Erhebung auf den päbſtlichen Stuhl, an den König Luitprand, eine demüthige Geſandſchaft ab, und bittet ihn, um die Wiedererſtattung, der, der römiſchen Kirche entzogenen Güter, ermuntert überdem auch noch die Römer, zum Beyſtande des Luitprandes dergeſtalt, daß ſie nun wirklich auch zu ſeinen Fahnen gehen, und eben die Herzöge als Rebellen bekriegen und beſiegen, die der vorige Pabſt, der doch gleiches Licht und Recht von Gott erhalten haben ſoll, aufs möglichſte vertheidigen, und auch noch durch eine fremde Macht beſchützen will.

So ſehr ſcheint aber Luitprand von den vorigen Päbſten beleidiget zu ſeyn, daß er, auch dieſes Beyſtandes ohnerachtet, die Güter der Kirche immer noch behält, und da geht alſo der Pabſt, im Jahr 742, dieſem Luitprand, als er die Herzöge beſieget hat, und nun mit ſeinem Heer nach Hauſe ziehen will, einige Meilen weit entgegen, bittet ihn inſtändigſt, um die Zurückgabe dieſer Güter, und erhält ſie wirklich auch, indem nun Luitprand ihn ſchätzen lernt, auch ſo viel Ehrfurcht gegen ihn nun faßt, daß er ihm ſogar ſein Pferd am Zügel führet.

Ganze Sekula hindurch rühmt auch, nicht etwan nur der Pöbel, ſondern ſelbſt der hochgelehrte römiſche Chriſt, ſolche, dem Pabſt erwieſene Höflichkeit, und, was noch ungleich ärger iſt: ganze Sekula hindurch, fordert, bis noch auf unſere Zeit, der hochgelehrte

gelehrte römische Christ, solch eine Höflichkeit, als eine, dem Pabste schuldige Pflicht: und zeugt nun dies von einem Lichte, so mögten wirs doch wissen, was dann noch wohl von einer Finsterniß ein Zeugniß wäre?

Der Pabst Zacharias ist indessen, wie schon aus obigem erhellet, ein sanfter nachgebender Mann, und in Constantinopel streiten sich Artabasdus, auch Copronymus, noch um die Krone. Der König Luitprand hat also, weder von Seiten des Pabstes in Italien, noch auch von Seiten der Kaiser, etwas sonderliches zu fürchten, und er macht sich derowegen nun gefaßt, um Ravenna anzugreifen, und die kaiserliche Macht, in ganz Italien zu Grunde zu richten.

Dieses alles erfährt aber, der sanfte Pabst, und besonders kommen auch die Ravennenser zu ihm gelaufen, und bitten ihn, zur Erhaltung der Ruhe sein möglichstes zu thun. Er gehe also nun abermals aus Rom, dem Könige Luitprand entgegen, und bringt ihn wirklich auch dahin, daß er von seiner kriegerischen Denkungsart abläßt, nach Hause gehet, und da, (im Jahr 774,) ruhig stirbet.

Copronymus behält inzwischen, (wie wir schon gemeldet haben,) über seinen Nebenbuhler Artabasdus, die Oberhand; will gern mit denen Musulmännern fechten; weiß aber, wie der vorige Pabst in Rom, den Leo, seinen Vater, hart genug geängstigt hat, und erfährts nun auch, daß der jetzige Pabst, Italien in Ruhe hält. Er sucht also den Unwillen des Pabstes zu vermeiden, dagegen aber seine Liebe und Freundschaft zu erhalten, und schenkt ihm dieserwegen, ein beträchtliches Gebieth, erlebts denn auch, daß Italien, unter diesem Pabst, nun ruhig bleibt.

Auf den Luitprand folgt aber, (im Jahr 744) in dem Reiche der Longobarden, ein gewisser Hildebrand, und da dieser, (man weiß nicht recht warum?) nach einer nur siebenmonathlichen Regierung abgesetzet wird; so kommt ein gewisser Ratchis zur Regierung, ein Mann, der sich anfangs ruhig hält, der aber, im Jahr 749, mit einemmale zu dem Schwerdte greift, und in die Stadthalterschaft (Herzogthum) von Rom einbringet, doch eben hier, durch den Pabst Zacharias, so sehr herumgestimmet wird, daß er, da dieser ihm entgegen gehet, und mit ihm spricht, nicht nur den Krieg jetzt fahren läßt, sondern auch das Scepter niederleget, und nebst seiner Gemahlin, auch Prinzeßin, den Mönchs- und Nonnen-Stand erwählet.

Wie es nemlich in der Welt unter dem gemeinen Volk geschiehet, daß ein Narr mehrere macht, so geschiehet dies auch anjetzt, unter den Fürsten und Königen. Denn, besonders in diesen Zeiten, treten unterschiedene fürstliche Personen, (weil sie in den Klöstern als Aebte und Aebtißinnen, ruhig und gemächlich leben, überdem auch andern noch gebiethen können,) in den Mönch- und Nonnenstand, und so kommt unter andern auch, im Jahr 747, Carlmann, (siehe Frankreich) aus Frankreich, wo er aller Herrlichkeit entsaget hat, nach Rom, und läßt sich daselbst vom Pabst zum Mönche weihn. Natürlich ist er derowegen, nicht weniger als jene fürstliche Personen, ein recht großer

Heiliger der jetzigen Zeit, und da darf unser Zacharias den Ratchis, der doch auch gern groß seyn will, auf diesen Heiligen nur weisen, und desselben große Heiligkeit ihm preisen, so läßet er sich auch zum Mönche scheeren, und bewegt anbey noch seine Frau und Tochter, zu dem Nonnen-Leben, um in dem Himmel dermaleinst so große Rollen abzuspielen, als sie auf Erden schwerlich spielen können. Ihrer M[illegible]heit ahmt denn auch Anselmus, der Herzog von Friaul, bald nach, der nun nach gleichen Rollen in dem Himmel lüstern wird, und also ebenfalls ins Kloster wandert.

Astulphus, der Bruder des Ratchis, ist indessen solch ein Narre nicht, daß er nun ebenfalls ins Kloster ziehen sollte. Er läßt vielmehr den Bruder, der dahin nun will, recht gerne dahin ziehen, wird nun an seiner statt als König anerkannt, und herrscht, so lange Zacharias lebt, in Ruhe. Dieser Zacharias stirbt jedoch im Merz des Jahres 752, und da bricht Astulph auch sofort, in das Gebieth des Kaisers ein; nimmt Ravenna in Besitz; erobert noch andere, dem Kaiser zugehörige Plätze; dringet sogar bis in Istrien hinein, und macht nun Miene, Rom selbst, und dessen Gebieth dem Kaiser zu entreißen.

Hiergegen schreyt aber, der neue Pabst Stephanus II. gewaltiglich, und der Kaiser, der ohnedem mit den Saracenen, auch Bulgaren, nicht geringe Händel hat, und dessen Reich noch überdem, (wie schon erzählet worden,) in der traurigsten Verfassung ist, giebt, wie der Pabst, dem Könige Astulph, die besten Worte; schickt Gesandten an ihn ab; bittet ihn um Fried und Ruhe; richtet aber bey demselben gar nichts aus.

Er glaubt also, in diesen seinen so mannigfaltigen Bedrängnissen, könne er sich an niemand besser halten, als an den Pabst, dessen Einfluß auf die ganze Christenheit, er sehr wohl kennet, und der auch überdem, auf die Macht der Franken, sichre Rechnung machen kann. Er schmeichelt also dem jetzigen Pabst Stephanus II. so sehr als er nur immer kann, und bittet ihn für die Ruhe Italiens, besonders aber für die Erhaltung des Exarchats, aus aller Kraft zu sorgen.

Der Pabst indessen, nicht nur zur Erhaltung, sondern auch zur Vermehrung seines Ansehens und seiner Macht, wie jeder Mensch, schon für sich selbst geneigt, sieht wohl, daß dann, wenn er die Ruhe wieder schaft, sein Ansehn allerdings auch wachsen, aber eben so gewiß auch fallen werde, wenn Astulphus nun Italien erobern, und als unumschränkter Herr, auch über Rom, und denn zugleich auch über Ihn, gebiethen sollte. Ihm selbst ist derowegen dran gelegen, daß Astulphus nicht den Herrn spiele, und viel lieber wünscht er nun, daß der Kaiser das Exarchat behalte, und dasselbe seiner Vermittelung zu verdanken habe, als daß Astulphus durch Gewalt der Waffen, es sich nehme, der augenscheinlich wider ihn, und wider aller Päbste Macht gesonnen ist.

Er unterläßet derowegen nichts, um den Astulph, durch Bitten und durch Flehn, zum Frieden zu bewegen, aber er sieht es bald genug, sein Bitten und sein Flehn, vermögen

hier

hier nun nichts, und er richtet derowegen seine Augen auf Pipinum, den König der Franken, dem sein Vorfahre Zacharias, (Siehe französische Begebenheiten) so eben erst, einen sehr wichtigen Dienst geleistet hat, und von dem er dieserwegen, die besten Dienste sich versprechen kann. Er macht denn auch sich selbst, zur Reise nach Paris, gefaßt, und bricht, im Jahr 753, aus Rom nun auf, um den König Pipin zu sprechen, und mit ihm, die Bedingungen festzusetzen, unter welchen er, gegen den Astulph zu Felde gehen, und Italien erobern soll.

Sich so gänzlich aber, mit dem herrschsüchtigen Pipinus einzulassen, dünkt ihm denn doch, so lange noch ein anderes Mittel zur Auskunft mit dem Astulphus übrig ist, gefährlich zu seyn, und er versucht es derowegen, ehe er nach Paris hingehet, zuvor noch beym Astulph, in eigener Person zu erscheinen, und zu sehen, ob nicht, durch die persönliche Unterredung mit demselben, der Frieden herzustellen sey. Er geht demnach aus Rom, zuerst nach Pavia, zu dem Astulph; nimmt auch die Gesandten des Kaisers, und die Gesandten des Pipins, aus Rom, mit sich dahin, und bittet nun den König abermals um Frieden, droht aber auch, daß, wenn dieser Frieden nicht bewilligt würde, er alsofort nach Paris abgehen, und dem Könige Pipin, des Landes Elend klagen würde.

Astulphus darf denn auch nicht wagen, in Gegenwart der Abgesandten des Pipins, den Pabst, diesen so großen Freund des letztern, zu beleidigen; darf auch, aus Furcht vor dem Pipin, mit dem er immer gern im Frieden leben will, ihn gar nicht hindern nach Paris zu gehn; will aber schlechterdings Italien sich unterwürfig machen, und achtet derowegen auf die Vorstellung des Pabstes nicht, bleibt vielmehr auf seinem kriegerischen Sinne fest, und läßt indeß, wiewohl ungern genug, den Pabst nach Frankreich gehn.

In Frankreich kommt denn auch der Pabst, im Jahr 753, recht wohlbehalten an, und ist daselbst, so demuthsvoll, daß er sich, sobald er den Pipinus siehet, vor ihm zur Erde wirft, und nicht ehe von der Erde aufstehn mag, ehe nicht Pipin ihm seine Hand darreichet, und Hülfe gegen den Astulph verspricht. Er versteht denn überdem auch noch die Kunst, dem Pipin die Hände zu waschen, damit er sie ihm wieder waschen möge, und es waschen sich demnach Pipin und auch der Pabst die Hände dergestalt, daß Pipin und seine Söhne, auf dem französischen Throne immer mehr und mehr befestiget werden, daß aber dem Pabste auch geholfen, und der päbstliche Stuhl recht sehr bereichert wird.

Wie nemlich, aus dem nachfolgenden Artikul, (französische Begebenheiten,) deutlicher erhellen wird, so sitzt Pipinus jetzt noch immerdar, mit Furcht und Sorge auf dem Throne, so salbet ihn aber Stephanus, der Stadthalter Gottes, der ganz untrüglich ist, und Gottes Licht und Recht stets vor sich hat, auf diesem Throne ein, und so muß nun das dumme Volk, bey Strafe des Feuers in der Hölle, ihn, ohne Widerspruch, als einen Herrn ansehn, den Gott selbst zum Könige

verordnet hat. Und schickt nun auch Astulph, den Bruder des Pipins, den Carlmann, der sich ehedem zum Mönche scheeren ließ, an den Pipinus ab, um selbigen herumzustimmen, und dem Astulph geneigt zu machen; so hat nun doch Pipin, vom Pabste selbst, die Salbung schon empfangen, die ihn so sicher herrschen läßt, und so ists derowegen ganz umsonst, was hier sein Bruder spricht. Ja, so spricht wohl dieser nicht einmal, für den Astulph, da, wenn er dies hier thäte, er, ein Mönch und Knecht des Pabstes, wider das Gelübde des Gehorsams handeln würde, das er dem Pabst geleistet hat, und so geht er wohl darum nur, zu seinem Bruder hin, weil Astulph ihn darzu zwingen kann, und weil rc, wie er nun auch wirklich thut, in Frankreich lieber, als in Italien, sein End erwarten will.

Pipin also, vom Pabste auf dem Throne festgesetzt, entschließt sich nun, dem Könige Astulph zu wehren, und bricht derowegen, da alle gütliche Vorstellungen bey ihm nichts fruchten wollen, mit seiner Macht, im Jahr 754, nach Italien auf, schlägt den Astulphus auf das Haupt, und nöthiget ihn, zu dem Gesuch des Friedens, auch zu dem Versprechen, das Herzogthum von Ravenna, das er dem Kaiser allbereits abgenommen hat, sogleich herauszugeben, doch nicht dem Kaiser, dem er es genommen, sondern dem päbstlichen Stuhle, der zwar keinen Anspruch darauf hat, dessen jetziger Besitzer aber, sich beym Pipin darum beworben, sich dasselbe ausbedungen, und dafür denn auch den König Pipin, nebst seinen Söhnen, zu Königen der Franken eingesegnet und gesalbet hat.

Treflich also, waschen diese Herren sich die Hände. Denn der Eine, giebt die Krone Frankreichs dem Pipin, dem sie im mindesten nicht gebühret, und der Andre, giebt das Exarchat dem Pabste, der dasselbe nicht zu fordern hat. Pipin ist Major Domus des Königes der Franken, und stösset wider alles Recht, durch das Urtheil des Pabstes, — (siehe Begebenh. Frankr.) seinen Herrn vom Throne. Er aber, der Pabst, ist der Unterthan des Kaisers, auch anjetzt vom Kaiser, zu seinem Sachverwalter für das Exarchat erkohren, und treibt als Unterthan, auch als Sachverwalter, desselben Sache so infam, daß der Kaiser nun sein Exarchat verliehret. Das alles rührt indessen unsre Christen nicht. Die Frömmigkeit des Stephens und des Pipins, ist, dem römischkatholischen Christen, demohnerachtet ganz ausnehmend groß, und eben so gerecht sind ihnen, auch noch jetzt, die Besitze, die die Nachfolger des Einen, wie des Andern haben.

Darinn irren sich indessen Pipinus eben so, als der, sonst niemals irrende Pabst in Rom, da sie denken, Astulphus werde nun sofort, das Herzogthum Ravenna, dem Pabste übergeben, und da Pipinus dieserwegen ungesäumt nach Hause gehet. Denn wirklich behält Astulphus, immer noch das ganze Herzogthum, und gehet auch, im Jahr 755, in voller Wuth auf Rom, um auch diese Stadt, und deren Gebieth an sich zu reißen. Pipin ist nemlich nun zurück, und die Großen des pipinischen Reiches, sind, da sie

ſie das erſt ſehn, daß ihr König nicht für ſich, und für ihre Nation, ſondern nur für den Pabſt Eroberung macht, mit ihm nicht wohl zufrieden, bringen alſo den Aſtulph auf die Gedanken, daß Pipin es nun beſchwerlich finden werde, mit ſeinem Heere ihn noch einmal, anzufallen.

Der Pabſt indeſſen geräth, durch dieſen neuen Schritt des kühnen Aſtulphs, wie ſehr begreiflich iſt, in eine nicht geringe Noth, ſchreibt nun Briefe über Briefe, ſchickt auch Geſandten über Geſandten, an den König Pipin, und flehet ihn um Hülfe an. In ſeinen Briefen vergrößert er denn auch die Noth des Landes dergeſtalt, daß Pipin nicht anders denken kan, als es gehe ganz Italien zu Grunde, und daß er abermals, im Jahr 755, ſeine Truppen nehmen, und nach Italien marſchiren muß, um ſeinen Freund, den Pabſt, auch die armen Römer, und vornemlich auch den großen Apoſtel Petrus zu erretten.

Denn, nach den Vorſtellungen des Pabſtes, (die aber erweislich genug, auf das äuſſerſte übertrieben, ja bloße Erdichtungen und Hirngeſpinnſte ſind,) brennen die Longobarden, in dem, zur Stadthalterſchaft von Rom gehörenden Gebiethe, alle Häuſer ab; verwüſten ſie die Weinberge; verderben ſie die Saaten; tödten ſie das Vieh; rotten ſie die Bäume aus; plündern und verbrennen ſie. (da ſie doch jetzt rechtgläubige Athanaſianer ſind, und zuvor als irrgläubige Arianer, nie ſo etwas thaten,) die Kirchen; mißhandeln ſie, ſogar nun auch die geſegneten Hoſtien; entführen ſie die Nonnen; peitſchen ſie die Mönche; tödten ſie alle, die auf den, der Kirche Roms zugehörigen Gütern wohnen, ohne Unterſchied des Alters und des Geſchlechts; reißen ſie endlich auch die kleinen Kinder in Stücken, und nehmen derſelben Gehirn, vor den Augen ihrer Mütter aus.

Nach dieſen Vorſtellungen des Pabſtes, (der NB. doch niemals lügen kann, auch das, was jetzt vorgehet, allerdings wohl wiſſen muß,) ſind alſo, dieſe Longobarden, als rechtgläubige athanaſianiſche Chriſten, ohne ſonderlich zur Wuth gereizt zu ſeyn, unendlich barbariſcher und fluchwürdiger, als je zuvor, da ſie noch Heiden, und nächſtdem auch Arianer waren. Nach dieſen traurigen Vorſtellungen muß denn auch, der fromme König Pipin, und das chriſtliche franzöſiſche Volk, natürlich wohl nun noch einmal zu Felde gehn.

Es ſchreibt und klagt denn überdem auch, nicht etwan der Pabſt, ſo für ſich ſelbſt, nein, es klagt anjetzt der Fürſt der Apoſtel, Petrus ſelbſt, dieſe große Noth dem Könige Pipin, und ſeinen Franken. Und nicht in ſeinem, des Pabſtes Namen, ſondern im Namen des Petrus, faßt der Pabſt die Briefe ab, die an den Pipinus jetzt gelangen. Petrus ſelbſt muß in denſelben ſprechen, nicht aber Stephanus, und derſelbe ſpricht nun hier mit ſolcher Kraft, daß, wie er durch ſein Sprechen ehedem, viel Tauſende zum Chriſtenthum bekehrete, alſo auch jetzt, die Franken alleſamt, zum Kriege gegen den Aſtulph beweget werden.

Denn, unter andern ſpricht hier der Apoſtel: — „Ich beſchwöre euch, ja ich beſchwöre euch bey Gott dem Lebendigen, und Gott und aller Welt ſey es kund, daß ich euch alſo

also beschwöre! Ich beschwör euch aber, meine Allerliebsten, es nicht zuzulassen, daß die Longobarden, meine Stadt Rom, und mein auserwähltes Volk daselbst zerfleischen! Eure Leiber und eure Seelen sollen, wo ihr dies geschehen lasset, in dem höllischen und unauslöschlichen Feuer, in Gemeinschaft mit dem Teufel, und seinen Engeln ewiglich zerfleischet und gemartert werden, u. s. w.!" Er redet derowegen nachdrücklich genug, freylich aber nicht gerade so, wie er, nach der Bibel, ehedem zu reden pflegete.

Denn, in diesem Schreiben, sieht er unter andern auch, nur gar zu sehr auf die zeitlichen Güter, auf die er sonst, fast gar nicht sahe. In demselben sorgt er auch, für die irdischen Güter der Römer, nicht aber für die unsterblichen Seelen der Longobarden, ohnerachtet er doch sonst, für die Seelen aller Menschen, und nicht eben für die Güter dieses, oder jenes Menschen Sorge trug. In eben diesem Schreiben deutet er auch, die irdischen Verheissungen des alten Testaments, auf die Zeiten des Neuen, da er doch ehedem, nebst allen andern Aposteln, in den Zeiten des neuen Bundes, alles geistlich deutete. Wie dies also, ihm selbst gefallen habe, und was, für den Pabst daraus nun folge, das können wir hier, so recht nicht sagen.

Bey dem Pipinus aber entsteht natürlich nun der sehr gegründete Gedanke, daß, wenn der Pabst und dessen Ansehn fallen sollte, alsdann auch alsobald, das Ansehn fallen müsse, das er, auf seinem Throne, von dem Pabst erhalten hat. Er muß also dem Pabste helfen, und desselben Ansehn immer größer machen. Er kann dies auch anjetzt, da Petrus selbst drum bittet, und da ein jeder Christ, für den Petrus gerne fechten will, der, mit den Schlüsseln des Himmels stets versehn, am allerbesten in den Himmel helfen kann.

Mit einer genugsam starken Macht, bricht er derowegen (im Jahre 755) nach Italien zum zweytenmale auf; zieht durch seine Ankunft, die Macht des Astulphus, aus dem Gebiethe Roms hinweg, und auf sich; schlägt auch, an den Grenzen Italiens, den Astulphus auf das Haupt, und nöthiget ihn nun abermals, den Frieden zu suchen; dringet auch in ihn, daß er sofort, das ganze ravennische Herzogthum, dem Pabste übergeben, auch ihm selbst, (dem Pipin) eine starke Summe Geldes zahlen muß.

Zu diesem Herzogthume gehören aber, oder rechnet doch Pipin anjetzt, die Städte: Ravenna, Rimini, Pesaro, Fano, Cesena, Sinigaglia, Jesi, Forlimpopoli, Forli, Montefeltro, Acerragio, Monte di Lucaro, Serra, Urbino, Cagli, Luceolo, Gubbio, Comachio und Narni. Ueber diese Städte, giebt also Pipin, eine feyerliche Urkunde heraus, und bekennet in derselben, daß er alle diese Städte, mit der Gerichtsbarkeit, dem Apostel Petrus, und desselben Kirche schenke. Der Pabst aber legt, die Schlüssel von allen diesen Städten, die ihn Pipin, mit der gedachten Urkunde in die Hände giebt, nebst der Urkunde, auf den Altar in der Peterskirche, um gleichsam den Petrus, in den Besitz dieses Raubes zu versetzen, auch alle derein-

Digitized by Google

dereinſtigen Angriffe auf denſelben, zu einem wahren Kirchenraube zu machen. Und hier wird nun der Pabſt, recht eigentlich ein Fürſt und Herr. Hier herrſcht er nun mit unumſchränkter Macht, in dieſem beträchtlichen Gebiethe. Und hier glaubt nun Pipin, hier müſſe Petrus ganz gewiß, vor ihm, den Himmel offen halten, da er demſelben ſo viel Städte übergeben hat.

Der Kaiſer klagt indeſſen, durch ſeine Abgeſandten, wie man ſich leicht gedenken kann, über dergleichen Eingriffe, des Pipinus und des Pabſtes, in ſeine kaiſerliche Rechte, ſo nachdrücklich als ihm möglich iſt, aber ſeine Klage, und ſein Geſchrey iſt hier umſonſt. Denn Er, Pipin, will Petrum gern zum Freunde haben; glaubt, daß er ſelbigen, durch dieſen Diebſtahl allbereits zum Freunde habe, und verſichert's derowegen, daß er viel lieber ſterben, als dieſem Fürſten der Apoſtel, ſein Geſchenke wieder nehmen wolle. Er aber, der gottſelige Pabſt, hat nun bereits dem groſſen Petrus das ganze Herzogthum, unabänderlich und feyerlichſt geweihet. Er ſelbſt beſitzt es nicht, ſondern Petrus iſts, der es beſitzt. Er kann und darf alſo dem Kaiſer hier nichts wiedergeben. Er muß alleine nur, nach allem Kirchenrechte, das erhalten und benutzen, was Petrus der Apoſtel hat, und der Kaiſer iſt ein Böſewicht, der dem Fürſten der Apoſtel, und deſſelben Kirche, ſolch ein Herzogthum nicht gönnet: — das iſt, ohne Zweifel, Licht und Klarheit in der Chriſtenwelt!

Nicht genug indeſſen, daß die Liſt und das Schickſal, dergeſtalten für die gröſſre Macht des Pabſtes ſorgen, fügt es ſich nun auch, daß, ſchon im folgenden Jahre 756, der König Aſtulphus, von dem Pferde ſtürzt, auch plötzlich ſtirbet, und daß ein gewiſſer Deſiderius, auf die Krone der Longobarden Anſpruch macht, aber, da ihm einige longobardiſche Herzöge, in dieſem ſeinem Anſpruch widerſtehn, zu den Waffen greift, ſich durch dieſe nun, zum Herrn machen will, doch des Pabſtes Hülfe hierzu braucht, und dem nun ebenfalls zu Fuße fallen muß.

Indem nemlich dieſer Deſiderius, um die Herrſchaft über die Longobarden ſich bemühet, indem verläßt der ehemalige König Ratchis, der zuvor die Krone verlaſſen hat, und der vermuthlich nun nichts Heiliges in ſeinem Kloſter ſieht, den Mönchenſtand, geht und zeigt ſich den Longobarden wieder; findet ihre Zuneigung, und ruft ſie nun zu ſeinen Fahnen, um gegen den Deſiderius zu fechten. Deſiderius geräth alſo, in eine ſchlimme Lage, und ſieht es wohl, daß niemand beſſer als der Pabſt, ihm daraus werde helfen können.

Denn, das Kloſtergelübde zu brechen, das iſt jedem Pabſte ein ganz abſcheuliches Verbrechen, und der, zuvor als ein Heiliger betrachtete Ratchis, bricht nunmehro dies Gelübde; ſagt auch wohl, von den Klöſtern, zu ſeiner eigenen Rechtfertigung, nicht ſehr viel Rühmliches, und das kann gewiß der Pabſt nicht dulden. Er kanns unmöglich wollen, daß dieſer Meineidige, ja dieſer Läſterer des heiligen Kloſterlebens, jemals wiederum zur Macht gelange. — Dies begreift Deſiderius ſehr gut, und er handelt derowegen mit dem Pabſte; verſpricht demſelben das

Herzogthum Ferrara, und erhält nun auch so viel durch ihn, daß sich fast jedermann auf seine Seite wendet; daß Ratchis an die Regierung nicht mehr denken; abermalen in ein Klostern wandern, und dem Desiderius das Reich nun überlassen muß.

Sobald nemlich Desiderius, dem Pabst, das obgedachte Geboth nur thut, und überdem auch noch verspricht, daß er sich nach dem Willen Sr. Heiligkeit, in allen Dingen achten wolle; sobald ergehn auch Briefe dieses Pabstes, zum Besten des Desiderius, an alle Bewohner Italiens. Sobald schreibt er nun auch, an seinen Freund Pipin; preiset demselben, den Desiderius, als den besten Regenten an, und versicherts den Italiänern, die seine, und des Pipins Gesinnung sehr wohl kennen: „daß er mit französischen Truppen, den Desiderius unterstützen würde, falls derselbe nicht in Güte auf den Thron zu setzen wäre!“ — Wollen also die armen Leute, sich von dem Pabst nicht bannen, und von dem Pipin nicht plündern und ermorden lassen; so müssen sie nunmehr, den Desiderius, als ihren König anerkennen, und in dem Pabst nun schon, den mächtigen Herrn verehren, der Kronen nimmt, und Kronen giebt.

In dem folgenden 757sten Jahre, stirbt nun aber der mehrgedachte Pabst, Stephanus II. und da wird Paulus, desselben Bruder, zum Pabste eingeweihet, ohne deshalb die kaiserliche Bestätigung, die sonst so nöthig war, darüber eingeholt zu haben. Denn Pipinus meldets aber Paulus alsofort, daß er zum Pabst erhoben sey, und schreibt überdem auch fleißig an denselben, um seine Gunst, in eben dem Grade zu geniessen, in welchem Stephanus, sein Bruder, sie genossen hat, ist auch, (allem Ansehn nach) drauf aus, den Apostel Petrus eben so zu bereichern als sein Bruder, und spielet seine Rolle nun so gut, als er nur kann.

Ihm stecken nemlich die Herzogthümer Spoleto und Benevent, in seiner heiligen Nase. Er mögt also auch diese gern, für den Fürsten der Apostel haben, fühlts indessen, daß solche Unverschämtheit für den Apostel nicht recht schicklich sey, und bewegt deshalb, die Herzöge der gedachten Länder, daß sie dem Könige Desiderius ihren Gehorsam aufkündigen, und sich dem Pipinus unterwerfen, um auf solche Art verdeckt, zu seinem Zweck zu kommen.

Er meynt nemlich: Pipinus werde dies sein Werk, mit großem Dank erkennen, doch, nach solchen Herzogthümern, so weit von ihm entfernt, nur wenig fragen, und vom Danke gegen den Pabst getrieben, die Oberherrschaft, oder Lehnsgerechtigkeit über dieselben, ihm selbst, dem Pabst, verleihen. Er werd also, ohne seine habsüchtige Begierde zu verrathen, diese Begierde wohl befriedigt, auch seine weltliche Macht, aufs merklichste vergrößert sehen.

Der König Desiderius indessen bricht alsofort, mit seiner Macht, in das Gebieth der gedachten Herzöge ein, und entsetzt dieselben ihrer Würden, behandelt auch die Staaten des Pabstes etwas hart, und nimmt ihm einige Kirchengüter, indem Pipin gerade zu der Zeit, (im Jahr 758,) mit den Sachsen in Krieg verwickelt ist, und sich in die Händel Italiens nicht füglich mischen kann. Zugleich

Zugleich aber fängt auch Desiderius, mit dem Kaiser Copronymus, (zum wenigsten zum Scheine,) eine Unterhandlung an, fordert von demselben einige Truppen, und will, was Pipin dem Petrus geschenket hat, dem Kaiser wiederum erobern helfen.

Der gute Paul sieht derowegen sich nicht wenig gedränget, klagt dem Pipinus seine übergroße Noth; kann aber von demselben weiter nichts erhalten, als den Rath, sich mit den Desiderius in Güte zu vergleichen, und einige bevollmächtigte Minister, die diesen Desiderius mit ihm versöhnen, ihn auch dahin bringen müssen, daß er, im Jahr 760, zum Besten des Pabstes, in die Herzogthümer Neapolis und Gaäta, die noch immerfort dem Kaiser gehören, mit gewafneter Hand eindringet, und derselben Stadthalter nöthiget, alle die Kirchengüter, die der Kaiser dem päbstlichen Stuhle, seiner argen Ränke, auch des Bilderstreites wegen, lange schon entzogen hat, dem Pabste wiederum herauszugeben.

Weil denn auch der Kaiser Copronymus unaufhörlich darauf denket, wie er den Pabst, der immer noch die Bilder verehret, auch immer noch die kaiserlichen Lande inne hat, zu Boden schlagen möge, und wie derselbe, zu diesem Ende auch gar oft den Vorsatz faßt, eine zahlreiche Armee nach Italien zu senden: so ist der Pabst auch dieses Kaisers wegen, immerdar in Furcht. Und da nun überdem der König Pipin, im Jahr 758, mit den Sachsen, und nachher, (in den Jahren 760 und folgende,) mit den Aquitaniern zu fechten hat, dem Pabst also, nicht sonderlich jetzt helfen kann: so muß Pipinus immerdar, auf flehentliches Bitten des Pabstes, den König Desiderius ermahnen und ermuntern, mit dem Pabst, in guter Harmonie zu bleiben, und ihm beyzustehen, wenn der Kaiser etwas unternehmen sollte.

Desiderius mag denn wirklich auch die Macht des Kaisers, neben seiner eigenen, in Italien nicht eben gerne sehen. Er schließt sich derowegen, gegen ihn, beständig an den Pabst fest an, und der genugsam schon bedrängte Kaiser, kann demnach, zu dem Besitze des ihm gestohlenen Gebiethes, immer nicht gelangen, Italien aber bleibt, durch den mächtigen Einfluß des Pipins, bis zum Jahre 768 und folgende, in Ruh und Frieden.

Da ist indessen in der Kirche, über die Verdienste der Heiligen, auch über die Kraft ihrer Fürbitte, ihrer Bilder, und der Reliquien von ihnen, der allerheftigste Streit, und der Pabst in Rom erhebet, weil seine Finanzen dies erfordern, diese Kraft, ganz außerordentlich. Pipin muß auch des Pabstes Ansehn stärken, weil sein eigenes Ansehn sonst zu Grunde geht, und bey ihm haben derowegen die Bilder und die Reliquien, gerade so viel Wunderkraft, als unser Pabst es lehret. Weil sie denn aber diese Kraft bey ihm nun haben: so kaufet er nun auch die Bilder und die Reliquien sehr gern an sich, die der Pabst mit Wunderkraft begabt zu seyn behauptet.

Dies thut nun aber Pipin, der große Fürst, der augenscheinlich viel Verstand besitzt. Dies thut also der Hofstaat ebenfalls, und da thut eben dies der Unterthan, vornemlich aber der Bischof seines Reichs, der durch

Andächtler, seine Kirche gern bereichern will. Es entstehet derowegen in dem lieben Rom, für unsern lieben Pabst, ein fast ganz neuer Handlungszweig.

Denn der Pabst verhandelt nun, den Königen, den Stadthaltern, den Kirchen, und jedem der nur Gelder hat, allerley Knochen, und allerley Lumpen. Er sagt immer, diese Knochen und diese Lumpen, seyn von diesem, oder von jenem Heiligen; sie thuen diese, oder jene Wunder! und kann gewißlich auch, der Lumpen und der Knochen, so unendlich viele finden, daß es ihm an selbigen niemals gebrechen darf. Unsere lieben Deutschen sind denn auch, zu eben dieser Zeit, zum Theil nun schon, dem Reiche des Pipinus unterthan, und haben einen gewissen Bonifacius, zu ihrem Apostel. Natürlich werden also, diese unsre Deutschen, mit diesen wunderthätigen Schätzen, die dem Pabst so nützlich sind, von ihrem Apostel, dem allereifrigsten Verehrer des Pabstes, auf das reichlichste versorget. Unser erleuchtetes Rom, weint indessen die blutigsten Thränen, da sogar unzählig viele kostbare Reliquien aus seinen Mauren gehen. Rom denkt und begreift es also nicht, daß es bey allem Ruhm des hellesten Lichtes des Evangeliums, in der abscheulichsten Finsterniß, ja wahrlich in des Todes Schatten sitze.

Uebrigens aber stirbt, der Pabst Stephanus II. im Jahr 766, und da geht Toto, ein Stadthalter von Nepi in Italien, mit gewafneter Hand, nach Rom, dringt unvermuthet in die Stadt, und läßt seinen Bruder Constantin, zum Pabste weihen, obschon derselbe kein Kleriker, sondern nur ein Laye ist. Wider diesen Constantin empören sich aber einige andere angesehene Männer, und dieselben dringen ebenfalls, im Jahr 777, ganz unverhoft in Rom hinein, stechen daselbst dem Constantin die Augen aus, richten sonst auch noch ein ziemlich Blutbad daselbst an, und erheben einen gewissen Philippus, auf den Stuhl des Fürsten der Apostel. Wider ihnen stehen aber bald noch andere auf, und dieselben erheben einen gewissen Stephanus auf diesen Stuhl, nöthigen auch den Philippus, in ein Kloster zu gehen, und geben also der Kirche den Pabst, der unter dem Namen Stephanus III. des Petrus Schlüssel führet.

Der wahre Geist des Evangeliums herrscht indessen sichtbarlich, auch in dieser Absicht, unter diesen Christen nicht. Und, eine ganz sonderbare Vorstellung, müssen sich diese Christen von einem Pabste machen, da sie auf solche Art, Päbste schaffen, und auch Päbste stürzen können.

Begebenheiten in Gallien oder Frankreich, auch in Deutschland.

In dem Jahre 714, und zwar im December, stirbt, wie wir schon wissen, Pipin von Heristal, der Major Domus des neustrischen, auch Regent des austrasischen Reiches, und bey seinem Tode, ist, Dagobert III. der König in Neustrien, und in dem, mit Neustrien verbundenen Burgund.

Dieser Pipin hat aber, neben seiner Gemahlin Plektrud, sich eine Concubine, mit Namen Alpais gehalten, und mit der Plektrud, so wie mit dieser Alpais, unterschiedene

dene Söhne erzeuget. Die Söhne von der Plektrud sind indessen, vor ihm, ihrem Vater, schon gestorben, und nur von dem Einem derselben lebt annoch ein Sohn, mit Namen Theudoald, welcher nun, seinem Großvater Pipin, in allen seinen Würden folgen soll.

Dieser Theudoald ist aber noch ein Kind, und es maßt sich derowegen desselben Mutter, die gedachte Plektrud, der Vormundschaft und der Regierung an, da indessen Carolus Martellus, ein Sohn des Pipinus von der Alpais, zu Cöln am Rhein jetzt ist, und sich, (man weiß es nicht, geschiehet es nach dem Willen seines Vaters, oder wider denselben,) als den Regenten des austrasischen Reichs betrachten will.

Plektrud ist nun aber, mit dieser Anmaßung ihres Stiefsohns Carls, im geringsten nicht zufrieden, und sie veranstaltet derowegen, daß derselbe in Cöln gefangen genommen, und festgesetzet wird. Die Austrasier indessen, die schlechterdings nun nicht von einem Weibe regiert seyn wollen, brechen nun mit den Neustriern, die der Plektrud, und ihrem Enkel Theudoald ergeben sind; gehen gegen sie ins Feld, ziehen aber überall den Kürzern, bis daß es, dem Carl Martell, (im Jahr 715) gelingt, aus dem Gefängnisse zu entrinnen, und sich an der Spitze dieser Austrasier zu stellen, die lange schon, in ihm, alle Eigenschaften ihres alten Regenten Pipin, zu sehn vermeinen, und die ansetzt, da sie gegen die Neustrier so sehr den Kürzern ziehen, einen Anführer, wie Pipin einst war, gern wieder haben wollen.

In eben diesem Jahre stirbt denn auch, Dagoberth III. der König Neustriens, und wird, ein gewisser Daniel, ein Enkel Clodewigs II. unter dem Namen Chilperich II. auf dem neustrischen Thron gesetzt. Dieser Chilperich II. sieht denn auch, wie Carolus Martellus, nach der Oberherrschaft über die Austrasier begierig ist. Er weiß aber, daß das austrasische Reich, so wie das neustrische, nur ihm, und nicht den Söhnen des Pipins gebühret. Er hat anbey Entschlossenheit und Muth genug, das zu fordern und zu suchen, was ihm mit Recht gebühret. Er rüstet sich derowegen, gegen den Karl Martell, aus aller Kraft, verbindet sich auch mit denen, zu dieser Zeit sehr mächtigen Friesen, (jetzige Holländer) und wird mit ihnen einig, daß sie den Karl auf der einen Seite anfallen sollen, wenn er selbst, von einer andern Seite her, in desselben angemaßtes Reich eindringen würde.

Dieser Verbindung gemäß, rücken wirklich auch, (im Jahr 716) Chilperich auf der einen, die Friesen aber auf der andern Seite, gegen den Martell heran, und der glaubt nun, es sey am besten, dem schwächsten Feinde zuerst zu Leibe zu gehen. Er geht derowegen zuförderst auf die Friesen los, hat zwar das Unglück, von ihnen geschlagen zu werden, läßt jedoch seinen Muth nicht sinken, sondern stärkt sich wieder, da sich indessen seine Feinde, mit Belagerung der Stadt Cöln am Rhein verweilen, und nicht sogleich ihm selbst noch heftiger zu Leibe gehn, und seine abermalige Verstärkung hindern.

Karl kommt also ganz unverhofft, den Truppen des Chilperichs, die alle Gegenden um Köln herum, rein ausgeplündert haben, sehr unerwartet übern Hals, und schlägt sie glücklich in die Flucht; treibt sie tief in Frankreich hinein; kann hierauf den Krieg, in seiner Feinde Lande führen, und schlägt bald noch einmal, (im Jahr 717,) ohnweit Cambray den König Chilperich aufs Haupt.

Sein gutes Glück bringts auch so mit, daß ihm seine ärgste Feindin, seine Stiefmutter Plektrud, nebst dem Theudoald, in seine Hände fallen, und mit ihnen auch fast alle Schätze und Kostbarkeiten seines Vaters Pipinus. Sein Ansehen wächset derowegen mächtiglich, und Chilperich weiß nun, gegen diesen Karl Martell sich anders nicht zu decken, als daß er sich, durch den Eudo verstärket, der als Oberstadthalter, in den fränkischen Provinzen Gascogne, und Güienne angesetzet, und überaus kriegerisch gesonnen ist.

Denn in diesen Zeiten der Verwirrung, bricht dieser Eudo seinen Vasalleneid; sieht sich selbst als unabhängig an, und verbindet alle französische Provinzen, von den Pyrenäen bis an die Loire, mit seinen Vortheilen dergestalt, daß er sich als den Herrn und Stifter eines neuen Königreichs Aquitanien benannt, betrachtet. Eudo kann also dem Chilperich, welchem Karl Martell bereits zu mächtig ist, recht sehr verderblich werden, aber auch, mit seinem kriegerischen Volke, nützlich seyn, wenn er für ihn, gegen den Martellus fechten will.

Chilperich giebt derowegen, diesem anmaßlichen Könige Eudo gänzlich nach; erkennet ihn, für einen unabhängigen Herrn; verbindet sich mit ihm, wider den Martell, und stehet nun auch, daß derselbe, mit einer beträchtlichen Macht, zu ihm, nach Paris hinkommt; sich mit der neustrischen Macht daselbst verbindet, und hierwächst dem Martellus kühn entgegen rücket. Ohnweit Soissons kommt indessen dieser Martell, mit seinen Austrasiern, gegen die Neustrier und Aquitanier, (Guienner Gaskogner) herangerückt; schlägt sich beherzt mit ihnen, und schlägt sie dergestalt aufs Haupt, daß Eudo und auch Chilperich die Flucht ergreifen; Neustrien und Burgund nun räumen; sich selbst ins Aquitanische hinflüchten, und also dem Karl Martell, (im Jahr 718) das neustrische und burgundische Reich, ganz überlassen müssen.

Um denn aber dem Neide zu wehren, der da, wo sich jemand zum Könige erhebet, fast immer unausbleiblich ist, so läßt dieser Karl, (schon im Jahre 717) einen gewissen Klotarius IV. zum Könige der Austrasier, sich selbst aber, zum Major Domus dieses Herrn ausrufen, und so ist er nun, im neustrischen Reiche, ebenfalls darauf bedacht, daß er auch hier, viel weniger scheine, als er wirklich ist; daß ein anderer den königlichen Titul führe, und daß er, alleine nur die Macht desselben, in den Händen habe.

Er läßt also, da insonderheit nun auch, Klotar IV. im Jahre 718 stirbt, den, nach Aquitanien entflohenen Könige Chilperich, seiner Freundschaft versichern; beweget ihn, im Jahr 719, in das neustrische Reich zurückzukehren, und lässet ihn hiernächst, zum

Könige

Könige der Neustrier, Burgundier und Austrasier ausrufen, sich selbst aber, als den Major Domus dieses Herrn betrachten, und regieret unter dem Nahmen eines Major Domus das ganze französische Reich, so wie es ihm gefällig ist.

Während der innern Kriege sind nun aber, die Bayern, die Alemannen, die Thüringer, die Sachsen, die Bretagner, die Aquitanier, und noch andere kleinere Völker, von dem Gehorsam gegen die Könige Frankreichs abgefallen, und es ist demnach Karolus Martellus nun drauf aus, diese Völker insgesamt zu ihrer Pflicht zurück zu bringen. Er gehet dieserwegen, im Jahr 720 allbereits, gegen sie zu Felde; wird überall vom besten Glück begleitet, und hat, um alle diese Völker, auch durch die Bande der Religion, mit seinem Vortheile, und zum Gehorsam gegen den französischen Scepter zu verbinden, an dem Bonifacius, und an den Päbsten in Röm, die besten Mittelsmänner.

Denn dieser Bonifacius, sonst Willefried genannt, will schlechterdings der Apostel dieser Zeiten seyn, und die Germanier, oder Deutschen, (die zum Theil noch nichts von Christo gehöret, zum Theile aber sich vom Christenthum schon wiederum zum Heydenthum gewendet, ja beydes hin und wieder mit einander ganz vermenget haben,) zum Christenthum bekehren. Der Pabst weiß auch, daß, je mehrere Völker sich zu diesem Christenthum bekehren, desto mehr auch Priester und Bischöfe eingeweihet werden, und ihm, für diese Weihe gut bezahlen müssen. Er weiß es ferner, daß alsdann, noch mehrere nach Rom wallfahren, daselbst ihm opfern, und von ihm Reliquien erhandeln können. Er befördert also, den Eifer dieses Bonifacius, aus aller Kraft; bittet den Karl Martell, diesem Eiferer in allen Dingen beyzustehn, und Karl Martell, der dem Bonifacius hilft, dem Pabste auch gehorsam ist, glaubts nun, daß er, da er anjetzt das Schwerdt so führet, dies Schwerdt, um Gottes und um Jesu willen führe, und nicht aus eiteler Ruhmbegierde.

Wo derowegen Bonifaz nur will, da zerstöhret er, von dem Martellus unterstützt, den Götzendienst, und da erbaut er Klöster und auch Kirchen. Da zwinget er nun auch die Menschen, zu dem Gottesdienst den Rom für christlich hält, und da wird unser Vaterland, mit dem Christenthume dieser Zeit, bekannter, und fasset von dem Pabst in Rom, die erhabensten Gedanken, da sein Bothe Bonifaz, desselben Allmacht in der Kirche und im Himmel predigt, auch sichtbarlich den mächtigen Martell zu seinem Diener hat, also von seinem Herrn, dem Pabst in Rom, noch überschwenglich mehr, vermuthen läßt.

Bereits im Jahre 720, stirbt indessen Chilperich II. der, seitdem er wieder auf dem Throne ist, in keinem Stücke etwas ordnen darf, und da wagt Karl abermals den Schritt, den Franzosen einen König zu geben. Er nimmt nemlich, den Dieterich IV. einen noch unmündigen Sohn, vom Dagoberth III. und stellt diesen auf dem Throne hin, fährt aber fort, an dieses Prinzen statt zu herrschen, auch die Germanier zu bekriegen, und mit dem Schwerdte zu bekehren.

Wie

Wie weit nun aber seine Siege, über die germanische, und vom fränkischen Reiche abtrünnig gewordene Nationen gehen, das erzählt uns die Geschichte nicht. Sie sagt uns aber: „er habe sie, vom Jahre 720 an, bis zum Jahre 732, in einemfort bekrieget, auch fast allemal besieget!“ und dies ist alles was wir hiervon wissen.

In dem Jahre 732, brechen indessen die Musulmänner, aus Spanien, in Frankreich ein, und dringen, (s. Begebenh. Spaniens) bis in das Herz der französischen Provinz Orleans. Karl muß also, die Germanier, in diesem Jahr 732, verlassen, und sich gegen diese Leute wenden, die, wie die Geschichte will, jeden Ort, den sie betreten, mit Feuer und mit Schwerdt verwüsten. Er trift denn auch auf sie; liefert ihnen eine Schlacht; streckt, wie man vorgiebt, 375000 von ihnen todt zur Erden, und befreyt dadurch das fränkische Gebieth, von diesen fürchterlichen Feinden.

Eben diese Einfälle der Mzusulmänner, und auch wohl das Beyspiel, das Eudo von Aquitanien gegeben hat, machens aber, daß einige mächtige Herren des burgundischen Reiches, sich von dem Neustrischen reißen, und unabhängig von demselben leben wollen. Karl geht also, im Jahr 733, nach Burgund; demüthiget diese Herren, und zieht herauf, im Jahr 734, gegen die Friesen, die ebenfalls rebellisch werden, die er aber ebenfalls auch beuget, und zu ihrer Pflicht zurücke bringet.

So lange indessen die Musulmänner, den Eudo in Aquitanien ängstigen, und er also, nach der Hülfe des Martellus sich zu sehnen hat, so lange bezeiget er sich auch, als ein Vasall des Königes der Franzosen. Sobald aber die Musulmänner von dem Martell geschlagen sind, und Eudo vor ihnen gesichert ist, sobald will er auch kein Vasall mehr seyn, und Martellus muß derowegen, auch gegen ihn, zu Felde gehen.

In diesem Feldzuge, (im Jahr 735,) schlägt er denn auch diesen Eudo mächtiglich aufs Haupt; handelt aber, nach seiner Gewohnheit, in dem Gebieth desselben, als ein Unmensch, indem er alles mit Feuer und mit Schwerdt verheeret, und muß endlich, da Eudo stirbt, und da, entweder sein Glück, ihn jetzt verläßt, oder da die Musulmänner wiederum im Anmarsch sind, mit dem Hunold, dem ältesten Sohne des Eudo, Frieden machen; ihm Aquitanien überlassen; und sich damit begnügen, daß dieser Hunold schwöret: „nicht etwan dem Könige Dieterich IV. sondern ihm, dem Karl Martell, und desselben Söhnen, als Vasall, getreu zu seyn.

In der That sieht also Karl in seiner Macht, sich schon so sehr befestiget, daß er es wagen darf, solch einen Eid, zum Nachtheil seines Herrn, zu fordern. Und da er hiernächst, mit Hülfe des longobardischen Königes Luitprandes, (in den Jahren 737 — 739) die Musulmänner, die bis in die Provinz Lion hinein, vordringen, glücklich besieget, da wird sein Ansehn dergestalt auch groß, daß er, da der König Dieterich, im Jahr 737 stirbt, schon wagen darf, keinen neuen König zu ernennen, sondern ohne den Namen eines Königs

Digitized by Google

nigs anzunehmen als König, über Austrasien und Neustrien herrschen kann.

Als er denn auch, im Jahr 741, sein Ende näher kommen sieht, so beruset er die Großen des Reichs, und würkt so sehr auf sie, daß sie sein Testament bestätigen, nach welchem er, nicht etwan einen Prinzen von dem Geblüth der fränkischen Könige, sondern seinen Sohn Karlmann, zum Herren von Austrasien, seinen Sohn Pipinus aber, zum Herren Neustriens einsetzet, und seinem dritten Sohne Grippo, von einer Concubine gebohren, einen Theil von Austrasien und Neustrien vermachet. Er stirbt denn auch in eben diesem Jahre, und wird zu St. Denis begraben, doch von vielen Bischöfen und Mönchen außerordentlich verschrieen, ohnerachtet er, unter den Germaniern, als ein gewaltthätiger Apostel gehandelt, auch hin und wieder Kirchen und Klöster unter selbigen erbauet hat.

Um nemlich stets zu kriegen, und tapfere Leute zu bilden, ziehet er bald hier, bald dort, die Klöster in Frankreich ein; nimmt die Güter und die Gelder der Kirchen und der Klöster, zum Behuf der Kriege hinweg, und schenkt sowohl die Güter der Kirche, als die Gelder derselben, denen tapfersten Offizieren. Er glaubt denn auch, die Bedürfnisse des Staats erfordern diese Schritte, und meint, daß er demohnerachtet ein ächter Christe sey, das erhelle, aus dem Eifer, mit welchem er die Germanier bekehren lasse, auch aus denen Klöstern und Kapellen, die er in diesem Lande errichte. Er irrt sich aber, da er dieses meinet. Denn, wenn auch alles in der Welt zu Grunde gehen sollte, so muß, nach dem Kirchenrechte dieser Christen, sich dessen niemand unterstehen, daß er den Kirchen und den Klöstern, irgend etwas nehme. Und die, von dem Martellus beraubten Kirchen, auch die, von ihm aufgehobenen Klöster und deren Diener, sehn ihn derowegen, als den abscheulichsten Herren an, versicherns auch in allem Ernst, daß er, nicht eben um seiner ungerechten Herrschbegierde, und vielfältigen Grausamkeiten willen, sondern blos von wegen der heiligen Klöster und Kirchen, jetzt in dem höllischen Feuer liege.

Ein gewisser überaus frommer Mann, mit Namen Eucherius, hats denn auch, wie diese Herren uns versichern, mit seinen eigenen Augen, vom Himmel herab, gesehn, wie die Teufel in der Hölle, die arme Seele dieses Herrn nun martern, und sie ohn Unterlaß, an ihrem Feuer braten. In seinem Grabe hat man auch, nicht das mindeste von seinen Gebeinen gefunden, sondern einen erschrecklich fürchterlichen Drachen, der natürlich ein leibhafter Teufel, auch so voll Schmutz gewesen ist, daß der ganze Sarg, von ihm, mit schwarzem Ruße angefärbet worden. Und so muß auch, wie diese erleuchtete Christen meinen, das Schicksal aller derer seyn, die mit ihren unheiligen Händen, nach dem heiligen Gut der Kirche greifen!

Da nun aber Karolus Martellus gestorben ist, da verdreußt es seinen zween Söhnen, den Karlmann und den Pipin, daß ihr Stiefbruder Grippo, mit ihnen erben soll. Sie wollen also das väterliche Testament, in Absicht auf ihn, nun nicht befolgen,

und da er im Gegentheil dies will; da entstehet, (im Jahr 741) ein bürgerlicher Krieg, den jene zween Brüder, wider diesen führen. Derselbe nimmt jedoch gar bald ein Ende, denn Grippo ist den zween Brüdern viel zu schwach. Er wird geschlagen, verfolgt, gefangen genommen, und gefangen gehalten, seine Mutter aber wird in ein Kloster eingesperret, und seine Brüder theilen sich, so wie sie wollen, in dem Reiche ihres Vaters.

Eben dieser, gleich nach dem Tode des Martells entstehende bürgerliche Krieg, macht indessen, den Hunold in Aquitanien, auch die Bayern, die Sachsen, und die Alemannen oder Schwaben, rege, und alle suchen nun, des Joches los zu werden, das Karl Martell auf sie geleget hat. Karlmann und auch Pipin müssen dieserwegen, erst gegen den Hunold in Aquitanien, nachher aber gegen die übrigen in das Feld, und da sind demnach, weil nie ein Theil sogleich aufs völligste gebeuget wird, sondern nach einem Verluste sich immer wieder erholet, mannigfaltige und fast stete Kriege.

Diese vielen Kriege bewogen auch die zween Brüder, ihrem Vater und Großvater nachzuahmen, und den Neid von sich nach aller Möglichkeit zu entfernen. Sie nehmen derowegen, schon im Jahre 742, den Childerich III. einen Prinzen Chilperichs II. und rufen den zum Könige aus, machen sich also freylich wohl, nicht neue Feinde, können aber dennoch nicht, die Feinde die sie schon haben, ganz zur Ruhe bringen, und müssen so viel fechten, daß endlich Karlmann des Fechtens müde wird; im Jahre 747, seine Herrschaft, dem Pipinus überträgt, und nach Rom hingehet, um daselbst als Mönch, ein Heiliger zu werden.

Durch diesen Schritt des Karlmanns, wird Pipin also jetzt eben das, was Karolus Martellus, ehedem gewesen war, nemlich dem Namen nach, der Major Domus der französischen Monarchie, der Sache nach aber, der Herr derselben, denn Childerich III. darf sich gegen ihn nicht regen. Er führet immerdar die Heere in das Feld, und er kann derowegen, sobald er will, den König stürzen.

Nachdem er auch die obgedachten Nationen schon genug gebeuget hat, und nunruhig sitzen kann, setzt ihm der Ehrgeiz, in dem Jahre 750, so sehr zu, daß er seinen Herrn, den König Dieterich, nicht ferner auf dem Throne dulden, auch sich selbst nicht ganz zufrieden geben kann, ehe er nicht neben der königlichen Macht, die nun schon lange bey ihm ist, auch den Königstitul hat. Er siehts indessen, der Schritt, der hierzu führet, ist, da Dieterich, sein König, annoch lebt, mit vieler Gefahr verknüpft. Er siehe es auch, er darf den Dieterich, den alles Volk, als einen guten Herrn betrachtet, so, ohn alle Ursach, nicht vom Throne stoßen, und ermorden kann oder mag er ebenfalls ihn nicht. Er denkt also auf Nebenwege, und suchet nun durch sie, zu seinem Ziel zu kommen.

Da sind nemlich, wie wir schon wissen, manche Kirchengüter, von seinem Vater Martell,

Martell, den Kirchen und der Geistlichkeit entzogen. Da ist ferner auch die Geistlichkeit mit diesem Schritte seines Vaters unzufrieden, und diese Geistlichkeit, kann doch unendlich vieles würken. Er sucht also, bey dieser Geistlichkeit beliebt zu werden; giebt nun ihren Kirchen, die mehresten dieser Güter wieder; nöthiget auch die Herren, die noch einige dieser Güter behalten, sie von den Kirchen zur Lehen zu tragen, und schmeichelt also der Eitelkeit der Geistlichen dergestalt, daß sie nun gerne seine Freunde werden.

Er giebt indessen, auch den Herren, die durch jene Verfügungen zum Besten der Geistlichen, sich sehr beleidiget finden dürften, auf eine andere Art, die stärksten Beweise seiner Liebe und seiner Hochachtung. Er beschenkt sie nemlich, auf seines Königs Kosten, auf das reichlichste, und er ist überall so gütig, so leutselig, und so herablassend gegen sie, daß in dem ganzen Reiche, kein großer Herr zu finden ist, der ihn nicht lieben und verehren sollte. Selbst auf den Pöbel, auch auf Wittwen und auf Waysen, sieht er nun. Er thut nunmehr auch diesen wohl, sorgt für ihrer aller Unterhalt, und wird demnach von Hohen wie von Niederen geliebet.

So viel denn aber dies auch ist, so dünkt es ihm doch immer nicht genug. Er suchet derowegen, einen noch ganz andern Weg sich auf, und trift auf selbigem nun endlich auch sein Ziel.

Da ist nemlich, auch jetzo noch, der Heiden-Bekehrer Bonifacius unter unsern Deutschen, und Pipin weiß wohl wie sehr der Mann dem Pabste in dem Schooße sitzt, auch für des Pabstes Ansehn — (denn die wahre Religion Jesu und deren Geist, kannte Bonifacius wahrhaftig nicht, und beförderte er auch nicht) Sorge trägt. Er weiß es auch, daß dem Pabste, an der Gründung der päbstlichen Religion unter denen Deutschen, viel gelegen ist, daß aber Bonifaz, der unglücklichste Bekehrer unter unsern Deutschen wäre, wo nicht ein königlicher Arm, ihn dabey unterstützete. Er wendet sich demnach an diesen Bonifacius; unterstützet selbigen in allen Fällen, und entdeckt ihm nun, was er auf seinem Herzen hat, das nemlich, daß er der König der Franken werden, und den Dieterich, seinen Herrn, vom Throne stürzen mögte.

Bonifaz also, der solch einen Herrn als Pipinus ist, in seinem Apostelamte nöthig hat, mag ihm hierinn nicht widersprechen. Er redet vielmehr, den Weg, den Pipin nun gehen soll, mit dem Pipinus ab; giebt davon dem Pabste Zacharias bey zeiten, die nöthige Nachricht, und läßt im Jahr 751, den Pipin, einige Bothschafter an den Pabst absenden, die ihn fragen müssen: — „Obs der heiligen Religion Jesu, die unter den heidnischen Germaniern gepredigt werden müßte, zuträglich sey, daß der, der nur den Namen des Königes der Franzosen führe, aber vor sich selbst für die Religion noch nichts verrichtet hätte, diesen Namen ferner führe, oder obs für diese Religion weit besser sey, daß der den Königsnamen führe, der für sel-

bige, sehr vieles schon gethan, und noch ferner viel thun könnte?“

So gut denn auch der Pabst Zacharias sonst wohl denkt; so kützlich ist ihm doch, die obgedachte Frage. Denn, bekehret Bonifaz die Deutschen, so bekehret er sie, zu dem Gehorsam gegen den päbstlichen Stuhl, als welches der Grundartikul des bonifacischen Glaubens ist, und so herrschet dann ein Pabst, über die so mächtigen Germanier. Das ist demnach, beym Pabst schon ausgemacht, daß Bonifacius die Germanier bekehren muß, und es ist also auch ausgemacht, daß alles so geformet werden muß, damit man die Germanier bekehret sehe.

Bonifaz aber, soll die Germanier bekehren, die auf ihre bisherige Glaubensartikul eben so viel, als auf ihre Freyheit halten, und nichts, von irgend einem Joche wissen wollen. Dies ist augenscheinlich ohne weltliche Macht nicht möglich, und nur Pipin hat Lust, solch eine Macht, zu diesem Zwecke zu gebrauchen. Pipin muß derowegen nicht erbittert; ihm muß vielmehr gewillfahrt werden, und der gottselige Pabst, erwiedert derowegen, auf die an ihn ergangene Frage: — „Es sey allerdings das letzte ungleich besser, als das erste!“

Mit dieser Erklärung kommen also die Abgesandten des Pipins nach Frankreich zurück, und Pipin berufet nun, im Jahr 752, die Großen seines Reiches; schildert ihnen die großen Verdienste, die er selbst, und die sein Vater und Großvater, um die ganze Monarchie schon haben; stellt dagegen das wenige Gute und Große, was die letztern Monarchen, (denen, weil sie Kinder waren, er sowohl, als seine Vorfahren immerdar die Hände gebunden hatten,) ausgerichtet haben; schildert ferner die Bedürfnisse des Staates, in Ansehung so vieler, und so oft rebellirender Nationen; behauptet, daß vornemlich die Verbreitung der christlichen Religion, die Ruhe unter diesen Nationen verbreiten werde; hält diese Verbreitung für die größte Pflicht der Christen; zeigt endlich auch, was der gottselige Bischof in Rom, dessen wahren Glauben, und frommen Eifer, Frankreich lange schon verehret, hierbey rathe, und kann mithin, seinen Zweck nicht mehr verfehlen.

Denn, da sind zuförderst die Bischöfe, die er nun lange schon zu Freunden hat, und die auch lange schon die ausnehmende Gottesfurcht, dieses ihres Wohlthäters, des Pipinus preisen. Da sind ferner auch die Großen des Reichs, die er bereichert, und jederzeit aufs sanfteste behandelt hat. Da wissens nun die Bischöfe und die Großen des Reichs, wie das Heer*) und überhaupt das Volk, gegen diesen Herrn gesonnen ist. Da quält nun auch kein Vorwurf das Gewissen mehr, indem die Religion nun schon im Auge ist. Da ruft man derowegen, den Pipin zum König aus, stößt aber den unglücklichen König Childerich von dem Throne; scheert ihm die Haare von dem Kopfe; und sperret ihn, und seinen Sohn, in Klöster ein.

Der fromme Heidenbekehrer Bonifacius ist denn auch am Hofe dieses Herrn, und

und wer ist mehr bey ihm in Ehren, als eben er, der große Mann, der die Karte so gemischet hat, und den der Ruf, welcher alles zehnfach größer macht, in aller Franken Augen, lange schon den größten Heiligen gleich setzet? Wer kann also dem Kronenräuber, seinen Thron wohl besser unterstützen, als eben dieser Heilige, der, wie alle Welt es meint, nun lange schon in Gottes Schooße sitzet? Derselbe muß also den neuen König salben, und dieser König ist demnach — Schande für die Menschheit! Schande für die Christenheit! — der Gesalbete des Herrn!

Man kann indessen, Böses thun und Böses bewilligen, ohne deshalb das Böse, was man thut, und was man bewilliget, beständig genehm zu halten, auch darüber keine Bisse des Gewissens zu empfinden. Pipin also, und auch wohl die Bischöfe und die Großen seines Reiches empfinden ebenfalls, so manche Bisse ihres Gewissens, und der arme unglückliche König, auch desselben Prinz, die abgesondert von einander leben, und ohne ein Verbrechen auf sich zu haben, in den Klöstern ihr Geschick beweinen müssen, machen ebenfalls, einen nicht geringen Eindruck auf das französische Volk, das der Eindrücke so sehr fähig ist. Pipinus lebet derowegen, wo nicht unter Vorwürfen seines eigenen Gewissens, so doch unter Besorgnissen, und fühlet es genug, daß ihn der Unterthan in seinem Herzen tadele. Er sucht also dem Tadel, und vielleicht auch den Vorwürfen seines eigenen Gewissens, zu entgehen; führt deshalb ein vortreflich, ja musterhaftes Regiment, und kommt endlich zu der Ruhe die er nun sucht, durch eine abermalige Salbung, aus den Händen des Pabstes, und durch die Absolution, die dieser ihm ertheilet.

In dem Jahre 752, fällt nemlich, (wie schon erzählet ist,) der longobardische König Astulph, das Exarchat gewafnet an, und achtet im mindesten nicht auf den Pabst Stephanus II. der ihn, weil er sich gegen ihn nicht wehren kann, so sehr um Ruhe bittet. Stephanus gehet derowegen, im Jahre 753, in eigener Person, zu dem Könige Pipin, fällt dem zu Fuße, bittet und beschwöret den, bey Gott, und bey allen Heiligen, dem Astulph zu wehren, und erhält es auch, daß ihm Pipinus dies verspricht.

Da ist nun aber der Pabst, am Hofe des Pipins; und welcher Christ hat nicht, unendlich viel, von einem Pabst aus Rom bereits gehöret? Pipin insonderheit, auch Bonifaz der Heilige, haben die großen Tugenden, und die allgewaltige geistliche Kraft, des Pabstes, ihres eigenen Vortheils wegen, auf das eifrigste verkündiget: das ganze Frankreich staunt also den Pabst nun an, und folgt ihm gern, in allem, was er thut und spricht.

Für den Pipin ists also gut, daß dieser Pabst jetzt kommt. Er läßt sich nun von ihm, zum zweytenmale salben; er läßt auch seine zween Söhne, Karl und Karlmann, zugleich mit sich gesalbet werden, und er beweget nun den Pabst, der ihm jetzt nichts ver-

Digitized by Google

sagen darf, so ihn, als diese seine Söhne, im Namen Gottes, Christi, und der Apostel, zu Königen von Frankreich zu krönen. Er sitzt also, durch das übermächtige Ansehen des Pabstes, auf seinem Königs-Throne, unter dem abergläubischen Franzosen, fest genug. Und fühlen nun die Franzosen, gegen die eingekerkerte Prinzen, ein wahrhaftes Bedauren; so fühlen sie doch nun auch die überschwängliche Macht und Würde, des berühmtesten Priesters in der Christenheit; so glauben sie auch nicht, daß sie das Recht, noch besser, als er, errennen sollten, und so sitzen sie, auch des Gewissens wegen, unter dem Scepter des Pipins, in aller Stille.

Er indessen, Pipin, läßt sich, weil er wie andre Menschenkinder, voller Aberglauben ist, von dem Pabste, alle seine Sünden vergeben, und verspricht, die Kirche des Apostel Petrus, für diesen Ablaß zu beschenken. Er geht denn auch, im Jahr 754, gegen den Astulph; besieget ihn; kehrt, (wie schon erzählt,) nach Frankreich zurück; muß aber, im Jahr 755, abermals nach Italien; besieget den Astulphus abermal, und machet nun dem Peter, mit vielen sehr schönen Städten in Italien, und mit den Schlüsseln zu denselben, ein Präsent, damit ihm dieser Peter, dermaleinst, mit dem Schlüssel den ihm Christus gab, den Himmel eben so eröfnen möge, als Petrus und dessen Stadthalter, diese Städte nun eröfnen können, deren Schlüssel sie Pipinen nur zu danken haben.

Bey solchem Handel mit dem Apostel, ist Pipin denn auch beruhiget genug. Er regieret nun sein Reich mit Weisheit, mit Güte, und mit Gerechtigkeit. Er läßt indessen dem Kaiser die nöthige Gerechtigkeit nicht wiederfahren, und giebt ihm nicht die Länder Italiens zurück, die er den Longobarden abgenommen, und dem treulosen Sachwalter, dem Pabste Stephanus geschenket hat.

Der arme Kaiser hört es aber, daß der König Pipin, der Religion gar sehr ergeben sey. Er denkt also darauf, wie er von dieser Seite ihn bewegen möge; und sendet derowegen, da man ansetzt in Frankreich gar noch nichts von Orgeln weiß, eine schöne Orgel, dem Pipin, nach Frankreich, zum Geschenke. Jedoch dies sein Geschenk, so sehr es auch gefällt, würkt lange so viel nicht, als die Schlüssel würken, die das Grab des Petrus öfnen können, und die der Pabst, vorher bereits, dem Könige Pipin geschenket hat; denn Pipin begehrt, zum Nutz und Frommen seiner Seele, mit dem Pförtner des Himmels in gutem Vernehmen zu bleiben, und da muß er, zum Nutz und Frommen dieses Pförtners, die Länder nun dem Pabste lassen.

Als denn auch, in dem Jahre 758, der König Desiderius den Pabst nicht wenig ängstiget, so mögt Pipinus herzlich gern demselben helfen, aber es empören sich die Sachsen, auch die Aquitanier, und er muß also, im Jahr 759, gegen die erstern, im folgenden

Jahre

Jahre 760 aber, gegen die letztern in das Feld einrücken. Er bemühet sich indessen, den Desiderius mit dem Pabste zu versöhnen, geht, und bekrieget, die eben gedachten Völker, hat aber mit den Aquitaniern, nachher auch mit den Bayern, bis zu dem Jahre 768, in einemfort zu kriegen. In eben diesem 768 Jahre stirbt er auch, und läßt sein Reich, seinen zween Söhnen, Karln, und Karlmannen, die sich (man weiß jedoch nicht wie?) in dasselbe theilen, deren Schicksale und Thaten aber, in dem folgenden Bande erzählet werden sollen.

*) Wir haben einigemale des Heeres der Franzosen gedacht, und das könnte scheinen, als meineten wir, ein stehendes Heer, wie die Heere dieser unsrer Zeiten sind. Wir müssen also hier noch sagen, daß wir unter diesem Ausdrucke, weiter nichts verstehen, als den Theil der Franzosen, der jedesmal zu Felde ging, und daß die Franzosen, auch noch zu den Zeiten des Pipins, keine stehende Armeen hatten, sondern daß die Könige immerdar das Volk aufbiethen mußten, wenn sie zu Felde gehen wollten.

Ein jeder Franzose, (und hierzu gehörten jetzt, nicht nur die Nationalfranken, sondern auch die übrigen Bewohner Galliens,) der frey, und nicht der Knecht eines andern, auch nicht ein Geistlicher war, mußte mit zu Felde gehen, wenn auf den Reichstägen, ein Krieg beschlossen wurde. Der Feldzug währete aber immer nur den Sommer hindurch, und gegen den Winter gingen alle auseinander. Die Knechte mußten während dessen zu Hause arbeiten, und weil die Geistlichen es nicht nöthig hatten, selbst zu Felde zu gehen, viele also den geistlichen Stand erwählten; so wurd es endlich jedem freyen Manne verbothen, ein Geistlicher zu werden, ehe nicht der König darum wußte, und es erlaubete.

Begebenheiten in Spanien.

In Spanien haben, (wie schon beym Jahre 700—714 angezeiget ist,) die Musulmänner, die man in Europa Saracenen nennt, die Oberhand. Im Asturischen und Gallicischen ist indessen, Don Pelayo, und im Navarrischen, wie einige wollen, ein gewisser Garcia Arista, der den Saracenen widerstehet.

Diese zween Männer werden aber, (wie es scheint,) von den Saracenen anfänglich nur wenig geachtet. Sie greifen also jemehr und mehr um sich herum, und reizen endlich, im Jahre 730, die Saracenen so sehr wider sich, daß sie gegen sie anrücken, und beyde dermaßen schwächen, daß sie ganz unbedeutend scheinen, in der That auch viele Jahre lang, (so weit nemlich die unvollständige Geschichte dieser Zeit, uns hiervon Nachricht giebt,) nichts wichtiges unternehmen können.

Ja, Don Pelayo wird, wie man uns sagt, so sehr geschwächt, daß sein ganzer Anhang, nur noch 30 Mann stark bleibet; daß er in den Gebirgen sich verkriecht, und daß die Musulmänner an ihn nun gar nicht mehr gedenken. Auch Favila, sein Sohn, kann seiner Schwäche wegen, gar nichts unternehmen, Alfonsus aber, ein Mann, der sein Geschlecht vom Könige Reccared ableitet, erscheint

erscheint im Jahre 738, an des Pelayo statt, sehr unerwartet als ein Held, und schlägt die Saracenen, so oft, und auch so hart, daß er Asturien, und wie einige wollen, auch Gallicien beherrschen kann.

Die großen Niederlagen nemlich, die Karl Martell, den Saracenen, die in Frankreich eingedrungen sind, in den Jahren 732 auch 739, beyzubringen weiß, die geben diesem Alfonsus so viel Muth, und eben dieselben stärken auch den Muth der Navarrer dergestalt, daß Beyde wieder mächtig werden, und daß die Saracenen, sie, so leicht nun nicht besiegen können.

In dem Jahre 755, steht denn ferner auch, ein gewisser Abdalrahman, in dem spanischen Gebiethe, gegen den Khalifen Al Mansur, als Khalife auf, und da nun Mansur ihn besiegen will; so haben die Musulmänner, viele Jahre lang, unter sich selbst zu fechten, können also den Asturiern, Galliciern und Navarrern, wenig Schranken setzen. Diese fahren derowegen, in ihrer Unabhängigkeit von den Musulmännern desto mehr nun fort, und haben, nach dem, im Jahre 758 erfolgenden Tode des Alfonsus, in Asturien, seinen Sohn Froila, in Navarra aber, nach dem Tode des Garcia Arista, dessen Sohn Eneco Garcia Arista, zu ihren Oberhäuptern.

Als endlich auch die Musulmänner, der immer steigenden Macht des Froila, und des Eneco, im Ernst ein Ende machen wollen; so schlägt sie Froila, etwan ums Jahr 766 so sehr aufs Haupt, daß sie, an 40000 Mann verliehren, und ihn in Ruhe lassen müssen.

In so vielen Jahren ist nun ohne Zweifel, in dem weiten spanischen Reiche, ungleich mehr geschehen, aber die Nachrichten, die wir aus diesen Zeiten haben, sind so unvollständig und so verworren, daß wir nur dies hier sagen können, und daß es fast nicht einmal zu glauben ist, daß auch in Navarra, jetzo schon, ein neuer Staat entstanden sey.

Die Folge lehrt es nemlich, daß die Franzosen Navarra einnehmen und beherrschen, ohne eines Königes von Navarra zu gedenken. Auch gehen, wie schon gemeldet ist, die Saracenen wiederholend tief in Gallien hinein, und machen dort Eroberung; und wie können sie dies, wenn sie durch Navarra ziehen müssen, und da bereits ein König ist? —

Es mag also wohl seyn, daß irgend ein angesehener Herr, sich in die Gebirge geflüchtet, und, sich da behauptet hat. Es mag auch seyn, daß die Saracenen diese kleine Herren nicht geachtet haben, daß aber in der Folge, zu den Zeiten des Ludovicus Pius, (wovon dereinst die Rede seyn wird,) ein Nachkomme dieser Herren, sich unabhängig gemachet, ein Reich gestiftet, und seine Ahnen angegeben hat, die denn als Könige geschildert worden sind. Mit Gewißheit läßt sich hier nichts weiteres sagen.

Register

Digitized by Google

ARABIEN, PERSIEN, INDIEN, ASSYRIEN, SYRIEN,

Digitized by Google

Digitized by Google

Register
zum vierten Bande.

A.

Abdallah, Vater des Mahomeths, 422
— — General des Omars, 478
— — — — des Othmanns, 509, 510, 512
— — Sohn des Zobeier, 532—537, 558, 560, 562 f. 565, 567, 570
Abdalmalek, Sohn des Merwans, 537, 558, 560, 562 f. 565, 567, 570 f. f. 583 f. f.
Abdalmothalleb, Groß-Vater Mahomeths, 424
Abdalrahman, 584, 599
Abdas, 100
Abubekr, Khalife, 443, 446 f. 451, 455, 465 f. 468 — 477
Abu Muſa, 519 f.
— Sofian, 451, 469, 491
— Thaleb, Oheimb Mahomeths, 424, 431 f. 435
Acacius, Biſchof, 100
— — Feldherr, 341
Adoald, König, 407, 416
Aegidius, 151
Aetius, 109, 111 — 113, 114 f. f. 118 f. 122, 127, 132, 135 f. f. 137, 140
Afrika, 51, 80, 91, 110, 117, 120, 143, 146, 165, 244 f.
Agapitus, Pabſt, 248 f. 251
Agilulphus, 370, 407
Agila, 282
Alachis, 568
Al Abbas, 597
Alamundar, 103.
Alanen, 3, 70, 74, 80, 83, 110, 140
Alarich, 42, 58, 60, 74, 76 — 84
Albinus, 219
Alboin, 330, 339
Alborak, 438
Alemannen, 3, 153, 180 f. 310, 312, 568, 625
Alexandria, 498
Alfonſus, 631
Ali, Sohn Abuthalebs, 430, 446 f. 466, 508, 512 — 524, 596 f.
— Sohn des Hoſein, 531, 558
Allot, Götze, 431
Alloza, Götze, 431
Alpais, 620
Amalafreda, 231
Amalarich, 200, 223, 226
Amalaſuntha, 223, 226, 228, 231, 234, 246
Ambroſius, Biſchof, 7, 12, 16, 24, 27, 31, 34, 37, 38, 50 f.
Amer, 530
Ammar, 511
Aminah, 422
Amru-Ab, 458, 470, 491, 494 — 497, 506, 509, 518, 522

Anaſtaſius, Kaiſer, 175 — 207 f.
— — — Artemius, 590, 600, 601
Andragathius, 14
Angelſachſen, 128
Anglen, 128, 382 f.
Anthemius, 75, 89, 94
— — — des obigen Sohn, 153, 160, 161
Antiochia rebelliret, 18 — 21
Anſars, 446
Antonina, 278
Apocriſiarius, 394
Apſimarus-Tiberius, 584
Aquitanien, 622, 624, 626, 651, 554, 592, 621, 625
Araber, und deren Geſchichte, 419 — 464, 467 f. 511
Arbogaſt, 33, 38
Arcadius, Kaiſer, 13 — 73
Ardaburius, General, 102 f. 107, 108
Ariadne, Tochter des Leo, 162, 176
Arianer, und deren Geſchichte, 7, 9, 16, 24, 26, 84, 115, 120, 122, 157, 159, 160, 172, 179, 184, 194, 211, 213, 218, 223 f. 228, 283, 355, 361, 375, 388
Ariberth I. 544
— — II. 591 f.
Armenien, 126, 336, 347, 373
Armorica, 16
Arnulphus, Biſchof, 412, 501
Arſaces, 124
Arſacius, 68
Artabasdus, 603
Artaxerxes, 7, 15
— — — 418
Ascella, 154
Aſpar, 108, 137, 139
Asprandus, 591, 592
Aſtulphus, 612 — 617
Aſturiſch-Gallieiſch Reich, 631
Ataulphus, König, 76, 79, 84, 88 f. 90, 92, 94
Athalarich, 223, 231, 236, 240, 245
Athanagild, König, 282, 332
— — — Ingunthens, Prinz, 362
Athanaſianer, deren Geſchichte, 7, 9, 12, 24, 26, 122, 172, 179, 185, 194 f. 195 f. f. 207, 211 f. 213, 219, 250, 278 f. 302, 315, 355, 366, f. auch Chriſtenthum.
Athenais, ſ. Eudoxia.
Attalus, Kaiſer, 79, 80 f. 82, 92
Attila, König, 116, 118, 125 — 139
Avaren, deren Geſchichte ſ. 319, 321, 329, 332, 335, 354, 373, 377, 381, 388, 391, 407, 502
Audoin, König, 304
Augarus, König von Edeſſa, 284
Auguſtinus, Kirchenlehrer, 84, 89, 92
— — — Apoſtel der Britten, 379, 383 f.
Avitus, 144, 145 — 147
Auſtraſier, 210, 246, 310, 315, 322, 345, 354, 359, 363, 367, 378, 397, 408, 412, 502, 551, 554, 592, 621, 625
Autharis, König, 354 — 369
Ayesha, Wittwe Mahometh, 512 — 517, 522
Azrakiten, 567, 569

B.

Buderich, 210
Bagdad, 299
Balach, 173, 176
Baleariſche Inſeln, 109, 244

Barden,

Barden, 330
Barames, 367, 368, 370, 372 f.
Bargus, 49
Basiliscus, Schwäher des Leo und Kaiser, 155 f. 165 — 168
— — — Sohn des Onulphus, 169
Bathilde, 551
Bauto, 41
Bayern, 375, 568, 623
Belisarius, 212, 230, 241, 243, 244 f. 246 — 297, 320, 323, 326
Berchard, Maj. Dom. 563
Bertharid, König, 546, 567
Bessas, 283
Beyspiele, der Betrügereyen, des Unsinnes und der Ungerechtigkeit der Priester, 4, 6, 14, 17, 24, 27, 75 f. 38, 40, 50, 53, 54, 59, 61, 62 f. 63 — 69, 78, 92, 93, 114, 120 f. 180 — 190, 195, 198 — 200, 204, 225, 239, 284 f. 416, 505, 554, 556 f. 559, 591, 603, 604 f. 605 f. f. 625, 627 f. f. a. Christenthum.
Bilderstreit, 602, 605
Bilimer, 160
Bischöfe, s. Patriarch, auch Christenthum.
Boetius, 219, 231
Boheira, Mönch, 424
Bonifacius, Stadthalter in Afrika, 110 — 113, 114, 115
— — — Apostel der Germanier, 623, 627 f.
Bonosus, General, 402
Boso, 348, 359
Bretagner, 16, 195, 322, 375, 623
Britten, 13, 16, 53, 72, 127, 379, 381 f.
Brunehild, Königin, 330, 332, 345, 347, 348, 359, 364, 374, 378, 381, 408
Bulgaren, 148, 191, 192, 195, 502, 548, 562 f. 587, 601
Burgundier, 90, 116, 117, 122, 135, 144, 146, 152, 153, 158, 160, 173, 207, 218, 244, 246, 322, 338, 374, 378, 502, 624
Buttlinus, 310, 312
Bußübungen, 32 f. Kirchenbuße.

C.

Caaba, 420, 441
Cabades, König in Persien, 176, 180, 190 — 193, 198, 207, 210 f. 212, 231, 238
— — — Siroes, 413 — 416, 418
Cäsarius, 21
Callinicus, Künstler, 540
— — — Patriarche, 572
Calliopa, Exarch, 544 f.
Caoses, 210
Caravane, 451
Caroald, König, 416, 500
Carl der Große, 629
Carlmann, 625, 626
Carl Martell, 621 — 625
Castinus, 106, 107, 109
Chadijah, Frau des Mahomeths, 425, 428, 435, 454
Chagan, oder Chan, 584
Chariberth I. König, 322, 328
— — II. — 418, 501
Childebereth I. 205, 217, 221, 235, 240, 246, 264, 312, 318, 319 f.
— — II. 345, 347, 350, 355, 358, 360, 364, 365, 369, 370, 374, 376, 378
— — III. Sohn Pipins, 551
Childerich I. 551, 552
Childerich II. 581, 592, 626

Chilperich I. 322, 328, 332, 341, 344, 347, 348, 350, 351, 353, 355, 358
— — II. 621 f. 623
Chindasvinth, 555
Chintila, 506
Chramnus, rebellischer Sohn, 318, 321 f.
Christenthum und Christen in diesen Jahrhunderten, 7, 9, 10, 11, 14 f. 16, 18 - 23, 24, 28 f. 32, 37, 50, 59, 61, 62, 63 — 6 , 72, 77, 78, 84 f. 90, 92, 93, 95, 99 f. 105, 114, 117, 128, 134, 139, 143, 159, 160, 166, 168, 169, 176, 178, 181 — 184, 185 — 190, 193, 194, 196 f. 198 f. 204, 205, 206, 208 f. 212, 214 f. 218 f. 221 f. 223 f. 228, 229, 230, 232, 233, 235, 236 f. 238, 241 f. 243, 248 f. 250, 254, 257 f. 262, 264, 266, 283, 287 f. 291 f. 298, 300 f. 306, 308, 309, 311, 314, 316 f. 323 f. 329, 333, 336 f. 351, 355 f. 359 f. 361 f. 363 f. 366, 368, 371, 374, 383 f. 389, 393, 395, 401 f. 403, 411, 413 f. 478, 501 f. 535, 538 f. 541 f. 543 f. f. 549, 551 f. f. 554, 575 f. 577 — 580, 582, 587, 589 f. 602, 606 f. 608 — 620, 623, 627 f. — f. auch Relig. Verfolg; Beyspiele; Arianer; Athanaf.
Chrysargirum, 178
Chrysostomus, 19 — 21, 56, 58, 59, 61, 62, 63 — 69, 72 f. 119
Chlephis, König, 341, 343
Clodewig I. 172, 180 — 184, 193, 195, 200, 201 — 205
— — II. 502, 550 f.
— — III. 571, 581
— — ein Sohn Chilperichs, 353, 355
— — ein untergeschobener Prinz, 552
Clodomir, 203, 217, 221
Clotarius I. 205, 217, 221, 229, 240, 246, 261, 312, 315
— — II. 358, 364, 374, 381, 388, 389, 397, 408, 417
— — III. 551
— — IV. 622
Colchier, 294, 317
Comes, 109, 330
Commentiolus, 376, 391
Concilium zu Constantinopel, 9, 309, 543
— — zu Chalcedon, 134
— — zu Ephesus, 114, 120
Conon, 177, 179
Constans, Kaiser, 538 — 540
Constantinus Pogonatus, 539, 540 — 542, 559
— — Copronymus, 601, 602
— — Rebell, 72, 73, 74, 80, 82, 83, 87 f. f.
Constantius, General, 83, 87, 94, 97, 102 f.
Consul in Rom, 201
Copten, 496
Cosrhoes II. 210 f. 238, 262, 268, 272, 276, 290, 294, 317, 336 f. 343 f. 347, 352
— — III. 368 f. 372 f. 381, 394, 398, 406, 413
Croatier, 498
Cucusus, Stadt, 72
Cufa, Stadt, 527, f. Irak.
Cuniberth, König, 567, 579, 591
Cypern, 309
Cyrillus, Bischof, 84, 95, 114

D.

Dagoberth I. König, 412, 418, 500, 501
— — — II. 551, 553

Dago-

Dagoberth III. 592, 621
Damaſcus, 473, f. 586
Damaſus, Pabſt, 9
Daniel, Prinz Child. 552, 621
Datius, 264
Denis, Abtei, 502
Derar, 472, 493
Deſiderius, 617
Deutſchen werden Chriſten, 623, f.
Dieterich, ſ. Theodor.
Dioſcorus, Biſchof, 129
Diſabul, 334
Doge, 387
Donatiſten, 85, 92
Drumas, 80, 81
Duces, 334

E.

Ebrolnus, 552 — 555
Egica, 565, 577, 583
Ekthesis, 537
Ellebichus, 22
Elſas, 90
Eneco Garcia, 632
Engelsburg, 307
England, 382
Erarich, 274, f.
Erdbeben, große, 148, 223, 228, 319, 602, 604
Ervigius, 556, 565
Ethelberth, 383
Eudo, Herzog, 622, 624
Eudocia, Gemahlin Theod. II. 101, f. 120, 123, 148
— — — Tochter Valentin III. 219
Eudoxia, Gemahlin Arcad. 41, 48, 60, 61, 62, f. 67 — 69
— — — Tochter Theod. II. 107, 118, 142, 144, 152
Eugenius, Kaiſer, 34 — 38
Eurich, 154, 164
Eutropius, Miniſter, 41, 46, 48 — 56.
Eutyches, Ketzer, 128, f.

F.

Fatema, Tochter Mahometh, 466
— — — Hoſeins, 531
Favila, König, 631
Feſtus, 185, f.
Feuer, ein künſtliches, 540
Firuz, 507
Flavianus, Biſchof, 19 — 23
— — — Patriarch v. Conſtantin. 129
Franken, deren Geſchichte, 33, 71, 90, 97, 113, 132, 136, 152, 153, 158, 170, 256, 264, 329
Fredegunde, Königin, 340, 344, 348, 353, 359, 364, 371, 374, 379, 380
Friederich, ein Rugier, 174
Frieſen, 568, 569, 621, f. 624
Froila, König, 632

G.

Gabriel, der Engel, 438, 456
Gainas, ein Feldherr, 44, 53, 55 — 59
Gallicien, 98, 170, 361
Gallier, und deren Geſchichte, 13, 25, 42, f. 71, f. 74, 80, 83, 88, 90, 98, 113, 116, 158, 164, 173, 226, 355, 359 f.

Garcia Ariſta, 631
Gaſcogner, 389, 394, 622
Gebeth, tägliches der Muſulm. 461
Gelimer, König der Vandalen in Afrika, 232, 235, 237, 244, 247
Genſerich, König der Vandalen, 110 — 113, 120, 122, 125, 133, 143, f. 146, 149, 151, 155, f. 157, 163, 164, 165, 169, 170
Gepiden, 295, 297, 304, 305
Germanier, 13, 42, f. 70 f.
Germanus, 299 — 302
Geronticus, 80, 83, 87
Geſalic, 200
Geſetzbuch des Theodoſius, 119
Gewiſſens-Freiheit, 468
— — — Zwang, 468
Gildo, 51
Glycerius, Neben-Kaiſer, 162, 163
Godebeeth, 546 f.
Godegiſel, 71
Godemar, 218, 220, 240, 244, 246
Goisvinde, 363
Gonderich, 71, 98, 116, 117
Gondicarius, 90
Gontamund, 173
Gothen, 3, 7, 10, 25, 42, f. f. 45, 54, 58, 60, 69, 76, 78, 84, 88, 90, 94, 109, 117, 119, 120
— — — Oſt, 120, 140, 150, 151, 160, 162, f. 164, 223, 226, f. 245, 253, 270, 273, 306, 308, 313, 315
— — — Weſt, 120, 134, 136, 139, 144, 151, 152, 153, 158, 163, 164, 170, 175, 194, 198, 200, 226, 280, f. 332
Gratianus, Kaiſer, 3 — 13
Gregorius von Nazianz, 6, 12
Gregorius, M. Pabſt, 374, 377, 379, 383, 391, 394, 396
— — — II. Pabſt, 606 — 610
Grenthunger, 16
Grimoald, von Benev. 547, f.
— — — Sohn Pipins, 551
Grippo, 625, f.
Gubazes, 294
Gundebald, König von Burgund, 162, 193, 207
— — — Sohn, Clotar I, 359, 360
Gundeberg, Gemahlin Caroalds, 500
Gundemar, König in Spanien, 406, 410
Gunthram, König Burgunds. 322, 328, 332, 335, 336, 342, 345, 347, 348, 350, 355, 358, 360, f. 363, 364, f. 369, 371, 374

H.

Haniſa, Gelehrter, 599
Harmatius, General, 167, 168, 169
Harro, General, 529
Haſan, Sohn des Ali, 523, 525, 526
Haſchemiten, 522
Haſin, General des Yezids, 533
Hegai, 572 — 575, 578, 584, f.
Hejira, 448
Hengiſt, 128
Heraclconas, 537, f.
Heraclianus, 80, 91, f.
Heraclius, Stadthalter, 405
— — — Kaiſer, 405 — 416, 497, f.
— — — Conſtantinus, 537
— — — Bruder des Tiberius, 586, 587
Hermanfried, 210, 229
Hermengild, 355 — 357

Heruler,

Digitized by Google

Heruler, 206
Herzöge, 330, 334, 344
Heſcham, Kalif 594
Heyden und Heydenthum, 28—30, 34, 37, 57, 61, 69, 76, 117, 139, 210, 232, 234, 312, 336, 377, 461
Hieronymus, 29
Hildebrand, König, 611
Hilderich, Sohn Hunnerichs, 214, 231, 232, 235, 237
Hoamer, 237
Hotaimah, Amme Mahom. 423
Honoria, Schweſt. Valent. III. 116, 133
Honorius, Kaiſer, 36 — 107
Hormisdas, 353, 358, 365, f. 368
Hormuz, 147, 148
Horſa, 128
Hoſein, 525, 527, f. f.
Hunnen, 3, 42, 58, 60, 69, 115, 116, f. f. 125, 133, 140, 153, 165, 198, 304, 319, 321
Hunnerich, Sohn Genſer. 133, 170, 173
Hunold, Sohn des Cudo, 626

J.

Jabalah, Fürſt von Ghaſſan, 481, 483
Ibrahim, Kaliph, 596
— Ali Nachkomme, 597
Jeruſalem, von Perſ. erobert 406
— — von Muſulmännern 487, f.
Ildebald, 273, 274,
Ingundha, 355, f. 361, 363
Innocentius, Pabſt, 78
Johannes, Einſiedler, 35
— — Kaiſer, 107, 108
— — Pabſt, 219, f.
Johannes, Jejunator, 379
— — Gener. des Leontius, 583
Jonas, aus Damaſc. 475
Jovinus, Rebell, 88
Jovius, 77, 81
Irak, 476, 528—537, 558, 570
Iſaak, Exarch, 500
Iſaurier, 69, 177
Isdegerd, I. 54, 74, 89, 92, 99
— — II. 419
Islam, 433
Iſrafil, Engel, 441
Juden, 85, 95, 211, f. 230, 232, 402, 406 410, 421, 454, 578
Julianus, Sohn Conſt. 88, f.
— — Rebell in Paläſtina, 230
Juſtina, Mutter Valentin. 16
Juſtinian I. Kaiſer, 225—326
— — Sohn, Germanus, 304, 352
— — II. Kaiſer, 559, 562 — 580, 586
Juſtinus I. Kaiſer, 208 — 226
— — II. Kaiſer, 324, 326—350, f.
— — Germanus, Sohn, 304, 326

K.

Kais, Stadthalter, 521
Khaled, General, 470
— Yezids, Prinz, 534, 537
Khaliph, 466
Kirchen-Bann, 134
— Buße, 32
Koran, 429, 433, 477
Koreiſchiten, 425

L.

Digitized by Google

L.

Laurentius, 185, f.
Lazier, 276, 294
Leo, M. Pabst, 143, 153
— I. Kaiser, 147 — 163
— II. Kaiser, 162 — 164
— III. 601, f. 607 — 609, 611
Leontius, Kaiser, 580, 583, 587
Leovigild, 332, 355, f. 361
Leutaris, 310, 312
Litorius, General, 118, f. 120
Liutbert, König, 591
Liuva, König, 332, 358.
— Sohn Reccareds, 389, 395
Longinus, Rebell, 177
— — Exarch, 328, 330, 332, 335, 352, 354, 358
Longobarden, 267, 295, 297, 304, 305, 306, f. 330, 332, 339, 341, 346, 347, 349, 358, 365, 369, 372, 381, 388, 390, 407, 416, 500, 546, f. 606, f. f.
Luitprand, 592, 606 — 611, 626

M.

Mahometh, der angebliche Apostel, 386, 419 — 464
— — Sohn Abubekrs, 512 — 514,
— — Halbbruder Hoseins, 533, 558, 560, f.
Majorianus, Kaiser, 147 — 151
Major-Domus, 409
Malec, General, 492
Männer-Eid, 445
Mansur-Al, 598
Manuel, General des Herael. 483
Marcellinus, Rebell, 151, f. 155, f.
Marcianus, Kaiser, 131
— — Feldherr, 338, 341
Marcus, Kaiser, 165
Maroniten, 527, 563, f.
Martina, Kaiserin, 537, f.
Martinus, Pabst, 544 — 546
— — v. Tours, 199
Maruthas, Bischof, 91, 93
Masezel, Bruder des Gildo, 52, 54
Massagethen, 238, 240
Mathasuntha, 254, 273, 299
Mauer, große, bey Constant. 195
Mauritius, Kaiser, 352, 354 — 393
Maurus, General, 589.
Maximus, Rebell in Britannien, 13 — 25
— — in Spanien, 83
— — Kaiser, 141 — 144
Mecca, 420, 422 — 464
Medina, 437 — 464
Meroväus, Sohn Chilper. 345, 347
Merwan, I. Kaliph, 533, 537
— — II. 596
Micetius, Rebell, 540
Moawijah, I. Kaliph, 509, 516 — 527, 540
— — II. 533
Mohajerins, 446
Mokthar, 558, 560, 562, f.
Monotheleten, 543, 590
Mosab, 444
Moseilama, 467
Moslem, Freund Hoseins, 528
— General, 598
Mostaraber, 593

Mummo-

Mummolus, General, 336 f. 348
Mundo, Rebell, 194
Musab, 562 f. 565, 567, 570
Muſulmänner, 423 f. Araber.

N.

Narſes, ein perſiſcher General, 102
— — ein kaiſ. General, 240, 241, 243, 262, 265, 281, 303 — 316, 317 — 328
— — Rebell, 395 f. 398
Navarriſch Reich, 631
Nepotianus, Kaiſer, 162, 163 — 165
Neſtorius, 114, 128 f.
Neuſtrier, 364, 378, 502, 621, 625
Noomann, 528, 532
Noricum, 113
Novellä, 119
Nuncius, päbſtlicher, 394

O.

Obeidah, General, 469, 471 — 485, 491 — 496, 508
Obeidallah, General, 528 — 537, 560, 562
Occylla, 141
Odoacer, König, 166, 167, 169, 173 — 177
Olybrius, 152, 155, 161
Olympius, 544
Omar I. Khalif, 433, 455, 470, 476 — 496, 499, 506 — 508
— II. 594
Omijaden, 512, 515, 522
Oreſtes, Stadthalter, 95
— — Kaiſer, 165, 166, 167
Othmann, Khalif, 455, 508 — 513

P.

Pantheon, 401
Päbſte in Rom ſchaffen ſich ein Anſehen, 135, 236, 300, 391, 394, 542 f. 606 f. 607 — 620
— — bey ihrer Wahl iſt Streit, 185, 233, 257, 567
Paris, 13, 202
Patriarchen, 135, 214 f. f. 252
Paulinus, 123
Paulus, Pabſt, 618
Pelagius, Ketzer, 89, 92
— — I. Pabſt, 313 f. 316, 321
— — II. Pabſt, 349
Pelayo in Aſturien, 593, 631
Peroſes, König, 148, 173
Perſer, 506, 510
Peter, Bruder des Maurit. 391
Philippicus Bardanes, 589, 590
Phocas, Kaiſer, 392 — 406
Picten, 16, 53, 127, 382
Pipinus I. 412, 501
— — II. von Heriſtal, 554, 563, 564, 581, 592
— — III. 625 — 630
Placidia, 82, 90, 97, 99, 107, 108, 132
Plectrud, 620, 622
Porto, 163
Priſcus, General, 388
— — Eydam des Phocas, 399 f. 405
Procopius, 242
Pulcheria, 94, 101, 130 f. 140
Pyrrhus, Patriarch, 537, 542

Q.

Quaden, 4, 6

Digitized by Google

R.

Radagaisus, 58, 69, 70
Ragnaris, 313, 315
Ratchis, 611 f. 617
Reccared I. 361, 363 f. 365, 366, 381, 389
— — II. 410
Reccaswinth, 555
Rechiarius, 145, 147
Rechila, 126
Reise — Nacht des Mahomeths, 438
Religions-Verfolgungen, 7, 9, 10, 11, 12, 16, 24, 33, 85, 100 f. 115, 410, 459, 468, 496, 506, f. auch Christ.
Rhodus, 510
Ricimer, 146, 150 f. 153, 157, 160 f.
Roderich, 593
Rodoald, 544
Rom, erobert vom Alarich, 79. 81; vom Genserich, 143 f.; vom Odoacer, 167; vom Theodorich, 177; vom Belisar, 254; vom Totila, 287, 298
Romanus, Exarch, 372, 378, 394
Romulus Augustulus, 166, 167
Rosamunda, 339
Rotonda — la, in Rom, 402
Rotharis, König, 501, 542 — 549
Rudolf, Thüringer, 505
Rufinus, Minist. Arcad. 37 — 45

S.

Saad, 508
Salem, 532
Sachsen, 54, 128, 353, 318 f. 322, 331, 337, 618, 623
Samo, Fürst der Slaven, 501
Samroh, 529
Sandichus, 521
Sapores II. 7
— — III. 15, 25
Saracenen, 102, 165, 191, 192
Sarbarazes, Rebell, 413 — 416, 418
Sardinien, 144, 163
Sarmakand, 533
Sarmater, 4, 6, 140
Sarus, Gothe, 72 f. 81
Savoyen, 122
Schaleh, Rebell, 578, 581
Schebib, Rebell, 578, 581
Sclaven, 294, 301, 303, 319, 501, 541, 562 f. 568
Scoten, 16, 53, 127, 381 f.
Sebastianus, Mitregent, 89
Seidenbau in Europa, 303
Severian, 64
Severus, Kaiser, 151, 153
Sicilien, 122, 153, 169, 247
Siegeberth I. König, 322, 328, 332, 335, 342, 344
— — II. 502, 551
Siegerich, 94
— — 212
Siegismund, 207, 212 f. 217
Siroes, s. Cabades.
Sisebut, 410
Sisenand, 505, 506
Smaragdus, 358
Solimann, Rebell, 533 — 537
— — — Bruder Whalids, 586
— — — Khalife, 594
Sophia, Gemahlin Justins II. 326, 342, 351
Sophien-Kirche in Constant. 243

Sophro-

Sophronius, 486
Spanier, 13, 80, 83, 98, 106, 109, 110, 113, 116, 126, 145, 158, 164, 194, 207, 355, 366, 555, 593
Stephanus, Miniſter, 577, 580
— — — II. Pabſt, 612 — 618
— — — III. Pabſt, 620
Stilicho, Miniſter, 39 — 75
Sueven, 70, 74, 80, 83, 98, 110, 126, 145, 147, 158, 164, 170, 194, 361
Suintila, 410, 418, 505
Syagrius, 170, 172, 173
Sylinger, 98
Sylverius, Pabſt, 254, 257, 261
Symmachus, Gegen-Pabſt, 185
— — — am Hofe Theodor. M. 219, 231

T.

Taſo, 500
Taufe verſchoben, 37
Tejas, 306, 308,
Telha, 508, 512 — 517
Terbelis, Fürſt, 587
Thajef, 436
Thaumaſius, 96
Thaſſilo, 376
Theilung des römiſchen Reichs, 39
Theodat, 245, 246, 247 — 253
Theodebald, 295, 310, 312
Theodeberth I. König Auſtraſ. 246, 266, 294, 295
— — — II. 378, 388 f. 397
Theodelinde, 370, 375, 407, 416
Theodes, König der Weſtgoth. 236
Theodomir, 162
Theodomir, 356
Theodor, General, 491
Theodora, Gemahlin Juſtinian I. 226, 239, 242, 246, 257, 278, 296 f. 325
Theodorich I. unter Weſtgoth. 98, 116, 117, 119, 120, 133, 136
— — II. unter Weſtg. 139, 144, 146, 147, 149, 152, 154
— — Sohn des Triarius, 170
— — der Große, unter Oſtgoth. 163, 171, 172, 173 — 223 f. 231
— — I. unter den Franken, 205, 207, 210, 229, 240, 244, 246
— — II. unter den Franken, 378, 388 f. 397, 408
— — III. unter den Frank. 552, 553, 564, 571
— — IV. unter d. Fr. 623 f.
Theodoſius I. der Große, 4 — 39 f. 48
— — II. 60, 73 — 130
— — III. 590, 600
— — Bruder des Pogonatus, 538
Theodotus, 577, 580 f.
Theophilus, Biſchof, 29, 65, 84
Theſſalonich, 21 f.
Theudiſclus, 282
Theudoald, 621, 622
Thomas, General, 473
Thongrien, 98
Thoriſmund, 136, 139
Thraſamund, 179, 194, 207, 213
Thüringer, 180, 207, 210, 229, 317, 322, 505, 568, 623
Tiberius, Kaiſer, 342, 350 — 354
— — Apſimarus, 584 — 587
Tigranes, 124

Digitized by Google

Tinasius, General, 49
Totila, 275 — 307
Transtila, 141
Tribigild, Rebell, 54 f. f. 57
Tufa, 173
Tulga, 506, 555
Türken, 334, 358, 532, 584, 594

U.

Undecimilla, 17
Unsinn, s. Beysp.
Ursula, 16

V.

Valentinian II. Kaiser, 4 — 34, 37
— — — III. 99, 107, 108 — 141, 142
— — — General des Heraclius, 537
Vallia, 95, 97, 98
Vandalen, 70, 74, 80, 83, 98, 110, 113, 116, 120, 245
Varanes IV. 25, 54
— — V. 99, 102, 104, 105, 122
— — VI. 122, 124, 147
Venedig, 138, 386 f.
Verina, 163, 165
Vesuv, 161
Vestalische Jungfrauen, 10
Videmir, 162, 163
Vielweiberey, 453, 501
Vigilius, Pabst, 257, 283, 292, 300, 309, 311, 313
Vitalianus, 206, 209
Vitiges, 253 — 271, 272 — 274

W.

Wamba, 555
Warak, 428
Warnachar, 409
Warner, 376
Warok, 375
Wasconier, s. Gascogner.
Weiber-Eid, 445
Werdan, 471 f.
Whalid I. Khalif, 585
— — II. 595
— — III. 595
— — tapfere General, 455, 458 f. 467, 471 — 485, 491 — 496, 508
Witiza, König, 583, 592
Witterich, 395, 406

X.

* * *

Y.

Yezid I. Khalif, 525, 527 — 533
— II. 594
Youkinna, 491

Z.

Zacharias, Pabst, 610 — 612
Zambades, 180, 191
Zeinab, Tochter des Ali, 531
Zeno, Kaiser, 162, 163, 165, 166, 168 — 175
Zentil, 584
Zijad, 528
Zobeir, 508, 512 — 517
Zweykämpfe, 162, 501

Digitized by Google

ERRATA.

Seite	221	Col.	1	Zeil	4	lis: —	Childeberth.
Seite	295	Col.	2	Zeil	12	von unten, lis: —	Theodebald.
Seite	310	Col.	2	Zeil	8 und 9	lis: —	Theodebalds, eines Sohns Theodeberths.
Seite	344	Col.	1	Zeil	2	von unten, lis: —	bleiben wollten, die aber ꝛc.
Seite	376	Col.	1	Zeil	6	von unten, lis: —	austrasische Franken.
Seite	408	Col.	1	Zeil	3	von unten, lis: —	Theodorich will indessen ꝛc.
Seite	620	Col.	1	Zeil	7	von unten, lis: —	der Pabst Paulus.
Seite	626	Col.	2	Zeil	8, 10, 16	von unten, lis:	statt Dieterich, jedesmal Childerich.
Seite	627	Col.	2	Zeil	17	lis: —	Childerich, statt Dieterich.

Andere mehr oder minder erhebliche, und von uns noch nicht bemerkte Fehler, wolle der geneigte Leser, uns zu gute halten!

Verzeichniß der Charten
des vierten Theils.

1. Charte von dem Reiche Clodewigs, u. s. w.
2. Charte von Arabien, u. s. w.

Digitized by Google

Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z156782204

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google